



Lesefrüchte

vom

Felde der neuesten Literatur

des

In- und Auslandes.

(Ernsten und fröhlichen Inhalts.)

Begründet

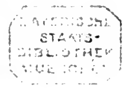
von

Dr. J. J. C. Pappe.

Jahrgang 1852. Dritter Band.

Hamburg, 1852,

in der Expedition: Rathhausstraße No. 10.





Inhalt des dritten Bandes.

Lesefrüchte
vom Felde der neuesten Literatur
begründet von
Dr. J. J. C. Pappe,
fortgesetzt und herausgegeben von Dr. C. F. G. Müller.
(Expedition: Rathhausstraße No. 10.)

1852. 3ter Band. 1stes Stück.

Der Stolz des Dorfes.

Von Washington Irving.

Bei einem Ausfluge in eine der entlegensten Grafschaften Englands, war ich in einen von jenen Kreuzwegen gerathen, welche durch die abgesondertsten Theile des Landes führen, und hielt eines Nachmittags in einem Dorfe an, dessen Lage ländlich, schön und zurückgezogen war. Es war ein Anschein von ursprünglicher Einfachheit um seine Bewohner, welcher in den Dörfern, die an der großen Heerstraße liegen, nicht zu finden ist. Ich beschloß die Nacht dort zu bleiben, und nachdem ich früh zu Mittag gegessen hatte, zog ich umher um mich an den umliegenden Landschaften zu erfreuen.

Meine Wanderung, wie es gewöhnlich bei Reisenden der Fall ist, führte mich bald nach der Kirche, welche in einer kleinen Entfernung vom Dorfe stand. Sie war in der That ein Gegenstand von einiger Merkwürdigkeit, da ihr alter Thurm ganz mit Epheu überwachsen war, so daß nur hier und da ein hervorragender Strebepfeiler, eine Ecke grauen Mauerwerks oder eine phantastisch ausgeschnitzte Verzierung durch die grüne Bedeckung drang. Es war ein lieblicher Abend. Der erste Theil des Tages war dunkel und regnerisch gewesen, aber am Nachmittage hatte es sich aufgeklärt, und obgleich noch immer finstere Wolken oben hingen, war gleichwohl ein breiter Streif goldenen Himmels im Westen, von welchem aus die untergehende Sonne durch die tropfenden Blätter glänzte, und die ganze Natur in ein melancholisches Lächeln verklärte. Es glich der Abschiedsstunde eines guten Christen, der über die Sünden und Sorgen der Welt lächelt, und in der Reinheit seines Hinsinkens die Versicherung giebt, daß er in Herrlichkeit wieder aufstehen wird.

Ich hatte mich auf einen halbversunkenen Grabstein gesetzt, und dachte, was man so leicht in dieser Stunde thut, an vergangene Bilder und frühe Freunde — an die, welche abwesend, und die,

welche todt waren — und hing der Art von melancholischer Phantasie nach, welche etwas Süßeres in sich hat, als das Vergnügen. Dann und wann erreichte der Schlag einer Glocke des benachbarten Thurmes mein Ohr, ihre Töne waren in Einklang mit der Scene, und stimmten in meine Gefühle ein, statt ihnen zu widerstreiten; und es währte einige Zeit ehe ich mich erinnerte, daß es zu dem Begräbnisse eines neuen Bewohners des Grabes läute.

Alsbald sah ich einen Leichenzug sich durch das Laub des Dorfes bewegen, er wand sich langsam einen schmalen Weg entlang, verschwand und erschien durch die Oeffnungen der Hecken wieder, bis er über den Platz zog, wo ich saß. Das Leichentuch ward von jungen weißgekleideten Mädchen getragen; eine von ihnen, ungefähr siebenzehn Jahr alt, ging voran, einen weißen Rosenkranz tragend, ein Zeichen, daß die Verblichene ein junges Mädchen war. Die Eltern folgten der Leiche. Sie waren ein ehrwürdiges Paar aus der besseren Klasse des Bauernstandes. Der Vater schien seine Gefühle zu bekämpfen, aber sein durchbohrendes Auge, seine düsteren Augenbrauen und die tiefgefurchte Stirn zeigten die Bewegung, die in ihm vorging. Seine Frau hing an seinem Arme und weinte laut mit den konvulsivischen Ausbrüchen des Mutterkummers.

Ich folgte dem Leichenzuge in die Kirche. Der Sarg ward in dem mittlern Flügel niedergesetzt und der weiße Rosenkranz mit einem Paar weißer Handschuhe über den Sitz gehängt, den die Verschiedene einzunehmen pflegte.

Jeder kennt das seelenbesiegende Pathos eines Todtengottesdienstes; — denn wer ist so glücklich, nie welche von denen, die er geliebt hat, zum Grabe begleitet zu haben? — aber wenn so die Reste von Jugend und Schönheit vorgeführt werden, dahingerafft in der Blüthe des Daseyns, was kann ergreifender seyn? Bei jener einfachen, aber so feierlichen Ueberlieferung des Körpers an das Grab — „Erde zu Erde — Asche zu Asche — Staub zu Staube!" brachen die Thränen der jugendlichen Gespielinnen der Verblichenen unaufhaltsam hervor.

Der Vater schien noch mit seinen Gefühlen zu kämpfen und sich mit der Zuversicht zu trösten, daß die Todten selig sind, welche in dem Herrn sterben; aber die Mutter dachte nur an ihr Kind, welches wie eine Feldblume niedergemäht und verblüht war in der Fülle ihrer Anmuth: sie war gleich Rachel, „um ihre Kinder weinend und sich nicht trösten lassend."

Als ich nach dem Gasthause zurückkehrte, erfuhr ich die Geschichte der Verstorbenen. Es war eine einfache, wie sie schon oft erzählt ist. Sie war die Schönheit und der Stolz des Dorfes gewesen. Ihr Vater, früher ein wohlhabender Pächter, war in seinen Umständen zurückgekommen. Dieß war das einzige Kind und ganz zu Hause, in der Einfachheit des ländlichen Lebens erzogen. Sie war die Schülerin des Dorfpastors, das Lieblingslamm

seiner kleinen Heerde. Der gute Mann wachte über ihre Erziehung mit väterlicher Sorge; diese war einfach und der Sphäre angemessen, in welcher sie sich künftig bewegen sollte, denn er dachte nur daran, sie zu einer Zierde ihrer Stellung im Leben zu machen, nicht, sie darüber zu erheben. Die Zärtlichkeit und die Nachsicht ihrer Eltern und die Befreiung von allen gewöhnlichen Beschäftigungen hatten eine natürliche Anmuth und Zartheit des Charakters erhalten, welche mit der zerbrechlichen Lieblichkeit ihrer Gestalt übereinstimmten. Sie erschien wie eine zarte Gartenpflanze, zufällig zwischen den rauheren Erzeugnissen des Feldes blühend.

Der Vorzug ihrer Reize ward von ihren Gespielinnen ohne Neid gefühlt und anerkannt; denn er wurde durch die bescheidene Sanftmuth und die anziehende Freundlichkeit ihres Wesens übertroffen. Es konnte gewiß von ihr gesagt werden:

„This is the prettiest low-born lass, that ever
Ran on the greensward: nothing she does or seems,
But smacks of something greater than herself;
Too noble for this place!“ *)

Das Dorf war eines von den abgelegenen Orten, welche noch immer einige Ueberreste von altenglischen Sitten beibehalten haben. Es hatte noch seine ländlichen Feste und die Feiertag-Belustigungen, und hielt noch immer einige schwache Reste des sonst so volksthümlichen Mairitus aufrecht. Dieß ward freilich von seinem gegenwärtigen Seelsorger befördert, welcher ein Liebhaber alter Sitten war, und einer jener einfachen Christen, welche ihre Aufgabe für erfüllt halten, wenn sie Freude auf Erden und Wohlwollen unter den Menschen befördern. Unter seinem Schutze stand der Maibaum von Jahr zu Jahr mitten auf dem grünen Dorfplatze; am ersten Mai ward er mit Kränzen und Fahnen verziert und eine Maikönigin bestimmt, bei den Festen den Vorsitz zu führen und die Preise und Belohnungen auszutheilen.

Die malerische Lage des Dorfes und das Phantastische seiner ländlichen Feste zogen oft die Beobachtungen von zufälligen Besuchern auf sich. Unter diesen war an einem ersten Mai ein junger Officier, dessen Regiment letzthin in der Nachbarschaft einquartirt worden war. Er war von dem natürlichen Geschmacke, welchen das Dorfgepränge zur Schau trug, entzückt, aber noch mehr von der aufblühenden Lieblichkeit der Maikönigin. Es war die Günst-

*) Dieß ist das hübscheste niedriggeborne Mädchen, welches je einen Rasenplatz betrat: sie thut nur etwas, was größer ist als sie; sie ist zu edel für diese Stelle.

lingin des Dorfes, die mit Blumen gekrönt war und abwechselnd erröthete und lächelte in der schönen Verwirrung von mädchenhafter Schüchternheit und Entzücken.

Die Ungezwungenheit der ländlichen Sitten machten es ihm leicht, ihre Bekanntschaft zu machen, er fand nach und nach den Weg in ihren vertrauten Umgang und schmeichelte ihr in der unbedachten Weise, wie junge Officiere nur zu leicht geneigt sind, mit ländlicher Einfachheit zu spielen.

Es war Nichts in seinem Benehmen, um zu erschrecken oder zurückzubeben. Er sprach sogar nie von Liebe, aber es giebt eine Art und Weise, welche beredter ist als die Sprache, und welche zart und unwiderruflich zum Herzen dringt. Der Strahl des Auges, der Ton der Stimme, die tausend Zartheiten in Worten, Blick und Handlungen — dieses bildet die wahre Beredsamkeit der Liebe, und kann immer gefühlt und verstanden, aber nie beschrieben werden. Können wir uns wundern, daß er bald ein junges, ehrliches und empfängliches Herz gewann? Sie liebte fast unbewußt, sie fragte kaum, welche wachsende Leidenschaft alle anderen Gedanken und Gefühle verzehrte, oder welches ihre Folgen seyn würden. Sie blickte nicht in die Zukunft. Wenn er gegenwärtig war, nahmen seine Blicke und Worte ihre ganze Aufmerksamkeit hin; war er abwesend, dachte sie nur an das, was bei ihrer letzten Zusammenkunft geschehen war. Sie wanderte mit ihm durch die grünen Wege und die ländlichen Scenen der Nachbarschaft. Er zeigte ihr neue Scenen in der Natur, er sprach zu ihr in der Sprache des feinen und veredelten Lebens, und hauchte in ihr Ohr die Zaubereien der Romantik und Poesie.

Vielleicht war nie eine Leidenschaft zwischen den Geschlechtern reiner, als die dieses unschuldigen Mädchens. Die stattliche Gestalt ihres jungen Verehrers und die Pracht seines militärischen Anzuges mochten zuerst ihr Auge entzückt haben, aber dieß war es nicht, was ihr Herz gewonnen. Ihre Anhänglichkeit hatte etwas von Vergötterung in sich. Sie sah zu ihm auf wie zu einem Wesen höherer Art. Sie fühlte in seiner Nähe den Enthusiasmus eines von Natur zarten und poetischen Gemüthes, welches nun zuerst zu einem Begriffe des Schönen und Großen erwacht war. An die niedrigen Unterscheidungen durch Rang und Vermögen dachte sie gar nicht; es war der Unterschied des Verstandes, des Benehmens und der Sitten von denen ihrer ländlichen Umgebung, an welche sie gewöhnt war, was ihn in ihren Augen erhob. Sie pflegte ihm mit dem seligen und niedergeschlagenen Blicke des stummen Entzückens zuzuhören, und ihre Wangen glühten von Enthusiasmus, oder wenn sie je einen Blick voll schüchterner Bewunderung wagte, war er schnell vorüber und sie seufzte und erröthete bei dem Gedanken an ihre Unwürdigkeit.

Ihr Geliebter war gleich tief gerührt, aber seine Leidenschaft war mit Gefühlen einer roheren Art gemischt. Er hatte die Verbindung in Leichtsinn begonnen, denn er hatte oft seine Kameraden sich mit ihren Dorferoberungen rühmen hören, und hielt einige Triumphe dieser Art nöthig für seinen Ruf, als ein Mann von Geist. Aber er war zu voll von jugendlicher Hitze. Sein Herz war durch das wandernde und zerstreute Leben noch nicht kalt und selbstsüchtig genug geworden: er fing Feuer von derselben Flamme, welche er zu entzünden strebte, und ehe er etwas von der Natur seiner Lage merkte, liebte er wirklich.

Was wollte er thun? Da waren die alten Hindernisse, welche so häufig in diesen unbesonnenen Verbindungen vorkommen. Sein Rang im Leben — seine Abhängigkeit von einem stolzen und starrköpfigen Vater — Alles dieß verbot ihm, an eine Heirath zu denken: — aber wenn er auf dieß unschuldige, so zärtliche und vertrauende Wesen niedersah, war eine solche Reinheit in ihren Sitten, solche Unschuld in ihrem Wesen, daß sie jedes vermessene Gefühl einschüchterten. Vergebens suchte er sich durch tausend herzlose Beispiele der Männer der Mode zu stärken, und den Strahl edelen Gefühles zu dämpfen mit dem kalten, höhnischen Leichtsinne, mit welchem er sie von weiblicher Tugend hatte sprechen hören: wenn er in ihre Nähe kam, war sie von dem geheimnißvollen, aber unverletzbaren Zauber weiblicher Reinheit umgeben, in dessen geheiligter Sphäre kein schuldiger Gedanke leben kann.

Die plötzliche Ankunft von Befehlen für sein Regiment, sich nach dem Festlande hinzubegeben, vermehrte die Verwirrung in seinem Gemüthe. Er blieb für eine kurze Zeit in einem Zustande peinlicher Unentschlossenheit; er zögerte, seine Neuigkeiten mitzutheilen, bis der Tag zum Aufbruche da war, da gab er ihr die Nachricht auf einer Abendwanderung.

Der Gedanke an Abreise war ihr vorher nie eingefallen. Er brach auf einmal in den Traum ihrer Glückseligkeit ein, sie blickte darauf wie auf ein plötzliches und unübersteigliches Unglück, und weinte mit der ehrlichen Einfachheit eines Kindes. Er zog sie an seine Brust und küßte die Thränen von ihrer sanften Wange; sie widerstand nicht, denn es giebt Augenblicke von Sorge und Zärtlichkeit gemischt, welche die Liebkosungen der Zuneigung heiligen. Er war von Natur feurig und der Anblick der Schönheit, anscheinend so nachgiebig in seinen Armen, das Bewußtseyn seiner Macht über sie, und die Furcht sie für immer zu verlieren, Alles vereinigte sich, seine besseren Gefühle zu überwältigen: — er wagte, ihr vorzuschlagen, daß sie ihre Heimath verlassen und die Gefährtin seines Glückes seyn möge.

Er war noch gänzlich Neuling in der Verführung, und erröthete und erbleichte bei dem Gedanken an seine Niedrigkeit; aber so un-

schuldigen Gemüthes war sein beabsichtigtes Opfer, daß sie zuerst seine Meinung nicht verstand und den Grund, weßhalb sie ihr heimathliches Dorf und das bescheidene Dach ihrer Eltern verlassen sollte. Als endlich das Verständniß dieses Vorschlages ihrem reinen Gemüthe klar wurde, war die Wirkung vernichtend.

Sie weinte nicht — sie brach nicht in Vorwürfe aus — sie sagte kein Wort — aber sie fuhr, wie vor einer Schlange, erschrocken zurück; sie warf ihm einen Blick der Angst zu, welcher in seine innerste Seele drang, und floh, wie Schutz suchend, und ihre Hände in Todesangst in einander drückend, nach ihres Vaters Hütte.

Der Offizier zog sich zurück, verwirrt, gedehmüthigt und bereuend. Es ist ungewiß, was das Resultat des Streites seiner Gefühle gewesen wäre, wären seine Gedanken nicht durch die Unruhe der Abreise zerstreut worden. Neue Scenen, neue Vergnügungen und neue Gefährten zerstreuten seine Selbstvorwürfe bald, und unterdrückten seine Liebe; und doch mitten in dem Geräusche des Feldes, in den berauschenden Lustbarkeiten der Garnisonen, in der Schlachtordnung der Armeen und selbst in dem Getöse der Schlacht, stahlen sich seine Gedanken manchmal zu der Scene ländlicher Ruhe und dörflicher Einfachheit zurück — die weiße Hütte — der Fußpfad längs dem Silberbache und der Weißdornhecke, und das kleine Dorfmädchen, welches langsam, auf seinen Arm gestützt, hinunter ging, ihm zuhörend, während ihre Augen von unverhehlter Zärtlichkeit strahlten.

Der Stoß, welchen das arme Mädchen empfangen hatte, und der ihre ganze ideale Welt zerstörte, war wirklich hart gewesen. Ohnmachten und krampfhafte Anfälle erschütterten zuerst ihre zarte Gestalt, und waren von einer bleibenden und verzehrenden Traurigkeit gefolgt. Sie hatte ihren treulosen Liebhaber wie im Triumphe zwischen den Tönen der Trommel und der Trompete und der Pracht der Waffen davon tragen sehen. Sie warf ihm einen letzten schmerzlichen Blick nach, als die Morgensonne um seine Gestalt glänzte und seine Feder im Winde flatterte: er verlor sich gleich einer glänzenden Erscheinung aus ihrem Gesichte und ließ sie ganz in Dunkelheit zurück. Es würde alltäglich seyn, bei den Einzelnheiten ihrer nachherigen Geschichte zu verweilen; sie war traurig wie andere Liebeserzählungen. Sie vermied Gesellschaft und besuchte allein die Orte, welche sie am häufigsten mit ihrem Geliebten besucht hatte.

Sie weinte, gleich einem getroffenen Wilde, in der Stille und Einsamkeit, und brütete über die immer auf's Neue verwundende Sorge, die in ihrer Seele tobte. Manchmal ward sie im Portale der Dorfkirche sitzend gesehen; die Milchmädchen, welche von den Feldern zurückkehrten, hörten sie dann und wann im Weißdorngange klagende Lieder singen. Sie wurde glühend in den kirch-

lichen Andachtsübungen; und wenn alte Leute sie nahen sahen, so hingewelkt und doch mit einer hektischen Blüthe und von dem geweihten Dufte umgeben, welche die Melancholie über die Gestalt ausgießt, pflegten sie aus dem Wege zu gehen, wie vor etwas Geistigem, und ihr nachsehend ihre Köpfe in düsterer Ahnung zu schütteln. Sie hatte die Ueberzeugung, daß sie dem Grabe zueile, aber sie sah nach ihm hin, wie nach einem Ruheorte. Das silberne Band, welches ihr Daseyn fesselte, war verloren, und es schien kein Vergnügen mehr für sie unter der Sonne zu seyn. Wenn jemals ihr sanftes Herz Haß gegen ihren Geliebten gefühlt hatte, so war er ausgelöscht. Sie war böser Leidenschaften unfähig, und in einem Augenblicke trauriger Zärtlichkeit schrieb sie ihm einen entsagenden Brief. Er war einfach, aber gerade durch seine Einfachheit so rührend. Sie erzählte ihm, daß sie sterben werde, und verhehlte ihm nicht, daß sein Betragen die Ursache davon sei. Sie schilderte auch die Leiden, die sie ertragen hatte; schloß aber, indem sie sagte, daß sie nicht in Frieden sterben könne, ehe sie ihm nicht ihre Vergebung und ihren Segen gesandt hätte.

Nach und nach nahmen ihre Kräfte ab, so daß sie die Hütte nicht mehr verlassen konnte. Sie konnte nur zum Fenster gehen, wo es ihre Freude war, auf einem Stuhle sitzend, alle Tage zu verweilen und auf die Landschaft zu blicken. Sie stieß jedoch weder eine Klage aus, noch theilte sie Jemanden die Krankheit mit, die an ihrem Herzen nagte. Sie nannte sogar nie den Namen ihres Geliebten; aber sie pflegte ihren Kopf an den Busen ihrer Mutter zu legen und ruhig zu weinen. Die armen Eltern neigten sich in stummer Angst über diese verwelkende Blüthe ihrer Hoffnungen, sich noch immer täuschend, daß sie wieder zur Munterkeit aufleben würde, und daß die glänzende und überirdische Glut, welche zuweilen ihre Wangen röthete, das Vorzeichen der zurückkehrenden Gesundheit sei.

Auf diese Weise saß sie zwischen ihnen eines Sonntag Nachmittags, ihre Hände waren in die ihrer Eltern gedrückt, das Gitterfenster war geöffnet, und die linde Luft, welche hereinkam, brachte den Wohlgeruch des traubenartig wachsenden Geisblattes mit sich, welches ihre eigenen Hände um das Fenster gezogen hatten.

Ihr Vater hatte gerade ein Kapitel aus der Bibel gelesen: es sprach von der Nichtigkeit weltlicher Dinge und den Freuden des Himmels; es schien Wohlseyn und Ruhe in ihrer Brust erzeugt zu haben. Ihr Auge war auf den entfernten Kirchthurm gerichtet, die Glocke hatte zum Abendgottesdienste geläutet; die letzten Dorfbewohner gingen langsam durch das Portal, und Alles war in die geweihte Stille versunken, welche dem Tage der Ruhe so eigenthümlich ist. Ihre Eltern blickten sie mit jammernden Herzen an. Krankheit und Kummer, welche über manches Gesicht so rauh hin-

weg gehen, gaben dem ihrigen den Ausdruck eines Engels. Eine Thräne zitterte in ihrem sanften blauen Auge. — Gedachte sie ihres treulosen Geliebten? — oder wanderten ihre Gedanken nach jenem Kirchhofe, in dessen Schooße sie bald ruhen sollte? —

Plötzlich wurden Hufschläge gehört — ein Reiter jagte nach der Hütte — er stieg vor dem Fenster ab — das arme Mädchen stieß einen schwachen Schrei aus, und sank in ihren Stuhl zurück: es war ihr bereuender Geliebter. Er sprang in das Haus und eilte, sie an seinen Busen zu drücken; aber ihre verblühte Gestalt — ihr todtenähnliches Gesicht — so blaß, und doch so lieblich in seiner Verwüstung — drückten ihm die Seele zusammen und er warf sich in Todesangst ihr zu Füßen. Sie war zu schwach, um aufzustehen — sie versuchte ihre zitternde Hand auszustrecken — ihre Lippen bewegten sich, als ob sie sprach, aber kein Wort war vernehmlich — sie sah zu ihm nieder mit einem Lächeln voll unaussprechlicher Zärtlichkeit und schloß die Augen für immer!

Dieß sind die Einzelheiten, welche ich von dieser Dorfgeschichte sammelte. Sie sind nur dürftig und ich bin gewiß, daß wenig Neues sie empfehlen wird. Bei der gegenwärtigen Manie sowohl für seltsame Vorfälle, als auch für stark gewürzte Erzählung, mögen sie alltäglich und unbedeutend erscheinen, aber sie interessirten mich damals sehr; und mit der ergreifenden Ceremonie, deren Zeuge ich eben gewesen war, in Verbindung gestellt, machten sie einen tiefern Eindruck auf mein Gemüth, als viele Umstände von auffallenderer Natur. Ich bin seitdem wieder durch den Ort gekommen und habe die Kirche aus einem bessern Beweggrunde als aus bloßer Neugierde wieder besucht. Es war ein Winterabend, die Bäume waren ihres Laubes beraubt, der Kirchhof sah kahl und düster aus, und der Wind rauschte kalt durch das trockene Gras.

Immergrün war indessen um das Grab des Dorflieblings gepflanzt und Trauerweiden neigten sich darüber, um den Rasen unverletzt zu erhalten. Die Kirchthür war offen und ich ging hinein. Da hing der weiße Rosenkranz und die Handschuhe, wie am Tage des Begräbnisses: freilich waren die Blumen verblüht, aber es schien Sorge getragen zu seyn, daß kein Staub ihre Reinheit beflecke. Ich habe viele Denkmäler gesehen, wo die Kunst ihre Macht erschöpft hat um die Sympathie des Beschauers zu erwecken, doch keines sprach rührender zu meinem Herzen, als diese einfache, aber zarte Erinnerung an geschiedene Unschuld.

Personalien und Familienverhältnisse Kaiser Joseph's II.

Von Dr. Eduard Vehse.*)

1.

Personalien.

Joseph's gewöhnliche Wohnung war das erste Stockwerk der Hofburg zu Wien in dem Flügel, wo der große Rittersaal war, wo alle Gesandte Audienz erhielten. Er bewohnte drei Zimmer nach der Bastei hinaus: das erste, das Schlafzimmer, hatte gründamastne Tapeten mit Goldtressen, eben so war der Alkoven mit dem Bett. Es hing hier ein Portrait der Kaiserin Catharina II. in rothem Goldstück, ein Geschenk von ihr. Dann kam ein Kabinet, grün gemalt; hier hing das Portrait des Königs von Preußen in blauer Uniform, wie er den Hut im Abziehen bei'm Gesicht hält. Dann folgte das Wohnzimmer, oder das geheime Schreibzimmer, mit den Maschinentafeln. Die Kabinetskanzlei befand sich nämlich unter des Kaisers Wohnzimmer, die Ausfertigungen aus derselben erhielt Joseph durch eine Maschine, die mittelst Walzen einen Tisch in die Höhe drehte und denselben durch den Fußboden des Zimmers des Kaisers an seine Seite hinhob. Zur schönen Jahreszeit war ein einfaches Häuschen im Augarten Joseph's Lieblingsaufenthalt. Bei'm Eingang in dieses Häuschen, das drei Eingänge hatte und zu dem man auf acht Stufen heraufstieg, kam man zuerst in einen niedlich ausgemalten Salon, ganz über und über nach der damaligen Sitte der Zeit behangen mit illuminirten Kupferstichen, Ruinen und Landschaften. Links daran stieß ein langes schmales Zimmer mit zwei Kanarienhecken in den Ecken und dazwischen ein Stufenaufsatz an der Wand mit Vasen mit einer Menge duftender Blumen gefüllt. Rechts von da kam man in zwei Zimmer mittlerer Größe, durch und durch, auch der Fußboden, mit dem schönsten weiß- und buntgeblümten Zitze überzogen, eben so überzogen waren Sopha, Stühle, Bett und der Spiegeltisch zum Ankleiden. Im ersten Stock, zu dem man durch eine Schneckentreppe gelangte, war ein Zimmer gerade über dem Salon des Parterres mit besonders schöner Aussicht auf den Augarten, den Prater und die Donaubrücke. Neben diesem einfachen Häuschen standen noch zwei Volièren. Bisweilen bewohnte Joseph auch im neuen Schlosse zu Laxenburg die sieben

*) S.: Geschichte des östreichischen Hofs und Adels. Von Dr. Eduard Vehse. 8r Thl. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1852. D. Red.

Zimmer in einer Reihe im untersten Stock: sie waren alle Indianisch und Afrikanisch al fresco gemalt, die Fußböden niedlich eingelegt von Indianischem Holze, die Kronleuchter stellten grüne Baumzweige vor. Sein Schlafzimmer war mit Persischem Zitz ausgeschlagen, darauf Blumen gemalt waren, das Bett von grünem Damast, die Stühle von weißem Atlas, darauf seidene Blumen gestickt waren. Laxenburg, wo er oftmals in der Kirche im ersten besten Stuhl neben den Landleuten niederknlete, war ein Lieblingsort von ihm; Schönbrunn, den Lieblingsort seiner Mutter, hat er nie auf längere Zeit bewohnt.

Joseph's Lebensweise war sehr einfach. Während seine Mutter sechs Millionen Gulden ausgegeben hatte, brauchte er nur eine halbe Million. Die Tagesordnung war: viel Arbeit und wenig Erholung. Sein Tagewerk war sehr regelmäßig. Im Sommer stand er gegen fünf, im Winter um sechs Uhr auf, dann verließ er sein Schlafzimmer und kleidete sich hastig und nur obenhin an. Hierauf setzte er sich sofort zur Arbeit mit zwei oder drei Kabinetssekretairen, die schon zugegen seyn mußten. Sein Kabinet war die Seele der Monarchie. Es bestand aus fünf Sekretairen und einigen Kanzelisten. Da Joseph alle Sachen, auch von geringer Bedeutung, sich von den Behörden zur Entscheidung einreichen ließ, war für die Sekretaire immer vollauf zu thun. Sie genossen einen Gehalt von 3000 Gulden und es befanden sich darunter durch Geist, Manieren und Leibesgestalt ausgezeichnete Männer, wie der Joseph sehr vertraute Günther, der nebst seiner hochbegabten, unglücklichen Jüdischen Geliebten Rahel Eskeles-Flies grausame Behandlung von Joseph erfuhr, obgleich er ganz unschuldig war: der Kaiser glaubte irrthümlich ein politisches Geheimniß möglicherweise gar nicht anders als durch ihn verrathen: er ward durch ein von Judenboßheit absichtlich geschmiedetes Intercept betrogen.

Gegen neun Uhr nahm der Kaiser das Frühstück, früher Kaffee mit Milch, später Chocolade. Hierauf kleidete er sich ordentlich an, wobei in der Regel seine Lieblinge, der Oberstkämmerer Graf Rosenberg und der Feldmarschall Lascy oder einige andere Generale zugegen waren, mit denen er sich unterhielt. Er ließ sich von einem Kammerdiener die Haare in Ordnung bringen, welches sehr hurtig geschehen mußte. Das Rasiren versah er stets selbst, bis er in seiner letzten Krankheit im April 1789 den ersten besten Barbiergesellen dazu nahm; er sagte ihm, indem er ihm drei Souverain-d'or zahlte: „Er ist der Erste, der mir in's Gesicht greift.“ Zu seiner Bedienung hatte Joseph vier Kammerdiener, wovon immer zwei und zwei im Dienste wechselten, einen Kammerlakai und einige Leiblakaien, unter denen er besonders einen, Meyer, gut leiden mochte: er erhob ihn noch kurz vor seinem Tode zum Kammerdiener. Seine Leute beteten ihn an, er war immer freundlich und diskurirte mit ihnen nach seiner humoristischen Weise.

Joseph's gewöhnliche Kleidung war die Uniform, früher die blaue Ungarische seines Husarenregiments, später die Deutsche, weiß und roth, seines Infanterieregiments, oder die des Kaiserregiments Chevauxlegers, grün und roth, welche ihm am vortheilhaftesten stand. Zu Hause oder auf Reisen trug er einen einfachen, dunkelfarbigen Frack, oder bei kälterer Witterung einen grünen oder dunkelblauen Oberrock nebst einem einfachen Soldatenhut und Stiefeln mit Sporen. Nur an Galatagen legte er die Feldmarschallsuniform an, weiß und roth, mit brillantenen Sternen an der Brust, den Bändern der beiden inländischen Orden über die Schultern, dem goldenen Vließ am Halse und dazu große brillantene Schuhschnallen. Einfachheit und Sauberkeit liebte er bei sich und Andern. Ringe trug er höchst selten; er pflegte zu Männern, die mit Ringen stolzirten, zu sagen: „Man muß sehr schöne Hände haben, wenn man Ringe ansteckt."

Nachdem der Kaiser angekleidet war, arbeitete er den ganzen Vormittag durch oder ertheilte Gehör. Der berühmte sogenannte Kontrolorgang vor seinem Kabinet war mit Leuten jedes Standes, Geschlechts und Alters stets gefüllt. Von Stunde zu Stunde ging Joseph hinaus, nahm Bittschriften an und führte die, die ihn sprechen wollten, selbst in sein Zimmer, um auf solche Weise so wenig als möglich fremde Vermittler zwischen sich und dem Volke zu haben. Niemanden, den er bestellt hatte, ließ Joseph warten; er sagte: „Ich habe zu viele Stunden in meines Vaters Antichambre warten müssen, um nicht aus Erfahrung zu wissen, wie unangenehm ein solcher Aufenthalt für Andere seyn muß."

Gegen zwölf Uhr verließ der Kaiser sein Kabinet und den Kontrolorgang und ritt oder fuhr spazieren. In den letzten Jahren begleitete ihn dabei gewöhnlich sein junger Neffe und Liebling, der spätere Kaiser Franz II. Der Tourist Swinburne berichtet, daß Joseph schlecht geritten habe. Als er noch bei vollen Kräften war, liebte er es besonders, selbst zu fahren; es stand dabei nur ein einziger Bedienter oder zwei Bediente, in grauer, gelbaufgeschlagener Livree, mit silberbetreßten Westen und Hüten, hinten auf seiner offenen, grünlackirten Chaise, die nur mit zwei Englischen Pferden bespannt war. Sehr selten verstattete er der Wache im Burgthor in's Gewehr zu treten.

Die Stunde für die Mittagstafel war sehr unregelmäßig; die eigentliche Stunde, die bestimmt war, war zwei Uhr, aber es ward öfters drei, vier, ja auch und zwar häufig fünf Uhr, daß er sich zu dem auf dem Ofen gewärmten und halb kalt gewordenen Essen niedersetzen konnte, je nachdem die Geschäfte es erlaubten. Die Tafel währte selten länger als eine halbe Stunde. In der Stadt speis'te Joseph immer allein, dabei wartete ihm ein einziger Diener auf, mit dem er sich während der Mahlzeit unterhielt. Im Augarten und Laxenburg sah er auch Gesellschaft vom Adel bei sich,

und auf Reisen speis'ten die Kabinetssekretaire mit ihm. Wenn er Gäste bei sich sah, wurde zwar frei und lebhaft gesprochen, aber mehr ernsthafte Gespräche geführt, als gescherzt. Die Tafel war, wenn ihm allein servirt ward, sehr mäßig; er speis'te auf Silber und gewöhnlich nur sechs Schüsseln, den Nachtisch mitgerechnet: Suppe, Rindfleisch und Gemüse, Frikassee, Braten und gekochtes Obst nebst süßem Backwerke, letztere zwei Stücke täglich. Die so bestellte Tafel mußte ihm seine Mundköchin in der großen Hofküche schmackhaft und in genügender Menge bereiten, wozu er ihr in früheren Zeiten manchmal auch wohl selbst den Küchenzettel schrieb. Joseph war kein Gourmand, wie Friedrich der Große, französische Küche liebte er nicht, ja er war für das Essen so gleichgiltig, daß er kaum wildes Geflügel von zahmem unterscheiden konnte. Außer Wasser trank Joseph bei Tafel in der Regel weiter nichts, wie sein Vater; nur selten und sehr mäßig Wein, bis in dem Türkischen Feldzuge ihm die Aerzte riethen, der ungesunden Luft wegen etwas Tokaier zu trinken. Darauf setzte er den Gebrauch in Wien fort. Außer an großen Galatafeln hatten die Mund- und Meisterköche der sonst so stark beschäftigten großen Wiener Hofküche gar nichts für den Kaiser zu thun. Bei diesen Galatafeln und den offnen Ordensfesten war er meist sehr übler Laune, speis'te gar nichts und unterhielt sich mit den neben ihm stehenden und den Dienst verrichtenden Hofchargen.

Nachdem Joseph abgespeist hatte, pflegte er eine Stunde lang sich musiciren zu lassen; sehr oft spielte er selbst mit, er hatte im Klavierspielen sich eine ungemeine Fertigkeit erworben und schon im dreizehnten Jahre die Erzherzogin Maria Anna, seine ältere Schwester, die nachher Aebtissin in Prag ward, als sie in einem öffentlichen Koncerte sang, begleiten können. Auch sang er selbst einen angenehmen Baß. Was Friedrich seine Flöte war, war Joseph das Violoncell: er spielte es bei großen vollstimmigen Koncerten; bei Quartetten und kleinen Partieen das Klavier und dabei sang er auch. Joseph liebte vorzüglich Deutsche Musik; sein großer Salzburger Maestro Mozart schuf seine Meisterwerke unter ihm: 1782 zuerst „Die Entführung aus dem Serail.“ Nach der ersten Aufführung derselben klopfte ihm Joseph auf die Schulter und drückte sein motivirtes Anerkenntniß der Leistung mit den Worten aus: „Recht gut, recht brav, Mozart; nur gar zu viele Noten!“ „Gerade so viel, als nöthig sind“, antwortete Mozart rasch, und Joseph schloß: „Kann auch seyn, Sie müssen das freilich besser verstehen.“ Daß er das wirklich glaubte, bewies, oder schien wenigstens zu beweisen, daß er dem Maestro einmal eine von ihm komponirte Sonate zur Durchsicht übergab und dann angelegentlich fragte: „Nun, wie finden Sie meine Sonate?“ Mozart erwiderte: „Die Sonate ist wohl gut, aber der sie gemacht hat, ist doch noch besser. Nehmen's halt nit übel, wenn Sie ein paar Fenster

(durchstrichne Stellen) darin finden!“ Mozart erhielt wiederholte Einladungen nach England, er erhielt von Friedrich Wilhelm von Preußen das Anerbieten, mit 3000 Thaler Gehalt nach Berlin zu kommen. Joseph hielt ihn durch einen Gehalt von 800 Gulden zurück. „Ew. Maj. halten zu Gnaden, ich bleibe“, war Mozart's Antwort, als Joseph ihn mit seiner gewöhnlichen bezaubernden Freundlichkeit bat, in Wien zu bleiben.

Nach dem Koncert arbeitete Joseph wieder und ertheilte Audienzen. Gegen sieben Uhr fuhr er gewöhnlich in's Theater. Er liebte das Deutsche, das National-Theater und that viel für dasselbe. Er übernahm sogar die Entreprise desselben selbst. Besonders liebte er komische Opern, Lustspiele und Possen. Dittersdorf, der erste komische Theaterkomponist in Deutschland, der 1786 den „Doktor und Apotheker“ auf die Wiener Bühne brachte, ward von ihm geadelt und erhielt eine Forstmeisterstelle in Oberschlesien. Ein Lieblingslustspiel von Joseph war Großmann's „Nicht mehr als sechs Schüsseln“: es war eine Parodie auf die Verschwendung und überhaupt auf die Manieren des Adels, weßhalb dieser sich auch große Mühe gab, das Stück zu unterdrücken. Zwei neue Theater entstanden unter Joseph in Wien. Das eine war das auf der Wieden im Starhembergischen Freihaus von Schikaneder gegründete, welches Anfang des neunzehnten Jahrhunderts niedergerissen und statt dessen das Theater an der Wien erbaut wurde. Das zweite war das in der Leopoldstadt unter Carl Marinelli, eröffnet 1781: es war das einzige lokale Volkstheater in Deutschland, der Unternehmer ward 1801 geadelt. Auch die Italienische Oper unterstützte Joseph sehr großmüthig. Eine seiner Lieblingsopern war: Il Re Teodoro von Paisiello, das Libretto war eine Satire auf König Gustav III. von Schweden, der während seines Aufenthalts in Venedig im Jahre 1783 eine lächerliche Verschwendung, die sich bis auf den Schlafrock herunter erstreckte, hatte sehen lassen.

In großer Gunst stand der Hof-Kapellmeister Salieri, ein Schüler von Gluck, der Komponist des Königs von Ormus, bei Joseph. Uebermäßig bezahlte er die Sänger nicht, er gab weniger als Friedrich der Große: Storace, der erste Sänger, hatte 1000 Dukaten, Morelli und andere hatten nur so viel jährlich, wie jetzt Leute dieses Verdienstes wöchentlich haben.

Selten blieb Joseph bis zu Ende eines Stücks im Theater: nie aber erschien er mit Kaiserlicher Feierlichkeit, immer war er mit der liebenswürdigsten Ungezwungenheit zugegen. In der eigentlichen Hofloge saß er nie, sondern in der dritten neben der Bühne.

Vom Theater fuhr der Kaiser noch in die kleinen Abendgesellschaften, welche er zu besuchen pflegte. Es gehörten dazu theils die Häuser der Gräfin Thun-Klösterle, Tochter des Grafen Ulefeld, der Gräfin Wallenstein-Leutomischl, ihrer Schwester, der Gräfin Pergen, Gemahlin des spätern Polizeiministers, gebornen von

Groschlag, endlich das der Gräfin Burghausen, gebornen von der Marwitz, wo ihn namentlich Swinburne im Jahre 1780, als noch Maria Theresia lebte, wiederholt traf — theils die Häuser der Gräfin Windischgrätz, gebornen Batthiany, und der Fürstin Carl Lichtenstein, gebornen Oettingen-Spielberg. Letztere beiden Damen waren diejenigen, denen er eine besondere Zuneigung widmete und ich komme unten auf sie besonders zurück. Unter den übrigen waren besonders die Gräfinnen Thun und Pergen ausgezeichnet. Der Englische Tourist Wraxall, welcher sonst über die große Unwissenheit bei den weiblichen Gliedern der ersten Wiener Familien klagt, ertheilt ihnen das größte Lob. „Keine Hauptstadt der Erde“ — sagt er — „kann durch natürliche und erworbene Gaben und durch einen weiten und freien Geist ausgezeichnetere Personen hervorbringen, als die Gräfinnen Thun und Pergen: ihre beiden Häuser sind der Vereinigungspunkt von Allen, die auf feine Bildung Anspruch machen, und sind die größte Ressource für die Engländer während ihres Aufenthalts in Wien.“ Ganz eben so äußert sich der Tourist Swinburne: „Frau von Thun ist eine liebenswürdige Frau, ganz Aufmerksamkeit und Güte gegen die Fremden. Sie hat drei Töchter, die alle hübsch sind, aber die älteste, Elisabeth, ist eine vollendete Schönheit.“ Diese Elisabeth heirathete im Jahre 1788 den Russischen Gesandten Grafen Rasumowsky in Wien, die zweite vermählte sich mit dem Fürsten Lichnowsky und war die Großmutter des 1848 ermordeten Felix Lichnowsky; die dritte endlich ward Lady Guildford. „Wir hatten dieser Tage“ — schreibt Swinburne in einem andern Briefe — „eine anmuthige réunion bei Frau von Pergen, wo es Mode ist, jeux d'esprit zu spielen. Dabei herrscht keine Etikette — keine höchst angenehme Gesellschaft mit Tanz und Souper gegen Ende des Abends. Solche Partien finden hier öfters statt und sie sind, nach meiner Meinung, anmuthiger als große förmliche Assembleen und Bälle.“

Im Umgange, namentlich mit Damen, zeigte Joseph die gefälligsten und angenehmsten Manieren. Er war so galant und zuvorkommend, daß er sogar den Damen die Stühle rückte, ihnen das Fenster, wenn Zug war, schloß und ihnen mit der größten Heiterkeit erzählte. Er unterschied sich darin, daß er besonders Damenumgang liebte, wesentlich von dem nur mit Männern verkehrenden Friedrich. Er war ungleich liebenswürdiger darum als dieser.

In den letzten Jahren seines Lebens beschränkte sich Joseph auf den Umgang mit wenigen älteren Damen. Er brachte seine Abende in dem Fürstlich Liechtensteinischen Hause zu, in dem geschlossenen gewählten Zirkel der beiden Fürstinnen Carl Liechtenstein, ihrer Schwägerin Franz Liechtenstein, ihrer Schwester, der Gräfin Kaunitz, und den Fürstinnen Kinsky und Clary. Von Män-

nern waren nur zugelassen: Graf Ernst Kaunitz, der Oberhofmarschall, ein Sohn des Fürsten, und die beiden Vertrautesten Joseph's, auf die ich zurückkomme, Graf Franz Rosenberg, der Oberstkämmerer und der Feldmarschall Lascy. Die Abendgesellschaft mit den fünf Damen war Joseph's liebste Erholung. Noch mit sterbender Hand schrieb er den bekannten rührenden Abschied vom Todtenbette kurz vor seinem Ende an die Fürstin Franz Liechtenstein geb. Sternberg: das Billet trug die liebenswürdig galante Adresse: „Aux cinq dames réunies de la societé, qui m'y toleraient." Die Worte, die es enthielt, waren folgende:

„Mein Ende naht heran, es ist Zeit, Ihnen noch durch diese Zeilen meine ganze Erkenntlichkeit für jene Güte, Politesse, Freundschaft und angenehme Freiheit zu bezeigen, die Sie mir während so vieler Jahre, welche wir in Gesellschaft mit einander zugebracht haben, zu erweisen und angedeihen zu lassen, die Gewogenheit hatten. Ich bereue keinen Tag; keiner war mir zu viel und dieses Vergnügen, mit Ihnen umzugehen, ist das einzige verdienstliche Opfer, das ich darbringe, indem ich die Welt verlasse. Haben Sie die Güte, sich meiner in Ihrem Gebete zu erinnern. Ich kann die Gnade und unendliche Barmherzigkeit der Vorsehung in Ansehung meiner nicht genug mit Dank erkennen: dieses Alles ist in derselben vereinigt, so daß ich mit ganzer Resignation meine letzte Stunde erwarte. Leben Sie wohl. Sie werden meine unleserliche Schrift nicht mehr lesen können. Sie beweist meinen Zustand.

Joseph."

Regelmäßig Nachts zwischen zehn und elf Uhr, nur Sonntags zwölf Uhr, zog sich Joseph aus den Zirkeln zurück und fuhr nach Hause. Hier erbrach er noch die den Tag über eingegangenen Depeschen und arbeitete, wenn Etwas dringend war, oft noch bis über Mitternacht hinaus. Außerdem ging er zu Bette, ohne ein Abendessen einzunehmen; wenn er noch eine Suppe verlangte, war es ein Zeichen, daß er nicht ganz wohl war. Sein gewöhnliches Bett in der Hofburg zu Wien war ein mit Türkischem Weizenstroh gefüllter Sack, über den eine Hirschhaut und ein linnenes Tuch gebreitet war. Unter dem Kopf hatte er ein mit Leder überzogenes Kissen von Roßhaaren. Nirgends auf seinen Reisen und in den Lagern hatte er ein anderes Bett, als einen Strohsack mit der Hirschhaut bedeckt. Erst bei seiner Krankheit im Frühjahr 1789 nahm er auf Anrathen der Aerzte eine Matratze.

Dieser regelmäßigen Tagesordnung blieb Joseph zu allen Zeiten und an allen Orten unwandelbar getreu. Andere Erholungen als Musik, Theater, Ballonschlagen, Spazierfahrt und seine Abendgesellschaft hatte er nicht. Getanzt hatte er zum letzten Male kurz nach dem Tode seiner zweiten Gemahlin, 1767, und zwar geschminkt

und in einem prächtigen Phantasiekleide, bei einem glänzenden Ballet am Hofe. Er rührte nie eine Karte an. In Versailles hatte man ihn einmal gefragt: ob er das Spiel liebe? Er erwiderte: „Nein, ich spiele nicht, ein Fürst, wenn er bei'm Spiele verliert, verliert von seiner Unterthanen Gelde.“ Bei einer andern Gelegenheit hatte man ihn gefragt: ob er ein Liebhaber der Jagd sei? Er entgegnete: „Nein, denn dieses Vergnügen ist gemeiniglich den Unterthanen schädlich, zerstreut das Gemüth, und giebt Gelegenheit, ernsthaftere Beschäftigungen zu unterlassen.“ Höchst selten ging Joseph auf die Jagd, im Sommer einige Male auf die Reigerbalze nach Laxenburg und eben so einige Male auf die Parforcejagd im Prater, in der Brigittenau und bei Stammersdorf. Er brauchte die Jagd nur als Leibesübung, zeigte dabei die höchste Bravour, setzte über Gräben und Hecken und war einmal bei einer Parforcejagd in der Brigittenau in Gefahr, von einem Hirsche gespießt zu werden. Er hatte Geistesgegenwart genug, sich zu bücken und das Geweih zerriß glücklicherweise den Theil des Kleides den es durchbohrt hatte, worauf das Thier entfloh. Joseph behielt aber davon einen ganzen Monat lang eine schmerzhafte Quetschung auf der Brust. Mehr schmerzte es ihn, daß er dabei durch einen Schuß, der über die Donau trug, einen jungen Menschen erschossen hatte: er schenkte dem Vater auf der Stelle 50 und später noch 2000 Dukaten. Die Parforcejagd hob er in den späteren Jahren auf, Treibjagden hatte er nie leiden mögen. Alles schädliche Wild, das den Unterthanen Schaden machte, ließ er allenthalben wegschießen, auch befahl er allen Jagdbesitzern, dieß zu thun an, widrigenfalls er durch seine Jäger und Bauern es thun lassen werde. (Fortsetzung folgt.)

M i s c e l l e.

Die Passagier-Versicherung auf Eisenbahnen ist in England schon sehr gewöhnlich, und dort, wo oft so unvorsichtig gefahren wird, gewiß auch sehr zweckmäßig. Man kann sich mit einer Totalsumme für das ganze Jahr, oder auch für einzelne Fahrten versichern. In der ersten Klasse bis zu 1000 Pfund, in der zweiten zu 500, und in der dritten mit 200 Pfund. Diese Summen werden bei Todesfällen ausbezahlt, welche ein Unglücksfall auf der Bahn veranlaßt. Für Verletzungen werden, je nach ihrer Schwere, größere oder kleinere Vergütungen gewährt. Für 1000 Pf. zahlt man als Jahresbetrag 2 Pf.; für 200 Pf. fünf Engl. Schillinge. Für eine Tagfahrt ist die Versicherung erster Klasse 3 Pence, und dritter Klasse nur 1 Penny.

Hamburg. Gedruckt in J. B. Appel's Buchdruckerei.

᾽# Lesefrüchte
vom Felde der neuesten Literatur
begründet von
Dr. J. J. C. Pappe,
fortgesetzt und herausgegeben von Dr. C. F. G. Müller.
(Expedition: Rathhausstraße No. 10.)

1852. 3ter Band. 2tes Stück.

Manfriede von Sorrèze oder das Sühnopfer.
1211.
Aus dem Französischen der Madame Eveline Ribbecourt.

1.
Die Nachrichten.

Der Abend brach herein, ein schwüler Sommerabend; schwarze Wolken sammelten sich am Himmel und bedeckten mit einem dunkeln Mantel die Wälder der Hochebene von Languedor und das Thal von Sorrèze, wo die Windstöße, Vorläufer des Gewitters, schon die Luft mit düsterem Aechzen erfüllten. Bei dem Leuchten der Blitze, welche gleich glühenden Pfeilen, aus der Mitte dieser Wolken herausbrachen, konnte man die imposante Masse des Schlosses von Sorrèze erkennen, welches durch die kühne Hand des Baumeisters auf dem Gipfel eines Felsen befestigt, mit diesem ein Ganzes zu bilden schien, und über dem Abgrunde seine funfzehn Thürme, seine starken Wälle und seinen hohen Wartthurm, welcher bei den Stürmen des Gewitters zitterte, schwebend hielt. In einem der Säle des Schlosses, von wo man das ganze Thal überblicken konnte, saßen zwei Personen und schienen das Herannahen des Sturmes anzuhören. Derselbe Gedanke beschäftigte sie vielleicht, aber sie theilten sich ihre Eindrücke nicht mit. Die Erste war ein junges Mädchen von zwanzig Jahren. In einer Fenstervertiefung sitzend, spann sie einen Rocken voll feiner Wolle ab, und schien ganz in ihre Arbeit vertieft, aber heimlich heftete sie ein sorgenvolles Auge auf das in diesem Augenblicke menschenleere Thal, wo die Stoßwinde die Bäume beugten und die Aehren niederwarfen, und auf ihren Vater, welcher, auf einem Stuhle von geschnitztem Holze sitzend, neben einem großen

Kamine, wo das Feuer, ungeachtet der Hitze der Jahreszeit, noch brannte, sich maschinenmäßig zu beschäftigen schien, die Figuren eines Schachspieles aufzustellen, das auf einem niedrigen Tische bei ihm stand. Der Greis horchte auf; sein Ohr hing an dem geringsten Geräusch, während seine Hand, ohne es zu wissen, die Könige von Ebenholz und die Ritter von Elfenbein durch einander warf; mehre Male erhob er sich und ging an das Fenster — das Thal war noch immer verlassen; der Regen fing an niederzufallen, und seine großen Tropfen wurden begierig von dem trockenen Staube getrunken. Endlich sagte das junge Mädchen:

— „Mein Vater, ich glaube dort kommt Elzear zurück... Ja, er ist's... Er ist bei dem Passe des Mauren vorbei... Er ist jetzt vor dem Thor... hört Ihr? Man läßt die Zugbrücke nieder... Soll ich mich zurückziehen?" —

— „Nein, Manfriede, nein, bleib hier... Du wirst unser Schicksal so fünf Minuten früher erfahren... Ueberdieß bist Du eine muthige Französin, wenn ich nicht irre... Wohlan! Du wirst Nachrichten von den Kreuzrittern erhalten... Freue Dich!"

Bei diesen, mit einem strengen und spottenden Tone gesprochenen Worten, erblaßte das junge Mädchen; sie blickte ihren Vater mit Schmerz und Zärtlichkeit an und wandte ihre trostlosen Augen zum Himmel. Die Thür öffnete sich; Elzear, der Lieblingsdiener des Herrn von Sorrèze, trat ein; er machte seine Sturmhaube los, deren Stahl vom Regen getrübt war, und verbeugte sich vor seinem Herrn, welcher ihn in kurzem Tone fragte:

— „Nun! die Nachrichten?"

— „Schlechte, Herr, die Ligue ist wieder gebildet; die Kreuzritter sind zahlreicher als jemals, und die Provenzalen..."

— „Die Provenzalen! Vollende doch...."

— „Sie sind geschlagen, schimpflich geschlagen... Alle sind vor Castelnaudary geflohen."

— „Sie haben Castelnaudary verlassen?... Das ist unmöglich!"

— „So ist's. Simon von Montfort ist aus der Stadt gekommen und hat sie mit dem Degen in der Hand verfolgt."

— „ Du lügst, feiger Vasall! Raymond von Toulouse konnte nicht fliehen!"

— „Er hat das Feld zuerst verlassen mit seinem jungen Sohne, welchen man fesseln mußte, weil er zum Kampfe zurückkehren wollte."

— „Edler Knabe!... Die Grafen von Foix?"

— „Herr, der Vater und der Sohn, Raymond Roger und Roger Bernard, sind mit großer Mühe geflohen und Beide haben jetzt ihren Zufluchtsort in den Bergen erreicht. Montfort wird bald Herr der Provence seyn, seine Armee, welche jeden Tag durch neue Pilger anwächst, die das Gelübde gethan haben, vierzig Tage unter seinen Fahnen zu fechten, belagert Städte und Kastelle und in zwei Tagen werden die Kreuzritter vielleicht vor Sorrèze seyn."

— „Sie werden Jemanden finden, mit dem Sie sprechen können;" — rief der Greis mit Energie — „wenn die Gebrechen des Alters mich verhindert haben zu Pferde zu steigen, und mich mit meinen Landsleuten, meinen Waffenbrüdern zu vereinigen, so werden sie mich doch nicht verhindern, diese Mauern, das Erbtheil meiner Ahnen, zu vertheidigen, oder zu sterben, indem ich sie vertheidige."

— „Sie vertheidigen! — ach, gnädiger Herr!"

— „Nun, Vasall, ist das unmöglich? Der Waffenbruder Raymond's von Toulouse und Peter's von Arragonien, kann er, Deiner Meinung nach, nicht sein Schloß gegen eine Handvoll Banditen vertheidigen, die aus den alten nordischen Provinzen gekommen, sich auf unsere schöne Provence werfen, wie auf eine mit Edelsteinen geschmückte Königin? Meine Leute sind tapfer; meine Mauern fest — was ist noch weiter nöthig?"

— „Und Lebensmittel, diese braven Soldaten zu ernähren, habt Ihr daran gedacht, gnädiger Herr?"

— „Die Bauern sind zum außerordentlichen Zins gezwungen, wenn der Kastellan Krieg führt."

— „Sie sind ruinirt, beraubt durch die auf einander folgenden Durchmärsche zweier Heere... In Eurem ganzen Eigenthum, gnädiger Herr, werdet Ihr nicht zwölf Säcke Getreide, nicht vier magere Kühe finden. Fast alle Aecker der Provence liegen brach."

— „Nur zu wahr!" sagte der Kastellan mit leiser Stimme. Und indem er den Kopf wieder erhob, blickte er mit seinen schwarzen und durchdringenden Augen in die Augen Elzears und sprach wieder:

— „Was denkst Du? Sprich offen!"

— „Simon von Montfort bietet den Provenzalischen Herren, die sich mit der Kirche versöhnen und ihn als ihren Oberlehnsherrn anerkennen wollen, einen ehrenhaften Vertrag an."

— „Sei still! Beleidige meine Ohren nicht durch solchen Vorschlag; höre mein letztes Wort: weder Foulques *) noch Simon werden mich zu ihren Füßen sehen, ich werde sterben, wie ich gelebt habe, ohne Verrath und ohne Feigheit."

— „Und Fräulein Manfriede, wird sie Eure Gefahren theilen?"

Der Vater sah seine Tochter an; sie hatte diese Unterhaltung gehört ohne den Kopf zu erheben, die Blässe und die Röthe ihrer Wangen verriethen allein die Bewegung ihres Herzens. Nachdem er sie einen Augenblick betrachtet hatte, antwortete der Herr von Sorrèze:

*) Foulques war Erzbischof von Toulouse. Er war ein beredsamer, fester und frommer Mann. Eine innige Freundschaft verband ihn mit dem heiligen Dominikus. Ehe er zum Priesteramt erhoben wurde, hatte er sich durch seine Gedichte berühmt gemacht.

— „Ja, mein Schicksal wird das ihrige seyn. Manfriede wird mich nicht verlassen...“

— „Ach! Herr, ein solcher Ausspruch hat den Tod zur Folge...“

— „Besser ist der Tod, als die Schande.“

Manfriede war bei diesen Worten nicht erblaßt; ihr Vater betrachtete sie mit einer düsteren Befriedigung; sie erhob sich, ging zu ihm, knie'te zu seinen Füßen nieder und küßte seine Hand, ein stummes Zeichen ihrer Zustimmung zu seinen Worten. Dann ging sie aus dem Saale und ließ die beiden alten Krieger die Möglichkeiten des Angriffs und die Mittel zum Widerstande erörtern.

(Fortsetzung folgt.)

Personalien und Familienverhältnisse Kaiser Joseph's II.

(Fortsetzung.)

Joseph's Lieblingserholung waren seine Reisen. Die meisten Sommer war er auf in- oder ausländischen Reisen. Wo er hin kam, erschien er mit kleinem Gefolge, ohne alle Pracht, wohnte einfach in Gasthäusern und ließ hier jedesmal eine Tafel aufrichten, um dem Volke anzuzeigen, daß hier die Kaiserliche Kanzelei sich befinde. Ueberall bezeigte er dem Volke Achtung; sobald er in eine Stadt kam, sich erkannt und viele Leute beisammen befand, erhob er sich, befahl langsam zu fahren und zeigte sich dem Volke stehend und mit entblößtem Haupte. Aber diese Reisen, die für ihn eine anregende Abwechslung waren, waren für sein Gefolge eine bedeutende Strapaze. Joseph reis'te auf den damals zum großen Theil noch sehr schlechten Wagen mit reißender Schnelligkeit, selbst in Ungarn machte er oft vierzehn Posten in sechs Stunden bei den schrecklichsten Straßen. Dabei kümmerte er sich weder um übles Wetter, noch um üble Kost, Quartier und Nachtlager. Wenn er ausruhen sollte, arbeitete er mit seinen ihn immer begleitenden Kabinetssekretairen und dann flog er wieder die Straßen dahin, daß seine Reisegesellschaft nicht wenig über Rippenweh klagte. Deßhalb nahm er später auf seine Reisen nur etwa noch einen an Strapazen gewöhnten General mit. Auf den Reisen war er immer, wie zu Hause, mehr darauf bedacht, zu lernen, sich zu unterrichten, als sich Vergnügen zu machen, deßhalb reis'te er auch unter dem Namen

eines Grafen von Falkenstein, um allen lästigen Feierlichkeiten auszuweichen. Sein Inkognito brachte ihm oft ergötzliche Scenen entgegen. Auf der Reise nach Paris kam er in ein Posthaus, wo der Postmeister taufen ließ. Er bat sich selbst zu Gevatter. Der Geistliche fragte ihn, wie er heiße? „Joseph.“ Und der Zuname? „Joseph der Zweite.“ Und der Charakter? „Kaiser.“ Nur das reichliche Geschenk, das der Pathe einband, machte durch den Dank dem Staunen ein Ende. In Rheims kam er früher als sein Gefolge an und rasirte sich. Es fragte ihn der Wirth, ob er von des Kaisers Gefolge sei und was er für ein Amt bei ihm bekleide? „Ich rasire ihn bisweilen“, war Joseph's Antwort. In Paris besuchte er das berühmte Kaffeehaus à la régence und fragte die Wirthin, ob sie nicht auch den Kaiser sehen wolle? „Ich will mich bemühen“, antwortete diese. Joseph gab ihr einen Louisd'or und sagte: „Madame! hier ist Ludwig XIV. und da — der Kaiser!“

Ueberhaupt pflegte Joseph auch in Wien, wenn er spazieren ging, sich gern wie ein Harun al Raschid des Occidents unerkannt unter die Menge zu mischen. Er erfuhr da Manches, was er erfahren wollte. Es kam auch da zu manchem lustigen Auftritte. Ueberhaupt war Joseph in früheren Jahren ungemein gut humorisirt, munter und rasch in Schritten und Worten, wie in allem seinem Handeln. Seine Manieren waren leicht, seine Unterhaltung lebhaft und rasch, öfters pflegte er den Personen, mit denen er sprach, die Antwort vorweg zu nehmen. Im Gegensatz zu der lieblichen, einschmeichelnden Stimme Friedrich's des Großen war der Ton seiner Worte etwas rauh und nasal, wie Swinburne bezeugt.

Wraxall behauptet, daß er es aus unverwerflicher Quelle vernommen habe, Joseph sei (wie seine Mutter es war) ein Meister in der Verstellungskunst gewesen, so daß er selten oder nie seine wahre Meinung über wichtige Dinge ausgesprochen habe. Dagegen habe er die strengste, ja bitterste Meinung sich sagen lassen können.

Sein Temperament war sanguinisch = cholerisch. Mit dem Alter wuchs sein Ernst, so wie sein Zorn, er wurde mürrischer und auffahrender, dabei zog er die Oberlippe über die Zähne empor, blickte starr und feurig, klapperte mit dem Gelde in der Tasche, oder ging mit großen Schritten, die Hände reibend, im Zimmer auf und nieder und stampfte manchmal mit dem Fuße. Er war immer und überall zu Platze. So lange er zu Wien war, mußte Tag und Nacht ein Pferd für ihn gesattelt stehn, damit er bei jedem Vorfalle sogleich gegenwärtig seyn könne. Er war immer der erste bei Feuersbrünsten, Ueberschwemmungen u. s. w. und legte selbst werkthätig Hand an. Nacht, Wind und Wetter machten keinen Unterschied bei ihm. Joseph war das gerade Gegentheil von seinem großen Vorfahr Carl V. Wie dieser immer temporisirte, seine

Projekte hin und her wälzte, Jahre lang sie von allen Seiten beschaute und überlegte, so schritt Joseph stets schnell und hastig auf seine Ziele los, unternahm Alles, was er unternahm, ohne Warten und Säumen; Entschluß und Ausführung fiel bei ihm zusammen. Oft war er genöthigt, Uebereilungen zu bessern. Es geschah oft, daß mehre Kouriere hinter einander fortgeschickt wurden, unter denen der letzte immer wieder die Depeschen des vorhergehenden widerrief. Die Handschreiben des Kaisers waren oft einander gerade widersprechend. Jedes neue Gesetz wurde durch eine Menge nachfolgender Verordnungen eingeschränkt und abgeändert. Bei der großen Hast und dem Eifer, nur immer Neues und Wohlthätiges zu stiften, ging Joseph die Geduld ganz ab, dieß Neue und Wohlthätige auch fest und dauerhaft zu gründen. Sehr richtig bezeichnet Friedrich der Große seine Handlungsweise: „Joseph thut immer den zweiten Schritt ohne den ersten.“ Er konnte kein Säumniß und keine Weile leiden, die Zeit war keine Schranke und Bedingung für ihn. Nichts charakterisirt Joseph's rasche Sinnesweise so sprechend, als der bekannte Zug, als er den Augarten zurecht machen ließ. Dieser Augarten war von Joseph I. im Jahre 1707 an der Stelle, wo die von den Türken 1683 verwüstete alte Favorite der galanten Eleonore von Mantua, Gemahlin Ferdinand's III., gestanden hatte, für seine Mutter, die Pfalzneuburgische Eleonore, angelegt worden, nach ihrem Tode 1720 aber verfallen. Joseph ließ ihn neu einrichten und widmete ihn mit einer trefflichen Inschrift dem öffentlichen Vergnügen im Jahre 1775. Er suchte nun da nicht etwa junge Sprossen aus, die einst der Nachwelt dienen möchten, sondern er ließ gleich große wirkliche Bäume anpflanzen, „damit“ — wie er sagte — „er selbst und sein Mitmensch unter deren Schatten Vortheil finden möchten.“

Der Augarten war eine große Zierde Wien's. Joseph that aber auch sonst noch Vieles für Verschönerung der Stadt. Er führte eine unausgesetzte Straßenreinigung ein, ließ das Pflaster in bessern Stand setzen, vermehrte die Straßenbeleuchtung nicht nur in der Stadt, sondern auch in den Hauptgassen der Vorstädte und ließ die Esplanade mit Chausseen für die Wagen und mit bequemen breiten Steinen an der Seite für die Fußgänger versehen und mit Bäumen bepflanzen. Das Sperrgeld Abends zwischen der Stadt und den Vorstädten schaffte Joseph ab, obgleich es 80,000 Gulden eintrug.

Da Joseph fortwährend sich auf dem großen Ocean der Geschäfte umhertrieb, fand er wenig Zeit zum Studium und zur Lektüre. Er las fast gar Nichts als nur Geschäftspapiere, höchstens Etwas zur Unterhaltung, flüchtig und was keine große Anstrengung verlangte. Schriften für und wider ihn, Tags- und Gelegenheitsbrochüren, Journale und Kritiken trug er seinen Sekretairen zur fleißigen Durchlesung auf, sie mußten ihn auf das, was ihn betraf,

aufmerksam machen. Außer der Deutschen Sprache, die er zur allgemeinen Sprache der Monarchie erheben wollte und die er, außer dem dogmatischen Unterricht, in allen sonstigen Lehrbranchen auf Schulen und Universitäten einführte, verstand, sprach und schrieb er die Französische, Italienische, Lateinische und Böhmische Sprache fertig, wiewohl nicht ganz fehlerfrei; die Ungarische, die er in seinen Jugendjahren sehr gut gesprochen hatte, hatte er in späteren Jahren außer Uebung gebracht.

Die beiden Speziale des Kaisers, die ihm am nächsten standen, waren der Oberstkämmerer Graf Franz Rosenberg und der Feldmarschall Lascy.

Rosenberg — der braune Rosenberg — war ein Enkel des vom General Rosen entleibten Grafen Rosenberg, geboren im Jahre 1723 und früher Gesandter gewesen, erst in Kopenhagen, dann in Madrid, dann bis 1770 in Toscana; hier hatte er zugleich als Oberhofmeister fungirt. Seit dem Jahre 1775 stand er als Oberstkämmerer in Wien. Der Großkanzler Fürst nennt ihn „einen klugen Mann, schlicht und ohne Affektation.“ Von Joseph's Nachfolger ward er noch im Todesjahre Joseph's 1790 in den Reichsfürstenstand erhoben und starb als Junggeselle 1796, dreiundsiebzig Jahre alt.

Der Feldmarschall Franz Moritz Lascy stammte, wie Loudon, aus einem mit Wilhelm dem Eroberer nach England übergegangenen Geschlechte, das sich in Irland niedergelassen hatte. Er war 1724 geboren und der Sohn des berühmten Marschalls Lascy, welcher in Rußland mit Münnich gegen die Türken gefochten hatte. Wie Loudon war er als Russischer Unterthan geboren, verließ aber Rußland und begab sich in Oestreichische Dienste. Sein Hauptgönner war Daun, durch welchen er im Siebenjährigen Kriege schnell emporstieg. Schon 1763, im neununddreißigsten Jahre, ward er Feldmarschall. Darauf erhielt er die besondere Gunst von Joseph. Was die Keith für Friedrich waren, das und noch mehr — der Affektionsschätzung nach — war Lascy für Joseph. Er besaß sein ganzes Vertrauen und nicht bloß in militairischen Angelegenheiten, sondern auch in politischen und auch in den häuslichen Verhältnissen Joseph's, wo er so sehr einer Theilnahme bedurfte. Lascy war nicht nur Militair, sondern auch Staatsmann und gewandter Hofmann. Ein großer General war er gewiß nicht, aber ein Mann von wahrer Ritterlichkeit und fleckenloser Unbescholtenheit; er besaß einen Schatz von allseitigen Kenntnissen, einen Schatz der reichsten Erfahrungen an Menschen und Höfen und den Ton der feinsten Gesellschaft: er war in Wien von allen Seiten geschätzt und gesucht. Er war sehr reich und machte in Wien nächst Kaunitz und dem Reichsvicekanzler Colloredo das erste Haus. Er starb, siebenundsiebzig Jahre alt, im Jahre 1801.

2.

Familienverhältnisse.

Joseph war zweimal vermählt, starb aber, wie Friedrich der Große, kinderlos. Seine erste Gemahlin wurde 1760, als er selbst neunzehn Jahre alt war, die damals achtzehnjährige und von ihm angebetete Isabelle, Infantin von Parma. Ihr Vater war Don Philipp, Herzog von Parma, ihre Mutter eine Tochter König Ludwig's XV. von Frankreich: sie stammte also von beiden Seiten vom Hause Bourbon ab. Das Gerücht ging, ihr Vater, einer der liebenswürdigsten Fürsten seiner Zeit, sei in den Wäldern von Colorno bei Parma im Juli 1765 von seiner Begleitung vermißt und dann nur noch wenige Ueberreste von seinem Körper gefunden worden — seine Hunde hatten ihn, wie man sagt, nachdem er mit dem Pferde gestürzt war, aufgefressen. Wraxall, der dieses Gerüchts gedenkt, will die Sache nicht verbürgen, und er thut Recht daran, denn seit den Tagen Aktäon's ist wohl schwerlich ein Mann anders als metaphorisch von seinen eigenen Hunden aufgezehrt worden. Er bemerkt aber, daß die Geschichte der Tochter des Herzogs, die zwei Jahre vorher starb, nicht weniger außerordentlich sei.

Isabella, obgleich angenehm von Person, konnte keine Ansprüche darauf machen, schön genannt zu werden. Sie hatte den dunkeln Teint einer Spanierin, der in Wien zu ihrem Nachtheile kontrastirte in Vergleichung mit der zarten und schönen Haut der Erzherzoginnen, ihrer Schwägerinnen, von denen einige zu den liebenswürdigsten jungen Damen Europa's gehörten. Ihr Mund war hübsch, ihre Zähne schön und ihre Augen voller Leben; aber wenn sie schwieg und nachdenklich war, verlor ihr Aeußeres alle Annehmlichkeit. „Ich habe, sagt Wraxall, viele Portraits von ihr gesehen, namentlich zwei von der Erzherzogin Christine gemalte, auf dem Preßburger Schlosse, die wahrscheinlich ihr schmeichelnd ähnlich sind. Sie stimmen mit der vorstehenden Beschreibung und rufen die Vorstellung einer dunkelgefärbten Spanierin hervor, mit einem länglichen Gesicht und schwarzen funkelnden Augen.“

„Ihr Verstand war ausgebildet und ihr Geist auf einer hohen Stufe der Entwickelung. Sie malte und spielte mehre Instrumente, namentlich die Violine meisterhaft, da ihr thätiges Temperament sie unabläßig antrieb, irgend etwas Neues in die Hand zu nehmen und anzufangen. Ueber alles das besaß sie das Talent, ihren Gemahl, wenn sie allein waren, zu beschäftigen und zu unterhalten. Aber ihre Talente und Vorzüge wurden gleichmäßig durch eine Melancholie in Schatten gestellt, die — entweder rein in ihrer Konstitution begründet, oder in Folge anderer Ursachen — so habituell wurde und sich so festsetzte, daß sie alle anderen Züge ihres Charakters auslöschte. Keine Vergnügungen, keine Bemühungen ihrer Umgebungen

waren im Stande, diesen Trübsinn zu überwinden, der, weit davon entfernt, sich zu vermindern, mit der Zeit nur an Stärke zuzunehmen schien. In ihrer ganzen Geschichte ist irgend etwas Räthselhaftes und Geheimnißvolles, das nicht leicht zu durchdringen ist, das aber sehr mächtiges Interesse einflößt, da es die Neugier anreizt.

„Man hat mir erzählt, daß, als der Edelmann, der vom Wiener Hofe den Auftrag hatte, um ihre Hand anzuhalten, nach Parma gekommen und ihr vorgestellt worden war, sie selbst sich an ihn mit großem Ernste wendete. „Ich bin, sagte sie, außerordentlich geschmeichelt durch den so ausgezeichneten Vorzug über andere Europäische Prinzessinnen, welchen die Kaiserlichen Majestäten mir bezeigt haben, indem sie mich zur Gemahlin ihres ältesten Sohns begehren, eine Verbindung, die weit über meine Verdienste und weit über meine Erwartungen ist. Ich habe nur zu bedauern, daß die Mühe, die sie sich gegeben haben, völlig nutzlos seyn wird, da ich fest überzeugt bin, daß ich nicht lange genug leben werde, um den Aussichten zu entsprechen, die man bei meiner Heirath hat." Ob diese Geschichte wörtlich wahr ist oder nicht, so viel ist außer Zweifel, daß sie von dem Tage an, wo sie Parma verließ, bis zu ihrem Tode unablässig dabei blieb, zu glauben und zu versichern, daß ihr Leben nur kurz dauern werde. Man nimmt an, daß die Ursachen einer so außerordentlichen Ueberzeugung theils Frömmigkeit, theils Liebe gewesen seien. Ihr Temperament, von Natur nachdenklich und religiös gestimmt, war tiefer Eindrücke fähig und fester Anhänglichkeit. Man ist einer Nachricht Glauben zu schenken geneigt, für die es einen Grad von Wahrscheinlichkeit giebt, daß sie, ehe sie Italien verließ, über ihr Herz und Neigung entschieden hatte. Gewiß ist, daß sie den Wunsch ausgesprochen hatte, die Erlaubniß zu erhalten, den Schleier zu nehmen und sich in ein Kloster zurückzuziehen; ein Verlangen, daß der angeführten Muthmaßung Stärke verleiht."

„Als sie in Wien eintraf, ward sie von ihren Schwiegereltern, vom Kaiser und von der Kaiserin mit allen Beweisen der Freude und des Vergnügens empfangen. Die Vermählung ward vollzogen, und sie erlangte sehr bald die Zuneigung ihres Gemahls, von welcher er die stärksten Merkmale sehen ließ. Wenn sie irgend im Theater und sonst wo öffentlich erschien, verfehlte er selten sie zu begleiten, trug gewöhnlich ihren Mantel am Arm und bezeugte bei allen Gelegenheiten den Antheil, den er an ihrem Glücke nahm. Dieses Benehmen erregte um so größeres Erstaunen, als man ihn allgemein der Gleichgiltigkeit gegen die Damen angeklagt hatte; die, die seinen Charakter am Besten kennen gelernt zu haben glaubten, äußerten, er sei unfähig oder ungeschickt für eheliches Glück. Sie bezeigte ihm ihrerseits große äußerliche Aufmerksamkeit, wiewohl man glaubt, daß ihr Herz von den Beweisen seiner Leidenschaft zu ihr

unbewegt und ungerührt geblieben sei. So lange sie öffentlich oder in Gesellschaft mit ihm zusammen war, gab sie sich Mühe, einen gewissen Grad von Fröhlichkeit zu zeigen; sobald sie aber wieder in ihr Zimmer gekommen war, sank sie in Melancholie und Niedergeschlagenheit. Da der Lieblingspunkt ihres Nachdenkens und ihres Gesprächs der Tod war, so ergriff sie ängstlich jede Gelegenheit allein zu seyn, um ohne Zwang ihren Gedanken über diesen Gegenstand sich überlassen zu können."

„Die Schwangerschaft der Erzherzogin im Jahre 1761 erfüllte natürlich die ganze Kaiserliche Familie mit Freude. Sie kam mit einer Tochter nieder, die den Namen der Großmutter, Therese, erhielt und die sie selbst leidenschaftlich liebgewann. Aber weder das Muttergefühl, noch die Zuneigung, die Ihr Gemahl ihr bezeigte, noch die Aussicht auf die Erhebung zur höchsten Würde im Deutschen Reiche, konnten ihre gewöhnliche Traurigkeit zerstreuen. Sie hörte theilnahmlos und gleichgiltig von den Maaßregeln, die man nahm, um dem Erzherzog die Römische Königswahl zu sichern; sie schien bei der herannahenden Zeit der Krönung in Frankfurt gar kein Interesse zu fühlen. Sie äußerte öfters: „Das geht mich nichts an. Ich werde nie Römische Königin werden." Weit entfernt davon, ihre Meinung über einen so delikaten Punkt zu verbergen, machte sie sich keinen Skrupel darüber, der Kaiserin, ihren Schwägerinnen, den Erzherzoginnen und den bei ihr Dienst thuenden Damen geradezu Anzeige davon zu thun. So seltsam und unglaublich das scheinen mag, es ist unbestreitbar. Viele Frauen vom höchsten Rang und von der zuverläßigsten Wahrhaftigkeit in Wien versichern mir, daß sie öfters von der Erzherzogin ihre Auflösung als bevorstehend haben vorhersagen hören. Die Kaiserin macht jetzt selbst kein Geheimniß mehr daraus und hat erst neulich die Wahrheit der Sache bestätigt."

„Mehr als einmal, sagte eine Dame zu mir, als wir über den Gegenstand sprachen, habe ich versucht, der vorgefaßten Meinung der Erzherzogin sowohl Scherz als Ernst entgegenzustellen, sie blieb aber unbewegbar und bestand jederzeit darauf, sie werde bald sterben. Als sie eines Tages auch diese Sprache führte, sagte ich ihr: „Ist es denn möglich, daß Ihro Hoheit vergessen, daß Sie eine zärtlich geliebte Tochter haben? Können Sie sie mit so kaltem Blute und so gleichgiltig hinter sich lassen?" — „Sie glauben also, erwiderte die Prinzessin, daß ich Ihnen meine Kleine lassen werde? O gewiß nicht, Sie werden sie höchstens sechs oder sieben Jahre behalten." Diese Aeußerung war die außerordentlichste, die sie that, denn die Prinzessin starb buchstäblich sieben Jahre alt."

„Im Sommer 1762 ward ihre Schwangerschaft zum zweitenmale bekannt gemacht. Als sie sich dem Ziele ihrer Befreiung näherte, gewann ihre Ueberzeugung von dem nahen Tode neue Stärke. Nichtsdestoweniger war sie nach allem Anschein vollkommen

gesund. Die Erzherzogin Christine genoß einen ausgezeichneten Platz in ihrer Liebe und Freundschaft. Ihr erklärte sie nicht nur, daß sie vor Jahresablauf noch sterben werde, sondern sie wettete sogar mit ihr. Der Umstand war ganz öffentlich und ganz allgemein damals bekannt.' Als sie im Herbst von Laxenburg wieder nach Wien zurückkehrte, überfiel sie auf dem Gipfel des Hügels, wo man die Stadt zu Gesicht bekommt, ein Frösteln und sie rief aus: „Nun sei ihr Tod da.“

„Nichtsdestoweniger kam der Monat November heran ohne allen Anschein, daß ihre Voraussagung gerechtfertigt werden werde — aber sie bestand immer und immer darauf. Den 18. in der Nacht, als sie in ihrem Wohnzimmer saß, schlug eine Weck-Uhr, die dort stand, mehrmals hinter einander. Dieser Umstand, wahrscheinlich durch eine Unordnung in dem Feder- und Räderwerk der Uhr veranlaßt, erschien der Erzherzogin übernatürlich. Sie ward kreideweiß, und als ihre Damen sie deßhalb befragten, erwiderte sie: „Das ist das Signal, das ruft mich ab.“ Nichtsdestoweniger blieb sie noch gesund bis zum folgenden Tage, dem 19. November; an diesem Tage gegen Abend, als sie durch ihr Zimmer ging, fiel sie plötzlich nieder oder sank vielmehr in die Kniee. Man legte sie sofort auf ein Ruhebett und sandte nach ärztlicher Hilfe. Es zeigte sich ein Fieber, kurz nachher erschienen die Pocken. Im Fortgang der Krankheit ward sie irre und stieß während dieser Zeit, als sie nicht bei sich selbst war, eine Masse von wilden Worten heraus. Sie nannte viele Personen, die sie an ihrem Bette zu sehen glaubte, bei Namen; deßhalb glaubten die, die ihre Traurigkeit einer unglücklichen Liebe zuschrieben, daß sie sich einbildete, den Gegenstand ihrer ersten Leidenschaft zu sehen, den Italienischen Liebhaber, der fortwährend ihre Neigung beherrscht hatte.“

Die Erzherzogin starb nach einer Woche, den 27. November 1763; am 22. November hatte sie eine zweite Tochter, die den Namen der Erzherzogin, Christine, erhielt, geboren, die aber noch an demselben Tage starb.

Joseph hatte kaum ihr Bett verlassen bis zu der Zeit, wo sie den letzten Athemzug aushauchte. Unter der Last des Schmerzes und der Erschöpfung fast erliegend, mußten ihn seine Umgebungen mit Gewalt von dem Schauplatz des Jammers wegbringen. Er war untröstlich und konnte sich gar nicht über den Verlust, den er erlitten hatte, fassen. Seine Schwester Christine, die Vertraute Isabelle'ns, wollte in bester Meinung ihn trösten, sagte ihm also, daß Isabella seine zärtliche Neigung gar nicht erwidert, sondern nur den Schein davon angenommen habe. Das fiel furchtbar auf Joseph's Seele und es setzte sich seitdem eine bittere Abneigung und Verachtung gegen das ganze weibliche Geschlecht bei ihm fest. Es hielt sehr schwer, ihn zu einer zweiten Heirath zu vermögen, die starken Nöthigungen seines Vaters und sein eigner Wunsch, einen

Erben zu erhalten, stimmten ihn endlich um. Es waren vier Prinzessinnen in Vorschlag, unglückseliger Weise traf Joseph das Geschick, einer fast in jeder Beziehung für ihn unpassenden Wahl zugeführt zu werden. Die erste Prinzessin, die in Vorschlag kam, war die liebenswürdige Elisabeth von Braunschweig, die nachher den dicken König von Preußen heirathete und bald von ihm geschieden ward; Maria Theresia wollte sie nicht haben. Die zweite Prinzessin war Donna Benedicta von Portugal; man hatte Kaiser Franz gesagt, ihr Aeußeres scheine nicht zu versprechen, daß sie würde Kinder zeugen können; er wollte sie also nicht haben.

Nun waren noch eine Sächsische und eine Bayrische Prinzessin im Vorschlag. Maria Theresia drang in einen ihrer Hofleute (wahrscheinlich war es der Oberstallmeister Carl Dietrichstein), ihr offen zu sagen, welcher er als ein bekannter Kenner und Schätzer von Damen den Vorzug geben würde, wenn er die Wahl für sich zu thun hätte. Er wollte lange nicht mit der Sprache herausgehen, endlich, nachdem ihm die Kaiserin ausdrücklich versichert hatte, er könne ihr sagen, was er wolle, sie werde ihm nicht zürnen, sprach er: „Je vous avoue donc, Madame, que si j'étais le maître de mes actions, je ne voudrais ni l'une ni l'autre; mais le couteau au gosier et devant absolument en prendre une, je choisirais plutôt la Bavaroise, parcequ'au moins a-t-elle de gorge.*) Die Kaiserin lachte herzlich und billigte die Triftigkeit des angeführten Grundes. Joseph aber hatte die Sächsische Prinzessin kennen lernen wollen. Es war Kunigunde, die jüngste Tochter König August's III. von Polen, die Schwester Herzog Albert's, der sich damals um die Hand der Erzherzogin Christine stark bewarb: diese kluge Prinzessin war es, die ihren Bruder auf alle Weise zu der Sächsischen Verbindung zu bestimmen suchte, von der sie hoffte, daß dann auch ihre eigne Wahl, der Kaiser Franz sehr entgegen war, mehr Förderung erhalten werde. Es ward ausgemacht, die Sächsische Kunigunde zufällig auf einer Jagdpartie bei'm Bade Töplitz im Laufe des Sommers 1764 zu treffen. Die klapperdürre und bebartete Prinzessin fand sich ein zu Pferde. Das Rendezvous war kurz, entscheidend, Joseph verzichtete auf alle weitere Bemühungen um ihre Hand. Als Schmerzensgeld verschaffte der Wiener Hof der Sächsischen Prinzessin Kunigunde die Abteien Essen und Thorn.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Ich gestehe Ihnen denn, Madame, daß, wenn ich frei handeln könnte, ich weder die eine, noch die andere möchte; wenn mir aber das Messer an der Kehle wäre und ich durchaus eine von beiden nehmen müßte, ich lieber die Bayrin wählen würde, denn sie hat doch wenigstens Brust.

Vom Schlafe.

Von Dr. A. H. Röbbelen.*)

Hoffnung, Lachen und Schlaf sind die Gegengewichte gegen die Ungerechtigkeiten des Lebens; man nehme dem Menschen die Drei, und er ist die elendeste aller Kreaturen auf Erden. Unser treuester Freund aber ist und bleibt doch der Schlaf: in seinen Armen bringen wir ein gutes Drittheil unseres Lebens zu. Wunderbarer Zustand, zu leben ohne Leben, todt zu seyn ohne Tod! was hat der Schöpfer dabei gehabt? — Soll ich antworten, lieber Leser?

Der Zweck des Schlafes ist die Wiedererneuerung der erschöpften Kraft, eine allmorgendliche Anfachung und Erfrischung des Lebens — eine täglich sich wiederholende Neu- und Wiedergeburt! Ohne Schlaf kein rechtes und ächtes Erkennen der unschätzbaren Lust zu seyn, ohne Schlaf aber auch keine Ernährung, kein Wachsthum, keine Vermehrung der Lebenskraft, keine Umwandlung der todten Bestandtheile in lebende. Wie wichtig, wie unumgänglich nothwendig daher ein gesunder Schlaf, und wie werthvoll die Mittel, diesen zu bewirken. Sehen wir uns um danach.

Das Erste und Zuverlässigste ist ohne allen Zweifel Uebung der körperlichen und geistigen Kräfte am Tage — Ermüdung durch Bewegung und Arbeit! Wer im Schweiße seines Angesichts sein tägliches Brot ißt, wird nicht leicht klagen über das peinliche Uebel der Schlaflosigkeit, das in der Regel nur die höheren Stände heimsucht. Ist es doch aber auch, als wenn unsere vornehme Welt Alles aufböte, die Wohlthat eines ruhigen, erquickenden und kräftigenden Schlafes von sich abzuhalten. Wie unzuträglich, wie unpassend und naturwidrig die ganze Tagesordnung! Dieses lange Liegen in den Federn, — diese Entwöhnung von allen, zumal körperlichen Arbeiten und Anstrengungen, — diese bis in die Abendstunden verschobenen Mittagsmahlzeiten, — diese Thees und Soupers in später Nacht! Ist's ein Wunder, wenn unsere nervös-überreizte Haute-volée über Schlaflosigkeit klagt? — Wer eine vollständige, erquickende und kräftigende Nachtruhe genießen will, muß sich so einrichten, daß die Hauptmahlzeit in der Mitte des Tages gehalten und einige Stunden vor Schlafengehen zu Abend gegessen wird. Dieses Zeitverhältniß ist der Wechselwirkung zwischen

*) S.: Die wichtigsten Momente der Diätetik für das mittlere und höhere Lebensalter. Mit besonderer Rücksicht auf die betreffenden Tagesfragen kritisch erörtert von A. H. Röbbelen, d. A. W. Dr. Leipzig, Verlag von Otto Wigand. D. Red.

Verdauung und Schlaf am entsprechendsten und mehr als jedes andere geeignet, die Zwecke beider Verrichtungen auf die der Gesundheit zuträglichste Weise zu erfüllen. Denn bei einem solchen Régime ist die Hauptmahlzeit bereits verdauet, wenn die leichtere Abendmahlzeit eingenommen wird, und es fehlt nicht an Zeit und Gelegenheit, jene Hauptmahlzeit durch Bewegung und Thätigkeit vollends zu verarbeiten, dahingegen die leichtere Abendmahlzeit, wegen der, im ersten Stadium der Verdauung stets sich einstellenden natürlichen Neigung zur Ruhe, ein ganz geeignetes Einschläferungsmittel ist. Aber die Mode! die Mode! wie lange wird ihr gegenüber der Diätetiker noch ein Prediger in der Wüste seyn! Zu den Zeiten des Augustus war, im Widerspruche mit unseren Sitten, die Abhaltung des Mittagsmahles zu früher Tageszeit ein Zeichen von Luxus und Feinheit, und selbst Ludwig XIV. speis'te noch Punkt 12 Uhr. Jetzt stattet die vornehme Welt in Paris 6 Uhr Abends — Morgenbesuche ab und geht um Mitternacht, nach Beendigung der Oper, in Gesellschaft. O Zeit! o Unnatur! Eulen und Fledermäuse wachen des Nachts und schlafen am Tage, der Mensch aber soll sich — so will es die Ordnung der Natur — mit dem Anfange der Nacht zur Ruhe begeben, um zeitig wieder aufzustehen. Eine Stunde Schlaf vor Mitternacht ist besser als drei Stunden nach Mitternacht, warum? . . . Weil der vormitternächtliche Schlaf intensiver, fester und ruhiger ist. Und um wie viel der besten Zeit bringen sich Die, welche den Tag in Nacht verkehren! „Früh zu Bett und früh wieder auf, macht den Menschen gesund, weise und reich", sagt der Engländer Wesley, und giebt uns in diesen paar Worten den inhaltreichsten Kommentar zu dem alten Spruche: „Morgenstund' hat Gold im Mund!"

Also noch einmal: Uebung Ihrer körperlichen Kräfte, meine armen Schlaflosen! Wären Sie zu schwach, zu entkräftet, zu abgespannt dazu? — Fangen Sie klein an, gehen Sie vom Leichteren zum Schwereren über. Muskelübung am Tage wird, während Sie schlafen, Ihre Muskelkraft vermehren, und je mehr diese zunimmt und verwendet wird, desto mehr wird die Hauptursache, das Grundübel ihrer Schlaflosigkeit — Ihre nervöse Reizbarkeit abnehmen.

Aber wenn diese nun auch glücklicherweise nicht Statt hat bei Ihnen, immer werden Sie wohl thun, jedwede Aufregung vor Schlafengehen sorgfältig zu vermeiden. Denn Nichts ist dem Ein- und ruhigen Fortschlafen hinderlicher, als Gemüthsbewegung und Alles, was die Einbildungskraft erregt, mag der Affekt ein erhebender: Liebe, Freude, Hoffnung, oder ein niederdrückender: Gram, Kummer, Wehmuth, Sorge, Aerger und Verdruß seyn. Suchen Sie das Alles durch geeignete Präventivmaßregeln möglichst aus dem Wege zu schieben, wählen Sie keine aufregende Lektüre zu Ihrer Abendunterhaltung und lassen Sie sich auch namentlich die

am Abend eingegangenen Briefschaften, wenn irgend thunlich, erst den andern Morgen vorlegen. Die Nachricht aus der Ferne, die Sie bewegt und aufregt, das unhöfliche Sendschreiben einer übelwollenden, in vorgefaßter Meinung befangenen Behörde oder eines anmaßlichen Vorgesetzten stört, am Morgen gelesen, doch wenigstens Ihren nächtlichen Schlaf nicht. Zwar wird die verlorene Hoffnung, die Verkennung, das Unrecht, das man Ihnen anthut, auch jetzt Sie betrüben, kränken, entrüsten; aber Sie sind erquickt und gestärkt durch einen ruhigen Schlaf — Sie haben den Tag mit seinen Zerstreuungen vor sich — Sie gewinnen Fassung, Ruhe, Gleichmuth — Sie wehren oder resigniren sich — haben Abends die unangenehme Sache vergessen, oder sind doch wenigstens beschwichtigt durch die Betrachtung: daß Eifersucht, Neid, Mißgunst, Anmaßung, Eitelkeit, Unfähigkeit und Unredlichkeit oben und unten sich finden.

Aber auch vor Dem, was man Plänemachen nennt, hüte sich, wer im Bette liegt. Die Zukunft regt mehr auf als Vergangenheit und Gegenwart. König Ahasver (Esther 6, 1) ließ sich Chroniken bringen, um sich die Gedanken aus dem Kopfe zu schlagen, — heutiges Tages giebt's langweilige Verse genug, um die Tausendkünstlerin Phantasie in den Schlaf zu lullen. Das Mittel ist probat, so probat, daß es mich mahnt, nun auch noch ein Wörtchen von dem Gegentheile der Schlaflosigkeit:

vom zu langen Schlafe einfließen zu lassen. „Allzuviel ist ungesund", gilt auch hier, doch läßt sich das rechte Maß nach allgemeinen Regeln nicht zumessen. Alexander von Humboldt, der noch in hohen Jahren volle Jugendkraft sich bewahrt, schläft täglich nur vier Stunden. Friedrich der Große verlängerte ebenfalls sein thatenreiches Leben dadurch, daß er sich nur wenige Stunden dem Schlafe überließ, und Mosheim schlief und wachte sogar wechselsweise eine Nacht! Der berühmte Cüvier dagegen mußte täglich seine neun Stunden Schlaf haben, um zur Arbeit aufgelegt zu seyn. So verschieden ist das Bedürfniß, so relativ und individuell das Maß des Zuviel und des Zuwenig. Gleichwohl schadet Beides der Thätigkeit und Perceptionskraft des Gehirns, und hat die Folge, daß über kurz oder lang ein chronisches Gehirnleiden entsteht, das bald mehr oder minder alle Funktionen des Körpers, besonders aber die des animalen Lebens afficirt. — In der Regel dürfte über acht Stunden zu lange und unter sechs Stunden zu wenig, das Zuwenig aber doppelt schädlich, zumal unseren lieben Veteranen seyn. Was hülfe auch diese gewaltsame Abkürzung der uns nöthigen Schlafportion? Verlängerung unserer Lebenstage? Mit nichten. Ein so forcirtes Wachen, wobei man vor Müdigkeit immer wieder einschlafen möchte und vor allem Gähnen die Augen kaum aufthun kann, ist nur halbes Wachen ohne Gewinn und Genuß, und anstatt unser Leben auf diese Weise zu verlängern, würden wir im Gegen-

theil nur den Verbrauch unserer Lebenskräfte beschleunigen und uns vor der Zeit invalid machen. Fort also mit dieser nutzlosen und ganz verfehlten Kasteiung! Die Natur hat ihre Rechte und der Mensch bleibt ihr unter allen Umständen tributär. Fallen doch der Schildwache auf dem Posten endlich die Augen vor Ermattung zu, ja es sind schon Kanoniere unter dem Donner der Geschütze, unbekümmert darum, ob sie todt oder nicht todt geschossen werden — eingeschlafen *).

(Beschluß folgt.)

*) Im Allgemeinen darf man annehmen, daß die Neigung zum Schlafen des Morgens zwischen 3 und 5 Uhr am stärksten ist. Um diese Zeit sind z. B. Schildwachen am allerwenigsten geeignet, ihren Posten wahrzunehmen, weßhalb auch die meisten feindlichen Ueberfälle in verschanzten Lagern und Festungen um diese Zeit vorgenommen werden und gelingen. — Ebenso stellt sich bei sonst peinvoll die Nächte durchwachenden Kranken, namentlich solchen, die an Zehrfiebern leiden, meistens gegen 3 oder 4 Uhr Morgens doch noch ein kurzer Schlummer ein. Auch Spielern fällt um diese Zeit ein längerer Widerstand sehr schwer. — Wie müde mögen die Römischen Bürger gewesen seyn, die, wie Sueton erzählt, der grausame Nero zwang, 24 Stunden hintereinander im Cirkus zu bleiben, ohne sich dem süßen Genusse des Schlafes überlassen zu können.

M i s c e l l e.

Matthias Claudius' Rheinweinlied. Das herrliche Lied des trefflichen Claudius: „Bekränzt mit Laub" u. s. w., welches zuerst im Göttinger Musenalmanach für das Jahr 1776 stand, war dem Dichter abgesprochen und dem 1823 zu Karlsruhe verstorbenen Kirchen- und Ministerialrath Sander zugeschrieben. Sogar in Vilmar's Geschichte der Deutschen National-Literatur hatte diese unbegründete Sage Aufnahme gefunden. Kürzlich hat im Stuttgarter Morgenblatt der Sohn des Dichters, Friedrich Claudius (in Lübeck) auf das Bündigste durch die klarsten Beweise dargethan, daß sein Vater der Verfasser ist, so daß jeder Zweifel aufhören muß und jede Einrede unmöglich gemacht ist.

Hamburg. Gedruckt in J. B. Appel's Buchdruckerei.

Lesefrüchte
vom Felde der neuesten Literatur
begründet von
Dr. J. J. C. Pappe,
fortgesetzt und herausgegeben von Dr. C. F. G. Müller.
(Expedition: Rathhausstraße No. 10.)

1852. 3ter Band. 3tes Stück.

Manfriede von Sorrèze oder das Sühnopfer.

(Fortsetzung.)

2.

Die Kapelle.

Von allen Gegenden Europa's, welche damals der innere Bürgerkrieg entvölkerte, war die Provence ohne Zweifel die schönste, die schuldigste und die unglücklichste. Sie hatte in ihrem Innern einen Krebsschaden, der sie zernagte, und harte und schreckliche Hände hatten ihr, um sie zu heilen, das Feuer und das Eisen gebracht. In anderen Ausdrücken: die Provence, und unter dieser Benennung verstand man nicht allein die Grafschaft dieses Stammes, sondern auch Languedoc, Aquitanien und das Land Foix, diese schönen Provinzen, einzelne Ueberreste des zerstückelten Reiches der Gallier, welche wie einen kostbaren Schatz die Civilisation und die Römischen Wissenschaften aufbewahrt hatten, waren damals von einer aufrührerischen und furchtbaren Ketzerei zerrissen. Die Ketzerei der Arianer, im 4. Jahrhundert entstanden, hatte Spuren in diesem Lande gelassen, welches den theologischen Erörterungen und Klügeleien zugethan war, und als gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts (1160) die Ketzerei der Waldenser anfing, in die Bevölkerung des Südens von Frankreich einzudringen, fand sie in der Provence viele Anhänger. Diese neuen Sektirer hatten von den Manichäern den Glauben an ein doppeltes Urwesen, beide gleich mächtig, das eine gut, das andere böse, geerbt; sie erklärten, daß, da die wahre Kirche unter Konstantin verschwunden sei, sie die Wiederhersteller, die Reiniger der Braut Jesu Christi seien; sie stellten die Gleichheit der Güter her und vernichteten den Priesterstand. Sie machten aus jedem Menschen einen Priester oder Bischof.

Diese Ketzerei, welche sich selbst um die Achtung der Welt durch die Sitten ihrer Anhänger gebracht hätte, wäre vorübergegangen, wie so viele andere Wogen, welche an Petrus' Felsen geschlagen haben, wenn sie nicht in sich einen Staatskörper der öffentlichen Gesellschaft errichtet und nicht Unterstützung bei den Oberlehnsherren der Provence gefunden hätte, deren verderbte Sitten die unbeugsame Sittenlehre und die mächtige Gewalt der Katholischen Einigkeit fürchteten. Raymond VI., Graf von Toulouse, der Enkel des Helden der Kreuzzüge *), war an der Spitze der Waldenser; sein Neffe, Roger, Vicomte von Bezières, öffnete ihnen seine Städte und seine Grafschaften und vertheidigte sie selbst gegen den heiligen Stuhl; die Grafen von Foix ließen sie in die unersteiglichen Zufluchtsörter der Pyrenäen; fast alle Kastellane, Vasallen dieser Oberlehnherren, beschützten nicht allein die Person der Ketzer, sondern nahmen auch ihre Lehrsätze an und verbreiteten sie. Aber den harten Zeiten setzt Gott tapfere Männer entgegen: auf dem heiligen Stuhle saß damals Papst Innocenz III., ein edelmüthiges und gutes Herz, ein kluger und scharfsinniger Geist, eine starke und muthige Hand.

Nachdem er durch seine apostolischen Briefe und die Verkündigung seiner Legaten, alle Mittel der Versöhnung und Sanftmuth versucht hatte, zwang ihn ein fürchterliches Ereigniß, das Wort und das Schwert zu erheben: Peter von Castelnau, einer der Legaten des päpstlichen Stuhls, wurde von den Ketzern ermordet, und der, welcher den tödtlichen Schlag geführt hatte, Johann von Vesles, fand Asyl an dem Hofe des Grafen von Toulouse. Da wandte sich Innocenz an Philipp August, Oberlehnsherrn der Provence, und schrieb ihm: „Erhebt Euch, Soldat Christi! Erhebt Euch, Christlicher Fürst, das Blut des Gerechten schreit zu Euch!"

Der König von Frankreich erlaubte seinen Baronen gegen die Waldenser Ketzer zu kämpfen, und eine zahlreiche Armee erhob sich und marschirte gegen die Sektirer. Raymond von Toulouse, erschreckt, verlangte, sich mit der Kirche zu versöhnen; er ertrug die öffentliche Buße, welche ihm der Legat des heiligen Stuhles auferlegt hatte, und ging mit den Kreuzrittern gegen die Städte der Vicegrafschaft Bezières.

Die Vorsehung, welche Menschen den Ereignissen gemäß erweckt, hatte diesem Kreuzzuge den Grafen Simon von Montfort zum Chef gegeben: er war das Urbild des Christlichen Kriegers, schön, fromm und tapfer; Ritter der unterdrückten Kirche, rächte er

*) Raymond, Graf von Toulouse und St. Gilles, hatte einen ruhmvollen Antheil am ersten Kreuzzuge gehabt. Tasso hat ihn besungen unter den Helden des befreiten Jerusalem. Raymond VI. besaß 50 Städte und 100 Kastelle.

edel ihre Rechte, und Dank seinem siegreichen Degen, erkannte ihn bald das ganze Land von Beziéres als Herrn. Aber als bei dem Tode des Vicomte Roger, der als Gefangener in seinem Schlosse Carcassonne starb, Simon die Beiehnung der Vicegrafschaft aus den Händen Peter's von Arragonien verlangte, weigerte sich dieser sie zu ertheilen, und diese Weigerung war der erste zerbrochene Ring an einer langen Kette. Die Provenzalischen Edelleute verließen die Partei Montfort's, und der Kreuzzug fing wieder an, nicht mehr gegen einen einzelnen Lehnsherrn, sondern gegen alle Barone der Provence, die ihrem Vaterlande treu, aber ihrem Glauben untreu waren, dem Glauben, der auch ein Vaterland ist, Vaterland der Seele und des Herzens! Simon von Montfort nahm die Stadt Lavaux, sah den Provenzalischen Bundvor Carcassonne, welches er vertheidigte, fliehen, und um nach einander die Pfeile dieses furchtbaren Bundes zu brechen, belagerte er jedes Kastell, und indem er den besiegten Edelmann durch einen Baron seiner Armee ersetzte, schuf er sich Vasallen, ohne eine Oberlehnsherrlichkeit zu haben.

Während dieser Periode seiner Geschichte ereigneten sich die Thatsachen, welche wir erzählen werden. Aber ehe wir weiter fortfahren, dürfen wir nicht vergessen, unsere Leser an jenen Mann zu erinnern, den Gefährten Simon's von Montfort, wie er, Krieger der Kirche, aber das Kreuz statt des Schwertes tragend, die Stimme erhebend um zu überzeugen und zu segnen, nicht um zu befehlen, nicht für seinen Ruhm, sondern für den Ruhm des Höchsten arbeitend, und dessen ernste Sanftmuth, dessen beredsame Verkündigung, dessen strenges Leben mehr Herzen zum Katholicismus zurückgeführt haben, als der Arm und das Schwert Montfort's — wir sprechen von Dominikus von Guzmann.

Manfriede, welche schon auf ihrer Stirn, ungeachtet ihrer Jugend und Schönheit, die Trauer dieser Epoche der Zerrissenheit trug, ging langsam nach einem Theile des Schlosses, der verlassen schien. Sie ging durch eine lange Galerie, wo alte Waffensammlungen und zerrissene Fahnen aufgehängt waren, und eine kleine Thür öffnend befand sie sich auf einem mit Schutt gefüllten Hofe. Im Hintergrunde erhob sich ein Gebäude von mittelmäßiger Ausdehnung, welches sonderbar von dem übrigen Theile des Schlosses abstach. Dieses, von einer plumpen Architektur, stützte sich kühn mit seiner mächtigen Masse auf den nackten und grauen Felsen; seine zahlreichen Thürme, seine festen Wälle, seine wenigen und engen Fenster, seine riesenhaften Steinblöcke, Alles an ihm war ein Sinnbild der Kraft. Das Gebäude, nach welchem Manfriede ihre Schritte richtete, schien im Gegentheil auf die Erde gesetzt zu seyn, wie ein Vogel im Begriff fortzufliegen, seine ätherische Form stieg zum Himmel wie ein Gedanke auf; hohe Fenster verbreiteten im

Innern stromweise das Licht, und sein schlanker Glockenthurm erhob sein zartes Schnitzwerk in die Wolken.

Dieses Denkmal war früher die Kapelle des Schlosses gewesen und obgleich sie die Gräber der Herren von Sorrèze enthielt, hatte sie die gewaltsame Hand des Vaters Manfriede'ns doch nicht verschont. Als das junge Mädchen die halb aus ihren ungeheuren Angeln gerissene Thür öffnete, seufzte sie und trat langsam in den heiligen Ort, dessen Anblick, obgleich wohl bekannt, in ihr immer ein schmerzliches Gefühl erweckte. Der Altar war zerbrochen und sein kostbarer Marmor auf den Steinplatten umher zerstreut; die Statuen der Heiligen, von ihren Gestellen geworfen, lagen im Schiff der Kirche und am Hochaltar, Bilder der Märtyrer, welche durch den Hammer der Ketzer verstümmelt waren; die Treppe der Kanzel war zerbrochen, Byzantinische Freskogemälde waren durch die Strahlen der Sonne, welche frei durch die zerbrochenen Fenster eindrangen, gespalten; Alles war in Ruinen und Zerstörung. . . . Das Bild der heiligen Jungfrau, an einen Pfeiler des Schiffes der Kirche gelehnt, war allein verschont geblieben, und schien mit einem himmlischen Blick diese Scene der Zerstörung zu beherrschen. Diese kleine Statue stellte Maria in dem vollen Glanze ihrer unbefleckten Jungfräulichkeit dar; hoch aufgerichtet trat die neue Eva den König der Finsterniß mit Füßen; eine treue Hand schien diesem Bilde der Mutter Christi einige Huldigungen dargebracht zu haben, ein Blumenkranz war von neuem gewunden und umgab es wie ein glänzender und duftender Rahmen, zu ihren Füßen auf einer halbzerbrochenen Säule, brannte eine Lampe. . . . Dort kniete Manfriede nieder. Sie blieb so einen Augenblick, die Stirn in ihren Händen; aber auf das Geräusch eines leichten Schrittes erhob sie den Kopf. . . . Ein Mann stand hinter ihr. Sein Ueberwurf von grauer Wolle war der eines armen Leibeignen; aber als er seine Kappe auf die Schultern zurückwarf, zeigte er ein junges und edles Gesicht, welches von langen blonden Haaren umgeben war. Manfriede erkannte ihn und rief aus:

„Alberich! Ihr seid es? . . . Ihr hier! Aber Ihr setzt Euer Leben auf's Spiel!“

Er schüttelte verächtlich den Kopf und sagte:

„Was thut's! . . . Ich wollte Euch sehen!“

Sie sah ihn an und wandte den Kopf ab, um ihre Thränen zu verbergen. Der, welcher vor ihr stand, Alberich von Salvaz, war ihr Verlobter in glücklicheren Tagen gewesen; sie hatte sich daran gewöhnt, ihn mit einer erlaubten Zuneigung zu lieben, aber die Ereignisse, welche Reiche umstürzten, hatten auch diese ruhige Glückseligkeit zerstört!... Manfriede war die Tochter eines Ketzers, und Alberich, seinem Glauben getreu, war einer der Ersten gewesen, die das Zeichen des Kreuzes angenommen hatten... Ihr ganzes Unglück lag in diesen Worten...

— „Manfriede," — sagte er zu ihr — „wir haben Nichts zu fürchten. Elzear, welcher die Reinheit meiner Absichten kennt, hat meinen Eingang begünstigt, er wird auch meinen Ausgang begünstigen. Bewilligt mir einige Augenblicke der Unterhaltung."

Sie machte ein Zeichen der Einwilligung und setzte sich zitternd auf den umgeworfenen Stein; er setzte sich zu ihr. Vor ihnen lag die verstümmelte Statue eines Ritters, die vormals auf dem Grabe ausgestreckt lag, wo seine sterblichen Ueberreste ruhten. Das Beil der Waldenser hatte seine Marmorhände zerschmettert, die gefaltet waren und ein Kreuz hielten. Manfriede sah ihn mit Trauer an, denn es war das Bildniß ihres Großvaters. Alberich nahm das Wort:

— „Manfriede," — sagte er — „morgen werden die Kreuzritter am Fuße dieser Mauern seyn; ihre zahllose Armee wird diesen Felsen umgeben, wo Eure Vorfahren ihre Wohnung gebaut haben... Euer Vater wird, ungeachtet seines Muthes, nur einige Tage widerstehen können... Hunger und Durst werden Simon von Montfort zu Hilfe kommen... das Schloß wird genommen werden... der Gedanke an Eure Gefahren drückt mich nieder, und da ich nicht widerstehen konnte, bin ich der Armee vorangeeilt, ich bin hierher gekommen, um meine Rechte wieder zu verlangen, Rechte des Verlobten, geheiligte, vor Gott beschworne Rechte... Ich bin gekommen, Euch zu beschwören, dieses Schloß, den Zufluchtsort der Ketzerei, zu verlassen und Eurem Gatten zu folgen."

— „Euch folgen!"

— „Ja, Manfriede. Simon von Montfort, welcher von unserem Verhältnisse unterrichtet ist, bietet Euch den Schutz seiner Fahne an; er will Vaterstelle bei Euch vertreten und uns morgen Beide zu den Füßen Dominikus' von Guzmann führen, um aus seiner Hand den priesterlichen Segen zu empfangen."

Manfriede hatte stillschweigend und mit gesenkten Augen zugehört; aber als der junge Mann zu sprechen aufhörte, erhob sie sich, schlug ihren Schleier vor ihr Gesicht und sagte:

— „Lebt wohl, Herr von Salvaz, lebt wohl!"

— „Wie!" — rief er — „Ihr verlaßt mich!... ohne mir zu antworten?... ohne ein Wort auf meine Bitte zu erwidern?"

Er hielt sie am Kleide zurück und blieb in einer bittenden Stellung. Sie wandte sich zurück und sagte mit trauriger Stimme:

— „Ich bin also sehr in Eurer Achtung gesunken, Ihr habt also die Meinung sehr verändert, welche Ihr früher von meinem Herzen hattet, daß Ihr mich, Alberich, durch einen solchen Vorschlag beleidigt! Euch folgen, und meinen Vater verlassen? — ihn verlassen, wenn alle Gefahren ihn bedrohen, wenn er allein steht gegen furchtbare Feinde, mich verbinden, sein Kind, mit diesen Feinden! Ach, das wäre Entehrung vor den Menschen und Verbrechen vor Gott!"

— „Ihr werdet nicht allein die Gefahr, sondern auch die unreine Berührung der Ketzerei fliehen."

Sie rang die Hände in Angst.

— „Mein Vater! Ja, er ist dem Laufe des Jahrhunderts gefolgt, aber desto nöthiger braucht er die Gebete seines Kindes.“

— „Ach! Manfriede, wer sagt mir, daß Ihr selbst diesem Strome nicht gefolgt seid und in mir den treuen Katholiken fliehet?“

Sie blickte ihn mit ruhigem Stolze an; dann zog sie aus ihrem Busen einen Rosenkranz von Elfenbein.

— „Da ist“ — sagte sie — „der Rosenkranz, welchen Dominikus von Guzmann mir gegeben hat, in jenen glücklichen Tagen, welche ich in dem Kloster von Prouille *) zugebracht habe. Er ist das Zeichen meines Glaubens, und die Mutter Gottes weiß, daß ich ihrem Sohne treu bin!“

Er nahm den Rosenkranz und küßte die gelbgewordenen Körner.

— „Ach!“ — rief er — „vereinigt und getrennt! das ist also unser Schicksal!... Gott vereinigt und die Menschen trennen uns!“

— „Nicht die Menschen, sondern die Pflicht... Ich bin zuerst Tochter; Alberich, Ihr habt meine Antwort, geht jetzt, flieht diese gefährliche Stelle, vereinigt Euch mit Euren Brüdern... Wir werden uns nicht wiedersehen... Lebt wohl!“

— „Wir werden uns an dieser Stelle wiedersehen; ich werde meine Gattin zurückfordern... Fürchtet die Belagerung dieser Mauern nicht, Manfriede... unter dem Schilde und dem Panzer der Kreuzritter wird ein Herz nur für Euch schlagen.“

— „Soldat Christi!“ — sagte sie — „lebt wohl, kämpft für Euren Herrn und denkt nicht mehr an Manfriede!“

(Fortsetzung folgt.)

*) Das Kloster von Prouille war das erste vom heiligen Dominikus gebaute Kloster für Sünderinnen. Es ist die Wiege seines Ordens. Er hatte es gegründet, um adeliche Töchter aufzunehmen und vor der Ketzerei zu bewahren; die Nonnen gaben ihnen hier eine Christliche Erziehung.

Personalien und Familienverhältnisse Kaiser Joseph's II.

(Fortsetzung.)

Am 22. Januar 1765 fand nun die Vermählung mit der Bayrischen Prinzessin Josephe, der Schwester des letzten Kurfürsten Maximilian, statt — die Aussicht auf die Bayrische Erbschaft hatte den letzten Ausschlag gegeben.

„Ich bin, erzählt Wraxall, von Personen, die bei der Vermählungsfeier zugegen waren, versichert worden, daß die Prinzessin dazumal noch keineswegs ein Gegenstand des Abscheus war, obgleich sie weder die Eleganz, noch die geistigen Vorzüge ihrer Vorgängerin, der Infantin von Parma, besaß. Ihr Gemahl selbst schien mit ihr zufrieden zu seyn; man hoffte, ihre Gutmüthigkeit werde den Mangel persönlicher Reize ersetzen. Selbst ihre Feinde gaben zu, daß sie gegen Jedermann freundlich, verbindlich und zuvorkommend war, aber ihr Verstand war beschränkt und ihre Bildung vernachlässigt. Bis zur Unterwürfigkeit demüthig gegen Joseph, den sie leidenschaftlich liebte, versuchte sie umsonst durch alle Mittel ihm Interesse einzuflößen. Ihre Zärtlichkeit und ihre Liebkosungen entfernten sein Herz nur immer mehr und mehr von ihr.“

„Gewiß ist, daß sie mit natürlichen Mängeln behaftet war, die das große Ziel ihrer Verbindung, nämlich Kindererzeugung, verhinderten. Diese Mängel konnten oder sollten dem Kurfürsten von Bayern, ihrem Bruder, nicht unbekannt gewesen seyn, und es war nicht weniger unverständig, als in Wahrheit unehrenwerth gewesen, sie zu verschweigen. Der Kaiser bezeigte ihr unverhohlen seinen Widerwillen. Zum größten Unglück bekam sie noch einen skorbutischen Ausschlag, der ihr Gesicht und ihren ganzen Körper verunstaltete. Joseph äußerte gegen eine vertraute Dame: „Ma femme me devient insupportable. Je n'y résiste plus. On veut, que j'aie des enfans. Le moyen d'en avoir? Encore, si je pourrais mettre le bout du doigt sur la plus petite partie de son corps, qui n'était pas couverte de boutons, je tâcherais d'avoir des enfans.“ *)

„Kaiser Franz I. war der Einzige in der Kaiserlichen Familie, der sie mit Zärtlichkeit behandelte, sie beschützte und beschirmte. Als er im August 1765 in Insbruck starb, rief die Prinzessin bitterlich weinend aus: „Ah, malheureuse! j'ai perdu mon seul appui!“ **) Die Prinzessin ward von nun an allgemein vernachläßigt, verachtet, und verlassen. Selbst Maria Theresia behandelte sie mit Kälte. Die Erzherzogin Christine, die immer gegen die Heirath gewesen war, konnte mit Mühe ihre Abneigung verbergen. Joseph verharrte in seiner verächtlichen Vernachläßigung, obgleich ihre Unterwürfigkeit und ihre Scheu vor ihm so groß war, daß sie jedesmal, wenn er zu ihr in's Zimmer kam, zitterte und erbleichte.“

---

*) Meine Frau wird mir unerträglich. Ich kann mich nicht mehr überwinden. Man wünscht, daß ich Kinder habe. Wie sie bekommen? Wenn nur der kleinste Theil ihres Körpers, auch nur so viel, als ich mit der Spitze meines Fingers berühren könnte, frei von Ausschlag wäre, so würde ich mich doch ihr nähern.

**) Ach, ich Unglückliche! ich habe meine einzige Stütze verloren!



Endlich erlös'te sie der Tod von ihrem beiderseitigen Unglück. Die junge Kaiserin erkrankte im Mai 1767 an den Pocken, und auf die fürchterlichste Weise. Die Kaiserin-Mutter ward an ihrem Krankenbett angesteckt, aber gerettet. Joseph hatte sich immer geweigert, zu ihr zu gehen. Erst als seine Mutter dieselbe Krankheit ergriffen hatte, besuchte er seine sterbende Gemahlin. Die Bösartigkeit der Pocken, von denen sie befallen wurde, war von der Art, daß, wie man versichert, ganze Theile ihres Körpers vor ihrem Hinsterben abstarben, Theile ihres Gesichts wurden ganz schwarz und faulig. Sie starb am 28. Mai 1767. Man mußte sie gleich nach ihrem Verscheiden einnähen und so mit verdecktem Angesichte auf dem Paradebette aussetzen. Das gab zu der albernen Sage, die viele Jahre im Volke lebte, Stoff, die Kaiserin Josephe sei nicht todt, sondern ein Stein in ihren Sarg gelegt und sie lebe noch immer im tiefsten Geheimniß in einer Niederländischen Festung oder in einem Kloster, und darum habe Joseph niemals das von seinen Völkern heißgewünschte dritte Ehebündniß schließen können. Sein Wunsch es zu schließen, kann nicht bezweifelt werden: er unternahm hauptsächlich dieses Zweckes halber die zwei Reisen nach Italien, 1769 und 1774, und die Französische Reise 1777, er konnte aber eine schöne Frau, wie er sie wünschte, nicht finden unter den durchlauchtigen und Katholischen Prinzessinnen Europa's. Als er seinen Neffen Franz nach Wien kommen lassen und zum Thronfolger bestimmt hatte, hatte er auf eine dritte Heirath bereits verzichtet.

Die unglückliche Bayrische Prinzessin Josephe ward noch als Leiche die unschuldige Ursache des Todes ihrer Namensschwester, der Erzherzogin Josephe, der verlobten Königin von Neapel, als ihre Mutter Maria Theresia sie vor ihrer Abreise nach Neapel nöthigte, in der Gruft der Kapuzinerkirche ihre Andacht zu verrichten, wo sie angesteckt ward und ebenfalls an den Pocken starb.

„Während Lebzeiten seiner ersten zärtlich geliebten Gemahlin, erzählt der oft genannte Englische Tourist weiter, wußte man nichts davon, daß Kaiser Joseph irgend einer anderen Dame eine bevorzugende Zuneigung geschenkt habe. Selbst nach ihrem Tode blieb er so lange ein Raub des Schmerzes, daß selbst seine Mutter sich keinen Skrupel darüber machte, die schönsten und anmuthsvollsten Damen des Hofes zu ermuthigen und zu bitten, ihre Anstrengungen dahin zu richten, ihn aus seiner tiefen Niedergeschlagenheit zu reißen. Seine zweite Ehe, weit davon entfernt das Glück der ersten zu erneuern, machte ihn verhältnißmäßig nur noch unglücklicher. In einer solchen Lage war es nicht weniger natürlich als verzeihlich, daß er zu irgend einem Gegenstand wenigstens eine Herzenszuneigung faßte. Unter die Damen höchsten Ranges in Wien konnte man die Prinzessin Batthiany rechnen. Als die Tochter des Feldmarschalls

Fürsten Carl Batthiany, der Joseph's Oberhofmeister gewesen war, datirte ihre Bekanntschaft schon aus frühester Jugend. Sie war eine wenn nicht schöne, doch elegante und interessante Dame, ihr Geist und Charakter eben so anmuthig, als gebildet. Sie war sehr jung mit dem Grafen Windischgrätz verheirathet worden, und man glaubte immer, es sei eine Verbindung aus gegenseitiger Zuneigung gewesen."

„Durch häusliches Unglück getrieben, Trost und Unterhaltung außerhalb des Hauses zu finden, bezeigte der Kaiser mehre Jahre vor und nach dem Tode seiner zweiten Gemahlin der Gräfin Windischgrätz die beständigste und ausgezeichnetste Aufmerksamkeit. In einer auserwählten Gesellschaft mit ihr, ihrer Schwester, der Gräfin Esterhazy, and einigen wenigen anderen Damen und Herren, hatte er sich gewöhnt die meisten seiner Abende zuzubringen. Unter den gewöhnlich zugelassenen Personen war Graf Choteck, für den, wie man glaubte, die Gräfin eine weit größere Zuneigung als für Joseph fühlte. Da sie aber stets die Kaiserliche Majestät mit Merkmalen der Achtung und Vorliebe behandelte, so scheint es, habe er in dieser Beziehung Eifersucht weder gefühlt, noch sehen lassen. Seine Leidenschaft, wenn sie so eigentlich genannt werden kann, war ohne Frage nicht von der Beschaffenheit, daß sie Opfer verlangt hätte, die mit der weiblichen Ehre unverträglich gewesen wären. Ob nun die Mäßigung seiner Wünsche oder die Tugend der Gräfin ihre beste Sicherheit gemacht habe, gewiß ist, daß ihr Charakter niemals eine gerechte Verdunkelung wegen der Bemühungen des Kaisers zu erdulden hatte. Es war ihnen in ihrem Verhältniß hauptsächlich, wenn nicht ausschließlich, um ihre Unterhaltung und Gesellschaft zu thun. Zufrieden mit diesem Verkehr, trachtete er wahrscheinlich nach nichts über denselben hinaus und konnte eher als ihr Freund und Gefährte, denn als ihr Liebhaber angesehen werden."

„Da die Gesundheitszustände der Gräfin Windischgrätz, die von Natur sehr zart waren, so sehr von dem strengen Klima Oesterreichs gelitten hatten, daß sie mit der Auszehrung bedroht war, wurden die Bäder und die Luft von Pisa ihr empfohlen. Sie reis'te daher, von ihrem Gemahl begleitet, dahin ab. Nachdem sie etwa ein Jahr in Italien zugebracht hatte, kam sie nach Wien zurück, anscheinend in vollkommener Gesundheit und völlig hergestellt. Die Zuneigung und die Aufmerksamkeiten des Kaisers, weit entfernt davon, daß die Abwesenheit eine Verminderung derselben herbeigeführt hatte, verdoppelten sich im Gegentheil gegen sie. Aber mit dem herannahenden Winter kamen ihre Leiden, die einige Monate hindurch ausgeblieben waren, mit Heftigkeit wieder, nahmen bald eine gefährliche Gestalt an und es zeigten sich alle Symptome einer ausgesprochenen Lungenkrankheit. In dieser Lage gab ihr Joseph Beweise einer Anhänglichkeit, die, indem sie seinem guten Herzen Ehre machten, hinreichend bezeugten, daß diese Zuneigung sich haupt-

sächlich auf Eigenschaften bezog, die mit ihrer persönlichen Schönheit nicht in Verbindung standen; da sie unfähig ward, an öffentlichen Lustbarkeiten Theil zu nehmen, ja sogar in Gesellschaft zu erscheinen, pflegte er fast alle Abende in ihrem Hause zuzubringen. In den Monaten Februar und März 1777, als ihr Husten sie so abgeschwächt hatte, daß sie nicht mehr sich zu unterhalten im Stande war, setzte Joseph nicht nur seine Besuche fort, sondern las ihr auch mehre Stunden hinter einander vor, um sie zu unterhalten und zu beleben. Anfang April reis'te Joseph nach Paris, nachdem er in der größten Rührung von der Gräfin, die er überzeugt war, nicht bei'm Leben wiederzufinden, Abschied genommen hatte; die Nachricht von ihrem Tode, der im Mai erfolgte, traf ihn in Paris. Er war darauf gefaßt und zeigte daher keine außerordentliche Bewegung."

„Was auch immer die Beschaffenheit der Zuneigung des Kaisers war, ob dabei mehr Achtung oder Zärtlichkeit war, sein Herz scheint keineswegs, selbst noch bei ihren Lebzeiten, gegen andere Eindrücke verschlossen gewesen zu seyn. Noch vor ihrem Tode hatte er eine starke Vorliebe für die Fürstin Carl Liechtenstein gezeigt, die, wenn sie auch nicht die Gräfin Windischgrätz in der Neigung des Kaisers ersetzte, doch einen sehr ausgezeichneten Platz in dieser Beziehung einnahm. Als die Letztere nicht mehr war, trug Joseph alle seine Aufmerksamkeiten auf die Fürstin über und sie dauern gegenwärtig (1779) noch in aller Stärke fort. Sie ist die Tochter des Grafen (späteren Fürsten Johann Aloys) von Oettingen-Spielberg und jetzt vierunddreißig Jahre alt. 1761 heirathete sie (sechzehnjährig) den Fürsten Carl Liechtenstein (Stifter der jüngeren Carl'schen Linie des Hauses), einen der galantesten, liebenswürdigsten und schönsten Edelleute des Kaiserlichen Hofes. Ihre Person ist anmuthig, und obgleich ihre Züge nicht regelmäßig genannt werden können, ist doch ihr Ausdruck bewundernswürdig. Vorzüglich schön ist ihr Mund, und über ihre ganze Gestalt ist eine Bescheidenheit, eine Intelligenz und eine Würde ausgegossen, die man selten zusammen bei einer Frau findet. Sie besitzt außerdem eine weit ausgedehnte Bildung, die Gabe der gefälligsten Konversation und ein Vermögen der Unterhaltung und Mittheilung, das weit über das gewöhnliche bei der großen Menge ihres Geschlechts in Wien hinausgeht.

„So sehr sie ohne Frage von der Zuneigung und den Aufmerksamkeiten des ersten gekrönten Hauptes in Europa geschmeichelt und eingenommen ist, ist sie doch unveränderlich mit einer solchen Vorsicht und Rücksicht für ihre eigene Ehre zu Werke gegangen, daß es ihr, die Reinheit ihres Charakters unbefleckt zu erhalten, gelungen ist. Kein Mensch hier wagt anzunehmen oder noch weniger zu behaupten, daß sie dem Kaiser irgend etwas zugestanden habe, was mit der strengsten Tugend nicht bestehen könne. Sie ist der Gegenstand seiner Neigung und Freundschaft, aber nicht seine Maitresse. Die, die sie kennen, halten die festeste Ueberzeugung, daß, selbst wenn

die Bemühungen des Kaisers noch so ungestüm wären, doch ihr Gefühl von dem, was sie ihrer Familie und sich selbst schuldig ist, verbunden mit einer religiösen und ernsten Richtung ihres Geistes, sie erhaben über die Verführung machen würde. Aber Joseph's Anhänglichkeit ist nicht auf ihre Person, in dem gewöhnlichen Verstand dieses Worts gerichtet, obgleich es schwer seyn möchte zu sagen, was für genaue Grenzen seine Mäßigung oder ihre Tugend ihrem Verhältnisse setzen. Sie empfängt ihn selten oder niemals allein, obgleich sie ihn fortwährend sowohl in ihrem eignen Hause als in Privatgesellschaft sieht. Selbst im Theater bleibt immer eine Dame in ihrer Loge, wenn der Kaiser sich da befindet. Im Umgang mit der Fürstin Carl Liechtenstein findet Joseph die angenehmste Erholung von den öffentlichen Geschäften und Privatsorgen, und diese Vertraulichkeit bildet wahrscheinlich das Hauptband ihrer Verbindung. Sie lehnt auch den geringsten politischen Einfluß oder Kredit bei ihm ab. Ich habe das selbst von ihr gehört, da sie oftmals in seiner Gegenwart als eine Maxime, von der kein Souverain jemals sich entfernen sollte, anführte, daß „Fürsten nie einer Frau, wenn auch ihre Verdienste und Talente noch so groß wären, erlauben sollten, eine Gewalt über ihre Neigungen zu erlangen, wegen der politischen Folgen, die meist immer aus so einer Leidenschaft sich ergeben."

„Gegenwärtig bringt der Kaiser gewöhnlich vier Abende in der Woche mit der Fürstin Carl Liechtenstein und einem kleinen, hauptsächlich aus Frauen gebildeten Zirkel zu. Die Damen sind, nächst der Fürstin selbst: ihre Schwester die Gräfin Ernst Kaunitz, ihre Schwägerin die Fürstin Franz Liechtenstein und die beiden Fürstinnen Clary und Kinsky. Marschall Lascy, der fast zwanzig Jahre lang an die Fürstin Franz Liechtenstein (geb. Gräfin Sternberg) attachirt ist, ist gewöhnlich zu dieser auserlesenen Gesellschaft zugelassen und der Graf Rosenberg, der Oberkammerherr, ist gleichergestalt manchmal von der Partie. Rosenberg ist einer der angenehmsten Edelleute des Kaiserlichen Hofs, der unter einem kühlen Aeußeren Eigenschaften verbirgt, die eben so tüchtig als einnehmend sind. Gewandt in seinen Manieren, gebildet in seinem Geist und in höchster Gunst bei seinem Herrn, würde er, wenn er eben so viel Ehrgeiz als Talente besäße, in nächster Zeit eine bedeutende Rolle auf dem politischen Theater spielen. Aber seine Liebe zum Vergnügen, verbunden mit der Indolenz seines Temperaments, wird ihn immer im Schatten zurückhalten. Weder Fürst Carl, noch sein Bruder Fürst Franz Liechtenstein machen jemals Anspruch in diese Coterie sich einzudrängen, obgleich ihre Frauen die interessantesten Mitglieder derselben sind. Der Französische Gesandte, Herr von Breteuil, ward auf sein ausdrückliches Ersuchen ein oder zweimal zugelassen. Man fand aber, daß seine Gegenwart dem Kaiser nicht behagte und daß sie

eine Art von Zwang den Vergnügungen der Gesellschaft auferlegte, er zog sich daher wieder zurück."

"Die obengenannten Personen kommen abwechselnd in ihren Häusern zusammen, und Joseph erscheint in größter Heimlichkeit unerwartet und allein. Ich weiß, daß er selbst die Hauptunterhaltung macht. Er spricht, während die Damen zuhören und bewundern. Lascy und Rosenberg sind wahrscheinlich zu wohlerfahrene Hofleute, als daß sie so ein geheiligtes Vorrecht stören sollten. Karten werden nie gebracht, denn der Kaiser liebt sie nicht; das letztemal, daß er gespielt hat, ist nach seiner Krönung in Frankfurt 1764 gewesen. Es ist wahr, daß die Damen, die der Abendunterhaltung eine Abwechselung geben wollten, vor einiger Zeit einmal ein Buch einführen wollten, aber der Versuch glückte nicht. Joseph zieht Unterhaltung vor. An den drei Abenden, die er nicht in der oben erwähnten Gesellschaft zubringt, geht er, wenn nicht Staatsgeschäfte ihn abhalten, für eine kurze Zeit zu Fürst Esterhazy's oder Frau von Burckhausen. Während des jetzigen Winters hat er sich, ehr verschieden von dem vorigen, selten bei'm Fürst Kaunitz oder in irgend einer zahlreichen Gesellschaft eingefunden."

(Beschluß folgt.)

Vom Schlafe.

(Beschluß.)

Manchmal bedürfen wir mehr, manchmal weniger Schlaf, obgleich unsere Thätigkeit und sonstige Lebensweise ganz dieselbe ist. Diese Schläfrigkeit und leichtere Erschöpfung — dieses abattirte Wesen, das nicht bloß bei hohen Temperaturgraden, sondern auch häufig bei Sturm und plötzlichem beträchtlichem Sinken des Barometers eintritt, rührt wahrscheinlich von Abweichungen in dem Elektricitätsverhältnisse der Luft her. Unser Schlaf ist dann kein erquicklicher, kein fester und voller — er pflegt unruhig und traumvoll zu seyn. . . . Kurioses Schauspiel dieser

Traum mit seiner phantastischen, abenteuerlichen Bilderjagd, seiner seltsamen Logik und wunderlichen Kombinationsgabe, die die heterogenste Gedankenmosaik zusammensetzt! Man sagt, es gäbe keinen Schlaf ohne einen gewissen Traumzustand, d. h. ohne daß sich dem individuellen Bewußtseyn Phantasiebilder darstellen, auf welche Gedankenreihen gegründet werden. Aber Lessing will doch niemals in seinem Leben geträumt haben und ebenso auch eine Dame nicht,

welche Blumenbach gekannt. Beide müssen mit vortrefflichen Eingeweiden begabt gewesen seyn und werden jedenfalls sehr diät gelebt haben, denn Rückert hat vollkommen Recht, wenn er sagt:

„Willst Du erquickenden traumlosen, Schlaf genießen,
Laß wach Dich im Genuß nicht Mäßigkeit verdrießen.“

Manchmal aber hat's die Lage schuld, daß der Schlaf unruhig und traumvoll ist, und um auch diese Ursache zu entdecken und aus dem Wege zu räumen, wollen Sie erlauben, daß ich Sie begleite in Ihr

Schlafgemach. Dieses soll geräumig, luftig, trocken seyn, — kein enges Schlaf-Cachot in sogenannten Alkoven! Bedenken Sie, daß das Schlafzimmer der Ort ist, in welchem Sie einen großen Theil Ihres Leben zubringen. Auch keine Gardinen- oder Himmelbetten sollen Sie aufnehmen. Diese verhindern die Strömung der Luft, und es sammeln sich in ihren fest zugezogenen Vorhängen viel belästigende und schadhafte Stoffe, wie Jeder finden wird, der Morgens an ein solches Bett tritt und mit gesunden Geruchsorganen begabt ist. — Ferner soll das Schlafzimmer still und dunkel seyn. Dunkel, theils weil jedes brennende Licht einen Theil des in der Luft enthaltenen Sauerstoffs verzehrt, theils weil Helligkeit ein äußerer Reiz ist und die Seele nicht gehörig ruhen läßt. Stellen Sie daher entweder Ihr Nachtlicht in's Nebenzimmer, oder unterhalten Sie doch nur ein ganz kleines Flämmchen, z. B. die bekannten kleinen Nürnberger Nachtlichter, die aus einem dünnen, mit Wachs getränkten Dochte bestehen, der in ein Stückchen Karte oder Holz steckt und mittelst eines, aus Blechstreifen und Kork gefertigten Trägers auf dem Oele schwimmend erhalten wird. — Endlich muß der Ort, wo Geist und Körper ruhen sollen, still seyn, und dürften sich wohl insofern die hinteren Piecen im oberen Stock des Hauses am besten dazu eignen.

Manchmal halfen wir dem peinlichen Uebel der Schlaflosigkeit durch den einfachen Rath ab, das Bett so zu stellen, daß der Kopf nach Süden und die Füße nach Norden gerichtet wären, was auf die Gunst polarischer Einwirkung hinzuweisen scheint. Aber das Manövre hat nicht immer diesen guten Erfolg. Wichtiger ist jedenfalls die Stellung des Bettes gegen das Licht, so daß das Gesicht vom Fenster abgekehrt ist, da nicht bloß der blendende Strahl der Sonne, sondern auch das mildere Mondlicht den Schlaf stört. — Daß der Körper, wenn wir im Bett liegen, von aller unnöthigen Beschränkung in Gestalt von Kleidern oder Bandagen frei seyn müsse, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Fällt doch hier, wo der Mensch ganz Natur ist, alles Ceremoniel und Honneurmachen weg. Man lagert und streckt, dehnt, krümmt und reckt sich ganz nach Belieben. Aber die gesundeste Lage ist doch die auf der

rechten Seite. Meinen Sie, weil auf der linken das Herz sich befindet? Nein, meine Verehrten. Dieses punctum saliens alles Lebens und Webens ist so sicher gestellt vom allweisen Schöpfer, daß seine rastlose Thätigkeit durchaus nicht gehindert wird, wenn man auf der linken Seite schläft. Aber Ihre Leber, meine Lieben, — dieses schwerste und verhältnißmäßig nur schwach befestigte Organ des menschlichen Körpers — findet eine bessere Unterstützung, wenn Sie auf der rechten Seite schlafen. Auch der Durchgang der Nahrungsmittel aus dem Magen in die Gedärme geht in dieser Lage leichter von statten. Also vornehmlich auf der rechten Seite, und wenn auch der Abwechselung wegen immerhin ein Weilchen auf der linken, doch niemals auf dem Rücken, da diese Lage Druck des Magens auf die hinter ihm liegenden großen Gefäßstämme zuwege bringt. — Sie fragen: ob hoch mit dem Kopfe oder ganz horizontal? Nun, Gewohnheit und Körperkonstitution sprechen mit, doch dürfte im allgemeinen diejenige Lage die beste seyn, wobei der Kopf vier bis acht Zoll höher zu liegen kommt, als die Füße. Wagerechte Lage begünstiget nämlich den Zufluß des Bluts zum Gehirne, und auch das ist eine gar nicht seltene Ursache der Schlaflosigkeit. *)

Im Bett soll man das Reich allein haben. Also kein Zusammenschlafen zweier Personen, keine fremde Bewegung und Beengung, keine zweite Emanation und Exhalation, — man hat an der eigenen genug. Die Alten freilich dachten anders. König David liebte bekanntlich noch in hohen Jahren die animalischen Bettwärmer, — legte er sich doch, „ihn zu erwärmen“ (1. Kön. 1, 2. 3.), die schöne Abisag von Sunem bei, und nicht minder gut konservirte sich der alte Römische Mädchenschulmeister Clodius Hermippus — puellarum anhelitu. **) Aber diese sogenannte Gerokomik ***) ist doch in der That eine zu zweifelhafte und zweideutige Pflege, als daß wir sie, trotz der Autorität des großen Boerhave, der einen alten Amsterdamer Bürgermeister ebenfalls auf die Manier

*) Hilft Alles nicht, so empfehle ich den armen Schlaflosen das zur Londoner Industrieausstellung angekündigte „symphonische Bett“, dessen harmonische Töne die Eigenschaft haben sollen, das Nervensystem zu beruhigen, die zu große Spannung der Organe herabzustimmen und Jeden, der darauf liegt, in den Schlaf zu lullen. „Kaum“ — sagt der Erfinder — „hat man sich auf diesem Bette ausgestreckt, so wirkt der Druck des Körpers auf eine Feder, und eine köstliche Musik, mild und wohlthätig wie ein Gemisch von Flöten und Hoboen, läßt sich hören, Töne, die den Ruhenden sanft durchbeben und ihn unwiderstehlich zum Schlummer einladen.“

**) Durch Exhalation von Jungfrauen.

***) Alterspflege.

verjüngt und lange erhalten haben will, lebensverlängernd nennen und unseren lieben Veteranen mit gutem Gewissen empfehlen könnten. Bleiben diese vielmehr nach wie vor Alleinherrscher in ihrem Bette, nur wünschen wir, daß sie nicht allein im Zimmer schlafen, da bei alten Personen gar häufig plötzliche Zufälle über Nacht eintreten, die, wenn auch in anderen Lebensperioden von weniger Bedeutung, im Greisenalter jedoch sehr leicht höchst nachtheilig und verderblich werden können. — Im üblen Rufe steht der

Mittagsschlaf, den manche unserer verehrten Leserinnen vielleicht schon deßhalb meidet, weil die Rede geht, daß er alt mache. Wie kam man hierauf? Schlafen magert doch nicht ab, Schlafen giebt Fülle; ein Gesicht aber wird doch weit eher durch Abmagerung als durch Fülle entstellt. . . . Aber der Schlaf verändert die Gesichtszüge, — Schlafende haben Falten im Gesichte, fürchtet man vielleicht, daß diese — zumal wenn man schon „sur le retour“ ist — stationär werden möchten? In Spanien und Italien sind die Damen weniger skrupulös. Dort ist die Siësta etwas ganz Gewöhnliches bei beiden Geschlechtern, die in allen Lebensaltern ohne Besorgniß und Nachtheil sich ihr überlassen. Die Sache hat übrigens zwei Seiten. Für Manche allerdings ist der Mittagsschlaf ein schädlicher Ueberfluß. Es giebt nämlich Menschen, die da schlafen aus purer guter Langerweile. Es sind dieß die sogenannten passiven Naturen: die Menschen „zonder Liefhebberei“, wie die Holländer sagen. Sie sind entsetzlich phlegmatisch, unglaublich faul und immer müde — die Vegetation prävalirt bei ihnen. Diese kalten dickblütigen Menschen dürfen nicht viel schlafen, am wenigsten gleich nach der Mahlzeit. Wer aber ein thätiges Leben führt, wer regen Geistes und früh bei der Hand ist, dem wird das Intermezzo eines kurzen Mittagsschläfchens um so dienstamer seyn, als er dann nicht gleich nach eingenommener Mahlzeit über die Arbeit herfällt. — Auch wer schwächlich ist, thut wohl, sich einem kurzen Schlafe nach der Mahlzeit zu überlassen, denn je weniger energisch die Konstitution ist, desto mehr erfordert sie in der Regel eine öftere Wiederholung des Schlafs. Für solche Personen ist der Mittagsschlaf wahrhaft Bedürfniß, und ohne diesen schlafen sie gewöhnlich auch in der Nacht schlecht. Aber nicht zu lange schwebe der geliebte Schlaf über uns; eine Siëste von halbstündiger Dauer ist das Aeußerste, was sich gestatten läßt. Und die soll nicht im Bette, nicht auf der Chaiselongue, sondern im Sitzen abgehalten werden, was namentlich vollblütige und zu Schlagfluß geneigte Personen sich merken wollen. Sollte bei diesen jedoch trotzdem das Gesicht während der Siëste sehr roth werden, sollten Sie, meine Verehrten, mit dumpfem Kopfschmerz oder gar Schwindel erwachen, dann stehen Sie ja ab von allem Schlafen nach der Mahlzeit; — der kurze Mittagsschlaf könnte zu einem ewigen werden, könnte vor

der Zeit, plötzlich und unverhofft Sie hinüberführen, quo pius Aeneas, quo Tullus dives et Ancus! *)

Das aber wäre der Tendenz dieser Blätter ganz und gar entgegen und würde den Verfasser mit tiefer Betrübniß erfüllen. Denn nicht welken machen wollte er den Kranz Ihrer Jahre — nein! frisch und grün sollen seyn all' seine Blüthen und Blätter, treu bleiben sollen Ihnen — treu und zueigen bis an's späteste Ziel menschlicher Lebensdauer: Gesundheit und Kraft, Jugendfrische und ein fröhlich' Herz!

*) wohin der fromme Aeneas, der reiche Tullus (Hostilius) und Ancus (Martius) kamen. Horaz' Oden 4, 7, 15.

M i s c e l l e.

Melusine. Unter den Schriften, welche wir heutzutage unter dem Namen der Deutschen Volksbücher begreifen, nimmt die Geschichte von der Melusine eine der ersten Stellen ein; obwohl sie zunächst, als Erzählung, nicht Deutschen Ursprungs, sondern von einem Schweizer Ringolfingen zuerst nach dem Französischen bearbeitet worden ist. Es ruht eine tiefe und rührende Poesie in dieser Geschichte; sie zeigt das Verhältniß des Wasserweibes zu dem Ritter in der ganzen naiven Ursprünglichkeit; während man in Fouqué's vielgepriesener „Undine“ nur allzusehr den aus dem Dogma von jenen seltsamen Wesen losgelöf'ten, und mit Geschick zur Erscheinung gebrachten einzelnen Fall erkennt. Die Melusine ist ganz frisch; eine ganz holdselige Blüthe der Romantik; und in ihrem Scheiden liegt eine unnennbare Wehmuth, wenn sie noch wachend die Zinnen des Schlosses Lusignan umkreis't, das sie hat verlassen müssen. Aber dieses Schloß Lusignan? wo liegt es? Hier ist Auskunft. Eine Miß Costello hat ein Buch geschrieben: Bearn and the Pyrenees. — Die Basken reden noch immer von dem Schloß der Melusine, es steht fest in ihren Erinnerungen, es ragt mit glänzenden Zinnen in ihre Sagen, und darüber vergessen sie zu erwähnen, daß es in Wirklichkeit nicht mehr existirt. Auch Miß Costello fand sich auf diese Art getäuscht; sie suchte nach dem Schloß, aber sie fand von demselben keine Spur mehr. Nur ein finsterer Schlund in dem Boden ist noch sichtbar, und heißt in dem Volk „Trou Meluisin“ die Höhle Melusinens, welche durch dieselbe Umgang mit den Geistern der Unterwelt gepflogen haben soll.

Hamburg. Gedruckt in J. B. Appel's Buchdruckerei.

Lesefrüchte
vom Felde der neuesten Literatur

begründet von

Dr. J. J. C. Pappe,

fortgesetzt und herausgegeben von Dr. C. F. G. Müller.

(Expedition: Rathhausstraße No. 10.)

1852. 3ter Band. 4tes Stück.

Manfriede von Sorrèze oder das Sühnopfer.

(Fortsetzung.)

8.

Die Belagerung.

Am folgenden Tage, bei'm Aufgang der Sonne, sah die Wache, welche auf dem obersten Stockwerke wachte, in dem Thale die Lanzen und Fahnen der Armee der Kreuzfahrer glänzen. Sie rückte heran, heftig, unzählig, ein Strom des Nordens auf den Süden losgelassen; und der Herr von Sorrèze konnte am Fuße seiner Felsen die Fahnen der edelsten Ritter Frankreich's erkennen. Simon von Montfort, Nevers, Montmorency waren da; sie ließen sich in dem verlassenen Flecken nieder, dessen Einwohner sich auf's Schloß geflüchtet hatten, sie umschlossen mit einer eisernen Mauer diese Mauern von Stein, und obgleich die Lage der alten Wohnung diese fast außer dem Bereich ihrer Pfeile setzte, hofften sie doch sich zum Herrn derselben zu machen, denn Hunger und Durst kämpften mit für sie.

Manfriede sah sie in einer Fenstervertiefung mit traurigen Augen an; für ihr Herz, welches durch zwei verschiedene und rechtmäßige Neigungen getheilt war, waren die, welche in Waffen gegen das Schloß ihrer Vorfahren kamen, zugleich ihre Feinde und ihre Brüder, denn sie bekannten sich zu demselben Glauben, und das Kreuz, das sie anbetete, glänzte auf ihren Schultern. Sie bemerkte, daß auf einmal die Bewegung aufzuhören schien: die Soldaten hörten auf die Zelte zu erheben und die Maschinen und Waffenbündel fortzubringen, die Anführer hielten mit ihren eifrigen Besichtigungen inne, und fast die ganze Armee richtete sich auf einen Punkt, wo die Geistlichkeit, mit ihren Amtsgewändern bekleidet, sich auf eine Ceremonie vorzubereiten schien.

Manfriede folgte ihnen mit den Augen; sie gingen auf einen Hügel zu, wo man einen ländlichen Altar, der mit einem Laubdache bedeckt war, errichtet hatte. Die Priester erstiegen den Hügel, die Soldaten und Anführer knie'ten nieder, und Manfriede sah einen Mann von edler Gestalt an den Altar treten, dessen hellblondes Haar um seinen Kopf einen Heiligenschein bildete, um die Messe zu feiern. Sie erkannte ihn sogleich — man nannte ihn den Mönch von Osma, den Ersten der Prediger, den Prior von Prouille; die Kirche hat ihn den heiligen Dominikus, den apostolischen Mann und den Patriarchen der Dominikaner genannt. Er war früher in dem Kloster von Prouille für Manfriede ein Führer auf dem Wege des Glaubens gewesen, sie erinnerte sich daran, und vergoß Thränen, nun sie ihn wiedersah; dann, indem sie sich im Herzen mit dem Meßopfer vereinigte, blieb sie mit gefalteten Händen und auf den Altar gerichteten Augen stehen.

Aber als sie in dem Augenblicke des Abendmahles mehre Ritter sich demüthig nähern und das Brot des Lebens empfangen sah, da bedeckte sie das Gesicht mit den Händen und sagte in der Betrübniß ihres Herzens:

— „Ach, mein Gott! wie hart ist es, zu leben wie eine Ketzerin, eine Exkommunicirte, ohne an den Gnadenmitteln Deiner Kirche Antheil zu nehmen, ohne die Lippen dem Quell der Gnade nähern zu können! Da ist Jesus, mein Herr, und ich kann nicht zu ihm gehen! Da sind meine Glaubensbrüder, und ich muß sie wie Todfeinde meines Vaterlandes und meines Geschlechts betrachten. . . . Ach! eine solche Verbannung ist lang!“

Nichts antwortete auf die Klagen des jungen Mädchens, als das in den Gewölben schlafende Echo.

Im Schlosse bereitete sich Alles zum Widerstande vor: die Männer waren an ihren Posten; auf den Wällen erhoben sich Massen von Pfeilen und Steinen, bestimmt die Belagerer unter ihrem Gewichte zu zermalmen. Manfriede wurde von ihrem Vater beauftragt, die Lebensmittel einem der Unterofficiere der kleinen Garnison zuzustellen; denn in jener Zeit wie jetzt waren die Frauen die Wirthschafterinnen auf den Herrenhäusern, und die häusliche Verwaltung ruhte nur auf ihnen.

Die Belagerung dauerte schon fünf Tage; die Kreuzritter, empört an dem Fuße dieses Felsen zurückgehalten zu werden, hatten schon mehre Male einen Sturm versucht, aber die Belagerten hatten sie unter einer Wolke von Pfeilen niedergeworfen, und sie hatten nicht einmal die ersten Außenwerke nehmen können. Simon von Montfort, da er seine öfteren Niederlagen sah, errichtete in einem Passe, wo die Provencalen zu schwach, um einen Ausfall zu wagen, ihn nicht verdrängen konnten, die schrecklichen Maschinen, welche damals gebräuchlich waren, und welche, von kräftigen Armen in

Bewegung gesetzt, auf die Wälle und in die Höfe des Schlosses ungeheure Felsstücke schleuderten.

Die kleine Mannschaft erlitt große Verlüste, und obgleich mancher Mund schon durch den Tod geschlossen war, sah Manfriede doch mit Sorge den geringen Vorrath von Mehl und gesalzenem Fleisch, welcher ihr übrig blieb, die Bedürfnisse der Soldaten zu befriedigen. Am Nachmittage des fünften Tages schöpfte sie allein mit einer nach dem Schlosse geflüchteten Frau, das für die Abendmahlzeit bestimmte Wasser am alten Brunnen; wie ehemals die Töchter Laban's, empfing sie stehend aus den Händen dieser Frau den Eimer klares Wasser und schüttete ihn in die Tonnen, deren Inhalt sich die Soldaten theilten.

Plötzlich machte die arme Dienerin eine Bewegung des Schreckens, und zeigte Manfriede den letzten Eimer, welchen sie heraufgezogen hatte: er war mit einem flüssigen und grünlichen Schlamme gefüllt . . . der Brunnen, der einzige Brunnen des Schlosses, war versiegt! . . . Manfriede erhob die Augen zum Himmel mit der Resignation, welche die Gewohnheit des Unglücks giebt, dann sprach sie:

— „Sag' nichts zu unseren Leuten, um Gotteswillen nicht! . . . der Vorrath reicht für heute Abend.“

— „Ja, Fräulein; und wer weiß, ob wir morgen durstig sind!“

Manfriede füllte eine silberne, in den Ruinen eines Römischen Palastes zu Narbonne gefundene Amphora mit klarem Wasser, und trug sie in den Saal, wo ihr Vater seine Mahlzeiten hielt. Sie erwartete ihn lange . . . endlich durchschritt sie die düsteren und dunkelen Höfe, und begab sich an den Fuß der inneren Mauern. Sie widerhallten nicht mehr von dem Fallen der Pfeile und dem Aechzen der Verwundeten, die heranrückende Nacht machte den Kampf unmöglich; die Kreuzritter hatten sich um die Feuer ihres Lagers vereinigt, und der Kastellan von Sorrèze stieg von seinen Bastionen traurig und ermüdet herab.

Er kam zu seiner Tochter und sagte:

— „Drei Todte und fünf Verwundete heute; Robin, Gauthier und Pons . . . diese unglückseligen Steine haben sie niedergeschlagen, wie Stiere unter der Menge fallend. . . .“

— „O mein Vater, welch' unglücklicher, gottloser Krieg!“

— „Gottlos! . . . aber wir vertheidigen die wahre Sache Gottes! . . . Was ist Rom jetzt, wenn es nicht. . . .“

— „Ich beschwöre Euch!“

— „Ja, Du bist auf der Seite der Unterdrücker der Provence, ich weiß es!“

— „Warum kann ich mein Leben nicht dafür geben, mein Vater, daß es weder Unterdrücker noch Unterdrückte, weder Sieger noch Besiegte giebt, aber Kinder Eines Gottes, Söhne Eines Vaterlandes!“

Er schüttelte das Haupt und sie traten in den Saal ein, wo ein einfaches Mahl sie erwartete. Manfriede bediente ihren Vater, setzte die mit Wasser gefüllte Römische Amphora und eine Flasche Wein neben ihn. Der Greis trank hastig, denn in dieser elenden Sterblichkeit, in der wir leben, bewältigt das Bedürfniß der Sinne oft die Unruhe der Seele; dann sagte er:

— „Wie wohl thut dieses klare Wasser mir! das Wasser des Brunnens zu Bethlehem war David nicht angenehmer! . . . Aber was fehlt Dir, Manfriede? Du weinst?“

— „Ach, mein Vater, ich weine, weil dieses das letzte Wasser ist, welches ich Euch bieten kannn . . . der Brunnen ist versiegt!“

(Beschluß folgt.)

Personalien und Familienverhältnisse Kaiser Joseph's II.

(Beschluß.)

„Zu keiner Periode seines Lebens war der Kaiser ein Libertin oder zu Excessen mit Frauen geneigt, wie Franz, sein Vater, es war, und, wie man wohl weiß, sein Bruder Leopold es noch ist. Seine Liebschaften, wenn er dergleichen gehabt hat, sind immer von kurzer Dauer gewesen, heimlich gepflogen und nie mit Skandal oder Aufwand verbunden. Ich fragte eine Dame, die ihn gut kennt, ob man wohl glaube, daß er natürliche Kinder habe? „Ich kann es nicht genau sagen, — erwiderte sie — aber das kann ich versichern, daß, wenn er deren hat, sie dem Staate nicht zur Last fallen werden. Fünfzig Dukaten jährlich werden ihre ganze Apanage ausmachen.“ Der Kaiser liebte es (bei den Harun al Raschid-Umgängen) unter den Volksmassen, unter dem Schatten der Nacht, wo er wußte, daß er weder erkannt noch beobachtet war, Frauen anzusprechen und er nahm sich da wohl einige harmlose Freiheiten mit ihrer Person, welches das Aeußerste seiner Galanterie ist.“

Wie der Kaiser keine Maitresse hatte, so hatte er auch in Wahrheit keinen Favoriten. „Verschiedene Personen, — sagt Wraxall — von denen es einige Zeit lang so geschienen hat, und die geglaubt haben, daß sie im Besitz seiner persönlichen Zuneigung seien, sind getäuscht worden. General (Friedrich) Nostiz (=Rhineck), den er während einer gewissen Periode außerordentlich auszeichnete, hat die Wahrheit des Angeführten bewiesen. Die beiden Grafen (Phi-

lipp) Cobenzl und Joseph Colloredo, die ihn im Jahre 1777 nach Paris begleiteten, besitzen allerdings in hohem Grade seine Achtung und sein Vertrauen, aber sie sind nicht Favoriten. Graf Dietrichstein (der Oberstallmeister), der von lange her mit dem Kaiser vertraut ist und den im eminenten Grade sein Sinn für Unabhängigkeit, seine Freimüthigkeit und seine heitere Laune auszeichnen, genießt vor allen anderen Edelleuten des Hofs das Privilegium, seinem Herrn die Wahrheit zu sagen und übt es aus. Unzweifelhaft ist, daß der Kaiser Loudon ehrt und achtet und ihn bei allen wichtigen militärischen Fragen zu Rathe zieht. Für Lascy reservirt er seine Freundschaft, besucht ihn zu allen Stunden, spricht mit ihm ohne allen Rückhalt und theilt ihm seine geheimsten Gedanken mit."

Die Tochter des Oberstallmeisters Grafen Dietrichstein, Therese, war eine der letzten Damen, die Joseph auszeichnete. „Die himmlische Therese, — sagt Hormayr in dem nachgelassenen Fragment über Metternich — Schwester des achtzigjährigen noch lebenden geistreichen Fürsten Franz Dietrichstein, die innigste Liebe des edeln Kaisers Joseph, ward von ihm 1787, wo er in den Türkenkrieg zog, seinem vertrauten Reisebegleiter und Kammerherrn Grafen Philipp Kinsky vermählt. *) Philipp Kinsky war ein stolzer, finsterer Mann. Er glaubte sich verletzt, wähnte sich zum Deckmantel (oder wie die Wiener sagen zum Elephanten) mißbraucht, glaubte an ein mehr als platonisches Verhältniß zwischen Therese'n und dem Kaiser, schied gleich nach der Trauung von ihr, eilte nach Venedig und Rom, und hat sie niemals berührt. — Die vornehmsten, edelsten Männer warben um die Herrliche, die, so wie Kinsky, auch ihrerseits alsogleich an Scheidung dachte — aber der Katholicismus beider stand unerbittlich im Wege. Endlich nach Jahren gab der Nuntius Severoli in Wien den Rath, sie möchte konstatiren, die Trauung sei unter den heftigsten, von Therese'n überhaupt ungeheuer gefürchteten Gewitterschlägen geschehen, und sie sei dabei stets halb ohnmächtig und fast ganz bewußtlos gewesen. Der Kopulant, der in der Nicolsburger Schloßkirche die Trauung verrichtet hatte, der Bruder der Mutter Therese'ns, Graf Leopold von Thun, letzter Fürstbischof von Passau, gab das nicht sehr pflichtgemäße Attest: er habe gar nicht gehört, „daß die Ohnmächtige das Ja ausgesprochen habe." Damit ließen die anderweit

*) Philipp war der jüngere Bruder von Franz Kinsky, der einer der Lieblinge des Kaisers, sein Reisebegleiter, General und Vorstand der Kadettenakademie in Wienerisch Neustadt war, die er mit herbstem Pedantismus dirigirte — Joseph hatte ihn in die Karlsakademie des Würtembergischen Herzogs, die in dieser Beziehung Ruf hatte, ausdrücklich reisen lassen.

mit klingenden Gründen mächtig bearbeiteten Römlinge sich genügen: Kinsky's Ehe ward als wesentlich defekt, ja null erklärt, und nun vermählte sich Therese mit dem General Graf Max Meervoldt, der 1797 den ersten Waffenstillstand mit Napoleon vor dem Frieden von Campo Formio zu Leoben schloß, und zuletzt noch in der Schlacht bei Leipzig, wo er gefangen wurde, von Napoleon an Kaiser Franz zum Behuf einer Unterhandlung abgeschickt wurde. Er starb, in verschiedenen Missionen gebraucht, als Gesandter in London.«

Vincenz Prießnitz. *)

Am Fuße der Sudeten im Oesterreichischen Schlesien, umflossen von den beiden Flüßchen Biala und Scharitz, liegt das nette und freundliche Städtchen Freiwaldau. Einer der Berge, worüber man von Freiwaldau aus zum Hirschbadkamme und zur Nesselkoppe, zwei der bedeutendsten Gebirgskuppen in der Nachbarschaft, gelangt, heißt Gräfenberg. Dort siedelten sich gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts mehre Freiwaldauer Bürger auf ihren Besitzungen an und bildeten unter Beibehaltung ihres Bürgerrechts eine eigene Kolonie von der nahe gelegenen Stadt. Es entstand eine neue kleine Ortschaft, die nach dem Berge, worauf die Ansiedlung geschah, Gräfenberg genannt wurde.

Dort im kleinen Gräfenberg wurde zu Ende des vorigen Jahrhunderts ein Mann geboren, der für die Menschheit von großer Bedeutung werden sollte.

Vincenz Prießnitz erblickte am 4. Oktober 1799 in Gräfenberg das Licht der Welt und wurde am Tage darauf in der Pfarrkirche zu Freiwaldau getauft. Er stammt aus einer Familie, die seit Jahrhunderten in jener Gegend ansäßig ist. Der Name Prießnitz kömmt in den ältesten Grundbüchern vor und lebt auch im Sagenkreise des Oesterreichischen Schlesiens. Die Quelle in den Waldungen des Hirschbadkammes, die gegenwärtig den Namen Prießnitzquelle führt, wird seit zweihundert Jahren so genannt. Einer der Vorfahren des Mannes, dessen Ruhm in alle Welttheile gedrungen, ist an jener Quelle im Dreißigjährigen Kriege von Schwedischen Soldaten erschlagen worden. Man war während

---

*) Aus: Vincenz Prießnitz. Eine Lebensbeschreibung von Dr. J. E. M. Selinger. Wien, Verlag von Carl Gerold und Sohn. 1852.
D. Red.

seiner Abwesenheit in sein Haus eingedrungen und hatte ihm seine schöne Tochter weggeführt. Er setzte den Uebelthätern nach, erreichte sie bei der genannten Quelle und verlor dort bei dem Versuche, sein geliebtes Kind zu befreien, auf grausame Art sein Leben.

Vincenz Prießnitz war von sechs Kindern seiner Eltern das jüngste. Sein Vater war bürgerlicher Wirthschafter auf dem Gräfenberge und von seinen Mitbürgern als erfahrener und tüchtiger Landwirth gekannt und geachtet. Seine Mutter, Tochter eines Schmiedes aus Lindewiese, stand im Rufe einer sehr arbeitsamen, wirthschaftlichen und gottesfürchtigen Frau. Außerdem war sie in hohem Grade ordnungsliebend und sah strenge darauf, daß Kinder und Dienstleute um vier Uhr Morgens an die Arbeit gingen. Dadurch wurde Prießnitz an das frühe Aufstehen so gewöhnt, daß er auch auf der Höhe seines Lebens um dieselbe Morgenstunde sein Lager verließ, und ihn, nach seinem eigenen Geständnisse, manchmal das Gefühl überkam, als würde er von seiner Mutter aus dem Schlafe geweckt.

Um Lesen, Schreiben und Rechnen zu lernen, wurde Vincenz in die Stadtschule zu Freiwaldau geschickt. Der regelmäßige Besuch der Schule dauerte jedoch nicht lange. Denn kaum hatte er das sechste Jahr zurückgelegt, so starb sein älterer Bruder, welcher die Wirthschaft übernehmen sollte, am Nervenfieber. Dieser Todesfall betrübte seinen Vater außerordentlich, so daß dessen leidende Augen sich immer mehr verschlimmerten. Er erblindete endlich ganz, als Vincenz eben acht Jahre alt geworden.

Von seiner Mutter häufig zu landwirthschaftlichen Verrichtungen angehalten, konnte der junge Prießnitz nur selten an dem Unterrichte in der Schule Theil nehmen. Dessenungeachtet brachte er es im Lesen und Rechnen zur Fertigkeit; im Schreiben aber, das lange und anhaltende Uebung erfordert, blieb er zurück, so daß es ihn in der Folge Anstrengung und Ueberwindung kostete, wenn er etwas niederschreiben sollte.

Prießnitz machte sich schon in seinem Knabenalter durch ungewöhnliche Anlagen, namentlich durch ein vortreffliches Gedächtniß, scharfen Sinn und durch eine eben so glückliche als lebendige Beobachtungsgabe bemerkbar. Er bewegte sich viel in der freien Natur und frühzeitig wendete sich sein beobachtender Blick auf die Veränderungen, welche der Wechsel in den Witterungsverhältnissen an ihm selbst, an Pflanzen und an den Thieren hervorbrachte, die seiner Obhut anvertraut waren. Da er alle Lebensäußerungen der Thierwelt mit Aufmerksamkeit verfolgte, so konnte ihm die Wahrnehmung nicht entgehen, daß in den Wäldern verwundete oder sonst verletzte Thiere ihre blutenden Glieder gern im kalten Wasser badeten.

Wenn Vincenz in freien Stunden, deren ihm nicht viele gelassen wurden, in den Umgebungen des väterlichen Hauses umherzog, kam er nicht selten an die Quelle, wo vor Zeiten einer von seinen

Urgroßvätern im Kampfe gegen eine rohe Uebermacht verblutet. War er durstig, so labte er sich an dem reinen, frischen Wasser daselbst und gestand sich wohl auch bei dieser Gelegenheit, daß ein Trunk an der klaren hervorsprudelnden Gebirgsquelle ganz anders belebe und erquicke, als ein Trunk in der Thalestiefe. War er müde, so ließ er sich an der geliebten Quelle nieder und lauschte ihrem Geschwätze, das so traulich und doch wieder so geheimnißvoll zu seinen Sinnen sprach. Da war es ihm oft, als ob ihn ein unsichtbares Wesen umschwebte und ihm Worte zuflisterte, deren Sinn und Bedeutung er nicht verstand. Und wundersame, ungewohnte Gefühle erhoben dann die Brust des Knaben und sein Geist schwang sich hinaus über die gewöhnliche Umgrenzung und lustwandelte in den magischen Kreisen der Ahnungen und Träume.

Um jene Zeit lebten im Schlesischen Gesenke mehre Männer unter dem Volke, die wegen glücklich bewirkter Kuren häufig genannt wurden. Einer derselben heilte verschiedene Krankheiten mit Kräutern, ein anderer kurirte Beinbrüche, ein dritter Rippenbrüche. Gebrochene Rippen wieder einzurichten verstand mit besonderer Geschicklichkeit der Müllermeister im Dorfe Sandhübel, der daher auch weit und breit bekannt und häufig gesucht war.

Es fügte sich zuweilen, daß an Winterabenden in der Wohnstube des alten Prießnitz von den Kuren dieser Männer gesprochen wurde, während Vincenz in einem dunklen Winkel der Stube saß und mit gespannter Aufmerksamkeit den Erzählungen der Anwesenden zuhörte. Die unsicheren Gestalten, die schon oft in seinem Innern vorübergeflogen, zeigten sich in solchen Augenblicken wieder und schienen von einem hellen Lichte umflossen.

Bei der Neigung und der besonderen Fähigkeit zu fruchtbaren Beobachtungen mußte in der Seele des jungen Prießnitz das Nebelhafte der Vorstellungen allmählich weichen und dafür der Gedanke in steigender Bestimmtheit und Klarheit sich herausbilden. Frühzeitig und anhaltend in der Wirthschaft beschäftiget, machte er mit seinem durchdringenden, für alle Erscheinungen offenen Blicke Erfahrungen und Beobachtungen der mannigfaltigsten Art. So bemerkte er, daß die Haus- und Wirthschaftsthiere, wenn sie zufällig verletzt worden waren, sich schnell wieder erholten, wenn man das kalte Wasser in Anwendung gebracht. Diese zu wiederholten Malen bei den verschiedensten Anlässen gemachte Erfahrung bestimmte ihn, die Wirkung des kalten Wassers auch an sich selbst zu erproben. Es geschah mit dem glücklichsten Erfolge und mit dem freudigsten Gefühle. Dadurch wurde er dahin geführt, auch Anderen das kalte Wasser zum äußeren Gebrauche anzurathen, wenn sie an einer Quetschung oder Verwundung litten, und wurde so in seinem fünfzehnten Jahre ärztlicher Rathgeber seiner nächsten Umgebung.

Inzwischen verwendete sich Prießnitz im Hauswesen seiner Eltern mit vieler Umsicht und mit rastloser Thätigkeit. Die Be-

sorgung der männlichen Geschäfte lag beinahe allein auf seinen jugendlichen Schultern, indem sein blinder Vater ihm keinen Beistand zu leisten vermochte. Durch die Arbeiten, denen er sich zu jener Zeit unterzog, gerieth er mehr als ein Mal in die plötzlichsten Lebensgefahren. So war er an einem Wintertage in den Wald gefahren, um Aeste auf einen Schlitten zu laden und nach Hause zu führen. Nachdem er sein Fahrzeug mit dem Holze angefüllt, fuhr er zurück und hatte bereits die Einfahrt in den Hof seines väterlichen Hauses erreicht, als er ausglitt und der beladene Schlitten über ihn hinwegfuhr. Nur durch die Dazwischenkunft eines zufällig anwesenden Mannes, der im Angesichte der Gefahr dem Schlitten zur rechten Zeit einen Ruck gab, kam er ohne empfindlichen Schaden davon. Ein ander Mal fuhr er mit einer Ladung von Klötzern auf einem Schlitten nach Hause. Die Bahn war sehr glatt und er fuhr rasch dahin. Plötzlich prallte der Schlitten mit solcher Gewalt an einen Felsen an, daß der eiserne, mehre Pfund schwere Klötzerkeil mit Blitzesschnelle hart an dem Gesichte des Fahrenden vorüberflog. Der Keil und der Strick, woran jener befestiget war, wurden so heftig fortgeschnellt, daß sie gar nicht aufzufinden waren.

Wenn Prießnitz in den erzählten Fällen beinahe nur mit dem Schrecken davon gekommen, so war er in einem dritten Falle weniger glücklich. In seinem siebenzehnten Jahre wollte er eines Tages mit einem Wagen, worauf Gerste geladen gewesen, nach einem Acker fahren, um ihn zu besäen. Auf dem Wege dahin wurde das eingespannte Pferd durch einen zufälligen Umstand scheu und machte Miene durchzugehen. Prießnitz suchte das mit möglichster Anstrengung seiner Kräfte zu verhindern. Das Pferd jedoch schnellte die hintern Füße nach rückwärts, schlug dem Zügelhalter die meisten der vorderen Zähne ein, warf ihn zu Boden und fuhr mit Wagen und Ladung über ihn hinweg. Der verunglückte Jüngling verlor das Bewußtseyn und blieb einige Zeit in diesem Zustande, während welcher ein Wundarzt aus Freiwaldau herbeigeholt wurde. Dieser erklärte das Leben des Verletzten für gefährdet und versicherte, daß auch in dem günstigsten Falle, wenn ihm das Leben erhalten werden sollte, er immer ein Krüppel, zu Arbeiten und Anstrengungen untauglich bleiben würde. Diese niederschlagende Erklärung des Arztes machte den armen Prießnitz trostlos. Er, der die Stelle des erblindeten Vaters im Hause zu vertreten, beinahe die ganze Wirthschaft zu führen hatte, sollte nie wieder gesund werden können! In solcher entsetzlichen Lage ließ er die Kräuter, welche ihm der Arzt verschrieben hatte, in Wein kochen und machte sich die verordneten Umschläge. Statt aber hierauf Linderung der heftigsten Schmerzen zu fühlen, wurden diese nur noch brennender und unerträglicher, so daß er endlich in größter Aufregung die warmen Umschläge vom Leibe riß. Jetzt erinnerte er sich der Art und

Weise, wie der bereits verstorbene Müller in Sandhübel gebrochene Rippen einzurichten pflegte. Er nahm nun einen eichenen Sessel, legte den Unterleib auf die Ecke desselben, hielt den Athem an und drückte den Bauch so lange in die Höhe, bis die eingedrückten und gebrochenen Rippen in ihre natürliche Lage hervorgehoben waren. Nachdem er dieß glücklich zu Stande gebracht, fiel ihm ein, daß sich das kalte Wasser an ihm selbst und an Anderen bei verschiedenen Gelegenheiten sehr wohlthätig erwiesen habe, und er beschloß daher, das kalte Wasser auch in diesem Falle als Heilmittel zu versuchen. Er machte sich nun kalte Umschläge um den Leib, worauf die wüthenden Schmerzen nachließen und er in einen langen, ruhigen Schlaf verfiel. Durch fortgesetztes Umschlagen von leinenen, in kaltes Wasser getauchten und ausgewundenen Tüchern, öfteres Wechseln dieser Tücher und durch fleißiges Wassertrinken wurde er in einigen Tagen, ohne daß ihn ein Wundfieber befallen hatte, so weit hergestellt, daß er gehen und der Wirthschaft wieder vorstehen konnte. Er trug ein ganzes Jahr hindurch Umschläge um den Leib, da er von ihren wohlthätigen Wirkungen die überzeugendsten Beweise wahrnahm und empfand. Nach Verlauf dieses Jahres fühlte er sich geheilt, indem nach dem Aufhören aller Schmerzen von den erlittenen Verletzungen keine weitere Spur zurückgeblieben war, als daß sich bei genauem Betrachten die eine Seite des Brustkastens etwas flacher zeigte.

Seit dieser Heilung war das Vertrauen auf die wundersamen Kräfte des kalten Wassers bei Prießnitz fest und unerschütterlich geworden. Wenn ihm daher von einer Verrenkung, Quetschung, Verstauchung oder von anderen äußeren Verletzungen Kunde wurde, so säumte er nicht, das kalte Wasser als das vortrefflichste Heilmittel dringender als früher anzuempfehlen und bei Gelegenheit auch anzuwenden. Da Prießnitz bei Behandlung der Leidenden gewöhnlich sehr glücklich war, verbreitete sich sein Ruf rasch über die Grenzen seiner Umgebung und seines Vaterlandes, so daß er noch vor dem vollendeten neunzehnten Jahre nach Mähren und Böhmen zu kranken Personen gerufen wurde. Zu jener Zeit bediente er sich bei seinen Kuren gewöhnlich eines Schwammes. Dieß, das jugendliche Aussehen des Arztes, die vielen, erstaunlichen Erfolge desselben und dabei die Unscheinbarkeit und Einfachheit der dazu aufgewendeten Mittel, ließen Prießnitz in den Augen der Menge als einen Hexenmeister erscheinen.

So lange Prießnitz arme Leute unentgeltlich kurirte, wurde er von seinen Nachbarn als wahrer Wundermann und Wohlthäter der Menschen ausgeschrieen; als aber auch Fremde kamen, Rath oder Hilfe bei dem jungen Naturarzte suchten, hie und da Beweise ihrer Dankbarkeit darlegten, änderte sich auffallend die Sprache der früheren Bewunderer. Da konnte Jeder, der nach dem Gräfenberge kam und um die Wohnung des Wasserdoktors sich erkundigte, die

Antwort erwarten: „Zum Wasserdoktor wollen Sie? Ach, gehen Sie doch nicht zu dem Menschen. Der ist ein Narr.“

Neid, Gehäßigkeit und Verfolgungslust blieb nicht lange auf die Klasse der gemeinen Dorfbewohner beschränkt. Die Aerzte in Freiwaldau und in der Umgebung wurden auf den jungen Menschen aufmerksam, fühlten sich in ihrem Erwerbe durch ihn beeinträchtiget und wußten in Verbindung mit den Beamten ihm mancherlei Hemmnisse und Unannehmlichkeiten zu bereiten. Viele von den Geheilten wurden von Aemtern vorgerufen und, um Zeugnisse gegen Prießnitz aufzubringen, über ihre Krankheitszustände und den Gang der Behandlung gefragt. Dieß geschah unter Anderen auch mit einem Müller, der in einer schweren Krankheit, nach langer, erfolgloser Behandlung von den Aerzten aufgegeben, von Prießnitz übernommen und hergestellt worden war. Der Müller wurde auf dem Amte gefragt, wer ihm eigentlich geholfen habe, da es bekannt sei, daß er von Aerzten und von Prießnitz behandelt worden. Der ganz gesund gewordene und kräftig aussehende Müller antwortete: „Mir haben Alle geholfen, die Aerzte, die Apotheker und der Prießnitz: die Aerzte und die Apotheker haben mir vom Gelde und der Prießnitz hat mir zum Leben geholfen.“

Auch mehre Priester eiferten gegen den schlechten Propheten — wie sie ihn nannten — und warnten, ohne sich in eine genauere Untersuchung der Sache eingelassen zu haben, das Volk vor dem neuen Aberglauben. Der Pfarrer von Vogelseifen in Schlesien war außerordentlich aufgebracht, als er von den Wasserkuren des Gräfenberger Landwirthes hörte, und drohte, ihn einsperren zu lassen, wenn er sich in seiner Gemeinde blicken ließe. Und doch begab es sich, daß derselbe Pfarrer in kurzer Zeit darauf Veranlassung fand, seine Ansichten über die Wasserkur und seine Gesinnungen gegen Prießnitz wesentlich zu ändern. Der Pfarrer war nämlich seit Jahren an verschiedenen chronischen Uebeln leidend gewesen, die der Kunst naher und entfernter Aerzte hartnäckig widerstanden hatten. Endlich wurde er luftröhrenschwindsüchtig, leber- und unterleibskrank zugleich und dadurch in einen so elenden Zustand versetzt, daß er die Reise nach dem verordneten Bade nicht mehr anzutreten vermochte. In so hilfloser Lage ließ er den Gräfenberger Wasserarzt rufen und bat nun den früher Geschmähten, ihm so weit auf die Beine zu helfen, daß er in das Bad reisen könne. „Wenn ich Euer Hochwürden schon so weit bringen soll, erwiderte Prießnitz, warum wollen Sie sich nicht ganz kuriren lassen?“ Der ruhige Ton, die sichere Haltung des jungen Mannes machte einen solch' umstimmenden Eindruck auf den Leidenden, daß er mit Entschlossenheit ausrief: „In Gottes Namen! Ich will's versuchen. Ich will mich Ihnen anvertrauen!“ Prießnitz begann hierauf die Kur und war damit so glücklich, daß der Pfarrer in vierzehn Tagen die Kanzel wieder besteigen konnte und nach Verlauf einiger Monate

gänzlich hergestellt war. Der frühere Gegner des Prießnitz wurde nun dessen warmer und aufrichtiger Freund. Er rieth ihm, sich als Arzt gründlich auszubilden; zu diesem Zwecke medicinische Bücher fleißig zu lesen und stellte ihm den ganzen Vorrath solcher Bücher in seiner Bibliothek zur Verfügung. Prießnitz nahm einige der angetragenen Werke mit nach Hause, las sie aufmerksam durch und gab sie nach einiger Zeit dem Pfarrer mit der Erklärung zurück, daß Alles, was er gelesen, ihn in seiner Ueberzeugung nicht wankend zu machen vermöchte. Eine weitere Lektüre ärztlicher Schriften lehnte er ab, um nicht, wie er sich ausdrückte, irre geleitet zu werden. Der Pfarrer gab ihm Recht, wurde ein eifriger Anhänger der Wasserkur und machte auf der Kanzel wieder gut, was er auf der Kanzel gegen den anspruchslosen Naturarzt verschuldet hatte.

Zu jener Zeit — es war im Jahre 1822 — wurde das alte, hölzerne Haus, das er mit seinen Eltern bewohnte, nach mühsam erlangter Zustimmung des Vaters, niedergerissen und an dessen Stelle ein Haus von Stein erbaut. Zu diesem Baue führte der junge Prießnitz die Steine, den Sand und andere Materialien selbst herbei und legte selbst auch hilfreiche Hand an, wo es nur immer geschehen konnte. Dabei wurde er sehr häufig von Kranken in Anspruch genommen, die nach Gräfenberg gekommen waren, um bei ihm Heilung zu suchen. Wenn er dann an Samstagen die Ergebnisse und Erträgnisse der Woche überblickte, erfuhr er zu seiner Befriedigung, daß er zu einem kleinen Einkommen gelangt war.

Die zunehmende Anzahl von Kranken, die aus der Fremde herbeikamen, führten zu der Nothwendigkeit, Gebäude zu errichten, worin sie untergebracht werden konnten. So viel in seinen Kräften lag, suchte Prießnitz dem eingetretenen Bedürfnisse Genüge zu schaffen. Er ließ noch ein steinernes Haus und einige hölzerne Bauten aufführen. So lange seine Mutter lebte, fand er in der unermüdlich thätigen und verständigen Frau bei Besorgung der Wirthschaft eine vortreffliche Gehilfin. Er verlor aber diese gute Mutter in seinem sechsundzwanzigsten Jahre. Sie war eines Morgens in den Kuhstall gegangen, um nach dem Viehe zu sehen. Unvorsichtigerweise war sie dem Stiere zu nahe gekommen, wurde von demselben mit den Hörnern in die Höhe gehoben und so heftig an die Mauer geschleudert, daß sie wie todt zusammensank. Zum Bewußtseyn zurückgebracht, lebte sie nur noch wenige Tage. Zehn Jahre später, im Jahre 1836 verlor Prießnitz seinen blinden Vater, der unter der sorgsamsten und liebevollsten Pflege achtzig Jahre alt geworden war.

Die Verlegenheit und die Beengung in wirthschaftlichen Angelegenheiten, welche Prießnitz durch den Tod seiner Mutter erfuhr, dauerte nicht lange. Dieselbe göttliche Gabe, dieselbe segensreiche Kunst, wodurch er bereits zu einem ehrenhaften Rufe und zu vergrößertem Besitzthum gekommen, sollte auch Begründerin seines

häuslichen Glückes werden. Im nahe gelegenen Bömischdorf litt die Frau des wohlhabenden und sehr geachteten Schulzen seit Jahren an schmerzhafter Gicht. Aerzte und Apotheker hatten lange Zeit ihre Kunst und ihre Schätze vergeblich aufgeboten, um die Krankheit der leidenden Frau zu heben. Da Niemand helfen konnte, wurde nach langem Widerstreben von Seiten der Leidenden endlich Prießnitz gerufen. Auf diese Art kam er in das Haus, wo er das liebliche Mädchen, zu dem er sich schon lange hingezogen gefühlt, öfter sehen und sprechen konnte. Durch sein bescheidenes und edles Wesen gewann er das Herz der Tochter des Schulzen und durch den glücklichen Erfolg seiner ärztlichen Behandlung das Herz der Eltern. Und so war denn der 5. Februar 1828, wo er seine theure und geliebte Sophie zum Altare führte, der Erfüllungstag eines lange genährten und sehnlichen Wunsches. Prießnitz hatte sich im Gegenstande seiner Wahl nicht getäuscht. An der Seite seiner vortrefflichen Frau fand er das gehoffte häusliche Glück, das ihm einen freundlichen Hafen bot, wenn rauhe Stürme niederschlagender Erlebnisse feindselig gegen ihn losbrachen. Unschätzbar war aber auch diese Frau mit ihrem heiteren und natürlichen Wesen, mit ihrem milden, echt Christlichen Sinne, mit ihrer Liebenswürdigkeit im Umgange, mit ihrer Gewandtheit und Umsicht, womit sie ihr riesiges Hauswesen zu ordnen und zu verwalten verstand.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bibersteine und der Kynast.

Von Ernst Kossak.*)

Die Bibersteine, eine westlich von Warmbrunn in Schlesien gelegene Felsgruppe, sind erst seit kurzer Zeit ein beliebter Punkt für die Ausflüge der Badegäste geworden. Zwei feurige Pferde rollten uns in leichtem Wagen in kurzer Zeit an den Fuß der phantastisch gestalteten Granitklippen. Gemeinsam mit vielen Landleuten, welche den Fels bestiegen, um der Einweihung des unter seinem höchsten Punkte neuerrichteten Wirthshauses beizuwohnen, und geführt von einem freundlichen Dorfbewohner, stiegen wir die starke Anhöhe

*) S: Aus dem Papierkorbe eines Journalisten. Gesammelte Aufsätze von Ernst Kossak. Berlin, Druck und Verlag von Trowitzsch u. Sohn. 1852. D. Red.

empor und kletterten nicht ohne Mühe bis an den Fuß der Bibersteine, die sich von einem wiesengrünen Unterbau, nackt und grau in die Lüfte erheben. Sie gehören zu jenen seltsamen gigantischen Felsblöcken, die an vielen Punkten des Gebirges wie von Geisterhänden aufgethürmt sind und mit der sie tragenden Höhe in keinem Zusammenhange zu stehen scheinen. Früher nur von verwegenen Kletterern erstiegen, sind sie jetzt durch Treppen und in den Fels gehauene Stufen auch für bequemere Fußwanderer eingerichtet; wir würden aber nur ganz schwindelfreien Personen rathen, sich der Nordseite der Felsen zu nähern, da der Absturz hier gar zu jäh hinabschleßt.

Wie überall an Punkten von mäßiger Höhe, fehlt es auch hier nicht an jener Erzählung von einer Person, die herabfallend doch mit dem Leben davongekommen ist. Die Hauptrolle in den modernen Sagen dieses Genres spielen gewöhnlich Jungen, die bei'm Beerensuchen ausgeglitten oder von ihren Kameraden hinabgestürzt worden sind; doch treten mitunter auch jüngere Personen weiblichen Geschlechtes als glücklich Gefallene auf, wie denn diese angenehmen Wesen sich in der Sage stets der ganz besonderen Gunst der jugendlichen Berggeister und menschlichen Bewohner zu erfreuen haben.

Auf den Bibersteinen krabbelte es von Menschen; die unten liegende Dorfschaft schien zur Verherrlichung des Tages oben versammelt zu seyn, aber die Leute verhielten sich Angesichts dieser großen und schönen Natur schweigend, fast traurig. Sie bildeten mit uns Flüchtlingen der Civilisation, die berauscht von der reinen Luft der Höhen, nach einem Ausdruck ihrer Fröhlichkeit rangen, einen seltsamen Kontrast. Ungeachtet die Bänke der Schenke gedrängt voll und fast alle kleineren Felsstücke von den bunten Röcken darauf sitzender Frauen und Kinder bedeckt waren, hörte man von so vielen Hunderten doch keinen Lärm. Das Volk war ernsthaft und so haben wir es auf der ganzen Reisetour gefunden. Diese Gebirge, in denen die meisten Monde des Jahres hindurch die Natur dem Menschen mehr drohend als freundlich entgegentritt, mögen auch an den freundlichen Sommertagen das Gemüth höchstens zu einem heiteren Ernste verklären. Die Aussicht war bezaubernd schön. Nach so langem Regen wich nun endlich der Nebel der auffaugenden Kraft der Sonne und das Hochland vor unseren Blicken schien in reiner Bergluft um Meilen näher gerückt. Von den Wiesen und gelben Kornflächen der Abhänge ging das Auge zu den harmonischen Tinten des Laubholzes über; bläulichgrün schloß sich das Nadelholz an, und wie mit plötzlichem Striche schnitt es ab, um den Alpwiesen mit ihren häufigen Knieholzflecken Raum zu geben. Hoch oben ragten nackte, gelblichgraue Kegel und Kappen, an denen sich schattig geborgen hie und da lange Schneestreifen hinabzogen. Reines Blau der Atmosphäre war der erquickende Hintergrund; nur die Schneekoppe, diese tückische Berghexe, hatte ihre

Nebelkappe nicht abgezogen, sondern schmollte mit der freundlichen Sonne. Unser Führer zeigte uns als ferne regelmäßig geordnete Pünktchen die einzelnen Häuser des Dorfes Schreiberhau und am Anfange der Knieholzregion die neue Schlesische Baude.

Noch ahnten wir nicht, wie viele Seufzer und Schweißtropfen uns diese scheinbar so nahe Stätte am nächsten Morgen kosten sollte. Wir gingen rasch hinab, nachdem wir noch einmal mit sehnsüchtigem Blicke das Panorama verlangend betrachtet hatten. So sucht sich der Geist einen gedankenvollen Dichterspruch für das ganze Leben einzuprägen, als Trostschatz für böse schwarze Stunden.

Die Sonne neigte sich und es galt, den Kynast zu besteigen. Dank den tapfern Rossen, die mit dem Wagen wie Ballettänzer über das Felsgeröll tanzten, gelangten wir zauberisch rasch an den Abhang des Berges.

Um den Kynast wachsen Deutsche Eichen und Gedichte; er ist der Berg der Romantik. Am Fuße der mächtigen Kette gelegen, scheint seine Höhe von 1800 Fuß nur gering, da die Sohle des Thales von Warmbrunn an sich schon 1000 Fuß über der Meeresfläche erhöht ist. Schöne Lage, majestätische Struktur, feierliche Vegetation, zertrümmerte Architektur haben ihn weitberühmt gemacht. Der Kynast gleicht einem ernsten Grabhügel zum Andenken an einen Fabelkönig der Berge. Man besteigt ihn ohne wesentliche Beschwerden nach einstündiger Wanderung und tritt in den weiten Burghof, wo moderne Mörtelarbeit sich keck an graue Mauerzertrümmerung und Urfels lehnt.

Von Herzog Bolko I. von Schweidnitz am Ende des dreizehnten Jahrhunderts gegründet, erhielt die Familie der Schaffgotsche die Burg als Belohnung und besitzt sie bis auf den heutigen Tag. Im Jahre 1675 schmetterte der Blitz, der, ein Bundesgenosse neuerer Weltanschauung, so viele Schlösser und Klöster zu Boden gestreckt hat, auch Burg Kynast in den Staub. Waren alle diese Stätten früher Altäre der Wegelagerei und wurden die Pilger gezwungen, ihren Tribut unfreiwillig dem Burgherrn zu spenden, so eilen wir jetzt freiwillig herbei und der Tribut für Aussicht und Bergluft wird von uns unter mancherlei Formen, wenn auch unter einigem Verdruß bewilligt. Hier ist es ein Mann mit einem kleinen Böller, der durch seinen Schuß das schöne Echo weckt und vierhundert Procent verdienen will, dort ein Mann mit einer Trommel, der des Bergfahrers Eintritt freudig anwirbelt, hier ein Leierkasten, dort ein Weib, das euern Hut mit zarten Bergfarrnkräutern bekränzen will. Noch ehe ihr euch den Schweiß von der Stirn trocknen könnt, müßt ihr die Börse ziehen, um euch zudringliche und widerwärtige Bettler vom Halse zu schaffen. Nicht die Gabe verdrießt, sondern die lästige und mannigfaltige Art, wie sie euch abgepreßt wird. Eine Armenbüchse am Eingange solcher Burgen aufgestellt, thäte dieselben Dienste, oder man könnte dem Fremden ein bestimm-

tes Eintrittsgeld abfordern, das er erlegt, dann aber ein für allemal von dem Gesindel verschont bleibt.

Der Kynast ist ganz besonders reich an Vampyren der Bettelei und nur Adersbach in Böhmen kann sich rühmen, ihn glänzend zu übertreffen. Spät angekommen, beeilten wir uns, den 70 Fuß hohen Thurm zu ersteigen.

Die Sonne senkte sich zu dem westlichen Riff des Gebirges, eine dunkle Wolkenschicht hob sich langsam und gönnte dem scheidenden Feuerball noch einmal den Durchblick zwischen Wolke und Berg. Zuerst entglomm die ferne Landschaft, dann die Vordergründe des Hirschberger Kessels; die Wasser glänzten silbern, die Berghäupter rosig, neu angefrischt schimmerten die Farben der Dörfer und Kirchen, aber rasch versank die leuchtende Pracht. Die Tiefe tauchte in einen grauen Dunst, und um die Höhen webte ein violetter Duft, daß die fernsten Gipfel wie von Innen erleuchtet schienen; milde Strahlen lagerten auf den Berghängen und wie eine goldene Mitra beherrschte die hell angeflammte Schneekoppe die Gegend. Die zahlreiche Gesellschaft auf den Zinnen der Burg verstummte vor dieser Harmonie der Sphären, nur ein Jüngling brummte vor sich hin den Schlittschuhwalzer aus dem Propheten. Diese Wendung versetzte Alle durch die entstehenden Spöttereien plötzlich in die Prosa, welche den Mittelzustand der menschlichen Existenz bildet. Unter allerlei guten und schlechten Späßen krochen wir wieder die überaus enge Wendeltreppe hinab und spazirten bei vollkommener Finsterniß den herrlichen Berg hinab. An die Sage von der spröden Kunigunde und den Ritt um die Mauer, wie an die Märe vom Schafe und Wolfe hatte Keiner gedacht.

M i s c e l l e.

Ursprung des Namens Silhouette. Etienne de Silhouette, geboren zu Limoges 1709, ward General-Kontrolleur und Staatsminister von Frankreich. Da der verderbliche Krieg von 1756 die Kisten geleert hatte, suchte er diesem Uebel durch Sparsamkeit abzuhelfen, zog sich aber dadurch den Haß seiner Landsleute zu, die seine guten Absichten lächerlich machten. So trugen sie statt der Porträts bloße Schattenrisse, die nach ihm den Namen „Silhouetten“ erhielten. Er starb, nachdem er seine Stelle niedergelegt hatte, im Jahre 1767. Nicht also ist er, wie oft angegeben wird, der Erfinder der Schattenrisse, die schon das Alterthum kannte, sondern sie sind spottweise nach ihm mit jenem Namen benannt.

Hamburg. Gedruckt in J. B. Appel's Buchdruckerei.

Lesefrüchte
vom Felde der neuesten Literatur
begründet von
Dr. J. J. C. Pappe,
fortgesetzt und herausgegeben von Dr. C. F. G. Müller.
(Expedition: Rathhausstraße No. 10.)

1852. 3ter Band. 5tes Stück.

Manfriede von Sorrèze oder das Sühnopfer.

(Beschluß.)

4.
Der Sturm.

Mitternacht schlug auf dem Wartthurme des Schlosses; man hörte Nichts als den eintönigen Ruf der Schildwachen; man sah Nichts als die im friedlichen Glanze strahlenden Sterne des Himmels, als die Feuer des Lagers, welche sich kaum unter dem friedlichen Hauche einer Sommernacht bewegten. Manfriede warf sich in ihrer Kleidung auf ihr Bett; sie schlief ermüdet, von Mattigkeit und Sorge niedergeworfen, tief ein; aber die Gedanken, welche wachend ihren Geist beschäftigten, gingen noch in träumerischen Bildern an ihren Augen vorüber. Sie sah Peter von Castelnau wieder, den ersten Märtyrer dieses traurigen Streites; sie sah ihn, wie er den Soldaten Christi seine weite Wunde zeigte, woraus sein Blut und sein Leben entflohen war. Diese bleiche Gestalt verschwand. . . . Ein glänzender Lichtscheln umgab sie plötzlich . . . sie sah auf einem glänzenden Throne einen Mann mit sanftem und strahlendem Antlitze, sie erkannte ihn. . . . Es war Christus! sie ging auf ihn zu voll von Liebe und Glauben . . . aber ein anderes Schauspiel zog ihre Blicke auf sich: ein Mann schien zu den Füßen des gerechten Richters sein Urtheil zu erwarten . . . dieser Mann, dessen bleiche Stirn durch ein fürchterliches Gericht gesenkt zu seyn schien . . . war Manfriede'ns Vater! Von Schrecken erstarrt, streckte sie ihre Hände dem Welterlöser entgegen . . . . als sie auf einem sich vor ihren Augen öffnenden Buche diese schrecklichen Worte las: „Der, welcher nicht zu der Kirche Jesu Christi gehört, hat kein Recht an den Segnungen Jesu Christi." Alles verschwand. . . .

Sie erwachte. . . . Ihre Haare waren von Schweiß genäßt, ihr Herz schlug mit verdoppelten Schlägen in ihrem Busen, und eine namenlose Angst erdrückte ihre Seele: sie öffnete ihre Augen und sah um sich . . . die Thür ihres Betzimmers war ein wenig geöffnet . . . sie sah darin den Strahl einer Lampe glänzen und hörte darin ein verworrenes Geräusch von Stimmen. Sogleich zur Wirklichkeit zurückkommend, verließ sie ihr Bett und ging auf dieses Zimmer zu. Der Herr von Sorrèze war darin: aufrecht, eine Lampe in der Hand, leuchtete er Elzear, welcher knieend mit Hilfe eines Spitzeisens eben eine der Platten von grauem Marmor löste, womit der Fußboden dieses kleinen Zimmers bedeckt war. Diese erhobene Platte ließ eine schmale Treppe sehen, deren dunkele und tiefe Schneckenlinie sich in die Erde hineinzuwinden schien.

— „Meine Tochter," — sagte der Herr von Sorrèze — „da ist die Hilfe, welche unsere klugen Vorfahren uns verschafft haben. Diese Treppe führt zu einem unterirdischen Gange, welcher an den Ufern des Sors ausläuft, ich werde mit Elzear hinabsteigen; wir werden die Schläuche füllen, welche Du siehst, und morgen nach der Schlacht werden unsere Leute noch das Wasser des Himmels trinken können."

Sie seufzte bei'm Anblicke einer so dürftigen und hoffnungslosen Hilfsquelle.

— „Ich glaubte," — fuhr er fort — „Du hättest mich nicht gehört."

— „Mein Vater," — erwiderte sie — „da ich jetzt Euer Geheimniß weiß, erlaubt, daß ich Euch begleite."

— „In jene Gewölbe?"

— „Meine Stelle ist neben Euch, und wenn ich Gefahren bestehen muß, so ist es besser, an Eurer Seite sie zu bestehen."

Er antwortete durch eine Bewegung der Verneinung und stieg die ersten Stufen der Treppe hinab. Sie folgte ihm . . . . er widerstand vergebens.

Elzear ging voran, auf seiner Schulter die leeren Schläuche tragend. Diese Treppe von kleinen Steinen erbaut, war eng, gewunden, aber fest; einige geschickt in die Mauer angebrachte Oeffnungen verbreiteten eine leichtere Luft; dessenungeachtet wurde die Luft immer brennender, jemehr Manfriede und ihre Begleiter in die Tiefen dieses Abgrundes hinabstiegen. Sie hatten, nach ihrer Rechnung, schon lange die Grundsteine des Schlosses überschritten; der Theil der Treppe, auf welchem sie gingen, war in den Felsen selbst gehauen, welcher die Wohnung des Herrn von Sorrèze trug; sie waren fast auf gleicher Höhe mit dem Thale, als ein reiner Luftzug ihr Gesicht erfrischte. Die Treppe war zu Ende; sie fühlten unter ihren Füßen den ebenen und festen Boden, und befanden sich in einem breiten niedrigen Gange, der in gleichen Entfernungen von starken Granitpfeilern getragen wurde. Ein lebhafter

Luftzug erfrischte ihre Kräfte, sie schritten rasch vorwärts. Nach viertelstündigem Gehen rief Elzear aus: „Wir sind da!“ Und mit seiner Hand bog er das Gebüsch zur Seite, welches den Eingang des Gewölbes verbarg, und zeigte Manfriede und ihrem Vater den Sors, dessen frische und klare Wogen den Widerschein der Sterne zu wiegen schienen. Alles war ruhig im Felde; die Blätter zitterten leise, die Vögel zwitscherten in ihrem Neste, das Wasser murmelte auf den Kieseln. . . . Manfriede fühlte sich bewegt von einem Gefühl ungewohnten Glückes, und mit Thränen im Auge erhob sie ihre Seele zu Gott.

Elzear, der sich auf den Boden niedergelegt hatte, trank in langen Zügen dieses frische Wasser; der Vater Manfriede'ns benetzte auch seine Lippen, und Beide fingen an die Schläuche zu füllen. Das junge Mädchen half ihnen fleißig. Während dieser Arbeit sagte Elzear, indem er das jenseitige Ufer zeigte:

— „Wenn wir es nur wollten, gnädiger Herr, würden wir bald außer dem Bereiche der Kreuzritter seyn! Wenn wir diesen Felsen überschritten haben, werden wir in einigen Stunden auf dem Gebiete des Grafen von Toulouse oder auf dem des Grafen von Foix seyn; dort würden wir ein Asyl finden.“

— „Sprich nicht so,“ — erwiderte der Herr von Sorrèze — „wenn Montfort, als er eines Tages hart vom Feinde verfolgt war, sich am entgegengesetzten Ufer eines Flusses in Sicherheit finden konnte, aber da er sein Fußvolk den Säbeln und den Piken der Sarazenen ausgesetzt sah, zurückkam, indem er sagte: „Ich will die Armee Christi nicht verlassen!“ — darf ich weniger thun für meine Vasallen, für meine armen Bauern, die sich in mein Schloß geflüchtet haben? . . . Schande auf den Ritter, der einer solchen Verrätherei fähig ist! Man ist nur stark, um die Schwachen zu beschützen!“

Elzear, obgleich ein treuer Diener, begriff diese Theorie nicht. Er fuhr fort die Schläuche zu füllen. Die Nacht ging zu Ende, die Sterne fingen an zu erbleichen, die Mondscheibe bot nur noch eine verschwindende und undeutliche Form dar, der Morgenstern allein strahlte noch mit prächtigem Glanze am dunkelblauen Himmel; Manfriede und ihr Vater, von Elzear gefolgt, gingen wieder in die dunkele Galerie, mit den schweren Schläuchen beladen, welche ihren Gang langsamer machten. Das junge Mädchen sagte in ihrem Herzen der Natur, welche sie stolz und lachend wiedersah, ein trauriges Lebewohl; sie ging mit bedrückter Seele den Weg zu diesem Granitgefängnisse, zu diesem Adlerneste zurück, welches nach wenig Tagen, nach wenig Stunden vielleicht, ein Blutbad, das Grab der Ihrigen werden konnte. Sie stiegen mühsam die enge Treppe hinauf; aber als sie an den Ort gekommen waren, der auf gleicher Höhe mit den Wällen lag, traf ein dumpfes Geräusch ihr Ohr.

Der Herr von Sorrèze horchte auf die Erde gebeugt einen Augenblick.

— „Das ist die Sappe!“ — rief er in einem mit Schrecken gemischten Zorn — „und sie schlafen im Schlosse!“

Dann erstieg er sogleich mit jugendlicher Geschwindigkeit die Stufen; Manfriede folgte ihm . . . die Treppe floh unter ihren Schritten, und der Lärm der Hacken und Hämmer verfolgte sie auf ihrem schnellen Laufe. Sie kamen endlich im Betzimmer an.

— „Auf die Wälle!“ — sagte der Herr von Sorrèze zu Elzear — „stoß in's Waldhorn! . . . versammle unsere Leute! . . . Das ist ein Spiel um Leben und um Tod!“

— „Ach, mein Vater, wenn's zu sterben gilt, denkt an Gott!“

Er machte eine verzweifelnde Bewegung und verließ sie rasch. Er flog zu den Wällen, aber er sah mit einem Blick, daß Alles verloren war. Die Minengräber, durch die Nacht beschützt, hatten diese starken Mauern erschüttert, eine lange Bresche öffnete sich in diesem Augenblicke, und die Kreuzritter stürzten sich in Menge hinein. Die überraschte Garnison empfing sie mit Piken und Lanzen, aber sie unterlag der Menge. Der unerschrockene Schloßherr belebte den Muth seiner Soldaten; ein schrecklicher Kampf entspann sich; die Wälle und Höfe wurden eine Bahn, wo das Blut bald in großen Wogen floß, wo die Leichen der Franzosen sich mit denen der Provencalen vermischten. Endlich hörte man einen Schrei . . . und man sah Montfort aufrecht, sein schreckliches Schwert schwingend: ein Leichnam lag zu seinen Füßen. . . . Es war der des Herrn von Sorrèze! . . . Bei diesem Anblicke ergaben sich die Bewohner des Schlosses, aber die Sieger waren grausam und unversöhnlich. Mitten zwischen diesen Blutscenen, diesem Geschrei der Verzweiflung, bahnte sich ein junger Mann den Weg durch diese blutigen Gruppen, Montfort war hinter ihm . . . ein Priester folgte ihnen, oft stillstehend, um durch ein mächtiges und sanftes Wort die elenden Besiegten zu retten. Alle drei gingen durch die Gänge, überschritten die Höfe des Schlosses, und traten in die zerstörte Kapelle ein: Manfriede knie'te dort vor Maria's Bilde; sie betete. Montfort und Dominikus gingen zu ihr; sie hielten, der Eine seinen Degen, der Andere sein Kreuz über ihr Haupt, zum Zeichen des Schutzes.

— „Fürchtet Nichts, meine Tochter!“ sagte der Mönch.

— „Fräulein,“ — sagte der Ritter — „der Degen Montfort's ist Euer Schutz!“

— „Manfriede,“ — rief Alberich — „ich komme mein Versprechen zu erfüllen und das Eurige zu verlangen.“

Sie blickte sie Alle an.

— „Manfriede,“ — fuhr der ungeduldige junge Mann fort — „meine Mutter ist mit ihren Dienerinnen in's Lager gekommen, sie will Euch in ihre Wohnung führen, sie will Euch Tochter nennen . . . früher liebtet Ihr sie . . . kommt zu ihr!“

— „Kommt zu Euren Freunden, Euren Glaubensbrüdern,“ rief Montfort.

Sie schüttelte den Kopf und antwortete:

— „Herr von Montfort! Ich habe das Rufen Eurer Soldaten gehört, ich weiß, daß Euer Degen bis an's Heft das Blut meines Vaters getrunken hat. Euch, Alberich, sehe ich mit dem Blute meiner Verwandten und Vasallen bedeckt. . . . Zwischen uns kann keine Verbindung bestehen. . . . Ich habe nur noch ein Asyl auf Erden! . . . Mein Vater!“ — fuhr sie fort, indem sie sich zu Dominikus' Füßen warf — „nehmt mich auf in die Zahl Eurer Töchter, und möge mein Opfer von Gott die ewige Ruhe dessen erlangen, der mir das Leben gab!“

Wenige Jahre darauf starb Manfriede von Sorrèze als Nonne in dem Kloster des heiligen Sixtus zu Rom.

Vincenz Prießnitz.

(Fortsetzung.)

Inzwischen war Prießnitz in Folge seiner scharfen Beobachtungen und wohl verarbeiteten Erfahrungen in Ausübung seiner Kunst und Handhabung seines Mittels immer gewandter und sicherer geworden. Es mehrte sich daher die Zahl fremder Leidenden in Gräfenberg, so wie auch die Aufforderungen, Kranke an anderen Orten zu besuchen, immer häufiger wurden. Wenn es ihm möglich war, folgte er solchen Aufforderungen, gerieth aber dabei mehrmals in Lagen, wo er Arme und Beine brechen, oder sein Leben verlieren konnte. So war er einst zu später Herbstzeit in Altstadt in Mähren bei Kranken gewesen. Der Morgen, an dem er zu Pferde seine Heimreise antrat, war rauh und frostig. Sein Weg führte ihn über eine Brücke, die ein starker Reif ganz glatt gemacht hatte. Auf der Mitte der Brücke glitt das Pferd aus, überschlug sich und schleuderte seinen Reiter von der Brücke in die Tiefe hinab. Statt auf den Boden sich hingestreckt zu fühlen, fand sich Prießnitz zu seinem Erstaunen auf den Füßen und sah, wie sein Pferd sich nochmals überschlug und dann emporrichtete. Er langte nach seinem Hute, der ihm bei dem Sturze nachgeflogen war, klomm in die Höhe, setzte sich auf das Pferd und ritt weiter.

Ein andermal war er bei einem Ritte von Freiwaldau auf die Brücke gekommen, die über die Biala führt. In demselben Augenblicke warfen Buben, die am Ufer des Flüßchens spielten, einen großen Stein in das Wasser. Durch das plötzliche Geräusch, das

der Steinwurf verursachte, und durch das hochaufspritzende Wasser wurde das Pferd des heimkehrenden Prießniß scheu, es machte einen gewaltigen Satz rückwärts, überschlug sich, und warf seinen Herrn ab, indem es ihn weit von sich wegschleuderte. Ohne zu fallen, ohne naß geworden zu seyn, stand Prießnitz ganz unversehrt am Rande des anderen Ufers.

Die Quelle des Glücks und des Ansehens — seine unglaublichen und originellen Kuren — war für Prießnitz auch die Quelle unausgesetzter Schmähungen und Feindseligkeiten, deren heftigste natürlich von den beeinträchtigten Aerzten kamen. Im Jahre 1829, von welcher Zeit in Gräfenberg jährlich Verzeichnisse der dortigen Kurgäste erschienen, wurde Prießnitz der Kurpfuscherei angeklagt, weil er gegen den Wortlaut der Gesetze sich mit der Heilung kranker Personen befasse, ohne von einer Fakultät oder einer Behörde dazu ermächtiget zu seyn. Der Freiwaldauer Magistrat verurtheilte den Beklagten zu mehrtägigem Arreste mit der Verschärfung des Fastens. Der Rekurs, welchen Prießnitz gegen diese Verurtheilung ergriffen hatte, führte zur Beseitigung des richterlichen Spruches, und da mittlerweile die günstigsten Berichte über den Charakter und das ärztliche Verfahren des Prießnitz bei den höheren Stellen eingegangen waren, so erfolgte im Jahre 1831 die Bewilligung zu einer eigenen Badeanstalt. Diese sollte jedoch auf den bloßen Zweck der körperlichen Reinigung und Prießnitz nur auf die Annahme einheimischer Gäste aus der Umgebung beschränkt seyn. Indessen ließen sich Kranke, welche die Aerzte aufgegeben hatten und die mit Empfehlungs-Urkunden verschiedener Art aus der Fremde herbeigekommen waren, nicht leicht zurückweisen. Und dergleichen Kranke erschienen in Gräfenberg in einer steigenden Anzahl, nachdem durch eine Broschüre des Doktors Körber in Breslau der Ruf des Schlesischen Wundermannes in immer weitere Kreise gedrungen war.

Erneuerte Klagen der Aerzte und die Anfrage einer Deutschen auswärtigen Regirung veranlaßte die K. K. vereinigte Hofkanzelei zu Wien, einen ihrer Räthe, den Freiherrn von Türkheim, mit dem Auftrage nach Gräfenberg zu schicken, den Stand der Dinge an diesem Orte in Augenschein zu nehmen und darüber Bericht zu erstatten. Hofrath von Türkheim, wissenschaftlich gebildet, geistvoll und vorurtheilslos als Arzt und Staatsbeamter, war entschieden der Mann, die Wichtigkeit des erhaltenen Auftrages in seinem ganzen Umfange zu ermessen und sich dafür auf den Standpunkt möglichster Unbefangenheit zu stellen. Kaum in Freiwaldau angekommen, wurde Baron Türkheim von Damen gesehen und bewillkommnet, die zu den vornehmsten der Monarchie gehörten. Von diesen Damen und von vielen Wiener Herren, die er in Gräfenberg getroffen, vernahm er nur die vortheilhaftesten Aeußerungen über Prießnitz und dessen Heilverfahren. Er überzeugte sich hierauf in der persönlichen Berührung mit Prießnitz von der Wahrheit des

Vernommenen und namentlich davon, daß dieser fern stehe von jeder Charlatanerie und Quacksalberei. Er überzeugte sich, daß er als Arzt vor Allem den Winken der Natur gehorche und mit Ausschließung eigentlicher Arzneimittel nur das einfache Wasser in verschiedenen Formen anwende, dabei aber zum Theile den scharfsinnig benützten Erfahrungen, zum Theile den Eingebungen seines Genius folge. Türkheim erstattete über Gräfenberg und den dortigen Meister einen ganz unparteiischen und darum sehr günstigen Bericht. In diesem Berichte, womit sich ein heller Kopf und ein edler Charakter ein schönes Denkmal gesetzt, kommen folgende Stellen über den Schlesischen Naturarzt vor:

„Prießnitz ist kein gewöhnlicher Mensch, das müssen ihm selbst seine Feinde zugestehen. Er ist kein Charlatan, sondern von dem reinsten Eifer beseelt, zu helfen, wo er nur kann, und auch mit vorzüglichen Eigenschaften hierzu begabt. Die Zahl derjenigen, die Prießnitz einen Charlatan und eigennützig nennen, ist die kleinste: es sind die Aerzte und Wundärzte aus der Umgebung, die ihn aus Brotneid anfeinden und gegen ihn Beschwerde führen. Anspruchslos, niemals prahlend, immer bereitwillig, seinen Kranken Beistand zu leisten, unermüdet bei Tag und Nacht gefällig, streng und konsequent in seinen Handlungen, hat mir Prießnitz Eigenschaften dargeboten, die keineswegs den Attributen der Charlatanerie beigezählt werden können. Ungeachtet des sorgfältigsten Nachforschens konnte ich doch kein einziges Faktum ausfindig machen, durch welches eigennützige Beweggründe bei ihm nachgewiesen werden könnten.

Mag seine Anstalt an Mängeln leiden, mag er Wenige oder Viele geheilt haben; mögen die Krankheiten der Entlassenen nach längeren oder kürzeren Zwischenräumen wiederkehren: immer bleibt seine Kurmethode in ihren Details eine neue, beachtenswerthe Erscheinung im Gebiete der heilenden Kunst. Diese neue Erscheinung und dieser nicht alltägliche Mensch verdienen daher allerdings die volle Aufmerksamkeit der Staatsverwaltung, aber jeder gewaltsame Eingriff würde hier am unrechten Platze seyn.“

Ueber die Frage, ob die Kuranstalt in Gräfenberg zu erhalten oder aufzuheben sei, äußert sich Baron Türkheim in nachstehender Weise:

„Die Kommission hat sich einstimmig gegen die Aufhebung der Kuranstalt des Prießnitz erklärt, da sich dieselbe in vielen Beziehungen als heilsam bewiesen habe, schädliche Folgen nicht nachgewiesen seien, die wenigen Todesfälle bei dem Umstande, daß auch an andern unter ärztlicher Leitung stehenden Kuranstalten dasselbe statt finde, keinen hinreichenden Grund zu einer solchen Maßregel darbieten, der stets zunehmende Ruf derselben im In- und Auslande und die öffentliche Meinung wegen des durch ihre Auflösung zu besorgenden üblen Eindrucks im Publikum volle Beachtung verdiene, und überhaupt Verbote von Heilmethoden theils schwer zu handhaben

seien, theils auch die Möglichkeit ihrer Umgehung nur demoralisirend auf die Staatsbürger einwirken.

Ich theile vollkommen die Ansicht der Kommission und schließe mich ganz den von ihr gegen die Aufhebung der Gräfenberger Anstalt geltend gemachten Gründen an.«

Die Folge des vom Hofrathe von Türkheim an die K. K. vereinigte Hofkanzelei in Wien abgegebenen Berichtes war die erwünschteste für Prießnitz und die Freunde der Wasserkur. Es wurde nämlich angeordnet, daß die Wasserheilanstalt in Gräfenberg unter der Leitung ihres Begründers fortan bestehen dürfe, daß jedoch die für Badeanstalten erlassenen gesetzlichen Vorschriften in Bezug auf Straßenbeleuchtung, Feuersicherheit u. s. w. beobachtet werden sollen.

Seit jener Zeit hatte Prießnitz, wenn auch heimliche Neckereien und Anfeindungen, doch keine offenen Angriffe von jenen Seiten zu erdulden, woher ihm sein Leben am meisten und am hartnäckigsten verbittert wurde. Er blieb nun unangefochten in der Ausübung seines Heilverfahrens, das immer mehr Freunde und Anhänger unter allen Ständen, unter nahen und fernen Völkern fand. Auch genoß er die Befriedigung, daß nach dem Vorbilde der Musteranstalt an verschiedenen Orten Wasserheilanstalten errichtet wurden.

Mit der steigenden Zahl der Kurgäste sind auch die Vermögensverhältnisse des unermüdlichen, fabelhaft beschäftigten Prießnitz immer blühender geworden. Wenn auch viele Geheilte und vom Tode Gerettete Gräfenberg verließen, ohne ihrem Arzte und Retter auch nur ein Wort des Dankes gesagt zu haben, so gehörte doch die überwiegende Anzahl der Gäste seit Jahren zu denjenigen, die materielle Beweise ihrer Erkenntlichkeit zurückgelassen. Durch Zuflüsse solcher Art ist Prießnitz in den Stand gesetzt worden, mehre höchst kostspielige Bauten in Gräfenberg aufzuführen: im Jahre 1842 in Johannesberg ein großes Haus mit weitläufigen Anlagen und in der Umgebung von Johannesberg, an der Preußisch-Schlesischen Grenze, die Güter Weißbach und Hahnberg sich anzukaufen, im Herbste 1847 zwei der bedeutendsten Wirthschaften in Böhmischdorf zu erstehen und außerdem in den Besitz von zahlreichen Kostbarkeiten zu gelangen. — —

Der äußeren Erscheinung nach machte Prießnitz den Eindruck eines schlichten, menschenfreundlichen aber charakterstarken Ehrenmannes. Wie ein Bote des Friedens und des Wohlwollens wandelte der Mann mit den schönen blauen Augen, dem klaren, ruhigen Blicke, der freien Stirn und den feinen geschlossenen Lippen unter seinen Zeitgenossen. Prießnitz zeigte das Gepräge der entschiedensten Thatkräftigkeit, der Ausdruck seiner Physiognomie verkündigte den Denker und Beobachter, so wie seine Haltung den Träger eines ernsten Berufes. Dieser Beruf war offenbar kein anderer als der

eines Arztes. Was er als solcher gethan und gewirkt, hat ihm äußeres Glück, Achtung und Ansehen während seiner Lebenstage eingetragen und hat zugleich seinen Ruhm für alle Zeiten begründet. Was der Neid auch dagegen eingewendet, was verletzte Eitelkeit auch dagegen aufgewühlt, Nichts vermochte und vermag die Thatsache umzustoßen, daß Prießnitz der Erfinder eines ganz neuen Heilverfahrens mit dem kalten Wasser geworden und daß seine Erfolge in der Ausübung dieses Verfahrens unerhörte gewesen.

Wenn man sich auf die Geschichte beruft und auf andere Wasserärzte in früheren Zeiten, z. B. auf die beiden Hahn hinweis't, die in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts sich mit vielem Glücke des kalten Wassers als Heilmittel bedient, so wird der Kenner durch solche Hinweisung auf einen Umstand geführt, der die schöpferische Kraft des genialen Prießnitz leuchtend hervorhebt. Wo die Hahn stehen geblieben, begann Prießnitz seine überragende Wirksamkeit. Die Hahn scheuten den langen Gebrauch des kalten Wassers, um den Ausbruch von bösen Geschwüren und Ausschlägen zu vermeiden. Prießnitz aber suchte diesen Ausbruch in den meisten Fällen zu erzielen und setzte mit unerschütterlicher Beharrlichkeit sein Verfahren so lange fort, bis der gereinigte Körper des Kranken die Neigung aufgegeben, Ausschläge und Geschwüre zu bilden.

Sehen wir nun, wie Prießnitz sich als Arzt benommen.

Ermüdet zurückgekehrt von der anstrengenden Arbeit des Tages, will Prießnitz sich Abends in seinem Zimmer niederlassen, um einem harmlosen Genusse im Kreise seiner geliebten Familie sich hinzugeben. Höchst selten jedoch ist es ihm beschieden, mit seinen jüngeren Kindern scherzen oder spielen, mit seiner Gattin oder mit einem seiner älteren Kinder ein Gespräch führen zu können. Denn der Abend ist es gewöhnlich, an welchem die angekommenen Kranken aus der Fremde den berühmten Arzt aufzusuchen pflegen. Sobald ein Leidender gemeldet, ist Prießnitz augenblicklich bereit, die Pflichten seines Berufes zu erfüllen. Mit bewunderungswürdiger Geduld hört er die oft verworrenen Darstellungen und weitwendigen Erzählungen an, faßt dabei den Kranken in's Auge, sagt ihm, nachdem er ausgesprochen, das Uebel, woran er leidet, und ob er nach Beschaffenheit dieses Uebels für die Wasserkur geeignet oder nicht.

Wie ausgezeichnet Prießnitz in der Erkennung der Krankheiten gewesen, ist bekannt. Seine Aussprüche überraschten die Kranken nicht selten auf das äußerste, und es gab viele unter ihnen, die ihn als einen Hellseher betrachteten.

Einiger Fälle von diagnostischen Entscheidungen, die Prießnitz's scharfen Blick offenbaren, möge hier Erwähnung geschehen.

Ein Wiener Herr rief ein Koncilium sehr geschätzter Aerzte zusammen, um über seinen Krankheitszustand berathen zu lassen. Die Aerzte riethen dem Leidenden die Wasserkur an und schrieben auf dessen Ansuchen ihr Gutachten nieder. Mit dieser Schrift in

der Tasche kam der Kranke nach Gräfenberg, erzählte da kurz seine Leidensgeschichte und fragte, ohne von dem ärztlichen Gutachten etwas zu sagen, was Prießnitz von seinem Zustande halte. Dieser schaute ihn einige Minuten lang an und sagte ihm hierauf dasselbe, was die Aerzte nach vierstündigem Kopfzerbrechen zu Papiere gebracht hatten. Voll Verwunderung sprang der Kranke von seinem Sitze auf und rief: „Ist das möglich?“

Ein anderer Herr aus Wien kam nach Gräfenberg, nachdem ihn die Aerzte auf Grund derselben Symptome an verschiedenen Krankheiten behandelt und durch Dekokte, Salben und Mineralwässer ganz herabgebracht hatten. Prießnitz hörte den Klagenden ruhig an und erklärte kurz: „Sie leiden an Erschlaffung der Gedärme. Sie werden gesund werden; aber folgen müssen Sie.“ Der Kranke befolgte gewissenhaft die Anordnungen seines Arztes und wurde gesund.

Der Preußische Gesandtschaftsprediger P. in Rom begab sich auf das Anrathen von fünf Aerzten, die er befragt hatte, und die ihn für leberkrank hielten, nach Gräfenberg. Er langte eines Abends spät daselbst an, stellte sich bei schlechter Beleuchtung dem Prießnitz vor, erzählte ihm die Geschichte seiner Leiden und gestand offen, daß er sich zwar mit Widerwillen und nur auf ausdrückliche Anordnung der Aerzte, aber doch mit Ernst der Wasserkur unterziehen wolle. Nachdem er geendiget, betrachtete ihn Prießnitz eine Weile, und sagte sodann: „Sie sind nicht leberkrank. Sie leiden an Hämorrhoiden. In einigen Wochen werden Sie sich davon überzeugen.“ Und so war es, und so kam es.

Nie ließ sich Prießnitz durch die lebhafte Gesichtsfarbe oder durch ein sogenanntes blühendes Aussehen über den Gesundheitszustand eines Menschen täuschen. Er bewies das bei vielen Gelegenheiten. So lobten eines Tages mehre Herren die ausgezeichnete Schönheit und blühende Gesundheitsfrische eines anwesenden Mädchens, das als Begleiterin einer leidenden Anverwandten nach Gräfenberg gekommen war. „Alles nur Schein,“ — sagte Prießnitz — „in acht Tagen ist das Mädchen schwer krank.“ Er hatte richtig vorausgesehen. Das Mädchen erkrankte und es verging eine geraume Zeit, ehe es wieder genas.

Ehe Prießnitz einen Kranken in die eigentliche Behandlung übernahm, führte er ihn mit der Bettwärme in Begleitung eines Badedieners am frühen Morgen in eine Badekammer. Dort wurde der Kranke zuerst in einem abgeschreckten Wasser gebadet, und dabei tüchtig gerieben; sodann aufgefordert, in die große, nebenan stehende, mit ganz kaltem Wasser gefüllte Wanne zu steigen, dort einige Sekunden zu verweilen und zuletzt das abgeschreckte Bad nochmals zu nehmen. Das Ganze dauerte nur einige Minuten, war aber hinreichend für den prüfenden Arzt, die nöthigen Beobachtungen zu machen. Prießnitz hatte dabei Gelegenheit, das für

Lebensverrichtungen so überaus wichtige Organ der **Haut** genau kennen zu lernen. Die genaue Kenntniß der äußeren Lunge war ihm wichtig, nicht um dadurch das innere Wesen oder den eigentlichen Sitz der Krankheit ausfindig zu machen, sondern um daraus zu entnehmen, ob der Körper des Kranken mittelst seiner durch die Wasserkur angeregten Haut im Stande seyn werde, die Heilkraft der Natur zu höherer Thätigkeit zu bringen.

Die Wahrnehmungen, die Prießnitz bei dem ersten Bade machte, entschieden über die Annahme oder Zurückweisung des Kranken. Fand er die Haut desselben nach dem Bade warm, roth und geschmeidig, und fühlte der Kranke sich behaglich und aufgefrischt, so erkannte er ihn als geeignet für die Wasserkur und begann die ärztliche Behandlung. Fand er aber die Haut des Kranken trocken, blaß, weit und kalt, zeigte dieser nach dem ersten Bade keine Spur einer angeregten Lebensthätigkeit, fühlte er sich matt und erschöpft, oder blieben seine leidenden Gliedmaßen bei der Berührung mit einem Federbarte unempfindlich, so waren das schlimme Zeichen für den beobachtenden Prießnitz. Einen solchen Kranken nahm er in den ersten Jahren seines ärztlichen Wirkens nur versuchsweise, später gar nicht mehr an.

Mit dem Erkenntnisse der Krankheit tauchte in der Seele Prießnitz's auch zugleich das Bild von dem Gange der Behandlung auf. Der Zusammenhang zwischen der Krankheit und dem Heilverfahren erschien ihm als ein innerer und nothwendiger. Einem Arzte, der ihn einst fragte: „Warum haben Sie in diesem Falle Kopfbäder verordnet?“ antwortete er: „Das ist ja natürlich.“ Gegen Selinger sprach er sich bei Gelegenheit über diesen Punkt näher aus: „Wenn ich das Aussehen eines Kranken, sagte er, besonders sein Auge betrachtet, seine Haut befühlt habe, so entsteht ein Bild von seinem krankhaften Zustande in mir. Ich sehe, was ihm fehlt und sehe in mir auch die Mittel, die angewendet werden müssen, wenn das Uebel, woran er leidet, gehoben werden soll. Darnach ordinire ich und wenn der Kranke gesund werden will, thut er gut, wenn er genau befolgt, was ich ihm verordne.“

Die Verordnung geschah laut in Gegenwart des Badedieners. Sie galt dem Einen wie dem Andern. Beide waren verpflichtet, sich an das vorgeschriebene Verfahren zu halten. Der Badediener durfte durch keinerlei Einwendungen oder Vorstellungen von Seite des Kranken sich davon ablenken lassen und Abänderungen nur auf ausdrücklichen Auftrag oder vorausgegangene Zustimmung Prießnitz's vornehmen. Er war auch verbunden, das Benehmen des Kranken während der Kur zu beobachten und Uebertretungen der allgemeinen oder besonderen Vorschriften gewissenhaft anzuzeigen. Glaubte ein Kurgast sich über diese Vorschriften hinaussetzen zu können oder zeigte er eine beharrliche Neigung, seine frühere schädliche Lebensweise beizubehalten, oder eine neue eben so schädliche einzuführen, so

wurde er von Prießnitz auf die Nachtheile solcher Verkehrtheit aufmerksam gemacht. Fruchteten die kurzen, aber freundlichen und wohlwollenden Erinnerungen nichts, so bekam er die Weisung, die Anstalt zu verlassen.

Die Anzahl der Besuche, welche die Kranken von Prießnitz bekamen, richtete sich natürlich nach der Beschaffenheit und Gefährlichkeit der Uebel, woran sie litten. War das Leiden oder das Uebel eines Kranken kein tiefes oder bedeutendes, so war der erste Besuch, den sein Arzt ihm machte, wohl auch der letzte. Prießnitz verordnete in einem solchen Falle das Nöthige und entfernte sich, um Hilfsbedürftigere aufzusuchen.

War ein Fall ernster, dann konnte der Kranke darauf rechnen, daß Prießnitz ihm sorgfältige Aufmerksamkeit schenken werde. Er erschien dann öfter bei ihm und es war von hohem Interesse, den ungewöhnlichen Mann bei solchen Gelegenheiten zu beobachten. Schweigend hörte er die lärmendsten Klagen an und zeichnete mit festem ruhigem Tone das nöthige Verhalten vor, wenn diese Klagen aus eingebildeten Uebeln, aus Verweichlichung oder Verwöhnung hervorgingen. Kranke, die bei eintretenden Schwierigkeiten keine Lust zum Kampfe und überhaupt keine Seelenkraft zeigten, waren durchaus nicht seine Lieblinge. Solche Menschen achtete er gering. „Zur Wasserkur gehört Charakter,“ pflegte er zu sagen. „Wer keinen Charakter hat, oder seinen schwachen nicht stärken will, der bleibe weg von der Wasserkur.“ Eine Dame, die keine Neigung verrieth, zu Entbehrungen und Einschränkungen sich zu entschließen und die seine diätetischen Vorschriften viel zu hart fand, brachte ihn zu der Aeußerung: „Die möchte auch, daß ich ihr die ganze Wasserkur in einer Schaale Kaffee eingebe.“

Wahre Leiden fanden bei Prießnitz aufrichtige und warme Theilnahme. Den wirklich Leidenden suchte er durch freundliches Zusprechen, durch Güte und Sorgfalt mit den Unannehmlichkeiten und Beschwernissen seiner Heilart auszusöhnen. „Es ist wahr,“ sagte er öfter, „die Kranken müssen sich bei der Wasserkur abrackern (abmühen). Aber um seine Gesundheit muß der Mensch thun, was er kann.“

Bewunderungswürdig erschien Prießnitz einem Jeden, der ihn bei Kranken in Stunden der Gefahr beobachten konnte. Da sah er den Mann der That in großartiger, oft Erstaunen erregender Gestalt. Er wich da nicht von der Stelle, verordnete oder besorgte selbst das Erforderliche mit so unerschütterlichem Gleichmuthe und so überzeugungsfester Sicherheit, daß Vertrauen und Hingebung das Gemüth des Kranken erfüllen mußte.

In gefahrvollen Lagen erschien Prießnitz in der That wie inspirirt. Hier einige Fälle.

Frau von C. war im Jahre 1839 unter den Kurgästen Gräfenberg's. Sie litt an periodischem Kopfschwindel und an Schlag-

anfallen. Eines Nachmittags vernahm man plötzlich den schreienden Ruf: „Frau von E. ist todt. Der Schlag hat sie getroffen!“ Die Dame war wirklich auf dem Wege nach ihrer Wohnung zu Boden gefallen. Kalt, starr, ohne Pulsbewegung hatte man sie auf der Straße gefunden. Der herbeigeeilte Prießnitz ließ sie in ihrem Zimmer in eine Wanne bringen und von vier Personen fortwährend mit nassen Händen reiben. Nach fünf Stunden anstrengender Arbeit, an welcher auch Prießnitz Theil genommen, riefen die ermüdeten Badediener: „Es ist Alles umsonst. Sie ist todt!“ — „Nein,“ erklärte Prießnitz mit ruhigem Ernste: „Sie lebt, aber das Leben ist im Entfliehen. Nur fortgerieben!“ — Und es wurde bis lange nach Mitternacht fortgerieben, und als da Prießnitz nach dem Pulse fühlte, rief er in freudiger Bewegung: „Jetzt ist's gewonnen. — Nur fortgerieben! Gegen drei Uhr wird sie erwachen!“ — Und Frau von E. erwachte um die vorhergesagte Stunde und erging sich bald darauf in erfrischender Morgenluft und speis'te zu Mittag im großen Saale in Gräfenberg und befindet sich im Anfange des Jahres 1852 ganz wohl innerhalb der Mauern von Wien.

In einem der entferntesten Häuser der Kolonie lag einst ein am Typhus gefährlich Erkrankter, dem Prießnitz persönlich befreundet war. Eines Abends wurde der Kranke, allen Gegenbemühungen zum Trotze, schlimmer und schlimmer. Prießnitz zweifelte endlich an seiner Rettung, sprach gegen die Umgebung von dem wahrscheinlich noch in derselben Nacht erfolgenden Tode des Kranken und entfernte sich. Zu Hause um 11 Uhr angekommen, ging er in seinem Zimmer unruhig auf und nieder und legte sich endlich zu Bette. Kaum eingeschlummert, sprang er plötzlich auf, rief nach seinem Pferde und eilte zu dem Sterbenden. Dort brachte er ein neues Verfahren in Anwendung, betheiligte sich selbst bei demselben durch mehr als zwei Stunden, bis er an dem Kranken Zeichen der entschwundenen Lebensgefahr entdeckte. Als er diese wahrgenommen, rief er in freudigem Tone: „Gott sei Dank! Er ist gerettet!“

In bedenklichen Fällen, wo Alles auf dem Spiele stand, schreckte Prießnitz im festen Vertrauen auf sein wohlerprobtes Hauptmittel vor keinem, auch dem heroischesten Verfahren nicht zurück. Das erfuhr unter vielen anderen Kranken auch sein eigenes Kind, seine älteste Tochter Sophie.

Von einem Wechselfieber noch nicht vollkommen genesen, wurde sie in einer rauhen Herbstnacht durch Feuerlärm aus dem Schlafe geweckt. Sie erschrak heftig und fühlte bald darauf schmerzliche Stiche in der Brust. Prießnitz, der die ganze Nacht bei der Löschung des in der Nähe seiner eigenen Häuser ausgebrochenen Feuers sehr thätig mitgeholfen, konnte seiner Tochter erst nach abgewendeter Gefahr ärztliche Aufmerksamkeit zuwenden. Er verordnete Einschlagungen in nasse Leintücher, ein abgeschrecktes Bad und dann ein

kaltes Vollbad in der großen Wanne. Als der Zustand der Leidenden nicht besser werden wollte, verordnete er Abreibungen und Sitzbäder. Aber auch auf diese Mittel fühlte Sophie keine Besserung, klagte vielmehr über Zunahme der Athembeklemmung und über Vermehrung der Stiche in der Brust. Nun ließ sie Prießnitz drei bis vier Minuten im kalten Vollbade verweilen und hierauf in ein abgeschrecktes Bad bringen. Dieses Verfahren wurde innerhalb eines Tages vier und zwanzig Mal nach eben so viel Anfällen wiederholt, worauf die beängstigenden Uebelstände verschwanden und das Gefühl vollständiger Genesung eintrat.

(Fortsetzung folgt.)

Die Gräfin Cosel und König August von Polen.

Eine geraume Zeit hindurch hatte die schöne Gräfin Cosel allen verführerischen Huldigungen August des Starken siegreichen Widerstand geleistet; erst als derselbe vor sie hingetreten war mit einem Beutel voll 3000 Dukaten in der einen Hand, in der anderen ein schweres eisernes Hufeisen tragend, das er vor ihren Augen zerbrach, erst da fühlte sie sich durch die Fürstliche Huld und ritterliche Heldenstärke besiegt und ergab sich. Es war am 1. Juni 1710, als König August in Marienburg eintraf, nachdem er auf dem Reichstage zu Warschau sich auf dem Polnischen Throne befestigt hatte. Er war die Weichsel und Nogat stromab gefahren. Vor der Burg stieg er an's Land und ritt durch die Stadt nach dem Schlosse. Ihm folgte seine Geliebte, die Gräfin, in einem Prunkaufzuge, begleitet von einer auserwählten Schaar Polnischer Edelleute als Türkische Janitscharen gekleidet; voran zog ein Musikchor von 20 wirklichen Mohren.

Für die Gräfin waren im mittleren Schlosse mehre eigene Zimmer eingerichtet worden, darunter auch der kleine Remter, der noch heute mit als schönster Schmuck der ritterlichen Burg prangt. Der lebensfrohe, sinnlichkräftige König hatte beinahe drei Monate lang hier im Schlosse sein lustiges Hoflager aufgeschlagen. Unter den vielfachen Festen, die derselbe der schönen Geliebten zu Ehren veranstaltete, war auch eines, welches als ein lebhaftes Spiegelbild jener Zeit von allgemeinem Interesse seyn dürfte. Es war dieß nämlich ein großes sechstägiges Scheibenschießen nach 9 verschiedenen Scheiben, wozu der König die noch von Winrich von Kniprode herstammende Schützenbrüderschaft Marienburg's eingeladen hatte. In dem Schloßgraben, nach dem noch jetzt stehenden Buttermilchthurme hin, waren besondere Zelte und das Schießhäuschen

für den König, und andere Gezelte für die Officiere und für die Bürgerschaft ebenfalls aufgestellt. Hinter dem Thurme, unmittelbar am Ziele, saßen in einem prächtig geschmückten Zelte der Hofmarschall und der Bürgermeister nebst den Rathsherren Marienburg's als Kampfrichter, hinter jedes Schützen Namen die Nummer des Schusses vermerkend, die außerdem noch von dem Zieler in Kourtisanskleidung mit einer rothen Fahne angedeutet wurde.

Auch der Königliche Mohr mußte mitschießen, und da er als ein schlechter Schütze bekannt war, so ließ man, so oft er die Scheibe gefehlt hatte, über derselben zum größten Vergnügen des Königs und der Gräfin, einen hölzernen Fuchs, einen Hahn und Hasen erscheinen. Den Preis des ersten Tages, einen großen Krystallpokal, gewann der Stadtchirurgus. Da erhob sich nun des Abends der Zug von dem Gezelt der Schiedsrichter nach der Schießbude; voran der Königliche Kämmerer, darauf zwei Pagen, deren einer den Pokal voll Polnischer Gulden, der andere einen Teller mit Marzipan trug; ihnen folgten die Stadtmusikanten, dann kam ein Königlicher Lakei, der eine gewaltige Schüssel mit Sauerkraut trug, worin, wie Venus in den Rosen, eine fünf Ellen lange Bratwurst lag; neben ihm ein anderer mit einer zinnernen Kanne voll Bier, und endlich ein Korps Jüdischer Musikanten, die mit dem Musikzuge von Mohren im Singen abwechselten. Bei der Schießbude wurde dem Stadtarzt der Pokal mit Geld überreicht und sodann mit Ungarwein gefüllt, den er auf des Königs Gesundheit austrinken mußte bis auf den Grund; dem aber, der den schlechtesten Schuß gethan, ward das Sauerkraut nebst Wurst und die Kanne Biers zur Tröstung gegeben.

Diese lächerliche Procession wiederholte sich an jedem Abende des Festes, nur die Preise wechselten. So bekam ein Schmiedemeister der Stadt, der auch einen Meisterschuß gethan, eine fette Sau mit 17 Ferkeln in einem eisernen Käfiche auf Rollen, der ihm unter klingendem Spiele der Jüdischen Hofmusikanten nach Hause gefahren wurde. Nach völlig beendetem Schießen aber mußten diejenigen, welche in keiner Scheibe einen Schuß hatten, ihre Schuhe vom rechten Fuße hergeben, die der König an die letzte Scheibe nageln und diese in dem Schießhause der Bürger aufhängen ließ, in welchem sie sich noch bis zum Jahre 1807 befand, wo sie von den Franzosen sammt dem Schießhause vernichtet wurde.

Der König selbst hatte bei dem Feste sich als wackerer Schütze bewährt und unter anderm eine goldene Dose gewonnen, die er der Gräfin schenkte. Nicht so sicher muß Letztere geschossen haben, denn die Sage bezeichnete den seidenen Schuh in der Mitte aller angenagelten als den ihrigen.

Schon am ersten Schießtage, ohne sich aber dadurch in seiner Lust stören zu lassen, erhielt August die Kunde, daß die Polen abermals den König Stanislaus Lesczinski und die Schweden in's Land

gerufen. Auch war nach einem unerhört harten Winter, der über die Ostsee und den Sund eine Eisbrücke schlug und ganze Städte mit Schnee bedeckte, die Pest ausgebrochen und näherte sich immer drohender auch der Marienburg, wo sie denn alsbald den vierten Theil der Einwohnerschaft hinwegraffte. Der König zögerte lange, ihr zu weichen. Als jedoch zwei von seiner eigenen Dienerschaft daran starben, begab er sich zuerst nach Danzig und im December endlich nach Sachsen zurück. Hinter ihm aber schlugen die empörten Kriegswogen sogleich wieder in das alte Chaos zusammen und Marienburg wurde noch einmal der Tummelplatz Sächsischer, Schwedischer, Russischer und Polnischer Truppen.

Die schöne Gräfin blieb neun Jahre lang August's Geliebte, der ihr bekanntlich auch den stattlichen Cosel'schen Palast in Dresden erbaute, wozu das Geräthe allein 200,000 Thlr. kostete. Als sie aus Herrschsucht aber den Grafen von Beichlingen gestürzt hatte und den Fürsten Egon von Fürstenberg stürzen wollte, wurde sie von Letzterem selbst gestürzt und lebte als Gefangene von 1716 an auf der Festung Stolpen. Anfangs gegen den König aufgebracht, empfand sie später gleichwohl die zärtlichste Liebe gegen denselben, und als man nach August's Tode 1733 die Freiheit ihr anbot, schlug sie diese aus und bat nur, dem Thurme, worin sie so lange gelebt, gegenüber begraben zu werden, was denn auch 25 Jahre später geschah. (Europa.)

Miscelle.

Poesie der Afrikanischen Sprachen. Die Mongweis, ein Afrikanischer Stamm, nennen den Donner: „die Kanone des Himmels.“ Den Morgen nennen sie „die Kindheit des Tages“; und wenn sie einen Betrunkenen sehen, so sagen sie: „er ist ein Gefangener des Feuer-Wassers.“ Der Stamm der Zalusen nennt das Zwielicht „die niedergeschlagenen Augenwimper der Sonne.“ Ein Missionair erzählt von einem Eingeborenen des westlichen Afrika's, der vor einigen Jahren in Amerika war und dort zum ersten Male Eis sah, und der auf die an ihn gerichtete Frage, „wie er dieß nennen würde?“ antwortete: „er sein in tiefen Schlaf versenktes Wasser!“ — Derselbe Afrikaner fuhr bald darauf auf einer Eisenbahn und beantwortete die Frage, wie er diese Art Fuhrwerk nennen würde? mit: „er sein eine Donner-Mühle.“

(Aus dem Colonisation-Herald. Zeit. f. d. el. W.)

Hamburg. Gedruckt in J. B. Appel's Buchdruckerei.

Lesefrüchte
vom Felde der neuesten Literatur

begründet von

Dr. J. J. C. Pappe,

fortgesetzt und herausgegeben von Dr. C. F. G. Müller.

(Expedition: Rathhausstraße No. 10.)

1852. 3ter Band. 6tes Stück.

Der Venetianische Spiegel.

Aus dem Englischen des Charles B. Henry. *)

Es kam ein Brief im Schlosse an, und nach einer halben Stunde war in ganz Cradiden die Nachricht verbreitet, daß Lord Erntoft nach acht Tagen kommen werde. Ich hatte Veranlassung zu einem Besuche, und so ging ich am andern Morgen, nachdem ich jene Nachricht gehört, über die Brücke und die Wiese, die zum Schlosse führte, mehr, ich gestehe es, in der Absicht, mit der alten Mrs. Ursula Threadgod, der Haushälterin, zu schwatzen, als wegen der kleinen Angelegenheit, die ich abzumachen hatte.

Alles sah geschäftig aus. Im Park waren zweimal so viel Arbeiter, als gewöhnlich; Fenster, die ich früher nicht einmal bemerkt hatte, waren geöffnet und gestatteten einen Blick in Fremdenzimmer mit weißen Betten. Im Schlosse sah man die Zeichen thätiger Vorbereitung. Große Rollen Persischer Fußteppiche lagen da. Im großen Saal waren die Ueberzüge abgenommen und man sah die Wände bezogen mit karmoisinrothem Atlas, prächtig dekorirt mit Phasanen und anderen Vögeln in Gold; und von den Wandpfeilern zwischen den Fenstern nahmen die Diener die Decken und enthüllten breite Spiegel in glänzenden goldenen Rahmen; eben so wurden den goldenen Kronleuchtern ihre Hüllen abgenommen; Tische und Stühle wurden neu polirt und gebohnt, daß das Holz und die Arbeit in neuem Glanze erschien.

Nachdem ich durch ein halbes Dutzend Zimmer hindurch gegangen, fand ich endlich die Haushälterin; sie gab eben mit einem ungewöhnlichen, fast klagenden Tone einigen Leuten, die beschäftigt waren, von einem seltsam geformten Spiegel in einem Silber-Rahmen die Hülle abzunehmen, ihre Befehle. Dieser Spiegel war viel antiker, als alle anderen, die ich in den verschiedenen Theilen des

*) Ainsworth's Magazine, July 1852.

Hauses gesehen hatte — die Platte war ohne den geringsten Fehler, der silberne Rahmen von merkwürdiger Arbeit stellte die Hauptscenen aus dem Märchen von Acis und Galatea dar. Aber ich konnte nur einen flüchtigen Blick darauf werfen, denn Mrs. Ursula befahl den Leuten schnell, ihn wieder zu verhüllen, bis sie ihn könne abnehmen lassen, und bat mich mit ihr in ihr Zimmer zu kommen.

— „Warum wollen Sie den Spiegel abnehmen lassen?" — war meine erste Frage — „es ist ein so kunstvolles Stück, wie nur irgend eins im ganzen Hause; wie kommt es, daß ich ihn früher nie habe sehen dürfen, so oft ich auch hier gewesen bin?"

Die alte Dame ward plötzlich sehr ernst und sagte:

— „Ich wünschte, das Glas läge in hundert Stücken zerbrochen hier auf dem Boden; und wenn Sie mich fragen, warum ich ihn will abnehmen lassen —; aber, einerlei, ich habe jetzt nicht Zeit, es Ihnen zu erzählen; doch, bitte, mein Herr, sagen Sie mir schnell Ihr Anliegen, denn ich habe gerade in diesem Augenblick alle Hände voll zu thun."

Ich erwiderte ihr, daß ich nur gekommen wäre, um den Schlüssel der Bibliothek in ihre Hände zurückzugeben, da im Dorfe bekannt geworden, daß Lord Erntoft täglich erwartet werde, und empfahl mich dann, mit dem Versprechen, in zwei oder drei Tagen, wenn sie mehr mit Allem in Ordnung wäre, wieder einen Besuch im Schlosse zu machen.

Es ist nöthig, daß ich jetzt einiges Nähere über Geoffrey Biaxland, den letzten Lord Erntoft sage, den ich zwanzig Jahre vorher als einen rothwangigen Knaben gesehen hatte, und den ich nur noch einmal wiedersehen sollte und da unter unsäglich traurigen und mysteriösen Umständen.

Sein älterer Bruder war als kleines Kind gestorben, wie allgemein gesagt wurde an einem Schreck, den ihm seine Amme eingeflößt, und so ward Geoffrey Erbe des väterlichen Titels. Er war unter der Aufsicht eines Mannes von strenger und finsterer Gemüthsart anfetzogen, dessen unweiser Behandlung die Wildheit des Knaben, so wie die Launenhaftigkeit und das wüste Leben des Mannes beizumessen war. Reisen im Auslande, die Schwelgerei in Italienischen Städten, und besonders sein wildes Treiben unter einem angenommenen Namen hatten ihn mit fünfunddreißig Jahren zu einem verlebten, freudelosen Manne gemacht, der jetzt bloß der Abwechselung wegen einmal nach seinem Landschlosse kam, in Begleitung von einigen sogenannten Freunden, die, gleich ihm, für einige Zeit ihrer bisherigen Vergnügungen überdrüßig geworden waren.

Er kam noch einige Tage früher, als er erwartet war, an, und bald verbreiteten sich im Dorfe Cradiden seltsame Erzählungen von der Verschwendung und Völlerei, die jetzt im Schlosse herrsche.

Denn bald folgten ihm drei Andere: der Eine, ein blondhariger, blutjunger Mann, von guter Familie, eben aus dem College kommend, Namens George Ruthin; der Zweite, ein abgelebter Roué von sechzig Jahren; der Dritte, der die ganze Gesellschaft, Erntoft mit eingeschlossen, leitete, ein Mensch von der größten Unverschämtheit, dessen Bekanntschaft zuerst in einem Spielhause gemacht war, und der es jetzt angemessen fand, für einige Zeit seine gewöhnlichen Genossen zu verlassen. Der Name dieses Mannes war, wenigstens jetzt, Frederick Bardsley.

Alle Einwohner von Cradiden waren betrübt, als sie hörten, daß ihr Herr in solche Hände gefallen sei und sich solchem Lebenswandel hingegeben habe; denn in seiner Jugend war Erntoft bei seiner Munterkeit ihr Liebling gewesen, und die Leute hatten prophezei't, daß er ein kluger und tüchtiger Mann werden würde; aber solche Vorhersagungen treffen selten ein, ja, die Milde, welche sie aufstellen läßt, trägt oft noch dazu bei, daß sie nicht wahr werden.

Die Sachen gingen einige Wochen lang ihren schlimmen Gang fort, und das sonst so ruhige Dorf ward täglich durch eine neue Erzählung dieser oder jener unwürdigen, schamlosen Handlung aufgeregt. Ich übergehe Vieles, was damals gesprochen wurde, theils weil, wie natürlich, alle diese schlimmen Geschichten sehr übertrieben wurden, theils weil die Mittheilung meinem jetzigen Zwecke nicht dienen würde, welcher nur ist, in Kürze die Katastrophe dieser Familiengeschichte mitzutheilen, von der ich der einzige noch lebende Zeuge, so viel ich weiß, bin.

Es war an einem regnichten Juli-Abend — der Anblick des düsteren Himmels steht mir noch so deutlich vor, wie der gestrige Sonnenuntergang — ich kehrte von einem Besuche in einem ziemlich fernen Landhause zurück und stand gerade still, um einen Haufen glänzender Johanneswürmchen zur Seite des Weges zu betrachten, da jagte plötzlich ein Gig durch Moos und Koth vorbei und eine aufgeregte Stimme rief mir zu:

— „Kommen Sie schnell, um Gottes willen! Sie sind doch Mr. Hadleigh, nicht wahr? — Wollen Sie nicht so schnell als möglich auf's Schloß gehen? — Lord Erntoft liegt im Sterben; der rohe Bardsley ist Schuld. Ich wußte wohl, daß aus all' ihrem tollen Treiben nichts Gutes kommen würde. Eilen Sie! Ich hole den Arzt — um Gottes willen, eilen Sie!“

Mit diesen Worten jagte er fort durch Schlamm und Moos — es war der junge Ruthin. Ohne Zögern nahm ich meinen Weg nach dem Schlosse quer über eine Wiese, dann über die Brücke durch das Parkthor. Ich ging rasch, aber während meines kurzen Weges war mein Gemüth von einem Unglück ahnenden Kummer erfüllt. Man kann leicht solche Vorahnungen für Aberglauben ausgeben — aber sind sie nicht vielmehr freundliche Warnungen, die uns auf den kommenden Sturm vorbereiten sollen?

Ich erreichte das Schloß. Ein Diener kam mir an der Thür entgegen mit einem Gesicht, das vor Furcht und Aufregung todbleich war. Den Zustand drinnen versuche ich vergebens zu beschreiben. Der Herr war sprachlos in sein Zimmer getragen. Von seinen Gästen war der eine betrunken zu Bette gebracht, der andere, Bardsley, war bei Geoffrey. Der junge Ruthin war der einzige, der Geistesgegenwart genug gehabt, ärztliche Hilfe zu holen; denn Bardsley hatte sich bemüht, die Sache als einen bloßen Rausch darzustellen, und er hatte seinen guten Grund, dieß zu thun, wie sich bald zeigen wird. Die Domestiken, meist erst kürzlich in Dienst genommene — denn die achtungswerthen, die lange in der Familie gedient hatten, waren entlassen worden — standen in jedem Zimmer in Gruppen zusammen, flisterten und äußerten ihre Muthmaßungen. Der Mrs. Ursula war von Bardsley verboten, bei ihrem Herrn zu seyn; sie war nicht, wie ich erwartete, im Zustande der Aufregung und Angst, sah aber sehr bleich aus und stand schweigend in einem Saal, der überall die Zeichen der wilden Lustbarkeit und verschwenderischen Gewohnheiten Derer, die in ihm gehaus't, darbot.

Bald erfuhr ich Alles, was über den plötzlichen Zufall des Herrn bekannt war, von einem Bedienten, der dabei gewesen war und den ganzen Vorgang erzählte.

Es ging daraus hervor, daß die vier Herren, durch einen Zufall der Bardsley betroffen, verhindert wurden, am Morgen dieses Tages nach der nächsten Stadt zu gehen, wie sie es vorgehabt, und daß sie dann den ganzen Morgen Billard gespielt hatten; nach einem früher als gewöhnlich eingenommenen Mittagsmahle hatten sie dann sämmtlich viel Wein getrunken; darauf spielten sie wieder Billard, endlich aber setzten sie sich nieder und spielten Landsknecht in demselben Zimmer, in welchem wir jetzt standen. Wie gewöhnlich der Fall war, spielten Bardsley und Lord Geoffrey gegen einander. Der Letztere verlor natürlich fortwährend; zuletzt rief Ruthin dem Bardsley mit einem Schwure zu, daß er eins von den fünf Spielen Karten, die auf dem Tische lagen, mit einem von seinen eigenen, einem bezeichneten, vertauscht, und es so gelegt habe, daß er als Banquier dreizehn Stiche gewinnen mußte; Bardsley sprang wüthend auf, wollte den jungen Mann schlagen und zu gleicher Zeit, wie zufällig, die Karten in's Feuer werfen. Lord Erntoft stand auf, faßte Bardsley bei'm Arm, und dieser, um sich selbst zu halten, erfaßte ein Stück von einem Wand-Teppich; dieses fiel herab und zeigte gerade vor Erntoft's Gesicht den Venetianischen Spiegel in dem Silberrahmen. Einen Augenblick schaute er fest hinein, es schien, als wollte er sprechen, aber die Worte kamen nicht hervor. Er schauderte zusammen, als ob er etwas Geisterhaftes darin gesehen, ward plötzlich eiskalt und fiel sprachlos zu Boden.

— „Wohl mag er geschaudert haben, denn er sah in dem Spiegel Mehr, als Sie und ich je darin sehen würden und wenn

wir bis zum jüngsten Tage hineinsähen; das ist ein Unglücks-Ding — ich hatte gleich Besorgniß, als die so schnelle Ankunft des Lords die Abnahme des Spiegels verhinderte«, — sagte Mrs. Ursula, nachdem sie den Bedienten, der diese näheren Umstände erzählt, fortgeschickt hatte, um Etwas in dem Zimmer des Kranken zu besorgen.

Ich äußerte meine Verwunderung über diese mysteriösen Andeutungen und bat sie um Erklärung, da wir ja doch nichts nützen könnten, bis der Arzt gekommen und ihren Herrn der Fürsorge Bardsley's entnommen hätte. Die Erwähnung dieses Menschen erregte den Zorn der alten Frau in nicht geringem Maße: sie betheuerte, daß nicht sein Verbot, sondern nur die Furcht, den Lord zu stören, sie von seinem Zimmer zurückhalte, bat mich um Verzeihung, daß sie mich so lange habe stehen lassen und führte mich durch eine Reihe von Zimmern, die in großer Unordnung waren, nach ihrer eigenen hübschen und sauberen Stube, die recht eigentlich für sie, die saubere und ordentliche Haushälterin, paßte.

Nachdem sie über manches Andere gesprochen, kam ich wieder auf meine Frage zurück — denn Alles hatte meine Neugierde im höchsten Grade erregt — und bat sie, mir die Geschichte des Spiegels zu erzählen. Die alte Dame zögerte; endlich, nachdem sie sorglich die Thür zugemacht, theilte sie mir das Folgende mit; ich habe ihre weitläufige Erzählung abgekürzt, habe aber auch einige Thatsachen aus mir zu Theil gewordenen Familienpapieren hinzugefügt, welche dazu dienen werden, die Geschichte klarer zu machen, als sie in der Erzählung der Mrs. Ursula Threadgold war.

* * *

(Beschluß folgt.)

Vincenz Prießnitz.

(Fortsetzung.)

Die Einfachheit und Natürlichkeit des Verfahrens bei der Wasserkur, so wie die Einfachheit und Natürlichkeit der dabei in Anwendung kommenden Mittel ist verführerisch. Mancher glaubt im Falle einer Erkrankung mit Hilfe eines Handbuches über das Wasserheilverfahren oder auf Grund der Notizen, die er in Gräfenberg niedergeschrieben, ohne Bedenken an die Behandlung seiner eigenen oder fremden krankhaften Zustände schreiten zu können. Wer da nun sicher zu seyn glaubt, wenn er z. B. bei einem eingetretenen Kopfschmerze das Fußbad anwendet, welches ihm in einem oder dem anderen Handbuche angezeigt wird, kann sehr derb und sehr

empfindlich getäuscht werden. Nach einigen Erfahrungen, wenn er die Sache nicht früher über Bord geworfen, wird er zu der Einsicht gelangen, daß die Behandlung in der Wasserkur mehr als bei einem anderen Heilverfahren individuell seyn muß, und daß die Art und Weise der Anwendung des kalten Wassers durchaus nicht gleichgiltig ist. Der Kopfschmerz kann durch die Mittel der Wasserkur allerdings vertrieben werden; aber es wird die Heilung nicht immer durch ein Fußbad, sondern manchmal auch durch einen Umschlag oder ein Kopfbad erfolgen. Es wird nämlich darauf ankommen, ob der Kopfschmerz aus Blutüberfluß oder aus Blutmangel, ob aus überfülltem oder aus leerem Magen, ob aus Erhitzung oder Erkältung, ob aus zu langem oder zu kurzem Schlafe u. s. w. entstanden.

Durch ungeschickte, buchstäbliche Benützung von Verordnungen bei krankhaften Zuständen, die anderen Leidenden in ähnlichen Fällen gegeben worden waren, sind Viele der Wasserkur abtrünnig geworden, die sonst enthusiastisch für dieselbe eingenommen waren. Was ihr eigener Mißgriff, ihr eigener Irrthum gewesen, legten sie der Methode zur Last und wendeten dieser mit Unwillen für immer den Rücken. Prießnitz klagte öfter hierüber und war daher auch kein Lobredner oder Anpreiser der Druckschriften, die Anleitungen zum Wasserheilverfahren enthielten.

Bei geringen Uebeln, bei leichten Verletzungen und ungefährlichen Symptomen mag der Laie in der Wasserkur mit mehr oder weniger Glück das kalte Wasser in Anwendung bringen. Schwieriger und bedenklicher wird die Sache, wenn im Verlaufe einer Krankheit Krisen herannahen, d. h. wenn die Heilkraft der Natur sichtbare Anstrengungen macht, durch Ausscheidungen verschiedener Art den Proceß der Heilung zu vollbringen.

Die Krisen kommen in verschiedenen Formen zum Ausbruche. Die gewöhnlichsten sind Hautausschläge, vermehrte oder veränderte Absonderung des Urins, Schweiße und Stuhlentleerungen.

Die Erscheinungen, welche den Krisen vorausgehen, sind meistens sehr auffällig und für den Unkundigen beunruhigend. Der Kranke fühlt sich im hohen Grade unbehaglich, wird kleinlaut und schwermüthig, verliert den Appetit, klagt über Schlaflosigkeit, über abwechselnde Hitze und Kälte und wird nicht selten von einem heftigen Fieber ergriffen. Der Laie in der Wasserkur verliert in solchen Fällen in der Regel den Kopf. Der Nichtmediciner wird vollständig rathlos; der Mediciner flüchtet zu seinem eingelernten Systeme, ohne damit unter den obwaltenden Umständen besondere Erfolge zu erzielen. Prießnitz aber zeigte sich in seiner vollen ärztlichen Größe gerade bei den tobendsten Anstrengungen und wildesten Ausbrüchen der Natur. Was auch immer vor oder bei den Krisen an sonderbaren oder überraschenden Symptomen hervortreten mochte, Nichts war im Stande, ihm seine Geistesgegenwart zu rauben, ihn aus

dem Zustande der Besonnenheit und Fassung zu bringen. Sein scharfer Blick und seine reichen Erfahrungen mit dem Wasser hatten ihn sicher und entschieden gemacht. Man vernahm daher nicht selten die Behauptung aus seinem Munde: „Was das Wasser bringt (hervorruft), das heilt auch das Wasser wieder.“

„Es ist entsetzlich, was ich leide,“ — klagte ihm einst ein den höheren Ständen angehöriger Kranke — „meine Nerven sind in einem fortwährenden Aufruhr. Ich fürchte sehr, daß am Ende ein Nervenfieber —“ Prießnitz ließ seinen Blick auf dem kleinmüthigen Kurgast, der aus Furcht seinen Satz gar nicht vollenden wollte, einige Augenblicke ruhen, und sagte dann lächelnd: „Wenn Sie nur so ein tüchtiges Nervenfieber bekämen! Auf das warte ich bei Ihnen. Das wäre für Sie der beste kritische Ausgang. Dann würden Sie schnell gesund werden.“ Der ängstlich gewordene Kranke sah ihn mit großen Augen an und stammelte leise: „Aber —“ Prießnitz beruhigte ihn augenblicklich mit den Worten: „Ach, Sie glauben, ich lasse Sie sterben? Haben Sie keine Sorgen! Am Nervenfieber ist mir noch Niemand gestorben.“

Im Sommer des Jahres 1851 erblindete im Laufe der Kur ein Fräulein von edler, schlanker Gestalt und sehr schöner Gesichtsbildung. Alle, die das liebliche Wesen kannten, nahmen den lebhaftesten Antheil an dem tragischen Geschicke desselben. Die Eltern, mit der Unglücklichen nach Gräfenberg gekommen, waren trostlos und in Verzweiflung. Prießnitz suchte sie zu beruhigen, indem er versicherte, daß die Erblindung in diesem Falle nur als eine kritische Erscheinung zu betrachten sei, und daß die Kranke noch vor dem Eintritte des Herbstes sehend und gesund werden würde. Auf so trostreiche Versicherung gab man sich zufrieden und wartete nun mit Geduld von Woche zu Woche auf die Erfüllung der schönen prophetischen Worte. Aber Wochen und Wochen vergingen und im Zustande der armen Erblindeten trat keine Besserung ein. Endlich war der August herangekommen, die Hoffnung war inzwischen blasser und blasser, und die Verhältnisse waren drängender und drängender geworden. Da wurde der Entschluß zur Abreise gefaßt, das Reisegepäck in Ordnung gebracht und der Wagen auf den nächsten Montag bestellt. Am Sonntage zuvor um die Mittagsstunde äußerte die Erblindete den wehmüthigen Wunsch, noch einmal vor der Abreise nach der Preußenquelle geführt zu werden, um Abschied zu nehmen von der geliebten Stätte, die sie sehend so oft und so gern besucht. Die tief betrübten Eltern führten das theure Kind zur bezeichneten Quelle und setzten sich in der Nähe derselben auf eine Marmorbank. Still und gedankenvoll saßen sie dort eine Weile unter dem Schatten herrlicher Fichtenbäume, als plötzlich mit durchdringendem Klange die Worte ertönten: „Vater! Mutter! Ich sehe!“ — Und die Eltern sprangen auf, suchten das Auge der geliebten Tochter, fanden es offen im Strahle himmlischen Ent-

zückens, und weinend vor Rührung und Glück sank Eines in die Arme des Andern.

Wie bereits erwähnt, bewährte sich Prießnitz bei Krisen und in außerordentlichen Krankheitsfällen als ein wahrhaft genialer Arzt, und erregte als solcher die gerechteste Bewunderung. Aber auch bei seinen gewöhnlichen Ordinationen war er eine äußerst merkwürdige Erscheinung. Für diese Ordinationen hatte er weder eine bestimmte Zeit, noch einen bestimmten Ort. Er ordinirte bei Tag und Nacht, auf dem Felde und in seiner Wohnung, auf der Straße und in Krankenstuben, auf Bällen und bei Mahlzeiten. Wo er erschien, waren auch alsbald Kranke und Badediener zu sehen, die entweder etwas zu berichten oder etwas zu fragen hatten. Selten ließ er sich bei solchen Gelegenheiten in ein Gespräch ein und war gewöhnlich sehr wortkarg. Man hat Prießnitz wegen dieser Wortkargheit öfter getadelt, und es ist nicht zu läugnen, daß bei ärztlichen Verordnungen etwas weniger Kürze manchmal wünschenswerth gewesen wäre. Das richtige Auffassen der Verordnungen würde dadurch erleichtert und mancher Fehlgriff von Seiten der Kurgäste vermieden worden seyn.

Es war für den stillen Beobachter ein ernst-komisches Schauspiel, Prießnitz bei seinen Mahlzeiten zu sehen. Kaum war er am untersten Ende der einen Tafel im großen Saale erschienen, so ließen sich auch schon weibliche und männliche Kurgäste auf beiden Seiten des geplagten Mannes erblicken. Er wußte oft nicht, ob er früher seinen pochenden Magen, oder seine ungeduldigen Kurgäste befriedigen sollte. Meistens wählte er den Mittelweg, indem er beiden Parteien gerecht zu werden suchte. Kam auf jeden Bissen, den er zu sich nahm, nur eine Störung, so konnte er schon zufrieden seyn. Er wurde während einer Mahlzeit nicht selten vierzig bis fünfzig Mal unterbrochen, um Auskünfte zu ertheilen, Bedenken oder Zweifel zu heben, ärztliche Vorschriften zu geben. Und trotz solcher endlosen Störungen und Unterbrechungen zeigte er keine Spur von Ermüdung, Aerger oder Ueberdruß. Er war unverwüstlich in seiner Gelassenheit und engelhaft in seiner Geduld. Und wahrlich, es wäre manchmal kein Wunder gewesen, wenn die Kraft der Selbstverläugnung ihn verlassen hätte. Ist es doch unglaublich, mit welchen kleinlichen und mit welch' entsetzlich naiven Fragen Prießnitz von manchen Kurgästen behelliget wurde. Da erkundigte sich einer, ob er bei'm Gehen den Mund aufsperren oder geschlossen halten solle; dort ein anderer, ob es besser sei, aus einem Glase oder einem Hornbecher zu trinken. Jetzt fragte ihn einer, wie viel Brot er essen und wie dick er die Butter aufschmieren dürfe, und dann kam ein zweiter und fragte im Tone ängstlicher Sorglichkeit nach noch manchem Anderen — stets blieb er geduldig. — —

(Beschluß folgt.)

Zwei Tage aus dem Leben Friedrich's des Großen. *)

König Friedrich hatte in den beiden ersten Schlesischen Kriegen Sieg über Sieg erfochten. Er war gefürchtet und bewundert. Das kleine Preußen hatte einen großen Namen, das Preußische Volk hohes Selbstgefühl gewonnen. Friedrich's Heer, der „Atlas, der auf seinen Schultern den Staat trug", zählte unter Generalen, Officieren und Soldaten nicht wenig Ausländer. Der durchdringende Blick des Königs, Ehrgefühl und strenge Kriegszucht brachten bündige Einheit in den aus heimischen und fremden Bestandtheilen zusammengesetzten Heerkörper. Das Vertrauen zu ihm, die Erinnerung an große Waffenthaten und der feste Glaube an Friedrich's Glück erfüllten das Heer mit der kühnsten Waffenlust, mit der Sicherheit des Heidenthums und der freudigsten Hingebung zu Beschwerden und Aufopferung. Damit hatte das Gliederwerk der Preußischen Waffen, in welches Vollkommenheit des Mechanismus schon unter Friedrich Wilhelm in Europa nicht seines gleichen fand, sich beseelt. Friedrich selbst war seiner hohen geistigen Gaben sich wohl bewußt, das Selbstgefühl in ihm mächtig, nicht ohne Uebermuth eines verwöhnten Lieblings des Glücks. Den dritten Krieg mußte er beginnen; es galt Macht und Ehre des neuen Königstaats; er begann ihn als Angreifer, um nicht angegriffen zu werden. Dieses Siebenjährigen Kriegs erstes Jahr, wo er es nur mit Sachsen und Oesterreich zu thun hatte, mehrte die Zahl seiner Siege. Er entwaffnete die Sachsen bei Pirna und erkämpfte einen Sieg über die Oesterreicher bei Lowositz. Indessen zog sich am politischen Horizont ein drohendes Unwetter zusammen: Rußland, Frankreich, das Deutsche Reich und Schweden rüsteten Heere gegen ihn; England war noch nicht eine kräftige Stütze für ihn. Das vermochte nicht sein Vertrauen zu sich selbst, zu seinem Heere und seinem Schatze zu schwächen. Es war ihm nicht verborgen, daß der Bund der ihm feindlichen Höfe bei allem Haß, den sie gegen ihn aussprachen, ohne nachhaltigen Zusammenhang war. Blieb er glücklich gegen die Oesterreicher, die noch allein im Anfange des zweiten Kriegsjahrs, 1757, im Felde gegen ihn standen, so ließen sich Mittel finden, den Feinden zweiter Hand zu begegnen. Um so bedeutungsvoller die Schickungen, die bei jenem Kampfe eintreten konnten. Das Heerwesen der Oesterreicher war in mehren Stücken besser geworden als zuvor: Graf Daun hatte ein neues Exercir- und Dienst-

*) S: Nieritz' Deutscher Volkskalender für 1853. Leipzig, Wigand. D. Red.

reglement eingeführt, Fürst Wenzel Lichtenstein das Geschützwesen in guten Stand gesetzt. Dennoch waren die Oesterreicher den Preußen in Waffenfertigkeit und strenger Gliederung des Heerdienstes, in Ehre und Zucht noch nicht gleich gekommen, und die edle Kaiserin Maria Theresia hatte bei aller Staatsweisheit und Fürstentugend doch nicht den richtigen Takt bei der Wahl ihrer Oberfeldherren; das Interesse des Hofes stand nicht selten dem des Heeres im Wege. So ward es ein Mißgeschick, daß sie im Beginn des zweiten Feldzuges nicht den tapferen, kriegserfahrenen und einsichtsvollen Brown, sondern den Bruder ihres Gemahls, Prinz Karl von Lothringen, der schon in den früheren Schlesischen Kriegen bei Czaslau, Striegau und Sorr sich als unfähig bewiesen hatte, an die Spitze des Heeres stellte. Nun hatte Friedrich wohl Grund, auf Fehler in der Anführung des Oesterreichischen Heeres zu rechnen. Er war aber mehr als zuversichtlich bei der entschiedensten Geringschätzung der Oesterreicher, und zugleich brachte er ihre Schwerfälligkeit, ihr Phlegma, die Mängel ihrer Heeresordnung, die Unfähigkeit der Befehlshaber und ihre Furcht vor ihm in Anschlag. In dieser Zuversicht konnten ihn die Erstlinge des Feldzugs vom Jahre 1757 wohl bestärken.

Als er in Böhmen eingefallen war, wichen die Oesterreicher ohne Widerstand und ließen ihre mit dem Aufwande von Millionen reichgefüllten Magazine den Preußen; für Friedrich, der gleich Cäsar bei seinen Heerbewegungen die Sorge für Lebensmittel obenan stellte, ein trefflicher Gewinn. Erst bei Prag nahm Prinz Karl in sehr fester Stellung eine Schlacht an. Friedrich erfocht in der Schlacht bei Prag seinen siebenten Sieg über die Oesterreicher. Dieser aber war nicht den früheren gleich: Friedrichs Heer erlitt harte Einbuße; der Kern seines Fußvolkes war im mörderischen Feuer des Oesterreichischen Geschützes hart mitgenommen worden. Friedrich's Ungestüm hatte jegliche Verzögerung der Schlacht verschmäht, vor der Zeit mit trotziger Stirn zur Erstürmung der natürlichen und künstlichen Bollwerke der Oesterreichischen Stellung getrieben, und sein verletzendes Wort „Hat er Furcht?“ den wackeren Feldmarschall Schwerin sicherem Tode entgegengeschickt. Das Oesterreichische Heer war nicht gänzlich bezwungen; an 12,000 Mann retteten sich in's Freie; mit mehr als 40,000 Mann zog sich Prinz Karl zurück in die Stadt Prag. Eine Aufforderung Friedrich's ward zurückgewiesen. Der auf den Tod verwundete Brown rief von seinem Schmerzenslager mit Heftigkeit: Hält denn der König uns Alle für Hundsfötter! Friedrich mußte sich zu einer förmlichen Belagerung entschließen. Da schon wurde seine Stimmung ernst und trübe. Mit einem Heere, das 17,000 Mann der besten Soldaten eingebüßt hatte, sollte er Prag erobern, sollte er ein Oesterreichisches Heer, das zum Entsatze der bedrängten Stadt annahte, zurückweisen; ein zahlreiches Französisches Heer überschwemmte Norddeutschland,

ein Russisches fiel ein in Preußen, die Schweden bedrohten Pommern, eine Reichsarmee sammelte sich und ließ für den Preußischen Besitz Sachsens fürchten. Wie lange sollte Friedrich jene Landschaften bloßgestellt lassen? Noch zeigt man bei Prag einen Stein, auf dem er nachsinnend zu sitzen pflegte. Er hatte Tag und Stunde zu berechnen. Alles drängte zu rascher That. Seiner Ungeduld kam die Sehnsucht nach Entsatz bei den eingeschlossenen Oesterreichern gleich; die Noth der Einwohner war gräßlich. Er ängstigte die Stadt mit Bomben und glühenden Kugeln; sein Feldmarschall Keith, der an der kleinen Seite befehligte, schlug mehre Ausfälle zurück; mit jedem Tage wurde der Hunger nagender; was dem Soldaten und dem Stadtvolke zum Troste ausgesprengt wurde, Schweden und Russen kämen zum Entsatze, fand wenig Vertrauen; Prinz Karl berechnete, daß der 20. Junius die letzte Frist des Widerstandes seyn werde. Indessen war eine zweite Oesterreichische Armee aus Mähren herangezogen. Der Anführer war Daun, der Zauderer, Feldherr der Methode, an sich nicht zu raschen und entscheidenden Schlägen geneigt, und dem größten Feldherrn der Zeit gegenüber doppelt behutsam. Friedrich hatte ihm eine schwache Abtheilung seines Heers unter dem Herzoge von Braunschweig-Bevern entgegengeschickt, Daun vor diesem auf mehre Meilen südwärts sich zurückgezogen und keine Lust zum Schlagen bezeigt. Aber mit jedem Tage langten neue Truppen bei ihm an, mit dem Zögern wuchsen ihm die Kräfte. Nun kam an ihn der Befehl seiner Kaiserin, zum Entsatze von Prag eine Schlacht zu liefern; doch, hieß es sogleich, sollte er nicht vergessen, daß er die letzten Hilfsquellen des Reichs in seinen Händen habe. So war es auch, und so sah auch Friedrich die Sache an. Noch eine sieggekrönte Schlacht, und Prag fiel und das Land stand ihm offen bis zur Donau.

Das Oesterreichische Heer brach am 12. Junius auf; die Preußen unter Braunschweig-Bevern wurden zurückgedrängt. Friedrich ließ einen Theil seines Herres unter Befehl seines Bruders, des Prinzen von Preußen, und des Feldmarschalls Keith zurück vor Prag; mit dem übrigen setzte er sich in Marsch zur Vereinigung mit den Bevern'schen Truppen. Nach dieser zählte er gegen 36,000 Mann unter seinen Fahnen. Die Armee Daun's war fast doppelt so stark, gegen 60,000 Mann. Dieß Mißverhältniß kam bei Friedrich nicht hoch in Rechnung; er war gewohnt, seine und der Gegner Kriegsmacht nicht nach der Zahl, sondern nach Kraft und Kunst zu schätzen. Entschlossen zum Aeußersten, ging er den Wechselfällen des Kriegs mit unerschüttertem Muthe entgegen; doch seine Hoffnungen waren minder sanguinisch als in früheren Tagen. Die Heiterkeit war von ihm gewichen. Wohl vermochte er in Schreiben an vertraute Personen über seine ungünstige Stellung zur Fortuna zu scherzen, da diese ein Weib und er nicht galant sei; aber daß er in verdrießlicher Stimmung war, verrieth sich in harten Auslassungen

gegen diensteifrige und verdienstvolle Befehlshaber. Nichts war ihm recht zu machen, Niemanden glaubte er. Der eben so umsichtige und schlaue als tapfere Ziethen brachte Kunde vom Anrücken Daun's; auch dem wollte der verstimmte König nicht trauen; er äußerte: Ziethen lasse sich von Nadasdy blauen Dunst vormachen. Da sagte der treue Husar, ihm ahne Unglück, da der König das Rechte nicht mehr glauben wollte. Erst am Abende des 17. Junius erkannte Friedrich, daß er im Irrthum gewesen sei. Unter so übeln Vorzeichen nahte sich

der düstere Tag.

Daun hatte einen Officier auf Schleichwegen, wo ein Jude Führer war, nach Prag mit der Nachricht gesandt, daß bis zum 22. Junius eine Schlacht stattfinden werde; Friedrich kam ihm um vier Tage zuvor. Als das Preußische Heer am 17. Junius dem Oesterreichischen bis auf wenige Stunden nahe gekommen war, nahm Daun, eines Angriffs gewärtig, eine sehr feste Stellung auf einer Reihe von Anhöhen zwischen Planian und Kolin. Die den Preußen zugekehrte Vorderseite war schwer zugänglich; steile Abhänge und tiefe Hohlwege dienten als natürliche Bollwerke: die Krone der Höhen starrte von schwerem Geschütz, das Daun aus der Festung Olmütz hatte heranschaffen lassen; die in der Niederung vorwärts gelegenen vier Dörfer waren mit Kroaten besetzt, vor allem Chotzemitz, von dem man wohl die Schlacht benannt hat. In Vorsicht war Daun unübertrefflich. Auch nahm er willig guten Rath an. Ein Major Vettescz, aufgefordert seine Meinung über die Aufstellung der Armee zu sagen, bemerkte, der rechte Flügel scheine ihm einer Verstärkung zu bedürfen; diese ward sofort abgesendet und es fand sich nachher, wie wohlgethan das war. Die Nacht vom 17. auf den 18. Junius mußten die Truppen unter dem Gewehr bleiben. Am 18. Junius frühmorgens kam das Preußische Heer auf und längs der Kaiserstraße heran. Friedrich erkannte bei prüfendem Blicke auf Daun's Stellung, daß diese vortrefflich sei und ein Angriff auf sie nur etwa an Daun's rechtem Flügel werde gelingen können; seine Vorliebe für die schräge Schlachtordnung und seine Erinnerung an den harten Menschenverlust bei dem Angriffe auf die Stirnseite der Oesterreicher bei Prag hatten ihre Stimme bei dem Schlachtplan. Die Armee sollte auf der Straße von Planian nach Kolin an der Oesterreichischen Schlachtlinie entlang nach deren rechtem Flügel hinziehen; der Vortrab, Reiterei unter Ziethen und Fußvolk unter Hülsen, sollte, sobald er über den rechten Flügel Daun's hinausgekommen sei, einschwenken und in dessen Flanke einbrechen; die übrigen sollten stufenweise nachrücken und den Keil, den Ziethen und Hülsen in die rechte Seite der feindlichen Linie trieben, verstärken; so von dorther die ganze Stärke der Armee sich entwickeln und die Oesterreicher auf eben die Abhänge und Schluchten werfen, die sie von vorn schützten. Gelang dieß, so war für sie

kaum an einen Rückzug zu denken; sie waren rein verloren. Friedrich nahm seinen Platz dem rechten Flügel der Oesterreicher gegenüber auf einem Hügel, eine halbe Stunde vom Dorfe Krzeczhorz. Das Volk nennt diesen seitdem den König-Friedrichs Berg.

Ziethen's Reiter trafen um ein Uhr mit dem Feinde zusammen; dieß war eine Reiterschaar des Ungarn Nadasdy, des Oesterreichischen Ziethen; sie ward zurückgeworfen und von den Preußen — zu weit — verfolgt. Hülsen's Fußvolk, sieben Bataillone, erstürmte das von Kroaten und einer Batterie vertheidigte Dorf Krzeczhorz, ward aber darauf von einer starken feindlichen Schlachtreihe und einem Eichwalde, der mit Kroaten und einer Batterie besetzt war, aufgehalten; dieß in Folge des Rathes, den Major Vettrscz gegeben. Hülsen setzte den Kampf mit Geschütz und Gewehrfeuer fort; sollte er aber vordringen, so mußten bald frische Truppen zu ihm stoßen. Der von den Oesterreichern besetzte Eichwald, aus welchem scharf gefeuert wurde, mußte genommen werden, wenn Hülsen Fortschritte machen sollte. Es gelang diesem, in den Wald einzudringen, aber bald verdrängt mußte er sich darauf beschränken, die früher genommene Stellung zu behaupten. Der glückliche Anfang war, wie es schien, Bürge großer Erfolge. Das Blatt begann sich zu wenden, als das Nachrücken der Armee nach dem äußersten rechten Flügel der Oesterreicher unterblieb, und dagegen Angriffe auf die schwer bezwingliche Vorderseite der Daun'schen Stellung geschahen. Wie das gekommen sei und wer die Schuld davon getragen habe, hat Friedrich selbst in der Darstellung von dem Hergang der Ereignisse, die er in seiner Geschichte des Siebenjährigen Kriegs gegeben hat, unklar gelassen; Mißverständniß seiner Anordnungen sei die Ursache einer veränderten Richtung des Angriffes gewesen. Was der König ohne Anführung des Einzelnen in seinen Auslassungen über den Gang der Schlacht nur andeutet, das ward im Einzelnen so erzählt.

Die Dörfer am Fuße der von Daun besetzten Höhen und das hohe Korn bei ihnen steckten voll Kroaten; diese feuerten auf die nach dem rechten Flügel der Oesterreichischen Armee zu vorbeiziehenden Preußen: ein Preußischer General, ärgerlich über das Feuer jener Plänkler, befahl einem Bataillon, die Kroaten zu verjagen. Das Bataillon machte Halt und einen Angriff, und wie dieses, so alle nachfolgenden nach der Reihe; der Marsch nach der Flanke von dem rechten Flügel Daun's unterblieb, die Schlacht richtete sich gegen die Vorderseite seines linken Flügels bis zu seinem Mitteltreffen, wo dieß am stärksten war. Es ist wahr, so hat mehr als Ein Mal die Uebereilung eines Unterbefehlshabers den Gang einer Schlacht gemißleitet; so nöthigte in der Schlacht bei Breitenfeld Pappenheim's voreiliger Ungestüm den vorsichtigen Tilly, die Vortheile seiner Stellung aufzugeben. Und doch ist die Niederlage des Preußischen Heeres schwerlich von der Bethörtheit und übereilten Kampflust untergeordneter Befehlshaber abzuleiten. Mag man auch

solchem Anstoß zur Verwirrung des Schlachtplanes sein Recht lassen und sich vergegenwärtigen, daß selten eine Schlacht nach streng befolgter Regel und Ordnung gewonnen wird, daß auch nicht vorherberechnete Zwischenfälle gar oft den Ausschlag geben, so ließ doch dießmal die gestörte Ordnung sich herstellen, sobald Friedrich befahl, von jenem untersagten Gefechte abzulassen und den Marsch nach dem rechten Flügel Daun's zu beschleunigen; denn die Preußen waren noch nicht in dichtem Schlachtgetümmel, noch nicht Freund und Feind durch einander gemischt, es war kein verworrener Knäuel; es stand bei den Preußen, das Gefecht abzubrechen; der Weg zu Hülsen war ihnen nicht verlegt. Die Erklärung ihres Halts und ordnungswidrigen Angriffs auf Daun's Frontlinie aus Uebereilung und Ungehorsam eines einzelnen Truppentheils, die sich darauf dem ganzen Heerkörper mitgetheilt habe, hinkt gar sehr und schiebt dem Könige, der sich doch sonst Gehorsam zu verschaffen wußte, eine mit seinem Charakter unvereinbare Schlaffheit zu, indem er gar nicht müßte versucht haben, seinen anfänglichen Schlachtplan herzustellen. Jene angeblichen ohne seinen Befehl unternommenen Gefechte erscheinen wie Donner ohne Blitz. Daß es anders kam, als zuerst angeordnet war, kann nur Friedrich selbst zugerechnet werden. Er hatte an jenem Tage, wie mehrmals nachher, einen schlimmen Feind in seinem stürmischen Temperament, in der Geringschätzung der Feinde, in der fieberhaften Ungeduld, den Sieg in der kürzesten Zeit zu gewinnen. Er überstürzte sich. Uebermannt von dem Eifer, die Sache möglichst bald zur Entscheidung zu bringen, verließ er den langsamen, aber sichern Weg zum Siege, den er bei dem Angriffe auf Daun's rechte Flanke vorgezeichnet hatte, und ließ die im Anmarsche begriffenen Bataillone halten und die Vorderseite des Oesterreichischen rechten Flügels angreifen. Prinz Moritz von Dessau, der mit seinen Truppen auf den berufenen Eichwald bei Krzeczhorz losrückte und die Nachtheile jener Abweichung vom anfänglichen Schlachtplan richtig erkannte, machte Gegenvorstellungen, und einmal zurückgewiesen wiederholte er diese mit eindringlicher Bitte, der König möge von der gefährlichen Aenderung abstehen. Da ritt dieser mit zornigem Blicke und gezogenem Degen auf ihn zu und befahl, ohne Säumen zu gehorchen. Es ist das einzige Mal, daß Friedrich in einer Schlacht den Degen zog. Also galt nun von Friedrich selbst, was er zum Tadel Karl's XII. über dessen Angriff auf die Russen bei Pultawa bemerkt hat: „der Feind hatte den Vortheil einer großen Uebermacht: das war viel, dazu kamen die Vortheile des Bodens, den er inne hatte; man überließ ihm noch die der Kunst: das war zu viel.“ Doch wurden zur Unterstützung Hülsen's drei Grenadierbataillone abgesandt. Während nun die Preußen gegen die Oesterreicher anstürmten, wo diese alle Vortheile für sich hatten und mit ihrem Geschütz die Bataillone Friedrich's niederschmetterten, als in der Hitze des Kampfes aller Zusammen-

hang in den Angriffen der Preußen an der Frontlinie Daun's aufhörte, setzte Hülsen, durch jene drei Bataillone verstärkt, den Kampf an der rechten Flanke der Armee Daun's fort, und vermochte selbst dem Feinde noch etwas Terrain abzugewinnen.

Noch war die Stunde nicht vorüber, wo eine ihm nachrückende ansehnliche Verstärkung große Vortheile hoffen ließ. Wer den Sieg davon tragen werde, ob Friedrich oder Daun, mußte auf dieser Stelle sich entscheiden. Daun war nichts weniger, als der Dinge getrost, wie sie eben standen, er hatte die Hoffnung, daß der Tag gut für ihn enden werde, aufgegeben, war der Niederlage mehr als des Siegs gewärtig. Die Sache hing an einem Fädchen; den Ausschlag konnte ein geringfügiger Umstand geben. Und siehe! Gleich wie Abweichung von dem ursprünglichen Schlachtplan Verwirrung über die Preußische Hauptarmee gebracht hatte, so führte Eigenmächtigkeit eines Generals große Gefahr und abermals Unfolgsamkeit eines Officiers die Entscheidung zu Gunsten der Oesterreicher herbei. Daun hatte für den ihm wahrscheinlichen Fall, daß er seinem großen Gegner werde weichen müssen, beabsichtigt, den Rückzug südwärts nach Suchdol zu nehmen. Dieß war seinen Generalen bekannt. Noch war der Moment des Rückzugs nicht da; vielmehr fingen die Hülsenschen Streitkräfte an zu ermatten, die Soldaten, die mehre Stunden unausgesetzt gefeuert hatten, waren bei ihren letzten Patronen; die Ziethensche Reiterei großentheils in Verfolgung der Nadasdyschen zu weit von dem Hülsenschen Fußvolke abgekommen und von dem Oesterreichischen Feuer aus dem Eichwalde hart getroffen worden, Ziethen selbst verwundet. Da siegte bei einem hohen Oesterreichischen General die Angst; ohne ausdrücklichen Befehl Daun's sandte er einen Adjutanten aus mit einem Laufzeddel, worauf mit Bleistift geschrieben war: der Rückzug geht nach Suchdol. Dieser Eingriff in den Oberbefehl Daun's war genügend, den Weg zur Niederlage zu bereiten; eine zweite Eigenmächtigkeit machte das gut, und Daun gewann die Schlacht. Der Adjutant sprengte mit seinem Laufzeddel von Schaar zu Schaar. Nun waren den Hülsenschen Truppen gegenüber mit den Oesterreichern drei Sächsische Reiterregimenter aufgestellt, die zur Zeit der Kapitulation von Pirna in Polen gewesen und nachher über Ungarn zur Oesterreichischen Armee gelangt waren; es waren die Regimenter Prinz Albert, Brühl und Prinz Karl. Ihr Befehlshaber, Graf Nostitz, hatte eben begonnen zwei seiner Regimenter von dem Platze wegzuziehen, wo sie am vortheilhaftesten gestellt waren; der Befehlshaber des dritten, Oberstlieutenant Benkendorf sprengte zu Nostitz, machte ihm Vorstellungen und vermochte ihn ebenfalls, den bedenklichen Abmarsch einzustellen. Jetzt kam der Laufzeddel an Benkendorf. Es sollte nach der Laune des Augenblicks gehen. Bei dieser hatte das Mal auch die Macht des Weins ihre Rolle. Benkendorf hatte eben unter einem Baum ein stärkendes Mahl einge-

nommen und eine Flasche Wein nach der andern geleert, als ein Oesterreichisches Regiment Fußvolk vor einem Angriffe des Hülsenschen in voller Auflösung zurückging und einige Preußische Schwadronen auf den Fersen hatte. Der rechte Moment war da. Glühend vom Wein stürzte Benkendorf sich mit seinem Regiment auf das Preußische Reitergeschwader und zersprengte dieß; die beiden andern Sächsischen Regimenter und tausend Oesterreichische Reiter, die neben ihnen gehalten hatten, folgten und racheschnaubend brachen die Sachsen ein in das Hülsensche Fußvolk. Sie waren zwölf Jahre zuvor in der Schlacht bei Striegau von den Preußen hart mitgenommen worden; jetzt übten sie blutige Vergeltung mit dem Rufe: „Das ist für Striegau“. Endlich kamen einige Regimenter Fußvolk von dem Preußischen linken Flügel zur Unterstützung Hülsen's und der linke Flügel von Friedrich's Armee schloß dadurch sich diesem an; aber zu spät, er wurde in dessen Mißgeschick verwickelt.

Die Schlacht ras'te am wildesten, wo Friedrich mit seinem linken Flügel gegen die Oesterreichischen Batterien anstürmte und General Manstein mit einer unerschütterlichen Bravour das Dorf Chotzewitz angriff. Daun schickte reichliche Unterstützung auf die bedrohten Punkte; auf seiner rechten Flanke gewann er entschiedenes Uebergewicht: vierzehn Preußische Bataillone wurden zu Grunde gerichtet; Ziethen und Seydlitz versuchten umsonst mit ihrer Reiterei dort das Treffen herzustellen. Friedrich's beherzte Schaaren lichteten sich, der Muth entsank den Tapfersten; als er den siebenten Angriff befahl, wollten die Soldaten nicht vorwärts. Da rief er, von unmäßigem Schmerz und Zorn übermannt: „Ihr [illegible], wollt ihr denn ewig leben!“ Man wollte darauf gehört haben, daß ein Grenadier rief: „Höre, Fritz, für dreizehn Pfennige ist's heute genug.“ Noch raffte der König eine winzige Schaar mit ein paar Fahnen zusammen und führte mit klingendem Spiele diese gegen eine Oesterreichische Batterie. Bald war das Häuflein in der Kugelsaat verstoben, aber Friedrich ritt weiter vorwärts, bis ein Officier an ihn das Wort richtete: „Sire, wollen Sie denn allein die Batterie erobern?“ Friedrich hielt schweigend an, sah um sich, beobachtete die feindliche Stellung durch sein Fernglas und ritt langsam zurück zu den Seinen. Auch Daun war mitten im Feuer, zwei Pferde wurden ihm unter dem Leibe erschossen, er selbst empfing zwei leichte Wunden. Indessen hatte die Schlacht auch den äußersten rechten Flügel der Preußischen Armee ergriffen: hier versuchten die Oesterreicher aus ihrer festen Stellung in's Freie zu dringen; dieser Angriffe aber erwehrten sich die Preußen ohne große Anstrengung.

(Beschluß folgt.)

Hamburg. Gedruckt in J. B. Appel's Buchdruckerei.

Lesefrüchte
vom Felde der neuesten Literatur
begründet von
Dr. J. J. C. Pappe,
fortgesetzt und herausgegeben von Dr. C. F. G. Müller.
(Expedition: Rathhausstraße No. 10.)

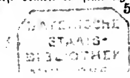
1852. 3ter Band. 7tes Stück.

Der Venetianische Spiegel.

(Beschluß.)

Vor einigen hundert Jahren war der Besitzer von Schloß Cradiden ein gewisser Ludovic Blaxland, berüchtigt wegen seiner Habgier und Grausamkeit. Gar viele Handlungen der Ungesetzlichkeit erzählte sich das Volk von ihm; kein Priester betete für den grausamen Lord von Erntoft, kein Minnesänger ließ ein Lied für ihn ertönen. Die alte Chronik erzählt, daß er ein winzig kleiner, grauhaariger Mann war von der Kraft eines Enakiters und mit den Leidenschaften eines Ahab. Er rühmte sich, daß seine Familie älter als die edelsten Geschlechter des Landes sei, und fand sein größtes Vergnügen darin, über einem dicken alten Buche voll rauher, wilder Lieder zu brüten, welche, wie er sagte, die ehemalige Macht seines Stammes feierten, denn es war sein Stolz, von den Normanen abzustammen. Sein Leben war ein wild bewegtes gewesen. Er war viel im Auslande gereis't, denn, als ein ungehorsamer Sohn, war er Jahre lang aus dem Vaterhause verbannt gewesen; aber nach des Vaters Tode kam er zurück und nahm seine Güter in Besitz. Darauf heirathete er, nicht aus Liebe, obwohl man sich eine Geschichte aus seiner Jugend erzählte, die bezeugte, daß er einst geliebt hatte. Seine Heirath geschah also aus Interesse; er behandelte seine Frau abwechselnd bald mit Brutalität, bald mit Vernachläßigung; nach einem Jahr des Kummers, der Thränen und des vergeblichen Strebens, sein Herz zu gewinnen, starb sie und hinterließ ihm ein Kind — einen Knaben, den der Vater vernachläßigte, denn eine neue Leidenschaft beherrschte ihn.

Die Familie war herabgekommen, und, wie schon angedeutet wurde, Habsucht war das Laster, dem Ludovic fröhnte: so ging er darauf aus, seine gesunkenen Umstände durch die verwerflichsten Mittel wiederherzustellen. Erst drückte er seine eigenen Leute und



nahm ihnen Alles ab; dann zeichnete er sich auf schlimme Weise aus in der Theilnahme an den privilegirten Räubereien des letzten Königs Heinrich.

Aber die Vergeltung für alle seine schlechten Thaten des Hochmuthes und der Wollust war nahe; der Schrei der Klage und Verzweiflung über die verwüsteten Häuser, entweiheten Kirchen und Klöster blieb nicht ungehört: die Rache sollte sich über kommende Generationen erstrecken.

Ein Schiff ging an der Küste unter; nur ein Leben ward gerettet: es war eine fremde Jungfrau, die ihr Noviziat in einem Kloster in England abgelegt hatte und jetzt vor der Verfolgung die dort wüthete floh, um in einem Kloster in Italien Ruhe zu finden. Ach, besser, sie wäre gestorben, als daß sie je sein Schloß betreten! Einem muthigen Schiffer, dessen Hütte am Fuße des Hügels stand, verdankte sie ihr Leben. Ludovic nahm sie in sein Schloß, denn dieß war der einzige Platz, wo sie geeignete Aufnahme finden konnte. Er behandelte sie mit einer Artigkeit, die ihm sonst nicht eigen war, miethete Mädchen aus dem Dorfe, um sie zu bedienen, räumte ihr die besten Zimmer des Schlosses zu ihrer Wohnung ein, freilich nur Räume mit verblichenen Teppichen und verwitterten Meublen, den Prunksälen und Prachtgemächern, die ich eben gesehen hatte, wenig gleich; doch war in einem derselben ein merkwürdiger Spiegel, den der Lord aus Venedig mitgebracht hatte.

Lady Magdalene — denn so giebt die Tradition ihren Namen an — fühlte sich nach einigen Tagen stark genug, um den Wunsch auszusprechen, ihren Wirth zu sehen. Aber gar bald erkannte sie mit Schaudern, daß von seiner rauhen Sinnesart und seinen ungezügelten Leidenschaften Alles zu fürchten sei. Er verweigerte ihr jede Mittheilung an ihre Verwandten und Freunde, und in gleicher Weise die Erlaubniß, sein Haus zu verlassen. Anfangs hielt er sie unter dem Vorwande eines Befehles vom Könige wegen ihrer Religion in ihrem Gefängnisse zurück; aber es zeigte sich bald, daß die Leidenschaft sinnlicher Liebe, die das schöne Mädchen in ihm erregt hatte, die Ursache war. Umsonst bat sie ihn, eine dem Himmel Geweihte zu achten, oder wenigstens seinen ritterlichen Sinn durch den Schutz eines Weibes zu bewähren, wenn er die Weihe der Kirche nicht achte. Aber sie redete vergeblich zu einem Menschen, der nie gelernt hatte, seine Leidenschaft zu zügeln, dem jedes Mittel, um ihr zu fröhnen, recht war. Er sah sie lange und oft, endlich, nach einer Schwelgerei bis tief in die Nacht hinein, riß er sich los von den Dienern, die ihn zurückhalten wollten, und gebot ihnen unter schrecklichen Flüchen und Schwüren, ihm zu Magdalene's Zimmer zu leuchten.

Was dort vorging, erfuhren sie nie ganz. Obwohl sie lauschten und horchten, ließ die schwere verschlossene Thür die Töne der

Angst und des Schreckens nicht zu ihren Ohren dringen. Nach einiger Zeit geriethen sie in Furcht und erbrachen die Thür. Im ersten Augenblick glaubten sie nur dem Tode gegenüber zu stehen; aber bald wurden sie enttäuscht. Der Lord Erntoft lebte; was es gewesen, das ihn plötzlich zum Wahnsinn gebracht, konnten sie nur vermuthen, aber er war von diesem Tage an seines Verstandes beraubt. Magdalene lag vor dem Venetianischen Spiegel. Wie sie gestorben, zeigte der Blutstrom auf dem getäfelten Fußboden; denn in diesem Augenblick drang der Strahl der aufgehenden Sonne durch das Fenster, auf dem der Heiland am Galiläischen Meere gemalt war: es schien ein Seraph über der Todten zu schweben. Das Leben war schon einige Zeit entschwunden, sie hatte es sich selbst genommen, um dem Manne zu entgehen, der jetzt sich niederduckte und faselte, als sie den Leichnam hinwegtrugen. Und Alles, was er in seinen Faseleien sagte, war, daß, obgleich sie schon todt gewesen, als er hereingekommen, doch ihr Gesicht ihn aus jenem Venetianischen Spiegel angestarrt und Fluch und Verderben für ewig über ihn gebracht habe.

Ludovic überlebte dieß nicht lange; nach einigen Monaten des Wahnsinns starb er am 1. December 1535, wie sein Grabstein ausweis't.

Magdalene ward in einem Gewölbe unter dem Altar der Kapelle begraben; aber viele Jahre später, in ruhigen Zeiten, ward der Leichnam wieder ausgegraben und nach der Ruhestätte ihrer Familie in Italien gebracht. Sie ruht jetzt in der Kirche St. Maria Trastevere in Rom. Der vernachläßigte Sohn erbte Besitz und Titel Erntoft's, lebte aber nicht lange: als er einst den Arbeitern Befehle gab zu Aenderungen und Verbesserungen, die in dem lange verschlossen gehaltenen Zimmer, wo sein Vater gestorben war, vorgenommen werden sollten, fiel er plötzlich todt nieder.

Das war der Hauptinhalt von Frau Ursula's Erzählung.

— „Sonderbar, in der That!“ — sagte ich, als sie dieselbe beendigt hatte — „Ich glaubte, jede alte Sage von diesem alten Schlosse zu kennen; aber diese ist mir nie früher erzählt worden.“

— „Sie wäre wohl besser unerzählt geblieben,“ — erwiderte die Haushälterin — „und wäre auch gewiß nie über meine Lippen gekommen, wenn nicht Alles was sich heute ereignet hat, bewiese, daß die Jungfrau noch immer zürnt und daß die Erntofts noch immer — Aber, lieber Herr, sehen Sie einmal nach der Uhr; es ist Zeit, daß der Doktor hier seyn müßte, obwohl ich fürchte, daß er Wenig wird ausrichten können, wenn Geoffrey wirklich Das im Spiegel gesehen hat, was der gottlose alte Mann einst darin sah; indeß man muß ja die Hoffnung nicht aufgeben. Ich will klingeln und fragen, welches Pferd Herr Ruthin genommen hat; das beste, den Odin, konnte er nicht bekommen, weil der elende Mensch, der

Bardsley, es letzten Sonntag Abend lahm geritten hat, als er wie ein Toller nach L— hinüber jagte, um Cigarren zu holen.

Nachdem sie sich überzeugt hatte, daß der junge Mann das schnellste Pferd, das zu finden war, genommen habe, hörte unsere Unterhaltung auf und wir saßen beinahe eine Stunde schweigend da. Die Haushälterin schickte noch einmal den Bedienten, um sich nach ihrem Herrn zu erkundigen; aber er kam ohne Antwort zurück, Bardley hatte ihn mit einem Fluche fortgejagt. Noch beinahe eine ganze Stunde saßen wir so, schaudernd und fröstelnd — es war ungemüthlich kalt — erwartend, wie das Alles noch enden würde. Endlich ward das Gitterthor geöffnet und wie hörten den Hufschlag des Pferdes. Schnell standen wir beide auf — es war Ruthin mit dem Doktor. Nach einigen eiligen Erklärungen und einem ominösen Geflister gingen sie in das Zimmer neben dem oft erwähnten Saal, welches Mrs. Ursula's Feind, Bardsley, nach einer mühsamen Selbstrechtfertigung nunmehr verließ.

Von diesem würdigen Herrn nur wenige Worte. Ich sah ihn in den nächsten Tagen viel öfter, als mir lieb war; doch verließ er Cradiden bald, und ich bemerkte seinen Namen zuletzt in den Polizei-Berichten: er ward, wenn ich mich recht entsinne, aufgeführt als angeklagt, daß er sich der Polizei widersetzt habe, die in ein Spielhaus eindrang.

Doch zurück zu unserer Erzählung, die ihrem Ende nahe ist. Wir wachten vier Stunden lang an dem Bette des Mannes, den ich einst so ganz anders gesehen hatte, als einen sorglosen, fröhlichen Knaben, in demselben schrecklichen Zimmer, das vor dreihundert Jahren von den Wehklagen des Todeskampfes ertönt hatte, als der Boden desselben vom Blute der Jungfrau strömte. Es war ein geisterhafter Anblick. Die Dunkelheit des Zimmers harmonirte mit der grauen Sammt-Tapete und den braunen Gemälden an den Wänden; aber die merkwürdigen alten Gegenstände im Zimmer, werthvolle Kleinigkeiten von Edelstein und Elfenbein, Kästchen, Crucifixe, Degen, Panzerhandschuhe — alles dieses kontrastirte auffallend mit den nicht dazu passenden Requisiten des modernen Lords, diesen Fußteppichen und Armstühlen.

Und dieser Mann lag da unter dem Schatten der schweren Bettvorhänge, bei dem Schein einer Lampe, die ihr mattes Licht von Zeit zu Zeit auf die scharfen, markirten Züge seines Gesichtes warf, lag da, ganz bewußtlos und regungslos. So standen und wachten wir lange Stunden. Endlich, gerade als der erste Strahl der aufgehenden Sonne durch das mit dem Wappen gezierte Fenster drang, erhub er sich in seinem Bette, streckte seine beiden nervigen Arme aus und schrie laut — es war ein furchtbarer Ton unaussprechlicher Angst — dann sank er mit einen Schauder zusammen — der letzte Erntoft war eine Leiche.

Die Thür war zufällig offen, denn Ruthin hatte das Zimmer für einen Augenblick verlassen; und gerade als der Blick des Doktors uns sagte, daß Alles vorbei sei, hörte ich ein krachendes Geräusch in dem nächsten Saal. Ich eilte hin, denn es war mir, als wüßte ich, was es seyn müßte. Ihr Schicksal für Generationen war die Vergeltung für ein großes Verbrechen gewesen; dieß war das Ende. Auf dem Boden lagen glänzende Stücke: der Venetianische Spiegel war zerbrochen.

Vincenz Prießnitz.

(Beschluß.)

Die letzten Tage des edlen Prießnitz waren der würdige Schluß eines im besten Sinne hervorragenden Lebens.

Seit einem Schlaganfalle im Jahre 1847 ist Prießnitz nie wieder zum vollen Genusse der Gesundheit gekommen. Bei seinem kräftigen Körperbaue und seiner mächtigen Willenskraft hätte er sich vielleicht wieder erholt, wenn die Umstände begünstigender gewesen wären. Er konnte jedoch, seiner angestrengten Berufsgeschäfte wegen, keine Zeit zu einer vollständigen Kur gewinnen, und außerdem traten die schrecklichen Jahre 1848 und 1849 dazwischen. Der Uebermuth der Boßheit, der Trotz des Verrathes, die Schamlosigkeit der Verworfenheit, von denen die Geschichte jener Zeit so widerliche Proben an's Licht stieß, brachte sein ganzes Wesen aus dem lange bewährten Gleichgewichte. Sein edles Herz blutete, sein Geist wurde gebeugt und machte ihn zum Schwarzseher. Er sah die Grundlagen der bürgerlichen Gesellschaft auf das Aeußerste bedroht und fürchtete Alles für die Zukunft. „Treue und Glauben ist hin." — „Die Menschen werden nicht zum Gehorsam erzogen." — „Man versteht weder zu strafen noch zu belohnen." — Diese und ähnliche Aeußerungen konnte man öfter aus seinem Munde hören. Vergebens suchte einer seiner Freunde auf die Lichtpunkte hinzuweisen, die aus dem wirren Treiben der Gegenwart emporblitzen und für die Zukunft Hoffnungen erwecken. Er behauptete stets: „Wenn Gott nicht hilft, geht Alles zu Grunde."

Unter so gesundheitschädlichen Einflüssen erlebte Prießnitz den Winter vom Jahre 1850 auf das Jahr 1851. Dieser Winter war in Gräfenberg sehr milde, indem die Kälte höchstens 10 Grade erreichte, während 20 bis 23 Grade in dieser Jahreszeit nichts Seltenes sind. Trotz solcher Milde äußerte er sich eines Tages gegen einen der ältesten Kurgäste: „Nie ist mir ein Winter so zuwider gewesen, wie dieser."

Prießnitz fühlte sich sehr matt und erkannte, daß sein körperliches Daseyn an der Wurzel angegriffen sei; denn ohne äußere Veranlassung sagte er einmal zum Landrathe Sponner, der als dankbarer Verehrer seines Arztes sich viel in dessen Nähe befand: „Mit mir geht es wohl zu Ende. Meine Krankheit wird nicht heilbar seyn.“ Am beunruhigendsten für die besorgte Familie war um jene Zeit ein entsetzlicher Husten, der ihn jedesmal befiel, wenn er sich am frühen Morgen in der kalten Wanne befand. Ungeachtet seines fortwährenden Uebelbefindens war Prießnitz im Besuche und in der Behandlung der Kranken so eifrig, wie in seinen gesundesten Tagen. Nur mit Mühe und erst nach vielen Bitten gelang es seiner Familie, ihn zu einigem Gebrauche der Kur zu vermögen. Er wurde hierauf besser, ohne jedoch zum Aussehen eines gesunden Mannes zu gelangen.

Im Juli 1851 erklärte Prießnitz, vom nächsten November an zu den Kranken in Freiwaldau nicht mehr gehen zu wollen. „Ich kann nicht mehr,“ sagte er eines Abends zu einem in der Stadt wohnenden Kurgaste, „ich gehe sonst um so früher zu Grunde, und dann kann ich keinem Menschen mehr nützen.“ Nachdem er dasselbe gegen Mehre geäußert, verbreitete sich Angst und Schrecken in der Umgebung von Gräfenberg. Die Freiwaldauer glaubten jedoch, durch rechtzeitiges Bitten die ihnen drohende Gefahr abwenden zu können.

Auf ausdrückliche Einladung besuchte Selinger im Oktober 1851 seinen geliebten Freund. Er fand ihn blaß, mager und auffallend gealtert. Inzwischen war Prießnitz während der Anwesenheit seines Gastes meist heiter und gesprächig, und unvergeßlich bleiben dem Letzteren die Stunden, die er zu jener Zeit in Gräfenberg verlebte.

Eine Nachricht, die Prießnitz damals aus Ungarn erhielt, wirkte beunruhigend auf den besorgten Vater. Aus Budamér, wohin seine Kinder, mit Ausnahme des kleinen Vincenz, sich zur ältesten Schwester auf Besuch begeben hatten, wurde nämlich berichtet, daß Fräulein Kaltfeld, ihre Erzieherin, bedenklich erkrankt sei. „Gott, was fange ich mit meinen Kindern an, wenn sie stirbt!“ rief er im ersten Augenblicke aufregender Ueberraschung. Indessen dauerte die Spannung, in welche sein Gemüth versetzt worden war, nicht lange. Nach zwei Tagen wurde ihm gemeldet, daß Frau von Uzházy die Erkrankte in die Kur genommen, und sie durch ein eben so zweckmäßiges als energisches Verfahren gerettet habe. Da in dem Briefe auch die Mittel angegeben waren, durch welche der glückliche Erfolg herbeigeführt worden, sprach Prießnitz erfreut und befriedigt: „Sophie hat Besonnenheit. Sie hat es gut gemacht.“

Bei'm Abschiede von seinem Freunde, am 7. Oktober, fühlte sich Selinger tief und seltsam bewegt. Mit Innigkeit drückte er den theuern Mann an seine Brust, und trennte sich wehmuthsvoll

mit den Worten von ihm: „Gott erhalte Ihr kostbares Leben, mein guter Prießnitz." — „Wenn ich den Winter überstehe," versetzte er hierauf, „dann dauert es noch lange. Leben Sie recht wohl. Gott mit Ihnen!" — Leider überstand er den Winter nicht. Es dauerte nicht lange. Der Freund sah den Freund nicht wieder.

Am 8. Oktober fühlte sich Prießnitz so unwohl, daß er sich zu Bette begeben mußte. Nach mehren Tagen, während welcher er das Nöthige sich selbst und Anderen verordnete, stand er auf, wurde aber bald rückfällig. Die Kurgäste nahmen den Leidenden durch Konsultationen so sehr in Anspruch, daß er zu keiner rechten Ruhe kommen konnte. Da die Gesundheitszustände ihres theuern Mannes sich auffallend verschlimmerten, schrieb die mit Grund besorgte Frau Prießnitz an ihre Kinder, und forderte sie zur Heimkehr auf. Ohne Verzug folgten diese dem erhaltenen Rufe, und erschienen, die Frau von Ujházy an der Spitze, am 23. Oktober im väterlichen Hause. Es wäre vergebliche Mühe, die Ueberraschung und die Freude, die Betrübniß und die Rührung schildern zu wollen, die in den Gemüthern der einzelnen Familienglieder rege geworden. Eines der Kinder folgte dem andern in der Umarmung des heiß geliebten Vaters, der im Bette lag, und auf dessen Antlitz die Schatten der Leiden den Verklärungsstrahlen der Freude gewichen waren.

Die Ankunft seiner Kinder, und namentlich die ganz unerwartete Ankunft seiner ältesten Tochter wirkte zauberartig auf den Zustand des Kranken. Er wurde stündlich besser, und war in einigen Tagen im Stande, das Bett zu verlassen und in den großen Saal zu gehen. Bei'm Anblicke ihres Arztes war die Freude unter den Kurgästen eine lebhafte und allgemeine. Drei Abende nach einander erschien Prießnitz im großen Saale. Am dritten sah er recht wohl aus, und war ungewöhnlich redselig. Er sprach viel von dem Neubaue, den er im Jahre 1852 vorzunehmen beabsichtigte, und wozu bereits die nöthigen Pläne gezeichnet waren. Nachdem er mancherlei Bemerkungen über diesen Gegenstand gemacht hatte, sagte er zuletzt: „Ich werde die Kur fleißig brauchen. Kommen Ausschläge, so kann ich noch gut werden — sonst wird aus dem Baue nichts."

Am folgenden Tage reis'te er zeitig in Wirthschaftsangelegenheiten nach Johannesberg. Der Tag war naßkalt und nebelig. Spät am Abende kam er zurück, und fühlte sich in Folge einer Erkühlung nicht wohl. Bald darauf zeigte sich eine Geschwulst an den Füßen, worüber er Besorgnisse äußerte. Er wurde wieder bettlägerig, ohne an das Bett gefesselt zu seyn. Er stand im Laufe des Tages öfter auf, und ging, wenn er sich nach einem Bade erwärmen wollte, vom ersten Stock in ein ebenerdiges Zimmer hinab, um dort Holz zu sägen.

Die zärtlichste Sorge für den theuern Kranken brachte natürlich die Familie, besonders aber die Frau und die zwei ältesten Töchter

Sophie und Therese oft in die Nähe des Leidenden. Da sah er nun sehr betrübte Mienen und verweinte Augen und wurde dadurch auf das schmerzlichste berührt. Er tröstete daher die Umstehenden, indem er zu wiederholten Malen die Worte an sie richtete: „Seid ruhig, meine Lieben! Ich werde nicht sterben. Der alte Gott und das Wasser lebt noch!“

Inzwischen wurde er immer hinfälliger, während sein Auge in einem eigenen, überirdischen Glanze strahlte. Aus Furcht vor dem Schrecklichsten fragte ihn seine ängstlich gewordene Gattin zwei Tage vor seinem Tode: „Willst Du einen Arzt, mein Kind?“ Mit fester Stimme antwortete Prießnitz: „Nein!“

Wie berufseifrig er war, das bewies er noch in den Tagen, die seinem Tode unmittelbar vorangingen. Trotz zunehmender Schwäche gab er allen Kurgästen, die zu ihm kamen, mit Bereitwilligkeit die nöthigen Rathschläge.

Am Tage vor seinem Tode fragte ihn seine Frau abermals: „Soll ich Dir einen Arzt holen lassen, lieber Prießnitz?“ Ruhig und bestimmt erwiderte er: „Nein, mein Kind!“

Am acht und zwanzigsten November wollte er vor fünf Uhr Morgens in das Zimmer zu ebener Erde hinabsteigen, wo er nach der Kur zu sägen pflegte. Auf die abmahnenden Vorstellungen seiner Frau ließ er sich das Sägezeug in sein Wohnzimmer bringen, und machte einen Schnitt in das auf dem Bocke liegende Scheit. In der neunten Vormittagsstunde trat er noch einmal an die Sägemaschine, weil er sich nicht zu erwärmen vermochte, legte aber alsbald die Säge mit einer bedeutungsvollen Bewegung zur Seite, und sagte: „Nehmt Das weg; ich werde es nie mehr brauchen.“ Unnennbar ist der Schmerz, den die Familie bei dem wehmüthig schneidenden Tone dieser Worte empfand!

Ungefähr um zwei Uhr Nachmittags stand die schmerzlichst ergriffene Gattin vor dem Bette ihres geliebten Mannes und fragte ihn nochmals mit unterdrücktem Gefühle der Verzweiflung: „Willst Du einen Arzt, mein Kind?“ Ein leises „Nein“ entglitt den Lippen des äußerst schwach Gewordenen.

Einige Minuten nach vier Uhr erhob er sich plötzlich von seinem Lager, zog ein langes Winterkleid an und setzte sich ganz gerade auf einen Stuhl, der nahe an einem Fenster stand. Da sah er noch einmal hinaus in Gottes freie Natur, die er während seines ganzen Lebens so innig verehrt und so warm geliebt, und sein Geist schien in die tiefste Gedankenwelt versenkt.

Nach einer Weile fühlte er ein Frösteln, verlangte eine Abreibung und schritt, nur wenig unterstützt, dem Bette zu. Im Augenblicke, als man ihn in eine ziemlich horizontale Lage gebracht hatte, fingen die Gesichtsmuskeln an der linken Wange zu zucken an; die Hände schienen sich krampfhaft zu bewegen; ein letzter

Athemzug, und — Prießnitz war todt! Der Geist eines der edelsten Menschen war in seine Heimath zurückgekehrt!

* * *

Nach dem im Testamente ausgesprochenen Willen wurde die Leiche des Verstorbenen geöffnet. Bei der Secirung, die in Gegenwart mehrer Aerzte und vieler Kurgäste erfolgte, fand man den linken mit Tuberkeln behafteten Lungenflügel angewachsen, fand eine abnorme, farblose Leber, ganz dienstuntaugliche Nieren und die Brust mit Flüssigkeit angefüllt. Das Gehirn war von bedeutendem Gewichte und ungewöhnlich schön geformt.

Die Desorganisirung des Innern hatte wahrscheinlich ihren Grund in dem Unglücke, das ihm in seiner Jugend zugestoßen, als ein Wagen über seinen Körper fuhr, und ihm die Rippen brach. Bis zur Zeit jenes Unglücks war er, nach der Aussage seiner Schwester, ein kräftiger, ganz gesunder Mensch gewesen.

Nach dem schriftlich abgegebenen Gutachten der Aerzte starb Prießnitz an Entartung der Leber. Bei der Secirung erklärten sie laut, daß es zu verwundern sei, wie er mit einem so entarteten Organe so lange sich habe erhalten können. Nach ihrer Meinung wäre das nur bei seiner einfachen eigenthümlichen Lebensweise möglich gewesen.

Zwei Tage aus dem Leben Friedrich's des Großen.

(Beschluß.)

Der Abend brach ein. Das Schlachtfeld war den Oesterreichern. Darüber hinaus kamen sie nicht. Von Verfolgung der geschlagenen Preußen standen sie ab; selbst auf ihrem rechten Flügel, wo Hülsen unterlegen hatte, räumten sie nicht völlig auf. Die schwachen Ueberreste der Hülsenschen Streitmassen blieben bis neun Uhr Abends auf dem Boden, den sie zuerst erstritten hatten. Ziethen und Seydlitz deckten den Rückzug. Also endete der Tag gleich dem von Nürnberg, wo Gustav Adolf 1632 vergeblich Wallenstein's Lager bei Fürth angegriffen hatte. Zwar sagt ein Oesterreichischer Officier: Wir haben den Sturm abgeschlagen, aber nicht die Schlacht gewonnen. Aber daß Friedrich nicht gesiegt hatte, war für die Oesterreicher von unschätzbarem Werth. Es galt nicht bloß die physische Streitkraft, der Zauber des Rufs von Friedrich's Unüberwindlichkeit

war geschwunden. Lange bevor die Oesterreicher ihres großen Gewinns recht inne wurden, erkannte Friedrich seinen Verlust und eine schwarze Sorgenwolke begleitete ihn, als er das Schlachtfeld verließ. Als auf dem Ritt nach Nimburg, wo Friedrich die Elbe erreichen wollte, die Pferde getränkt wurden, brachte ein alter blutender Reiter ihm einen Trunk aus dem Pferdeeimer und redete ihm zu, er möge doch trinken: „Laß Bataille Bataille seyn, unser Herrgott lebt gewiß, der kann uns schon wieder Sieg geben.“ In soldatischer Kraftsprache drückte nachher auch ein Grenadier sich aus, der König möge nur gutes Muthes seyn: „Nun, die Kaiserin kann ja auch wohl 'mal eine Schlacht gewinnen, darum wird uns der Teufel noch nicht holen.“ Der König pflegte die zutraulichen Worte seiner braven Veteranen gern zu hören; an jenem Abende schlugen sie nicht an. Als in Nimburg Halt gemacht war und Officiere herantraten den König zu begrüßen, fanden sie ihn, wie er auf einer Brunnenröhre sitzend, in tiefe Gedanken versunken und starren Blicks mit seinem Stocke Figuren in den Sand zeichnete. Was seine Gedanken waren, läßt sich errathen. Sicherlich weniger Rückblick als Vorblick. Der Vorwurf, den Friedrich sich selbst zu machen hatte, daß er aus zu großem Selbstvertrauen und Siegeseifer gefehlt habe, der Verdruß von Feinden besiegt zu seyn, die er geringgeschätzt hatte, waren Sache der Empfindung und diese hatte ein paar Stunden ihr volles Recht; aber die Betrachtungen Friedrich's hafteten schwerlich lange an dem, was geschehen war und was hätte geschehen können. Unthätige Reue ist selten Sache großer Geister. Schwerer aber mochte ihm auf der Seele liegen, was nun werden sollte. Nun einmal der Siegeszauber von seinen Fahnen gewichen war, begannen die Feinde, die er gering zu achten gewohnt gewesen war, sich als achtunggebietende Macht zu zeigen. Das sind nicht mehr die alten Oesterreicher, hatte er am Tage der Schlacht gestanden; die Oesterreichischen Grenadiere lobte er als treffliche Soldaten. Von seinem eignen Heere aber waren 13,000 Mann und 326 Officiere der Schlacht zum Opfer geworden, von seinem schönen Garderegiment nur 250 Mann übrig. Und wenn es nun bedenklich ward, der Oesterreichischen Kriegsmacht gegenüber mit einer Minderzahl das Feld zu behaupten, so fielen die Sorgen, wie den Russen, den Franzosen zu wiederstehen sei, um so schwerer in's Gewicht. Aus der ersten, aber um der Meinung willen bedeutsamen Niederlage drohte ein Mißgeschick aufzuwachsen, als dessen Endpunkt tiefe Erniedrigung des noch jungen Staats und Königthums sich berechnen ließ. War ja doch bei den wider Friedrich verbündeten Mächten eine Theilung im Werke, die Schlesien an Oesterreich, Ostpreußen an Rußland, Magdeburg an Sachsen und das Preußische Westfalen an Frankreich bringen sollte. Den Rest sollte der Markgraf von Brandenburg behalten. Solche Sorgen waren auf des Königs Stirn zu lesen, als er auf der Nimburger Brunnenröhre saß. Als

er aber sich Gewalt angethan hatte, von seinem Sorgensitz erhoben Befehle ertheilte, und anordnete, was die dringende Gegenwart erheischte, da gab sich der feste Sinn zu erkennen, der im Fortgange des Kriegs mehr als Ein Mal bei Wechselfällen wenn Alles auf dem Spiel stand und Friedrich an den Rand des Abgrundes gedrängt war, lieber das Leben als die Ehre missen wollte. Sollte er unterliegen, schrieb Friedrich um jene Zeit, so sollte die Ehre bei dem Besiegten seyn. Der Schmerz über schweren Verlust regte sich noch einmal, als der geringe Ueberrest seiner Garde, die furchtbar gelitten hatte, herankam. Mit Thränen im Auge redete er sie an: „Kinder, ihr habt heute einen schlimmen Tag gehabt.“ Als nun aber einige Stimmen laut wurden, sie seien leider nicht gut angeführt worden, versetzte er: „Nun habt nur Geduld, ich werde Alles wieder gut machen.“ Dieß konnte als Losung für das gesammte Heer und den gesammten Krieg gelten.

Wie hoch der Tag von Kolin vom Wiener Hofe angeschlagen wurde, beweis't sich in Maria Theresia's Freuden- und Gnadenbezeigungen, der Stiftung des Maria-Theresiaordens, dem Dankgeschenke an Officiere und Soldaten der Daun'schen Armee, an den Ehren, die Daun zu Theil wurden, der auf den Sieg geprägten Denkmünze. Mehr noch besagten die hochfahrenden Reden, die man zu Wien hörte; nach diesen schien es, als sei schon Alles gewonnen. Nicht so dachte Daun, der sich wohl bewußt war, daß der Erfolg des Tages von Kolin nicht seiner Oberleitung, sondern einer nicht berechneten Schickung zuzuschreiben war. Seinem Charakter als Zauderer blieb er auch nach dem Siege getreu und er that deßhalb auch Nichts, was diesen hätte zu einem vollständigen machen können. Am Tage nach der Schlacht ging er in sein früheres Lager nach Krichenau zurück, am 20. Junius ließ er ein Tedeum singen. Friedrich, der behutsam und rasch die Belagerungstruppen von Prag an sich zog, konnte langsam und wenig angefochten sich nach dem nördlichen Böhmen zurückziehen: er war noch einen vollen Monat in Böhmen gelagert; eine empfindliche Einbuße litt nur die Abtheilung des Heers, die sein Bruder August führte, auf dem Rückzuge von Leipa nach Zittau. Die Oesterreichischen Heere, das Prager und das Daun'sche, waren nun mit einander vereinigt, und 90,000 Mann stark zogen sie der Oberlausitz zu. Als sie nun hier in fester Stellung lagerten, ward Friedrich im August versucht, sie trotz jener anzugreifen; doch das Mal gab er den Abmahnungen seines Feldmarschalls Keith und anderer kriegserfahrener Generale Gehör. Die Dinge standen damals so, daß er nicht länger zögern durfte, sich gegen die Franzosen zu wenden, die Magdeburg bedrohten, und zugleich Sachsen gegen die Reichsarmee sicher zu stellen; ehe er aber dazu aufbrach, schien es nothwendig, die Oesterreicher mit einer lähmenden Schlacht zu treffen. Es that ihm weh, hiervon abstehen zu müssen. Er ließ 56,000 Mann unter dem Her-

zoge von Braunschweig-Bevern und dem General Winterfeld zurück und brach mit dem übrigen Heere auf gegen die Franzosen und Reichstruppen. Jene hatten spottend geäußert, daß sie mit ihrem Kriege dem Marquis von Brandenburg eine Ehre anthäten; Friedrich hatte nur 30,000 Mann mit sich; diese, schrieb er damals einem Vertrauten, würden wohl genügen, den Franzosen eine Ehre zu erweisen.

Der Sieg von Roßbach, wo die Reichstruppen die Schmach der Niederlage mit den Franzosen theilten, was der Deutsche bei der Erinnerung an jene Schlacht wohl zu bedenken hat, war nur eine geringe Erleichterung für Friedrich. Unterdessen hatten die Russen seinen Feldmarschall Lewald am 30. August bei Großjägerndorf geschlagen. Wenn auch darauf das Preußische Heer für das Mal sich nach der Gränze zurückzog, und wenn zugleich ein Einfall der Schweden in Pommern am 13. September nur ein Schattenspiel von Krieg war, so stand es auf dem Hauptschauplatze des Kriegs, in der Lausitz und in Schlesien, schlimm für Friedrich und ward täglich schlimmer. Der unternehmende Nadasdy hatte am 7. September ein Preußisches Korps bei Görlitz angegriffen und geschlagen, Winterfeld dabei das Leben eingebüßt: am 16. Oktober hatte der Ungar Haddik mit seinen Truppen einen kurzen Besuch in Berlin gemacht und ein Paar Tonnen Goldes Brandschatzung mit sich genommen; am 12. November eroberte Nadasdy das feste und durch seine Lage für die Heerführung ungemein wichtige Schweidnitz, und kurz bevor Friedrich nach Schlesien gelangte, litt die vom Herzoge von Braunschweig-Bevern dahin zur Beschützung Breslau's geführte Armee am 22. November bei dieser Stadt eine Niederlage, und Breslau öffnete bald darauf dem Sieger die Thore. Der Herzog von Braunschweig-Bevern war, wie man meint, mit eignem Willen vorher in Oesterreichische Kriegsgefangenschaft gerathen. Auch die Gesinnung der Schlesier bewies sich nicht durchaus standhaft und treu; eine Oesterreichische Partei trat sehr merklich hervor. Das waren zumeist Katholiken. Unter den Oesterreichern gab es manche, die Schlesien schon als wiedererobertes Land ihrer Kaiserin ansahen. Hie und da wurde von den Schlesiern Huldigung gefordert. Im Oesterreichischen Heere, das nun vier Siege nach einander gewonnen hatte, war volle Zuversicht; die Nachrichten von der Schlacht bei Roßbach, wenn anders die Armee sie erfuhr, änderten die Stimmung nicht. Friedrich schrieb damals in bitterem Scherze, man denke in Wien nur an ein Gefängniß für ihn.

Das kleine Heer der Sieger von Roßbach brach am 16. November von Leipzig auf; sein Marsch nach Schlesien war nach dem Maß damaliger Heerbewegung ein Wunderwerk von Raschheit; es legte in 14 Tagen 41 Meilen zurück. Daß es auf dem Marsche vor Oesterreichischen Angriffen gedeckt sei, sandte Friedrich seinen Feldmarschall Keith mit enem Theile der Armee nach Böhmen,

um den Feind glauben zu machen, dahin werde sich sein Angriff richten. Dieß hatte den beabsichtigten Erfolg; ungefährdet gelangte das Heer nach Schlesien. Am 2. December vereinigten bei Parchwitz, zwischen Liegnitz und Breslau, sich mit ihm die Ueberreste des geschlagenen Bevern'schen Heeres, die ihm Ziethen zuführte. Dieser hatte während der letzten Unfälle hohe Einsicht und Thätigkeit bewährt, aber seine Ansicht nicht immer geltend machen können und die Niederlage theilen müssen. Er ritt den entmuthigten Truppen mit verdrießlicher Miene voraus. Der König reichte ihm die Hand mit den Worten: „Wir wollen es nun besser anfangen.“ Der treuherzige Husar erwiderte: „Es geht einmal nicht vorwärts, wenn wir beide nicht beisammen sind.“ Der König bemühte sich, den Muth der Officiere der Schlesischen Armeetrümmer aufzurichten; er selbst führt an, daß dabei auch der Wein nicht gespart wurde. Den Soldaten bewies er sich freundlich und ließ reichlich Lebensmittel vertheilen. Die Roßbacher thaten das Ihrige mit ermunternden Reden. Friedrich war entschlossen, die Oesterreicher anzugreifen und wenn sie, wie er scherzte, auf den Kirchthürmen von Breslau oder auf dem Zobtenberge ständen. Und doch hatte er zusammen nicht über 34,000 Mann. Aber Meinung und Vertrauen waren hergestellt und die Zahl kam nur nebenbei in Rechnung. Um so mehr dagegen bei den Oesterreichern die fast dreifach stärkere Zahl der Soldaten. Der immer vorsichtige Daun, jetzt unter den Oberbefehl des Prinzen Karl gestellt, mahnte zwar, die Preußen in sicherer Stellung zu erwarten; aber da hieß es, man habe fünf Matadors und die Whole in der Hand, und werde mit der „Potsdamer Wachtparade“ schon fertig werden. So zog denn Prinz Karl von Lothringen aus seiner festen Stellung dem Könige nach Lissa und Leuthen entgegen.

Auf die Nachricht von dem Anmarsche der Oesterreicher versammelte Friedrich in offnem Felde zwischen Neumark und Leuthen seine Generale und Stabsofficiere um sich. Es war noch nicht Brauch, Proklamationen, Manifeste oder Tagesbefehle an das Heer vor einer Schlacht zu erlassen und die mündliche Rede pflegte nicht über die Ordres hinauszugehen. Friedrich fühlte das Mal sich gedrängt zu reden. So hatte einst Gustav Adolf gethan. Friedrich, wohlbekannt als Meister in stechender Rede des Witzes und der Laune, sprach hier in anderm Tone, er sprach mit der vollen Macht des Gefühls, die vom Herzen zum Herzen geht. Er wies mit kurzen Worten hin auf die neuerlichen Verluste, gedachte der Vaterlandsliebe und Verdienste der Umstehenden und sprach darauf mit gehobener Stimme: „Lassen Sie es sich also gesagt seyn, ich werde gegen alle Regeln der Kunst die beinahe drei Mal stärkere Armee des Prinzen Karl angreifen, wo ich sie finde. Es ist hier nicht die Frage von der Anzahl der Feinde, noch von der Wichtigkeit ihrer gewählten Posten; alles dieß, hoffe ich, wird die Herzhaftigkeit mei-

ner Truppen und die richtige Befolgung meiner Dispositionen zu überwinden wissen. Ich muß diesen Schritt wagen, oder es ist Alles verloren; wir müssen den Feind schlagen oder uns Alle von seinen Batterien begraben lassen. So denke ich, so werde ich handeln. Machen Sie diesen meinen Entschluß allen Officieren der Armee bekannt, bereiten Sie den gemeinen Mann zu den Auftritten vor, die bald folgen werden, und kündigen Sie ihm an, daß ich mich berechtigt halte, unbedingten Gehorsam von ihm zu fordern. Wenn Sie übrigens bedenken, daß Sie Preußen sind, so werden Sie gewiß dieses Vorzugs sich nicht unwürdig machen; ist aber Einer oder der andere unter Ihnen, der sich fürchtet, alle Gefahren mit mir zu theilen, der kann noch heute seinen Abschied erhalten, ohne von mir den geringsten Vorwurf zu leiden." Er hielt inne und schaute umher: ihm begegneten leuchtende Augen; es war als ob sie ihm die Herzen entgegen trügen. Mit heiterem Lächeln fuhr er fort: "Schon in voraus hielt ich mich überzeugt, daß keiner von Ihnen mich verlassen würde; ich rechne also ganz auf Ihre treue Hilfe und auf gewissen Sieg. Sollte ich bleiben und Sie für Ihre mir geleisteten Dienste nicht belohnen können, so muß es das Vaterland thun. Gehen Sie nun in's Lager und wiederholen Ihren Regimentern, was Sie jetzt von mir gehört haben." Darauf schloß er mit dem vollen Schwergewicht der Königlichen und feldherrlichen Autorität: "Das Regiment Kavallerie, welches nicht gleich, wenn es befohlen wird, sich unaufhaltsam auf den Feind stürzt, lasse ich gleich nach der Schlacht absitzen und mache es zu einem Garnisonregiment. Das Bataillon Infanterie, das, es treffe, worauf es wolle, nur zu stocken anfängt, verliert die Fahnen und die Säbel, und ich lasse ihm die Borten von der Montirung abschneiden. Nun leben Sie wohl, meine Herren; in Kurzem haben wir den Feind geschlagen, oder wir sehen uns nie wieder." In der Heldenschaar um ihn war das Ehrgefühl in seiner vollen Stärke; es hatte das Bewußtseyn von Thaten zur Grundlage, und gipfelte hinauf zu dem hohen Sinn des Königs, der für seine und für Preußens Ehre lebte und stritt und den Tod nicht achtete. Als darauf bei dem Ausmarsch am Schlachtmorgen, am 5. December, die an dem Könige vorbeiziehenden Soldaten unter Begleitung der Feldmusik einen Choral sangen, erfreute sich dessen der König und sprach: "Mit solchen Leuten wird Gott mir gewiß den Sieg verleihen." So war die Weihe des fünften Decembers, des

heitern Tages.

Das Oesterreichische Heer, 80,000 Mann stark, hatte schon Tags zuvor seinen Anmarsch eingestellt und erwartete in Schlachtordnung bei Leuthen den Angriff. Die äußersten Enden seiner Flügel waren fast eine Deutsche Meile von einander entfernt. Des Königs Schlachtplan war das Seitenstück zu dem von Kolin: hier hatte er Daun's Armee von der rechten Seite zu fassen gesucht, bei Leuthen

wandte er sich gegen die linke. Die sogenannte schräge Schlachtordnung galt hier wie dort. Die Oesterreicher, getäuscht durch eine Bewegung der Preußen gegen ihren linken Flügel, waren eilig sich hier zu verstärken; dieß Mal sollte ihnen das nicht frommen. Als das Preußische Heer hinter einer Reihe von Hügeln, die es großentheils verdeckten, sich rechts zog, erschien dieß den Oesterreichischen Befehlshaben räthselhaft; Daun selbst vermuthete darin einen Rückzug. Um ein Uhr stand die Spitze der in Marsch begriffenen Preußischen Armee dem Oesterreichischen linken Flügel gegenüber und die Schlacht begann mit dem Angriff auf diesen. Nicht am wenigsten kam es den Preußen zu statten, daß auf diesem durch Absendungen geschwächten Flügel Bayern und Würtemberger standen, die den Preußen noch weniger als die Oesterreicher gewachsen waren. Sie wurden nach kurzem Widerstande in die Flucht getrieben. Was nun bei Kolin nicht hatte gelingen wollen, daß die gesammte Armee nach und nach nur von Einer Seite in den Feind einbräche, und, während der eine Flügel den Anfang dazu machte, die übrigen Heertheile sich des Gefechts enthielten bis sie, an Ort und Stelle gelangt, jenem nachdringen könnten, das ward hier zur Bewunderung genau und mit beispielloser Ordnung und Sicherheit ausgeführt. Also wurden durch den gewaltigen Stoß und Drang der an dem schon durchbrochenem linken Flügel der Oesterreicher sich immer fort verstärkenden Preußischen Heermassen die Oesterreicher nach Leuthen zurückgeworfen; hier durch die Oertlichkeit begünstigt leisteten sie wackere Gegenwehr, doch bald war der Ort genommen, die ganze lange Linie der Oesterreicher von dem einen Ende bis zum andern wie aufgerollt und nach dreiständiger Arbeit der vollständigste Sieg von den Preußen gewonnen.

Friedrich selbst kam noch am Abend in den seltsamen Fall, in eigener Person Gefangene zu machen. Zum Nachtquartier für sich hatte er das Schloß in Lissa bestimmt. Die Armee hatte Halt gemacht. Er ritt heran und fragte, ob noch einige Bataillone Lust hätten, ihm nach Lissa zu folgen. Sofort nahmen vier Bataillone das Gewehr. Mit dem Könige in Lissa ankommend, wurden sie von einem lebhaften Gewehrfeuer der dort in Straßen und Häusern zurückgebliebenen Oesterreicher empfangen und es begann ein Straßengefecht. Das hielt den König nicht lange auf. „Ich weiß hier Bescheid, meine Herren“, sagte er zu den begleitenden Officieren, bog über eine Brücke und ritt ein in den Schloßhof. Es wurde Lärm im Schlosse, an dem Thor erschien eine ansehnliche Gesellschaft Oesterreichischer Officiere, die in Lissa hatten übernachten wollen. Ueberraschung für beide Theile; augenblickliche Gefahr für Friedrich. Er hatte den sichern Takt ihr zu begegnen. „Guten Abend, meine Herrn“, grüßte er die Erstaunten, „Sie haben mich wohl nicht so früh erwartet; ich hoffe hier noch Quartier zu finden.“ Ein Ah! ehrfurchtsvollen Staunens war die Antwort.

Wenige Minuten nachher rückten Friedrich's Grenadiere ein und die Oesterreichischen Officiere hatten abermals zu staunen, als sie kriegsgefangen wurden. Ein erhebendes Gegenbild zu dieser heitern Schloßscene bot sich dar in dem, was sich auf dem winterlichen Schlachtfelde begab. Mit dem Siege war die Nacht eingebrochen. Das Preußische Heer lagerte auf der Siegesstätte in allem Ungemach einer Decembernacht und unter den schauerlichen Schmerzenslauten Verwundeter und Sterbender. Da begann ein alter Grenadier aus tiefer Brust den Gesang „Nun danket Alle Gott“; bald begleiteten ihn Stimmen seiner Waffenbrüder, es sangen Hunderte, die Feldmusik stimmte ein, der Gesang ging von Bataillon zu Bataillon, das ganze Heer zusammen sang zum Himmel Nun danket alle Gott! Dieß die herrlichste, erhebendste und frömmste Siegesfeier des Jahrhunderts und durch kein angeordnetes Tedeum irgend einer Zeit übertroffen.

Friedrich hatte durch die Schlacht bei Leuthen Schlesien wiedergewinnen wollen, und so ward es. Den Sieg vollständig auszubeuten, trieb er zu rastloser Verfolgung des fliehenden Feindes. „Nur immer dem Feinde in die Hosen gesessen“ schrieb er an Ziethen, und der kühne und unermüdliche Husar war der rechte Mann, dem Feinde nichts zu schenken. Von dem so zahlreich gewesenen Oesterreichischen Heer brachte Daun nicht über 17,000 Mann nach Böhmen. Ehe das Jahr ablief, war Friedrich, die einzige Festung Schweidnitz ausgenommen, im Besitz des gesammten Schlesiens. Bei Kolin war unter Zweifel und Verwirrung den Oesterreichern erst spät klar geworden, daß sie den Vortheil des Tages hätten; bei Leuthen flammte die Preußische Siegsfackel sofort in voller Klarheit. Friedrich hat im Laufe des Kriegs oft noch trübe Tage gehabt, bei Kunnersdorf einen Tag vom düstersten Schatten; nie aber einen freudigern als bei Leuthen.

M i s c e l l e.

Zu Lonjumeau starb kürzlich der frühere Schriftstecher Henry Didot im Alter von 87 Jahren. Er war der Aelteste der durch ihre typographischen Leistungen so bekannten Familie Didot und der Erfinder der Polyamatypie (der zusammengegossenen Buchstaben), wofür ihm Napoleon den Orden der Ehrenlegion verlieh. Er war es, der gemeinsam mit seinem Vetter Firmin Didot die von 1790—93 ausgegebenen Assignaten zeichnete und stach.

Hamburg. Gedruckt in J. B. Appel's Buchdruckerei.

Lesefrüchte
vom Felde der neuesten Literatur
begründet von
Dr. J. J. C. Pappe,
fortgesetzt und herausgegeben von Dr. C. F. G. Müller.
(Expedition: Rathhausstraße No. 10.)

1852. 3ter Band. 8tes Stück.

Ein Spuk.*)

Das Garnisonsstädtchen N. geberdete sich toll und klatschhaft. Seit Kurzem war die Besatzung um einen jungen Officier bereichert worden, über den die fabelhaftesten Märchen und Sagen in Umlauf gesetzt worden. Selbst seine Kameraden schüttelten wunderlich die Köpfe, wenn von dem Geheimnißvollen die Rede ging, und den Weibern waren vollends die Köpfe verrückt, denn die Außenseite des gespenstigen Lieutenants hatte gar nichts so Fürchterliches an sich. Au contraire! Die sechs Fuß hohe, herrlich ebenmäßige Gestalt unseres Helden, sein rabenschwarzes glänzendes Lockenhaar, seine brennend schwarzen Glutaugen, das todtenblasse, edel geschnittene Antlitz, die Griechische Nase, die feine blendend weiße Hand, der zierliche Fuß, die reine, wenn auch etwas fremdartig accentuirte Aussprache, — alles Das, und noch viele andere äußerliche Vorzüge zusammengenommen, verdunkelten alle Schönheiten des Garnisönchens, sie mochten nun Uniform oder Codrington tragen, und wo sich der Gefürchtete nur zeigte, da pochte es an allen Miederspangen, flatterten alle Busenschleifen.

An dem Lieutenant dagegen schienen alle nur erdenklichen weiblichen Reize ganz spurlos abzuprallen. Mit fast jungfräulich gesenkten Wimpern schritt er, und dieß nur wann er mußte, durch die Straßen. Wenn mit klingendem Spiel aus- oder eingerückt wurde, und Alles Fenstenparade hielt, blieben allein die Augen des Schönsten starr auf den Nacken des Vordermanns gerichtet, wie es das Reglement vorschreibt. Enfin! der junge Mann war entweder ein Klotz, oder ihn beherrschte irgend eine andere geheime Flamme.

*) S.: „Aus der Oesterreichischen Soldatenwelt. Erlebtes und Erlauschtes von einem müßigen Kriegsknechte.“ Stuttgart, Verl. der J. B. Metzler'schen Buchhandlung. 1852. D. Red.

Von dem Gegentheil der ersten Meinung konnte man sich gar bald überzeugen. Unser Held war nicht bloß der schönste, er war auch der gebildetste und geistreichste Officier. Vollendeter Kavalier in allen noblen Passionen, galt er außerdem für einen großen Gelehrten. In der Literatur war ihm Nichts fremd, und er redete über die Possen des Aristophanes mit eben der Zierlichkeit, wie über das Abrichtungsreglement. Am Piano, auf der Mandoline konnte er für einen Virtuosen passiren. Sein Baryton entzückte sogar den alten Platzmajor, der vom Kompagnieschuster an avancirt, von Musik nichts verstand als: Prinz Eugen, der edle Ritter! und: Helft Leutchen mir vom Wagen doch, Ihr seht, mein Arm ist schwach! Vom Exerciren wußte er auch mehr, als die gesammte Garnison zusammengenommen. In älteren und neueren Sprachen drückte er sich mit Geschmack mündlich wie schriftlich aus, und im Reiten, Voltigiren, Schwimmen, Fechten, Schlittschuhlaufen, Tanzen und Pistolenschießen that es ihm so wenig irgend Jemand gleich, als auf dem Billard und an der Makao-Bank.

Die Hauptstärke dieses Wundermannes schien in der Chemie zu bestehen. Es war bekannt, daß er in seiner Wohnung den Keller gemiethet und zu einem Laboratorium umgeschaffen habe. Ganze Nächte brau'te da bei verschlossener Thür der im Geruch eines Schwarzkünstlers stehende Adept, ohne daß über Zweck und Resultate seiner chemischen Versuche etwas verlautet hätte.

Man würde auch bei der starren Einsilbigkeit und der Absonderungssucht des neuen Doktor Faust nichts von dessen anderen Künsten und glänzenden Eigenschaften erfahren haben, hätte er nicht selbst hie und da, so wie hingeworfen, etwas von seinem ungeheuren Wissen und Können merken lassen. Die geheimnißvolle Art, mit der er dieß that, vergrößerte seinen Nimbus, und bald war es ausgemachte Sache, der schöne Lieutenant wisse etwas mehr als Kirschen pflücken, und müsse leider mit unheimlichen, übernatürlichen Mächten in Rapport stehen.

Auch darin hatte dieß Vorurtheil seinen nicht untriftigen Grund, daß über Vaterland und Herkunft, Religion und politische Denkart des Helden gar nichts Positives festgestellt werden konnte. Ueber seine Heimath befragt, erwiderte er lächelnd: er sei Kosmopolit! Seine Papiere, die, beiläufig gesagt, sich in musterhafter Ordnung befanden, wiesen in der That nach, daß er auf einem Ostindienfahrer in offener See geboren sei. Die Eltern waren nicht genau genug angegeben. Fragte man ihn nach seiner Religion, so betheuerte er, Alles zu glauben, was wahr und menschlich sei. Womit freilich Niemanden gedient war, und wodurch sich die Räthselhaftigkeit des Befragten um nichts verminderte.

Noch Eines kam hinzu, um den Wunderglauben an unsern Lieutenant auf das Aeußerste zu spannen. Jeden Monat einmal, stets an einem Freitage, erschien mit einbrechender Nacht ein

schwarze Kutsche vor dem Hause des Adepten. Pferde, Dienerschaft, Alles war in tiefem Schwarz. Eine in eben so tiefe Trauer gewandete Dame, deren Antlitz nie Jemand gesehen hatte, schwang sich dann rasch aus der Equipage und verschwand darauf im Zimmer des Officiers, welches sie erst nach Mitternacht wieder verließ.

Unmittelbar nach einer solchen Visite wich der finstere Ernst aus des Lieutenants Angesicht auf einige Tage. Auch ließ dieser, wie es schien nicht ohne Absicht, zu einer solchen Zeit viel Geld sehen.

Man zerarbeitete sich in tausend Hypothesen. Man zerbrach sich die Köpfe mit Muthmaßungen. Niemand sprach von etwas Anderem als von dem räthselhaften Officier mit der schwarzen Dame, dem blassen Gesicht, dem vielen Gold, dem Laboratorium, und dem Gottseybeiuns im Leibe.

Den Officieren wurde endlich die Sachlage doch zu bedenklich, und sie drangen auf eine Untersuchung. Wenigstens sollte der unheimliche Kamerad vor versammeltem Officierskorps eine Aufklärung seiner wunderlichen Kapricen geben. Man wisse nicht, müsse man sich der albernen Meinung des Städtchens anschließen und den Kameraden für einen im Besitz übernatürlicher Kräfte stehenden Adepten, oder für einen Abenteurer halten. Beides sei aber mit dem Officiersrock unvereinbarlich, und so solle da Wandel geschafft werden. Weil aber der so Beschuldigte seinem Dienst strengstens nachkam, und man dessen Wunderlichkeiten als die Ausflüsse müßiger Laune bezeichnete, so wurden die Officiere mit ihrem Ansinnen abgewiesen, und unser Held trieb sein Grauen erregendes Wesen ungestört fort.

Unter den verschiedenen Truppengattungen der Besatzung befand sich auch eine Abtheilung des Raketenkorps. Die Mannschaft arbeitete zum Theil in einem ungefähr zweitausend Schritte außer dem Stadtweichbilde gelegenen Artilleriedepot an Erzeugung der als Geheimniß geltenden Raketen. Das Depot wurde Abends dreifach verschlossen, und durch einen mit geladenem Gewehre aufziehenden Infanteriepostenbewacht. Die Schlüssel bewahrte eigentlich der Pulverhauptmann. Doch war das ein alter milzsüchtiger Herr, der selten aus dem Zimmer kam, und sich nur mehr mit den Munitionsrechnungen abquälte; weßhalb der Munitionär für Schloß und Riegel sorgte. Dieses wieder war ein Mensch von exemplarischer Treue und Verläßlichkeit, dabei aber Betbruder, abergläubischer Tropf, und — wie brav im Kugelregen, solch' ein Hasenfuß vis à vis übernatürlicher Ereignisse und Bedräuungen.

Unglücklicherweise fiel der Sylvester in jenem Jahre, als sich die folgende Geschichte zutrug, auf einen Freitag. Für einen Mann von des Munitionärs Kaliber konnte es keine schlimmere Vorbedeutung geben. Und dießmal hatte der arme Kauz nicht unrecht.

Eine grauenvolle Decembernacht war hereingebrochen. Vom Himmel heulte wüthender Sturm hernieder. Das gräulichste Schnee-

gestöber wetterte dazwischen, die Finsterniß war so dicht, daß man nicht Einen Schritt weit sehen konnte. Der Munitionär saß still in seinem einsamen Zimmer, und las bei dem Schimmer eines Talglichtes aus seinem Gebetbuche, die unfolgsamen Augen durch kräftige Prisen „Ordinären mit Galizier gemischt" aufmunternd.

Die Thurmuhr schlug Eilf.

In diesem Augenblicke wurde die knarrende Thür sperrangelweit aufgerissen. Das konnte der Windstoß gethan haben, von dem so eben das ganze alte Gebäude durchheult und geschüttelt wurde. Der Munitionär stand auf, um wieder zuzuschließen. Das ging aber mit dem Aufgebot aller Kraft durchaus nicht. Die Thür schien von ehernen Händen gehalten. Der erschütterte Alte trat einen Schritt weiter hinaus auf die Flur. Da war es ihm, als wüchse aus dem Boden allgemach eine breite, lange Gestalt empor. — Er sprang zurück und schlug ein Kreuz. Aufschreien konnte er nicht; die Kehle war wie zugeschnürt. Die Gestalt, langsam folgend, nahm jetzt die ganze Thüröffnung ein. Heiliger Gott! Es war Niemand anders als der gespenstige Lieutenant. Auf dem Haupte ruhte ein schwarzes Barret mit schwarzer Feder. Das Antlitz schien todtenbleich und eingefallen, die schwarzen Augen größer und brennend starr auf den alten Mann gerichtet. Im Uebrigen umhüllte ein weiter schwarzer Mantel bis zur Erde wallend die riesenhafte Gestalt. Eine grauenvolle Minute lang standen sich der Munitionär und die Erscheinung gegenüber.

Der Alte nahm sich darauf ein Herz und versuchte das Gespenst anzusprechen. Dieses aber legte sofort den Finger auf den Mund und winkte seinem Opfer, ihm zu folgen. Als der Munitionär dieß ablehnte, erhob sich der geisterhafte Lieutenant mit Eins, so, daß er fast an die Decke des Zimmers zu wachsen schien, machte einen Schritt nach vorwärts, und fuhr mit der weitausgestreckten blutigen Hand eiskalt über die Stirn des Ungehorsamen.

Das war zu viel für die Kräfte eines im Köhlerglauben an Gespenster und Unholde befangenen alten Mannes. Bewußtlos, wie todt brach er jetzt zusammen. — —

Als der Unglückliche wieder zu sich kam, war es finstere Nacht um ihn. Wie lange er in dem Zustande eines völligen Scheintodes gelegen, ob ihn ein Traum gequält, ob er wirklich das in seiner Erinnerung Wachwerdende erlebt habe, darüber fehlte ihm jegliches Verständniß. — Die Furcht hieß ihn starr dahinbrütend auf seinem Platze sitzen bleiben.

Eine neue Erscheinung überzeugte ihn jedoch gar bald, daß er nicht träumte. Er vernahm ein leises Pochen auf dem Fußboden. Alsdann schnupperte es um ihn herum. Mühselig und in Angstschweiß gebadet, schleppte er sich dann zu seiner Zündmaschine, und es gelang ihm Licht zu machen.

Was mußte er schauen!! —

Auf seinem Tische, an der Stelle des nun verschwundenen Gebetbuches lag ein schwarzes Blatt Papier, worauf mit rothen großen Buchstaben geschrieben stand: „Schweig oder stirb! Um zwölf Uhr bin ich bei Dir!“

Rechts von dem Papier lag eine Rolle Gold, links ein blutigrostiger Dolch.

An der nun von Außen verschlossenen Thür wachte ein häßlicher schwarzer Hund mit bösen starren Augen. Auf der in der Ecke hängenden Schwarzwälder Uhr wies der Zeiger wenige Minuten vor Zwölf!

Fast verlor der Munitionär abermals die Besinnung. Eine ungeheure Bangigkeit lastete auf seiner Brust. Er war unfähig, von seinem Stuhl, in den er entkräftet und entgeistigt gesunken, aufzustehen. Je näher der Zeiger an die entsetzliche Zwölf rückte, desto hörbarer pochte das Herz des Aermsten.

Und am Dome schlug es ernst und feierlich die Geisterstunde! —

Das Gespenst erschien aber nicht! — Der Hund lag träg' da — ohne Regung! — Stille blieb Alles und ruhig; nur das Wetter ras'te fort, wie vor und eh'.

Dem Munitionär wurde allgemach leichter um das Herz. Schon hatte er sich so weit ermuthigt, um den ungebetenen Gast an der Thür näher zu beschauen. Da fand sich nichts Geisterhaftes. Der Hund war eine ganze gewöhnliche zottige Bestie, die sich streicheln und füttern ließ. Eben im Begriff, mit dem gefürchteten Unhold nähere Bekanntschaft zu machen, schleuderte neuer Schreck den Alten zu Boden.

Ein gräßlicher Donnerknall schmetterte ihm die Fensterscheiben vor die Füße. Die eine Wand des Zimmers schien zerklüftet, das Haus wankte; rasendes Geheul entstand auf der Straße.

Bald polterten die Nachbarsleute an des Soldaten Thür. Der Hund erhob ein fürchterliches Gebell. Nach kurzer Verständigung wurde die Thür eingestoßen.

„Der Pulverthurm sei in die Luft geflogen!“ erzählten die bestürzten Nachbarn.

Nun erst warf der Munitionär einen Blick nach dem Schrank, wo gewöhnlich die Depotschlüssel hingen. — Hilf Himmel! sie waren fort!! —

Verzweiflungsvoll rannte der arme Alte zu seinem Hauptmann und erzählte ihm das düstere Geheimniß dieser Nacht. Der nahm ihn in Verhaft, und die Untersuchung wurde eingeleitet.

Diese stellte folgende Fakta mit folgendem Zusammenhang heraus, aus denen aber Niemand klüger wurde.

Thatsache war, daß kurz nach zwölf Uhr das Pulverdepot aufflog, wobei leider die Schildwache, die doch allein Aufschluß geben konnte, um das Leben kam und gräulich zerstückt aufgefunden wurde. Der Lieutenant war zur selben Zeit spurlos verschwunden. Niemand

anders als er konnte als Thäter angesehen werden, doch durfte nicht anzunehmen seyn, daß auch er in Vollbringung der Gräuelthat mitverunglückt sei, da nach sorgfältigster Durchsuchung und wissenschaftlich betriebener Prüfung des Schuttes Nichts aufgefunden wurde, was auf Reste eines menschlichen Kadavers, oder auf solche Bekleidungsstoffe, wie sie der Uebelthäter damals trug, schließen ließ. Derselbe mußte also entkommen seyn, was um so muthmaßlicher erschien, als an dem Tage der entsetzlichen Unthat jene bekannte schwarze Kutsche in der Umgebung war gesehen worden.

In dem Quartiere des verschwundenen Gespenstes fand sich auch keine Andeutung. Uniform, Waffen, Wäsche, Toilettenartikel, ein paar unbedeutende Bücher waren im besten Zustande und in schönster Ordnung zurückgeblieben. Von Schriften gab es da auch nicht Ein beschriebenes Blatt, und das Laboratorium barg nur leere Tiegel und unwichtige Präparate. Der Hund endlich, wie bereits gesagt, war ein ganz alltäglicher, höchst ungefährlicher Straßenköter von großem Appetit, aber durchaus nicht diabolischer Gattung.

Die ganze Begebenheit blieb in undurchdringliches Dunkel gehüllt. Am unerklärlichsten doch erschienen die Motive zur Uebernahme einer, mit so eiserner Konsequenz durchgeführten Geisterrolle, und noch räthselhafter die Motive zu einer so beispiellosen Katastrophe.

Einiges Licht in die Sache brachte nach undenklich langer Zeit ein auswärtiger Botschafter. Ob mit Grund, ob mit Ungrund, — muß dahingestellt bleiben. Genug, unsere einzige Quelle beleuchtet den Fall also:

Der Lieutenant, durch die Verwendung eines bekannten, sehr mächtigen Hofes in der Oesterreichischen Armee placirt, hatte die Mission, das Geheimniß der Raketenfabrikation zu erforschen und für seine Regirung in Anwendung zu bringen. Dazu war unumgänglich nothwendig, die Raketen in ihrer Zerlegung, in den einzelnen Bestandtheilen, genau so zu überkommen, wie sie nach und nach aus der Hand der Arbeiter in wechselseitiger Ergänzung hervorgingen. Zum Depot anders als gewaltsam sich Zutritt (selbstverständlich mit solchen Zwecken) zu verschaffen, war eine baare Unmöglichkeit. Der Agent wählte also die beschriebene abenteuerliche Rolle, und sah sich kaum in dieser Wahl getäuscht; denn gewiß hatte er seinen Zweck erreicht und die Raketen in Sicherheit gebracht. Einen morschen abergläubigen Greis in's Bockshorn zu jagen, dazu bedurfte es nicht einmal so großer Anstrengungen, als in der That angewendet wurden. Die schwarze Kutsche, die Dame, der schwarze Hund, die blutige Hand u. s. w. gehörten alle in den Ressort der nothwendigen Gespensterhaftigkeit, und bedürfen keiner Aufklärung.

Das Depot hat der Agent wahrscheinlich deßhalb in die Luft gesprengt, weil einerseits durch die abgängigen Raketen die Ent-

[...]rkung nahe genug lag, und andererseits die wahrscheinlich von [...]m Thäter hineinversperrte Schildwache Aufklärung gegeben haben [...]rde.

Die vollkommene Wahrheit aber ist nie bekannt geworden, [...]d der Lieutenant blieb spurlos verschollen! —

Die Felsen von Adersbach und Weckelsdorf in Böhmen. *)

Der Fürst Pückler-Muskau soll bei seinem Besuche von [A]dersbach gesagt haben, der Ort sei werth, daß man fünfhundert [M]eilen weit reise um ihn zu sehen. Dieses Aperçu ist seitdem in [de]n Mund des Gastwirthes und Kellners von Adersbach überge[ga]ngen und ziert alle Reisehandbücher. Hätte der geniale Fürst [W]eckelsdorf gesehen, oder wäre es vielmehr zu seiner Zeit dem [B]esuche der Naturfreunde zugänglich gewesen, er hätte wahrschein[lich] die Meilenzahl und so das Geistreiche seines Einfalls verdoppelt.

Der Weg nach Adersbach ist zwiefach pittoresk. Einmal durch [di]e dunkle zum Schweigen stimmende Waldung und das allmäliche [A]uftauchen der Phantasiegebilde des grauen Quadersandsteins, dann [d]urch die Beschaffenheit des Weges. Die pittoresken Reize des [le]tzteren werden jedoch nicht mehr auf gemein menschliche Weise [d]urch das Auge, sondern wie die höheren Vergnügungen des Som[na]mbulismus mit den Nerven der tiefer liegenden Regionen ge[no]ssen. Magen, Leber und Milz werden bald abwechselnd, bald ge[me]insam in Anspruch genommen, und die Böhmische Chaussee kann [m]it Recht ein kleines aber fortlaufendes Adersbach genannt werden. [D]iesen Weg wissenschaftlich zu erklären, dürfte seine Schwierigkeiten [ha]ben, doch vereinigen sich die Stimmen glaubwürdiger Reisenden [u]nd Ortsangehörigen dahin, daß es allerdings ein Werk von Men[s]chenhand ist, obgleich er mehr wie das Gebilde einer Naturlaune [au]ssieht. Am wahrscheinlichsten ist, daß man von Zeit zu Zeit und [vo]n tausend zu tausend Schritt große Steinhaufen aufthürmt, die [da]nn theils durch Regen weitergeschwemmt, theils durch darüber [kle]tternde Fußgänger, Pferde und Wagen allmählich abgeflacht werden [un]d so diese Chaussee-Romantik bilden.

Es dunkelte bereits ein wenig, als die ermüdeten Pferde den [W]agen die letzte Höhe von Adersbach hinaufgeschleppt hatten und

---

*) S.: Aus dem Papierkorbe eines Journalisten. Gesammelte Aufsätze von Ernst Kossak. Berlin, Druck und Verlag von Trowitzsch und Sohn. 1852. D. Red.

es durch das Dorf nun wieder bergab ging; noch war von den weltberühmten Felsen nichts zu sehen. Wenige Schritte weiter trat plötzlich aus der zurückweichenden Bergwaldung die weißliche Felsmauer hervor, an welche sich die märchenhafte Felsenstadt anreiht. Der erste Anblick war nicht groß zu nennen, aber im höchsten Grade frappant und fremdartig. Die hereinbrechende Dämmerung erhöhte diesen Eindruck. Abgebrochene Aegyptische Säulenschafte schienen mit massigen Werkstücken, Sarkophage auf hohen Blöcken mit rohgeformten Vasen, zertrümmerte Obelisken mit kahlen Wänden abzuwechseln, und über den Zinnen dieser fabelhaftesten aller Mauern glaubte man kleine Fratzen oder wehklagende menschliche Gestalten in langsamer Bewegung zu sehen.

Kaum angekommen und nach eingenommenem Mahle in der guteingerichteten Böhmischen Gastwirthschaft ließ sich die Ungeduld nicht länger bezähmen, das Innere der Felsen zu betrachten. Es war unterdessen elf Uhr Nachts geworden und der Halbmond warf seinen phosphorischen Schimmer auf den sandigen Weg und die kleine Wiese, die das Gasthaus von dem Gefels trennen. Ein Aufwärter ließ sich bereit finden, mein Führer in die Geheimnisse der Vorwelt zu seyn; vor vier Jahren hatte er den letzten nächtlichen Besucher, einen Engländer, gleichfalls bei Mondschein hineingeführt. Sämmtliche übrige Besucher sträubten sich uns zu begleiten; sie zogen die Freuden des Bechers und das helle Gastzimmer dem Kirchhofsbesuche der Urwelt vor.

Man steigt eine kleine Treppe hinter dem Gasthause hinab, wandert einige hundert Schritte und biegt links in die sogenannte Felsenvorstadt. Wie ein ewiger Wächter steht an dieser Stelle der Zuckerhut, d. h. ein Felsen von der Höhe eines dreistöckigen Hauses, der von einer schmalen Basis aus allmählich dicker wird und die Häupter der unter ihm Stehenden überragt. Der kleine Bach, dessen Weg durch Adersbach führt, nagt an dem Fuße des Kolosses und einst wird das poröse Gestein, in seinen Stützpunkten durchmorscht, die Last nicht mehr balanciren können und der Fels muß seitwärts stürzend ein neues Phantasiestück für die Beobachter der Nachwelt bilden. Die Geschichte dieser Felsen hängt mit den großen Revolutionen der Fluthen zusammen.

Hier brach vielleicht der ungeheure Andrang eines vorweltlichen Binnenmeeres von Böhmen durch und wusch Jahrtausende lang das weiche Gestein, unterstützt von den heftigen Niederschlägen der Atmosphäre, in die Fläche hinab. Auf den Felsblöcken blieben die ungeheuern Silhouetten liegen; in die Tiefe rollte der grobe Sand, auf dem wir jetzt gehen. Die mit den gewöhnlichsten sinnlichen Erscheinungen beschäftigte Phantasie der ersten Besucher hat die gedrängt aneinanderstehenden gigantischen Felsblöcke und ihre charakteristischen Formationen nach den Gegenständen benannt, mit denen sie eine entfernte Aehnlichkeit haben. Man giebt sich bei Tage

diesem witzigen Spiele der Einbildungskraft gern hin; Nachts überwältigt der Geist des Ortes alle Wahrnehmungen und herrscht durch die Schauer des Erhabenen. Wir gingen auf dem feuchten und festen Sande, den jener kleine Bach stets benetzt, schweigend neben einander her. Von Zeit zu Zeit stand ich still und sah zu den Gipfeln empor, die in dem unsicheren Mondlicht riesigen Gestalten glichen, welche durch den Willen einer höheren Macht mitten in ihrer hastigen Thätigkeit in Stein verwandelt waren. Unheimlich blickte rechts vom Wege drohend das Hochgericht herüber, drei senkrecht emporragende Säulen, deren oberer Verband eingestürzt scheint. Von Tönen des Lebens keine Spur, selbst der Wind drang nicht in die abgesperrte Tiefe, sondern raschelte vorüberwehend nur in dem Geäste irgend einer vertrockneten Tanne, die nahrungslos und matt von ihrem hohen Gipfel hinabgeglitten war. Außer dem gespenstischen Schimmer des Mondes glitzerten nur feurig einige Johanniswürmchen im Grase, aber die eigentlichen Schauer der seltsamen Scene sollten erst bei'm Eintritt in die Felsenstadt selber beginnen. Man belegt mit diesem Namen diejenige Partie, in der sich die isolirten Felssäulen und Blöcke noch enger aneinander drängen und gassenähnliche enge Passagen bilden. Eine verschlossene Thür wurde von meinem Begleiter geöffnet und wir betraten den nächtlichen Schauplatz, begrüßt von dem Gemurmel der Quelle. Wiederholt treten hier die Mauern so nahe aneinander, daß man mit ausgestreckten Armen beide Wände berühren kann und erst auf dem sogenannten Marktplatz gestaltet sich eine freiere Umsicht. Wir machten hier Halt, und ich muß gestehen, daß die bizarre Umgebung, unterstützt durch die Stille der kühlen Nacht, so gewaltsam auf die Nerven einwirkte, daß die Einbildungskraft nach der Gewöhnlichkeit des Lebens zurückverlangte. Ich bedauerte nur, nicht mit einer Pechfackel oder einigen Leuchtkugeln versehen zu seyn, um für Augenblicke das feenhafte Schauspiel einer Beleuchtung dieser Gruppen genießen zu können. Der Aufblitz eines Pistolenschusses war zu schwach, um einen Lichteffekt hervorzubringen, und der Knall zu betäubend für das Gehör, um das Experiment zu wiederholen. —

Vom hellen Morgen beleuchtet nahm Adersbach einen anderen freundlichen Charakter an. Die hellgraue saubere Farbe der Felsen erinnerte lebhaft an das heitere Grau der Russischen Officiermäntel, und man konnte auf den Verdacht kommen, daß die Bewohner von Adersbach zeitweilig ihre Felsen dem Proceß eines allgemeinen Scheuerns unterzögen, wenn eine solche Annahme nicht wiederum mit dem geringen Grade Böhmischer Reinlichkeit in zu starkem Widerspruch stände. Leugnen läßt sich nicht, daß für die Adersbacher Felsen etwas gethan wird, daß sie nicht ganz so aus den Händen der Natur hervorgegangen sind, wie wir sie vor uns sehen, aber es läßt sich die Grenze menschlicher Thätigkeit schwer angeben. Ich will die Besitzer von Adersbach nicht beschuldigen, bei den

Phantasiebildern der steinernen Konstrukte mit Meißel und Hammer nachgeholfen zu haben; aber ich glaube, daß der Ort, hätte man früher das Ungebahnte an ihm unversehrt gelassen, nicht diese Eleganz der Romantik besäße, die ihn allerdings dem bequemen Geschlechte der Touristen empfehlen mag. Es verursacht, wie die Sache steht, größere Strapatzen, die Terrassen von Sanssouci oder die Schloßgärten von Charlottenburg und Pillnitz in Augenschein zu nehmen, als die Felsen von Adersbach.

Wie ein Vergnügungslokal oder Bayerischer Biergarten sind die Felsen **verpachtet** und werden nur gegen ein Eintrittsgeld gezeigt. Im Innern der sogenannten Felsenstadt sind einige priviligirte Bettler postirt, welche theils durch die Schrecken des Leierkastens, theils durch Ausstellung von Holzschnittwaren oder Präsentation eines Glases Wasser aus der „Silberquelle“ den Besucher zwingen, fortwährend sein Portemonnaie in der Hand zu halten. Man würde aber irren, glaubte man dadurch seine Verpflichtungen gegen den Ort und seine Bewohner erfüllt zu haben. Da ist erstens ein Knabe, der den Wasserfall gespannt hat und zweitens der Pächter des **Echo's** außerhalb der Felsen, denn wie billig wird ein bereitwilliges und schnelles Ja, wie von der Menschheit, so auch von der Natur nicht umsonst verlangt. Aber die Natur steht darin über den feilen Menschen, daß sie ihr Echo aufstellt, wo sie will.

Der Pächter des Echo's ist außerdem verpflichtet, dem Generalpächter von Adersbach von jedem Schuß, den er zu Erweckung des Echo's thut und der einen bestimmten Preis hat, einen Zehnten, vielleicht auch fünften oder Dritten zu geben, und es ist außerdem noch auf diese gewinnsüchtige Flinte eine Art Schutzzoll gelegt, indem Jeder, der aus eigenen Mitteln feuert, eine kleine Abgabe entrichten muß. Keine ganz klare Einsicht habe ich darin gewonnen, ob der Echopächter auch von den gräßlichen Tönen, welche er und sein Helfershelfer aus zwei Waldhörnern und Klarinetten pressen, eine Tantième abgeben muß. Hat man das Echo, welches wirklich wunderbar klingt und einen Schuß vielfach wiederholt, genossen und sich mit dem Pächter verrechnet, was eine ungleich längere Zeit erfordert, als das Koncert der Waldnymphe; so verfällt man der bettelnden Jugend des Ortes. Ehe die priviligirten Stände von Adersbach ihre Forderungen nicht eingezogen haben, ist sie nicht berechtigt, den Weg der Petition zu Fuß zu betreten. Sie lauert bis dahin auf einem nahen hohen und steilen Felsen, rutscht aber, sobald die Echoangelegenheit regulirt ist, mit der Schnelligkeit eines reißenden Gebirgsbaches, durch allerlei bisher unbemerkte Spalten herab und versperrt euch den Weg, indem ein Theil sich auf den Kopf stellt, ein anderer winselnd und jammernd die Hände ausstreckt.

Man thäte wohl, diese strebsamen Knäblein und Mägdelein gar nicht zu beachten, wenn man sich nicht der Gefahr aussetzte, von ihnen mit Steinen geworfen zu werden. Also so viel und so

rasch als möglich gegeben! wenn auch der größte Theil des Dorfes Adersbach von dieser Erpressung lebt und in Folge eingetretener allgemeiner Arbeitsscheu zu der Fraktion der Böhmischen Vagabonden ein verhältnißmäßig großes Kontingent stellt.

Von den Merkwürdigkeiten des Ortes ist der seltsame Wasserfall unstreitig die bedeutendste, wenn nicht durch seine Ansicht, so doch durch den Eindruck, den seine Lokalität auf die Phantasie macht. Der Bach, welcher Adersbach durchströmt, stürzt nämlich hier einige vierzig Fuß hoch zu den Füßen des Besuchers nieder, der in den engen Felstrichter getreten ist, aber flüchten muß, sobald die Wassermasse herabzustürzen beginnt.

Man verläßt nun Adersbach und fährt durch düstere Fichtenwaldungen und leblose graue Felsbildungen eine Strecke weiter nach dem Eisenhammer von Weckelsdorf. Die Naturwunder dieses Ortes sind erst seit dem kurzen Zeitraum von fünf Jahren den Touristen zugänglich gemacht und noch nicht in dem Grade bekannt, als sie es ihrer großartigen Ausdehnung und Originalität nach verdienten.

Weckelsdorf ist der Genius des Quadersandsteines in gigantischer Gestalt, Adersbach als Statuette. Ein ziemlich breiter berganstseigender Pfad führt mitten in die riesigen Kolosse. Auch hier hat man in Nachahmung von Adersbach eine Vorstadt und eine eigentliche Felsenstadt, aber beide Begriffe passen nicht auf die Lokalitäten. So weit bis jetzt der Ort zugänglich gemacht ist, besteht er aus zwei riesigen Schluchten, die im rechten Winkel aufeinanderstoßen. Der Schenkel, den man zuerst betritt, trägt eben den Namen der Vorstadt; die zweite unendlich zerklüftete unheimliche Schlucht, die eigentlichen Wunderwerke von Weckelsdorf, hat man die „Stadt" genannt, vielleicht nur weil sie eine Spalte enthält, die mit einer Einlaßpforte versehen werden konnte. Bereits in der ersten Schlucht zeigen sich die seltsamsten Steinbildungen, man zeigt z. B. an einer Stelle, die gar wohl zu einer Wolfsschluchtdekoration im Freischützen als Entwurf dienen könnte, hoch oben einen sitzenden Uhu, der selbst die Kritik des bewaffneten Auges aushält. Endlich langt man vor der Felswand an, der sich die zweite Schlucht anschließt. Der gräfliche Besitzer der Gegend hat hier auf einem vorspringenden Felsblock ein Schweizerhäuschen bauen lassen, dessen lebhafte Farben lieblich und malerisch von dem schwarzbraunen Lokalton der Felswand abstechen. Die kleine Thalwiese, die hier eingehegt von urweltlichem Mauerwerk, benetzt, weniger von den spärlichen Tropfen eines Bächleins, als von dem feuchten Niederschlage der Atmosphäre an den eisigen Felsen, in frischestem Grün prangt, trägt die ganze Jungfräulichkeit einer unberührten Natur an sich. Mannshohe Farrenkräuter neigen sich über weiches wallendes Gras, und die winzige klugäugige Schlange entschlüpft der haschenden Hand unter buschiges Erdbeerkraut. Eine natürliche schlüpfrige Felsentreppe hinauf steigend,

kommt man in die enge himmelanstrebende Schlucht, und besucht der Reihe nach die einzelnen seltsamen Grotten und Spalten, welche hier von einem menschenähnlichen Titanengeschlechte, das in Vorahnungen einer geregelten Architektur träumte, in den Fels gehauen scheinen.

Der Inbegriff des Charakteristischen von Weckelsdorf dürfte jene seltsame Felsennische seyn, die man nicht übel mit dem Namen „Dom“ bezeichnet hat. Hier findet man das Segment eines Gothischen Gewölbes in Spitzbogen und Knauf durch die Natur treu nachgeahmt. Der Führer heißt uns einen Augenblick warten, und plötzlich erklingen aus der Höhe die Töne einer Orgel, ebenso verschleiert und duftig, wie in großen Domen auf fernem Chore sanft klagende Register. Wir glauben uns in die Zeit zurückversetzt, wo der Böhmische Religionskrieg die Andächtigen zwang, ihre Gebete und Lieder in die verborgenen Freistätten der Natur zu flüchten; aber die Illusion wird bald gestört. Ein Leierkasten, den man hinter eine verborgene Spalte der Felsen gestellt hat, ist die Quelle jener wehmüthig gebrochenen frommen Harmonien gewesen und durch eine wild jodelnde Polka erinnert er uns an den ortsüblichen Tribut.

Nicht allein im Innern des Felsens wird zu Weckelsdorf die Aufmerksamkeit des Reisenden in ungleich höherem Grade beschäftigt als zu Adersbach, auch die Physiognomie der emporstrebenden Gipfel spannt die Phantasie von Stein zu Stein. Die barocken Gebilde der Stürme und Wolken in Sandstein stehen hier so hoch über uns, daß die Einbildungskraft, einmal geheimnißvoll angeregt durch die finstere Kluft und durch die magische Beleuchtung mannigfaltiger Lichtreflexe von oben, in dem Glauben an die Fingerzeige der Führer aufgeht. Diese Felsspitze ist ein in die Ferne schreitender Mönch, jene eine betende Nonne, eine harrende Braut oder ein Repphuhn, am auffallendsten wollte uns aber an unzugänglicher Stelle ein isolirter Fels scheinen, aus dem wahrscheinlich durch die Gewalt eines Blitzstrahls, dessen Spuren man in allen diesen Felsen an tiefen Furchen im Gestein entdeckt, eine Ecke mathematisch genau in einem Winkel, wenig kleiner als ein rechter, gehauen worden war. Die Bauleute schienen soeben jenen Felsen verlassen zu haben; von dem Blocke selbst, der in jene Lücke gehörte, war keine Spur zu entdecken. Man wundert sich nicht, wenn der Aberglaube ähnliche Werke dem Teufel, der bekanntlich zu jeder Zeit ein sehr baulustiger Kavalier gewesen ist, zu seinen besonderen Zwecken unterzubreiten pflegt. Wir verließen Weckelsdorf, um für immer die Erinnerung an seine Erhabenheit und grausenhafte Eigenthümlichkeit zu bewahren.

König Ran Bahadur von Nepaul. *)

Die Brahmanische Gattin des Königs Ran Bahadur wurde unmittelbar nach ihrer dritten Entbindung von den Blattern ergriffen. Ran Bahadur gerieth fast außer sich; alle inländischen Aerzte, die Hakim, wurden zu Rathe gezogen, und große Belohnung ward als Preis vollständiger Wiederherstellung ausgesetzt; daneben wurden den Göttern alle möglichen Opfer gebracht. Aber Nichts schlug an: die Königin ward immer schlimmer, der König immer zorniger.

Unter diesen Umständen ertheilten Minister und Aerzte den Rath, daß unverzüglich Abgeordnete nach der heiligen Stadt Benares, welche so viele berühmte Männer enthalte, abgesandt würden, um so viele von daher zu holen, als durch Verheißung großen Lohns für die Heilung dazu vermocht werden könnten, nach Nepaul zu kommen. Der Rath wurde befolgt, die Gesandtschaft hatte den Erfolg, daß viele Brahmanen, welche als berühmte Krankheits-Vertreiber galten, rechtzeitig am Hofe eintrafen; allein alle ihre Kunstanstrengung blieb ohne Erfolg. Das Leben der Rani ward zwar gerettet, allein die Blattern hatten ihre unvertilgbaren Spuren hinterlassen.

Sie hatte bestimmt, der Radscha solle sie weder besuchen noch sehen, bevor sie nicht wieder gänzlich hergestellt sei; von der Krankheit genesen, ließ sie sich von ihren Aufwärterinnen einen Spiegel reichen. Der Anblick, der ihr nun in ihrer entstellten Schönheit entgegentrat, machte auf sie einen furchtbaren Eindruck: sie schickte ihre Bedienung hinaus und nahm Gift. Die Pflanzengifte Nepaul's wirken rasch und tödtlich, und bis auf den heutigen Tag hat man noch kein Gegengift dagegen gefunden. In wenigen Minuten war die Rani eine Leiche.

Als Ran Bahadur vernahm, daß es um ihr Leben geschehen sei, stürzte er in das Zimmer, in welchem die Leiche lag, und indem er sie umschlang, verfiel er in einen Ausbruch furchtbarer Leidenschaft. Er verfluchte sein Königreich, seine Aerzte und die Götter

*) Nepaul oder Nipal ist ein unabhängiger Staat in Vorderindien von etwa 2 Millionen Einwohnern auf ungefähr 2350 Quadratmeilen. Es ist ein Hochthal zwischen der Hauptkette des Himalaja und den niedrigeren Vorbergen, eins der fruchtbarsten Länder der Erde, wo sich Europäische und Indische Produkte vereinigen. Die Einwohner sind theils reine Hindus, theils mit Mongolen gemischt, zum Theil zur Lamaischen und Buddhistischen Religion sich bekennend. Der Regent ist ein Radscha aus dem Stamme der Rasbutten. Die Häupter von 36 Familien bilden den Rath des Radscha. Die Hauptstadt ist Katmandu. D. Red.

Nepaul's, Allen Rache schwörend. Zuerst sandte er nach den unglücklichen Doktoren von Benares, er erklärte sie für Lügner und Betrüger, befahl, sie hart zu geißeln und jedem in seiner Gegenwart das rechte Ohr und die Nase abzuschneiden. Das wurde getreulich vollzogen, und danach wurden die so Gestraften zur Warnung für alle künftigen Betrüger in das Britische Gebiet heimgeschickt.

Dann ging es an die Götter: er schmähte sie auf das Gröblichste, klagte sie an, daß sie unter falschen Vorspiegelungen 12,000 Ziegen, einige hundert Pfund Konfitüren, 2000 Gallonen Milch rc. von ihm erlangt hätten, und drohte ihnen nachdrückliche Bestrafung für die willentliche Entstellung seiner Königin an. Demnach befahl er, daß alle Artillerie-Stücke, vom Drei- bis zum Zwölf-Pfünder, mit allem in Katmandu vorhandenen Schießbedarf vor seinem Palaste aufgefahren werden sollten. Nachdem dieses vollführt war, ließ er alle Stücke bis zur Mündung voll laden und zog nun mit ihnen nach dem berühmten Tempel zu Pas Pat Nath, wo alle Götzenbilder aufgestellt sind. Vor diesen wurden nun die Kanonen aufgefahren, und die schwersten vor der höchsten Gottheit.

Ran Bahadur gab nunmehr den Befehl zum Abfeuern, allein ein Theil der Officiere, wie die Gemeinen, von panischem Schrecken getroffen, liefen von dannen, Andere standen in ihrer religiösen Gewissenhaftigkeit an, dem Befehl Folge zu leisten, und es mußte erst eine Anzahl Artilleristen niedergehauen werden, bis die Uebrigen sich zum Gehorchen anschickten. Dann erschallte der Kanonendonner, und herunter stürzten die Götter und Göttinnen von ihren bisher heilig gehaltenen Standpunkten: einer sechsstündigen schweren Kanonade bedurfte es, dann aber war auch nichts mehr als Trümmer von ihnen zu finden. Ein gleiches Schicksal erfuhren die Tempelgebäude. Die Priester entflohen und viele entkamen glücklich auf Britisches Gebiet; alle aber, die nicht so glücklich waren, wurden ergriffen und enthauptet.

Nun war des Gurcha-Königs Zorn gestillt, aber er schwur, daß nie wieder in seinen Besitzungen ein Götze aufgerichtet werden solle, bevor ihm nicht seine verstorbene Königin wieder zurückgegeben sei.

Sein Leben hat er, leicht erklärlich, dann nicht mehr lange behalten: die Angesehenen seines Reiches, die von seinem Zorn und seiner Grausamkeit Alles für sich zu fürchten hatten, nachdem selbst die Götter keine Verschonung gefunden, verschworen sich gegen sein Leben.

(H. C.)

Miscellen.

Schiller und Julie. Während seines Aufenthalts in Dresden ward Schiller von einer leidenschaftlichen Liebe ergriffen. In den geschmackvoll eingerichteten Zimmern seiner Freundin, der damals hochgefeierten Schauspielerin Sophie Albrecht *), die oft zahlreiche Besuche von der eleganten Welt beiderlei Geschlechts zu empfangen pflegte, erschien einst, nach der Aufführung der Ariadne auf Naxos, die Witwe eines pensionirten Sächsischen Officiers, begleitet von ihren zwei erwachsenen Töchtern. Schiller, der jene Familie damals zum ersten Mal sah, faßte eine glühende Zuneigung zum ältesten Fräulein, Julie von Arnim, einer hohen, blauäugigen Blondine. Er stand vor ihr mit einer wortlosen Andacht des Gefühls, und wehrte nicht der Flamme, die heimlich und verzehrend in seiner Brust empor loderte. Als der Besuch sich entfernt hatte, konnte Schiller's Freundin, Sophie Albrecht, sich nicht enthalten, ihn mit seiner Liebe zu necken. Schiller leugnete indeß die Existenz derselben, und auch später war er von der Behauptung: das Fräulein sei ihm gleichgültig, nicht abzubringen, ungeachtet er durch seine fortgesetzten Besuche die unzweideutigsten Beweise vom Gegentheil gab. Auf einer Redoute, im Winter 1786—1787, scheint er sich dem Fräulein zuerst genähert zu haben. Zu bedauern ist, daß von den Briefen, in denen er ihr seine Leidenschaft geschildert haben soll, sich auch nicht ein einziger erhalten. Der Zutritt in Julie'ns Hause war ihm übrigens auf mehrfache Weise erschwert. Er erhielt die Weisung, nicht zu erscheinen, wenn er Licht in gewissen Fenstern sähe: das Fräulein, hieß es, sei dann im Familienkreise. Indeß behaupteten Schiller's Freunde, Frau von Arnim empfange dann mehr begünstigte Liebhaber ihrer schönen Tochter. Ihre Pension soll zu ihrem Luxus nicht hingereicht und sie kein Bedenken getragen haben, aus den Reizen ihrer Töchter, namentlich der ältesten, einen unerlaubten Gewinn zu ziehen. Männern aus verschiedenen Ständen, die durch Julie'ns Schönheit gefesselt, das Haus ihrer intriguanten Mutter besuchten, wußte diese, oft auf ziemlich zudringliche Weise, werthvolle Geschenke zu entlocken. Auch der edle, gutmüthige Schiller ward mit seines Herzens brennendem Gefühle, das der weiblichen Verschmitztheit nicht lange unverhüllt bleiben kann, ein Gegenstand jener raffinirten Industrie. Frau von Arnim mißbrauchte seine Leiden-

---

*) Sophie Albrecht, Dichterin und Schauspielerin, Freundin Schillers, starb in dürftigen Umständen, fast 90 Jahre alt, in Hamburg am 16. November 1840. Eine Auswahl aus ihren Poesieen hat Friedrich Clemens (Gerke), mit ihrem Bildniß, herausgegeben, Altona 1841. D. Red.

schaft zur Befriedigung ihrer Eitelkeit und zur Erreichung ihrer eigennützigen Zwecke. Sie scheint ihrer Tochter Reizen dadurch mehr Ruf und Kredit verschafft zu haben, daß eben diese Reize selbst einen damals schon nicht unberühmten Dichter fesselten. Julie stand vielleicht geistig zu tief, um für seines Geistes erhabene Größe zu schwärmen. Aber auch seiner Gestalt und äußeren Erscheinung konnte sie kaum ein Interesse abgewinnen.

Schiller's gewöhnliche Kleidung bestand damals in einem dürftigen grauen Rocke, und der Zubehör entsprach in Stoff und Anordnung keineswegs auch nur den bescheidensten Anforderungen des Schönheitssinnes. Neben diesen Mängeln der Toilette machte seine reizlose Gestalt und der häufige Gebrauch des Spaniols einen ungünstigen Eindruck, der noch durch das gesenkte, immer tiefsinnende Haupt erhöht ward. Nur auf seiner schönen Stirn und in dem glänzenden Auge sprachen erhebende Zeichen von den großen Gedanken, die er meistens Nachts dem Manuskript seines Don Carlos übergeben hatte. Dieß unvortheilhafte Aeußere konnte jedoch nicht die kalte Sprödigkeit entschuldigen, womit Julie dem in ihrem Netze gefangenen edlen Jüngling qualvolle Tage bereitete und heimlich seiner spottete, wenn er mit dargebrachten, möglichst werthvollen Geschenken, selbst in baaren Summen, ihre Gunst zu erkaufen suchte. Diese Summen aber hatte er nicht vorräthig, sondern bezog sie im Voraus von seinem Verleger Göschen für seinen Don Carlos, während ein Blick auf seine Garderobe ihm hätte sagen sollen, wie nöthig er das Geld, für andere Zwecke brauchte. Seine Vernunft schien damals im Kampfe mit einer unbändigen Leidenschaft erliegen zu wollen. Nur eine Ortsveränderung konnte ihn heilen. Nicht ohne große Selbstüberwindung gab er endlich den dringenden Bitten seiner Freunde nach, sich nach Weimar zu verfügen. Er schied von der Geliebten mit dem schwärmerischen Versprechen, entweder zu sterben oder bald wieder zurückzukehren. Das einmal aufgelöste Liebesverhältniß ward jedoch nie wieder angeknüpft.

(Döring: Schiller und Goethe.)

Die Blume Camelia, eigentlich Rose von Japan, oder Sinesische Rose, in Japan, China und Indien einheimisch, erhielt ihren Namen von einem Jesuiten, dem Pater Camelli, einem Missionär in China, dessen Namen Linné aus Dank dafür, daß er diese „Blume ohne Geruch“ nach Europa gebracht (im Jahre 1739), der Blume gegeben.

Hamburg. Gedruckt in J. B. Appel's Buchdruckerei.

―――――

Lesefrüchte
vom Felde der neuesten Literatur

begründet von

Dr. J. J. C. Pappe,

fortgesetzt und herausgegeben von Dr. C. F. G. Müller.

(Expedition: Rathhausstraße No. 10.)

―――――

1852. 3ter Band. 9tes Stück.

―――――

Der Deserteur. *)

Die eidgenössische Schweiz nicht allein hat ihr kindliches Heimweh. Auch die Gletscher und Kegeln der Oesterreichischen Schweiz rufen in den fern von ihnen weilenden Alpensöhnen oft unsagbare Herzensbedrückung und verzehrendes Weh und Sehnen hervor. Die unzugänglichen Schlüffe und Schlünde der Rätischen, Norischen und Karischen Alpengürtel bergen so manchen Deserteur, dem in der nüchtern prosaischen Stadt, in Kasern und Wachtstube das Herz zu eng wurde. Vorzüglich des Sommers, da hält es des Aelpiers sehnende Brust kaum aus im engen Soldatenwamms, und Mancher läßt sich im November sechs Touren Spitzruthen gefallen, war es ihm nur gegönnt gewesen, mit dem ersten Knospensprung durch Bühel und Kegel zu birschen, oder als Senner zu werken und zu schaffen.

Eines der Oesterreichischen Regimenter lag längere Zeit in und um seinen Werbbezirk in Garnison. Das Heimweh, — wie eine ansteckende Krankheit, — grassirte unter der Mannschaft auf eine sehr beunruhigende Art. Denn die Truppe war lange tief im Italienischen Lande gelegen, hatte sich vom Urlaub nichts träumen lassen dürfen, und sah' nun mit Eins die alten festen Berge, die Freiheit von Mensch und Gethier, — und wenn Tod und Fegefeuer darauf gestanden hätten, — ausriß, was da nur konnte.

Freilich gehörte dieß Verlassen der Fahne nicht unter die Kategorie der meineidigen Desertion; es waren lediglich Absentirungsfälle, die sich unter Umständen das bestdisciplinirteste Regiment muß gefallen lassen; — jedennoch wurde man hohen Orts in Folge der

―――――

*) S.: „Aus der Oesterreichischen Soldatenwelt. Erlebtes und Erlauschtes von einem müßigen Kriegsknechte." Stuttgart, Verl. der J. B. Metzler'schen Buchhandlung. 1852. D. Red.

erößteten Fälle, daß sogar Abtheilungen von zehn bis sechzehn Mann mit Chargen ausrissen, stutzig, und es fehlte nicht viel so wäre Standrecht publicirt worden.

Weil man aber dem sonst vortrefflichen und moralisch untadeligen Regimente eine solche Schande nicht authun wollte, und den loyalen Sinn dieser biederen Gebirgsleute kennend, sich für überzeugt halten durfte, daß nach einigen Wochen die herrschende Manie erstorben und der größte Theil der Absentirer wieder eingerückt seyn werde, so beschränkte man sich auf Maßregeln milderer Gattung, und erreichte auch in der angedeuteten Frist den Zweck, daß die Ausreißer, nun sie ihrem Herzen Luft gemacht, und sich in Gottes prächtiger Alpenwelt satt geliebt und ausgetobt hatten, bis auf wenige Ausnahmen sich zur Strafe meldeten.

Man ließ sie mit blauem Auge laufen. Denn im vorliegenden Falle hätte die Natur bestraft werden müssen, die Natur, die große Komplotschmiedin, die Alle verführt und verlockt hatte.

Unter den Wenigen, die es vorzogen, lieber in ihren sichern Schlupfwinkeln zu überwintern, als Posten zu stehen, Ritt und Ordonnanz und Kochtour zu thun, befand sich ein junger schmucker Soldat von sechs Dienstjahren, auf die er straflos und mit Stolz zurückblicken mochte.

Immer treu und fest an seinem Hauptmann und an seiner Fahne haltend, war unser Simmerl — so mag der Held meiner Geschichte heißen — gleichwohl einer der ersten, die der Kompagnie Farewell sagten, als das Regiment kaum in den Werbbezirk eingerückt war. Und jetzt, da er die Freiheit seiner heimathlichen Regionen gekostet, sich an den üppigen Brüsten seiner kraftvollen Bergwelt vollgesogen hatte, jetzt fand er den Rückweg zur Pflicht und Fahne schlechterdings unmöglich.

Willig bot ihm die Natur ein sicheres Versteck. Hoch oben im Kegelwald zwischen Gerölle und Felsklumpen stand die kleine Wetterhütte aus Lehm, die ein theilnehmender Schwäher dem Ausreißer lieh. Ein Strohsack, ein Herd, der zugleich zum Ofen diente, eine Ofenbank und ein Rechen genügten zur Glückseligkeit des frugalen Alpensohnes. Im Holzschlage verdiente er reichlich das tägliche Brod, und der Stutzen hing auch nicht müßig an der Wand.

Und daß auch Nichts zum Glück des Simmerl fehlte, so kam auch noch jener kleine Tausendsasa mit der bewußten Armbrust auf die Alpe, und bohrte seinen spitzesten Pfeil in das arglose Herz des zum Holzschlager metamorphosirten Marssohnes. Ueber die Maßen gefiel ihm das liebe dralle Geschwisterkind des ehrlichen Schwähers, und Mirzl *), so hieß das artige Mädel, war dem schmucken jungen Manne gar gut. Bald wurde Mirzl des Simmerl Schatz, und

*) Marie.

nun gab es keinen langweiligen Abend mehr in diesen Bergen, denn nun ging es tagtäglich an's „Fensterln“ und an's Jodeln.*)

Darüber verfloß ein seliges Jahr. Kein Mensch im Dorfe hatte eine Ahnung, was die Berge da oben für einen Gast beherbergten, und die in der Alpe wohnenden Nachbarn, die schwiegen dazu; denn Alle gönnten sie dem braven Burschen sein Bißchen Freiheit und sein rundes Glück.

Der Simmerl war aber ein rechtschaffen gottesfürchtiger Mensch. Jeden Sonntag ging er zur Kirche. Und da er dem Dorf doch nicht traute, so suchte er sein Gotteshaus in weiter Ferne; lief auch freudig an die fünf, sechs Stunden weit, um nur dem lieben Herrgott ein andächtiges Vaterunser, und dem Klingelbeutel einen schweren Kreuzer bringen zu können. Eines Festtages nun stand er wie gewöhnlich in das Dunkel eines Pfeilers an der Seitenkapelle gedrückt, und betete inbrünstig, daß Gott ihm sein Davonlaufen halt verzeihen möge, und daß ihm der heilige Simon, sein Schutzpatron, halt eine Fürbitt' einlegen möcht', damit der liebe Herrgott ihm bald seine Mirzl zum Weibe gäbe.

Da klopfte ihn ein Mensch, der halb städtisch gekleidet, und schier der Schreiber vom Pfleggericht seyn mochte, auf die Achsel. Es erfolgte eine traurige Erkennungsscene. Der Schreiber, ein ehemaliger Regimentsfeldwebel, hatte auf Simmerl als Deserteur gefahndet. Die vierundzwanzig Gulden Taglia, welche der Kaiser für jeden eingebrachten Ausreißer zahlt, überwogen im Herzen des Schreibers alle anderen Empfindungen; Simmerl wurde nach beendetem Gottesdienst vor den Richter geführt, dann dem Diener überantwortet, der ihn auf das Pfleggericht brachte, von wo er wieder an den Regimentsstab abgeliefert wurde.

Da war das Urtheil bald gesprochen. Es lautete: Nachdienung der halben Kapitulation von sieben Jahren, Ersatz der Taglia und fünf Mal Auf- und Abgassenlaufen durch dreihundert Mann. Indeß doch milderte der einsichtsvolle Oberst die entsetzliche körperliche Züchtigung auf einen dreimonatlichen Stockhausarrest.

Jetzt war es nicht bloß mehr Sehnsucht nach den Alpen, was Simmerl den Soldatenrock als fürchterliche Zwangsjacke hassen hieß; es war der Gedanke an sein getrenntes Lieb, — es war die Verbitterung über sein Schicksal, über den Gott, der ihn, wie er meinte, gerade da in's Unglück brachte, als er an geweihter Stätte, brünstiger Worte voll, sich wund kniete.

Also durfte es nicht überraschen, daß der arme Mensch, dem nun der innere Halt verloren gegangen war, sobald er nur vom Stockhaus los wurde, abermals sein Bündel schnürte, und zum zweiten Mal — entwich.

---

*) Des Aelplers Fensterparade und Serenade zu Nacht.

In die Kirche ging er jetzt nicht mehr. Die Arbeit that er auch nicht mehr in Gemeinschaft. Desto emsiger oblag er den Gefahren der Jagd. Das füllte seine düster gewordene Seele mehr aus, und brachte ein gut Stück Geld. Aber selbst die frühere keusche Innigkeit zu seinem Schatz war gewichen. Mit wilder Leidenschaft liebte er nun die geschmackige Dirn, und bald ward Mirzl Mutter.

So ging das nun wieder ein Jahr. Abermals verrieth ein edler Antrieb unsern armen Aelpler. Seit sein Schatz den kleinen Buben hatte, kam er fleißig Abends zum Dirndl herunter. Die Wehmutter und andere Weiber brachten es bald aus. Ein käuflicher Kerl fand sich schnell genug, und es dauerte nicht gar lange, so lauerten dem arglosen Vater auf dem Weg zu seinem Kinde ein paar handfeste Bursche auf, und — Simmerl — stand in Kurzem wegen zweiter Desertion vor dem Kriegsgerichte.

Dießmal wurde er nebst Vermögenskonfiskation und Nachdienung der ganzen Kapitulation von vierzehn Jahren, annoch zu einem sechsmaligen Auf- und Abgassenlaufen durch dreihundert Mann verurtheilt, und die Strafe auch ohne Schonung — vollzogen! —

Festen Schrittes und finsteren Blicks ging der Verurtheilte nach dem Takte der Trommel durch das geißelnde Spalier seiner Kameraden, und verbiß den rasend machenden Schmerz in einer Bleikugel, die er krampfhaft zwischen die Zähne preßte. Die Soldaten, als sie erfuhren, es sei ein Deserteur, der die grauenvolle Züchtigung zu erleiden habe, hieben nicht so unbarmherzig zu wie sonst bei Dieb, Betrüger, Einbrecher, und ein guter Theil von den festgesetzten dreitausend sechshundert Ruthenstreichen *) fiel daneben.

Deßwegen konnte der Abgestrafte auch bald das Spital verlassen, und noch war der Rücken nicht völlig heil, so trabte Simmerl schon wieder als Deserteur auf der Straße nach den Bergen.

In den alten Versteck durfte er sich nicht wieder wagen. Noch tiefer im Gebirge wohnte ihm ein anderer Schwäher, der wohl auch einen Berberg wußte. Zu dem begab er sich, und der Schwäher hehlte ihn gerne. — In fast unzugänglicher Bergöde nahm eine verlassene Köhlerhütte den Deserteur, seine Dirn und den Buben gastlich auf.

Aber es war nicht mehr das Glück der Liebe und der Freiheit, nicht der Friede, die mit ihnen Einzug hielten. Simmerl war finster, mürrisch, jach und mißtrauisch geworden. Das junge Weib hatte viel brutalen Lärm auszustehen. Dennoch ertrug die Arme das gerne von dem Vater ihres lieben Kindes, von dem Unglücklichen.

*) Bei'm zehnmaligen Gassenlaufen erhält der Verurtheilte — — sechstausend Hiebe! —

Damit für den Fall einer abermaligen Entdeckung das Regiment ihn doch nicht länger mehr im Dienst behalten könne, hatte Simmerl ein gräßliches Auskunftsmittel gefunden. Wohl wissend, daß ein Krüppel den Abschied mit Laufpaß bekommen müsse, hatte sich der Rasende den rechten Zeigefinger abgehackt. Seinem Stutzen vermochte er schon noch mit dem Mittelfinger eine gute Beute herauszuschießen; bei dem schwer abgehenden Züngel seiner Infanterie-Muskete gedachte er dann zu simuliren, und es sollte der Doktor bezeugen, daß er nicht losdrücken könne, und zum Soldaten nicht mehr tauge.

Eine Weile trieb er es unangefochten in seinen sicheren Bergen. Aber die Wilddieberei, welche nun seinen Haupternährungszweig ausmachte, brachte ihn oft mit den Revierjägern zusammen, und da ihm viele Fallen gelegt wurden, so war er auch bald wieder in Gewahrsam.

Ausgeliefert an den Stab, hatte er dießmal wegen dritter Desertion und Selbstverstümmlung nebst dem Verlust der ganzen Kapitulation die Strafe des zehnmaligen Gassenlaufens zu erdulden!

Nach der Rekonvalescenz stellte ihn das Regiment der Superarbitrirung vor. Der Stabsarzt erkannte ihn als — „Halb-Invaliden“ — und klassificirte ihn zum Fortdienen als — Militär-Krankenwärter! —

Dieser Schlag traf zu fürchterlich. — Alle Hoffnung, endlich von dem verhaßten Joch loszukommen, war vernichtet. — Umsonst hatte er ohne Schrei, ohne ein Zucken die entsetzlichen Exekutionen erduldet, umsonst den ihm von Gott geschenkten Leib mit freventlicher Hand verstümmelt. Umsonst! —

Noch desselben Tages entwich er, trotz der ihn bewachenden Ordonnanz, mit dem festen Entschlusse, nun nicht mehr ohne Stutzen sich blicken zu lassen, und dem Ersten, der ihn zu greifen versuchen würde, eine Kugel durch das Hirn zu jagen.

In der versteckten Hütte fand er wenig Tröstliches. Sein Schatz war eines zweiten Kindes genesen. Die lange Zeit seines Wegbleibens hatte all' sein Erspartes aufgezehrt; sogar sein Bett hatte müssen verkauft werden. Nichts besaß er, als was ihm am Leibe hing.

An's Raubschützen durfte er jetzt nicht gleich denken. In den Holzschlag war es weit, und nur schmaler Verdienst. Nahrungssorgen und Furcht vor neuer Entdeckung steigerten den Unmuth und den Trotz des finstern Gemüthes bis zu Ausbrüchen grober Gewaltthätigkeiten. — Auch in's Trinken war der Unglückliche aus Verzweiflung gerathen, und im Rausch mißhandelte er Weib und Kind.

Das wurde von Woche zu Woche ärger. Die arme Zuhälterin ging ihm einige Male auf und davon. Seine gräßlichen Drohungen brachten sie immer wieder zurück. Als aber nach Jahr

und Tag der Zustand des tollen Wüstlings in völlige Tobsucht ausartete, und er tagtäglich die Kinder und das wieder hochschwangere Weib umzubringen schwur, da lief dieses in der Angst seines Herzens in's Pfleggericht und zeigte den geheimen Schlupfwinkel des Deserteurs an.

Zufällig befand sich im Gerichtsorte eben ein Militärdetaschement. Der kommandirende Officier entsendete eine Eskorte zur Fahndung des Verbrechers. Das Weib mußte die Pfade bezeichnen.

Simmerl war im Hause. Sein von Schnaps wild glühender Kopf ruhte schwer in den Händen, als er die Tritte der Kommenden vernahm. Mechanisch griff er nach dem Stutzen. Ein Blick aus dem Fensterrisse überzeugte ihn, um was es sich hier handle. Die Büchse lag augenblicklich an der Backe, und ein donnerndes Echo antwortete dem Schuß, der mitten durch die Brust des Eskorteführers ging. Sogleich stürmten die Soldaten auf das Haus ein. Aber den Mörder zu fahen, — das war keine leichte Aufgabe. Der wildkühne Deserteur konnte erst dann überwältigt werden, als er mit noch dreien seiner Angreifer schwer verwundet, kampfunfähig geworden war.

Die kriegsrechtliche Sentenz lautete dießmal nach der ganzen Strenge der Gesetze. Wegen vierter Desertion, lebensgefährlichen Drohung, gewaltsamer Widersetzlichkeit gegen die Eskorte, tödtlicher Verwundung seines Vorgesetzten und schwerer Verwundung der Eskortemannschaft sollte Delinquent mit dem Tode durch den Strang bestraft, im Wege der Gnade mit Pulver und Blei hingerichtet werden. —

Der Eskorteführer war übrigens in Folge seiner Schußwunde nicht gestorben, sondern auf dem Wege der Besserung.

Nachdem das Urtheil verlesen und der Stab gebrochen war, wurde der dem Tod verfallene Deserteur nach altem Brauch drei Tage lang ausgesetzt. An Händen und Füßen gefesselt, saß er inmitten seiner Wache, Blumen auf dem Tische, angezündete Wachskerzen, Wein, Tabak, auserlesenes Essen nach seinem Belieben. Neben ihm saß der Priester; ihm gegenüber der Profoß. Zutritt hatte Jedermann, Civilist und Soldat, Alt und Jung. Die Weiber, bei weitem am zahlreichsten vertreten, erbaten sich Blumen von dem Delinquenten. Sie legten diesen schuldlosen Kindern der Flur, aus solchen Händen empfangen, geheime Kräfte bei, und gaben manches schwere Silberstück auf den für solche Liebesgaben bereit gehaltenen Teller.

Der Delinquent selbst benahm sich voll Ergebenheit und Fassung. Sein bester Kamerad, der sich zu seiner Bedienung erbeten hatte, mußte Weib und Kinder bringen, von denen er zärtlichen Abschied nahm. Vor dem Priester entfaltete er alle jene kindliche Gottesfürchtigkeit wieder, welche der Leitstern seiner ersten Soldatenjahre gewesen.

Und so brach der Morgen des letzten Tages an. Langsam bewegte sich das scharfe Exekutionskommando nach dem Richtplatze. Ein Schranken von vierundzwanzig Mann umgab den Verurtheilten, der, gebrochen von der Allmacht des nahenden Todes, sich auf den Priester stützte, und mehr jener als dieser Welt anzugehören schien. Eine ungeheure Menschenmenge umwogte das düstere militärische Trauerspiel.

Jetzt langte man auf dem Richtplatz an. Das Quarré wurde lautlos formirt. Der Major, der Auditor, beide zu Pferd, ritten in die Mitte. Das Urtheil ward nochmals publicirt; der Stab zum zweiten Mal gebrochen. Neun Schützen traten vor. Der „beste Kamerad“ des Verurtheilten verband ihm die Augen. Der Priester betete das letzte Ave. Die eine Flanke des Quarré's öffnete sich stille; die ersten drei Schützen schlugen still auf den Knienden an; der Major wollte den Degen senken.

„Pardon! Pardon!“ schrie es freudig fern und nah! Eine Sekunde darnach sprengte ein Fähnrich auf beschweißtem Gaul, hoch das weiße Tuch schwenkend, in das Quarré und überbrachte die Begnadigung des Gerichtsherrn.

Sie kam zu spät! —

Der urplötzliche Wechsel von Todesangst zu ungehoffter Rettung hatte den Delinquenten getödtet. Ein Schlagfluß warf ihn nieder!! —

Die pardonnirte Leiche erhielt ein ehrliches Grab!! —

Des Deserteurs Schatz ist mit den Kindern verkommen! —

Florenz.

Von A. L. von Rochau. *)

Firenze la bella, sagen die Italiener. Florenz ist unter italienischem Himmel schön gelegen im lieblichen Arnothale, Florenz besitzt des Schönen viel in seinen Mauern, Menschen und Kunstwerke, aber Florenz ist keine schöne Stadt; ja Florenz hat, außer dem Lungarno, kaum zwei oder drei Straßen und Plätze, von denen man mit gutem Gewissen sagen kann, daß sie sehenswerth sind.

---

*) S.: Italienisches Wanderbuch. 1850—1851. Von A. L. von Rochau. 2 Bde. Leipzig, Avenarius und Mendelssohn. 1852. D. Red.

Die Stadt ist durchweg unregelmäßig, eng und winkelig gebaut, sie hat wenige Straßen, deren Breite man auch nur genügend nennen kann. Der großartigen Staatsgebäude und prächtigen Häuser sind zwar viele, aber sie liegen vereinzelt, ohne architektonische Massen oder malerische Gruppen zu bilden. Indessen so wie es ist, spielt Florenz immerhin eine recht gute Figur unter den Städten seines Ranges, und wenn man auf dem Beiworte besteht, welches ihm die Italienische Nationaleitelkeit gegeben hat, so will ich ihm dasselbe nicht streitig machen.

Den Glanzpunkt von Florenz bildet der Lungarno, die Uferstraße, welche den Fluß auf dem größten Theile seines Laufes durch die Stadt begleitet. Das Bett des Arno ist zwar nicht tief, aber beinahe eben so breit wie das des Main bei Frankfurt; die vier der fünf Brücken, welche seine Ufer miteinander verbinden, haben jede ihre ausgesprochene Physiognomie, die beiden Häuserreihen längs dem Flusse nehmen sich, wenigstens von der unbegreiflich flachgewölbten Dreifaltigkeitsbrücke abwärts, ganz stattlich aus, und über ihre Giebel nicken die grünen Häupter der benachbarten Hügel freundlich grüßend in die Stadt hinein. Seinen größten Reiz aber muß der Lungarno immerhin von seiner Staffage borgen, vom festlichen Menschengewühl, welches zu gewissen Tagesstunden von der Wintersonne hierher gelockt wird. Sonntag Nachmittags zumal ist der Lungarno dermaßen überfüllt von eleganten Spaziergängern, daß man oft nur mit den allerkleinsten Schritten vorwärts kommt oder auch minutenlang stillstehen muß. Wenn sich in solchen Tagen nun die prahlenden Karrossen der reichen Welt im gestreckten Trabe Bahn brechen durch die Mitte des Menschenstroms auf dem Lungarno, so ist das ein Anblick, der mich in Verwunderung setzt, weil er gar grell absticht gegen die allgemeine Urbanität der Sitten, welche das Italienische Volksleben auszeichnet. Ich muß hinzufügen, daß das rasche Fahren hier eine allgemeine Leidenschaft zu seyn scheint. Kein Pächter aus der Nachbarschaft, der nicht auf seinem leichten Fuhrwerk, mit kleinen feurigen Pferden bespannt, im Galop bei seinem Gasthause anführe. Ja, es ist unglaublich zu sagen, selbst die Fiakerkutscher haben etwas vom Ehrgeize des Hippodrom, und sogar, wenn man sie stundenweis miethet, lassen sie ihre Pferde nicht einschlafen.

Der öffentliche Platz, welchen ich für den schönsten in Florenz halte, ist die ganz neue Piazza Maria Antonia, in einem der entlegensten Theile der Stadt. Der Platz ist sehr groß, regelmäßig und auf allen Seiten von Häusern eingefaßt, welche zwar keine Pracht und Größe, wohl aber Geschmack und Wohlstand zur Schau tragen. Die Piazza Maria Antonia ist nicht malerisch, aber sie thut dem Auge wohl. An architektonischer Zier fehlt es dagegen dem Platze dell' Annunzia nicht; und gleichwohl, ungeachtet der Säulenhallen, von berühmten Händen gezeichnet, welche ihre beiden

Längenseiten bilden, ungeachtet der Kirche, die den Hintergrund schließt, ungeachtet der in der Mitte stehenden Statue des Kosmus von Medicis, auf einem Elephanten reitend, der für ein Pferd gehalten seyn will, bei dem Allen nimmt sich die Piazza dell' Annunziata unscheinbar aus; sie ist zu klein für ein Forum, sie gleicht eher dem innern Hofe eines Palastes, und befindet sich überdieß in äußerst vernachläßigtem Zustande.

Von den übrigen Plätzen ist gar nicht zu reden, mit Ausnahme des Dompiatzes, welcher einer der prächtigsten seyn würde, die man in der Welt sehen kann, wenn seine Bauwerke glücklicher gestellt wären und wenn er mehr Raum böte zum Ueberblick. Dieser Platz besitzt drei große Monumente, von denen jedes eine Pilgerfahrt werth ist, das Battisterio, den Dom und dessen Glockenthurm. Als Bauwerk freilich hat das Battisterio — ein regelmäßiges und ziemlich schmuckloses Achteck von Marmor — wohl kaum einen malerischen Werth, seine von Ghiberti gegossenen Thüren dagegen, sie sind seit Jahrhunderten die Bewunderung der Kenner wie des großen Haufens. Wer hätte nicht einen mehr oder weniger gelungenen Gypsabguß derselben gesehen, und was ließe sich davon überhaupt noch sagen, nachdem Michel Angelo die Thüren Ghiberti's für würdig erklärt, die Pforten des Paradieses zu seyn! Dieses Wort mag manchem Ohre übertrieben klingen, mir aber hat es, von dem Augenblicke an, wo ich den ersten Abguß der Ghiberti'schen Reliefs gesehen, vollkommen eingeleuchtet, daß die Kunst des Erzgießens in diesem Werke eine Vollendung erreicht, über welche selbst die Engel Milton's in jener Stückgießerei schwerlich hinauskommen würden, welche für die entscheidende Schlacht zwischen den himmlischen Heerschaaren und den Gesellen Satans die Kanonen lieferte. Uebrigens bezweifle ich, beiläufig gesagt, daß es am Paradiese Thore giebt.

Der Dom von Florenz ist ein ungeheurer Bau. Wenn man vor demselben steht, oder vielmehr, wenn man an seiner Rückseite steht, über der sich die Kuppel aufwölbt, so fragt man sich, wie es möglich gewesen, in irgend einer Reihe von Jahrhunderten ein solches Gebirge von Quadersteinen mit Menschenhänden aufzuthürmen. So mächtig aber der Eindruck der räumlichen Größe ist, welchen der Dom hervorbringt, so schwach ist der Eindruck der künstlerischen, trotz des Schmucks der bunten Marmormosaik, die ihn von der Grundlage bis zum Dache bedeckt, und die nur die völlig kahle, den nackten Baustein zeigende Façade frei läßt; ich wenigstens kann mich bei seinem Anblick des Bedauerns über vergeudete Kräfte nicht erwehren. Noch lebhafter wird diese Empfindung, wenn ich das Innere des Doms betrete, denn hier geht auch die Wirkung der Massenhaftigkeit der ungeheuren Ausdehnung verloren. Sei es, daß die Verhältnisse falsch sind, sei es, daß man den Raum nicht zu benutzen gewußt hat, das Innere des Doms

mit seinen weiß angestrichenen Mauern und Gewölben und seinen seegrünen Säulen und Pilastern giebt nichts weniger als ein großartiges Bild, und selbst die unermeßliche Kuppel hat, von innen betrachtet, keineswegs den Charakter der Erhabenheit. Der Dom ist überdieß ziemlich arm an Sehenswürdigkeiten. Die Kuppelgemälde werden gerühmt, und ich will es den Andern auf's Wort glauben, daß sie schön sind, da es mir selbst am sonnenhellen Mittage nicht möglich gewesen, durch die Finsterniß der Kirche einen urtheilenden Blick bis dort oben hin zu schicken. Jene Andern werden sich die Kuppel vermuthlich haben illuminiren lassen.

Aber der Campanile des Doms, er ist eine der schlanksten, reichsten und reizendsten Thurmgestalten, die man sehen kann. Auf schmaler Basis steigt er ohne Verjüngung, ich weiß nicht wie viele hundert Fuß empor, vierseitig mit vorspringenden und gefällig abgerundeten Ecken, von unten bis oben mit zierlicher Mosaik von schwarzem, weißem und rothem Marmor bedeckt, von Spitzbögen durchbrochen, die durch schlanke gewundene Säulen gestützt werden, mit vielfacher Gliederung von Vorsprüngen und Friesen und mit mancherlei Bildwerk freigebig ausgestattet. Der Campanile, dem eine zierliche Galerie im zweifachen Sinne die Krone aufsetzt, erscheint mir neben dem Dom mit seiner Kuppelgeschwulst und seiner nackten Façade wie eine jugendliche hochgewachsene bekränzte Braut neben einem dickbäuchigen kahlköpfigen Freier.

Droben auf der Plattform des Campanile, mühseligen Ersteigens, beherrscht der Blick den ganzen Kessel des Arnothales, in dessen Mittelpunkte Florenz gelegen ist. Noch verdeckt das Laub der Gärten keins der zahlreichen Landhäuser, die sich im weiten Kreise um die Stadt gelagert haben, noch sind die Wiesen der Cascine falb und die entfernten Berghöhen eintönig grau gefärbt. Aber am äußersten Rande des Gesichtskreises zieht sich der weiße Kamm der schneebedeckten Apenninen hin, die Sonne schickt einen lachenden warmen Frühlingsgruß aus dem wolkenlosen Blau herunter; munteres Getümmel, unendlich verschieden von dem Geschäftslärm einer Handelsstadt, regt sich in hundert menschenerfüllten Gassen, und Hornmusik und Glockenklang mischen ihre heiteren und majestätischen Töne ein. O, es lohnt der Mühe den Campanile zu besteigen.

Florenz zählt noch dreißig oder vierzig andere Kirchen, aber es sind nur wenige darunter, welche ihrer selbst wegen gesehen zu werden verdienen. Die schönste von ihnen ist unstreitig Santa Maria Novella, meines Wissens die einzige der Florentinischen Kirchen, in welcher der Deutsche Baustil vorherrscht, und die mit den herrlichen Domen, an deren Formen unser Auge gewöhnt ist, einige Aehnlichkeit hat, ohne sich indessen mit denselben vergleichen zu dürfen. Michel Angelo, welcher von dieser Kirche so entzückt war, daß er sie seine Braut nennt, welchen Namen würde er für die Lorenz-

kirche in Nürnberg, für den Freiburger Dom, für das Straßburger Münster erfunden haben! Zum Glück für Santa Maria Novella hat er vielleicht nicht einmal gewußt, daß sie in der Welt waren.

Zwei von den vielen Bildhauerarbeiten, mit denen Michel Angelo seine Vaterstadt bereichert hat, machen die schönste Zierde der Florentinischen Lorenzkirche. Ich spreche von den Grabmälern zweier Mediceer, in der nach dem Künstler benannten Kapelle dieser Kirche. Die Erfindung dieser Denkmäler ist eben so kühn wie die Ausführung vollendet. Der ureigene Geist Michel Angelo's hat sich darin eine ganz neue, von allen ausgetretenen Pfaden weit abliegende Bahn gebrochen. Die Statuen der Männer, deren Andenken sein Meißel verherrlicht, bilden, wie natürlich und nothwendig, die Hauptfiguren der Denkmäler; aber sie liegen weder mumienhaft auf Sarkophagen ausgestreckt oder auch um Gnade flehend auf den Knien, noch steigen sie gespenstergleich aus der Gruft hervor, und ebenso wenig stellen sie sich wie Bühnenheiden auf dem Sarge dar. In natürlicher, ungezwungener und doch vollkommen edler Haltung sitzen sie da, tapfer, stramm und weltlich, wie sie auf dem Fürstenstuhle gesessen, lebensvolle Bildnißfiguren, die mit dem Tode und seinen Schrecken und seinen Geheimnissen Nichts gemein haben, als den Platz auf einer Grabstätte.

Je mehr ich den gewaltigen Geist Michel Angelo's und seine Thaten kennen lerne, desto deutlicher, desto handgreiflicher wird es mir, daß er ein wahres Erlöseramt in der Kunst geübt. Er hat uns erlöst von dem tödtlichen Einerlei des Herkommens, von den ewig unveränderlichen Masken, welche für die einzig statthaften Kunstformen gelten wollten, von der Byzantinischen Tradition, der die anderen fast alle als Sklaven dienten. Seine Schuld ist es nicht, wenn seine Nachfolger der unendlichen Mehrzahl nach wieder in den ausgefahrenen Gleisen keuchen, wenn in neuester Zeit zumal, in Italien zwar, aber vorzugsweise von Deutschen Händen, der Versuch einer vollständigen Restauration — ich weiß nicht, ob ich sagen soll des künstlerischen Byzantinerthums oder der Christlichen Chineserei — gemacht worden ist.

Michel Angelo's Grab ist in der Kirche Santa Croce, dem Florentinischen Westminster, unter deren zahlreichen Denkmalen das seinige eines der wenigen ist, deren Betrachtung eine wohlthuende Erinnerung zurückläßt. Die meisten jener Denkmale sind entweder unbedeutend oder geschmacklos. So hat man z. B. einem der ruhmvollsten Männer Italiens, Galilei, ein Monument gesetzt, dessen Idee so gemein ist wie möglich. Nur die Büste des großen Denkers, von einer späteren Hand, ist vortrefflich. Nicht viel Besseres läßt sich von dem Denkmale Alfieri's sagen, obgleich es eine Arbeit Canova's ist — ein trauernder Genius über einem unförmlichen

Sarge. Noch schlimmer steht es um das Denkmal des Fürsten der Dichter, Dante's, dessen Gedächtniß durch die Hand Michel Angelo's würdig gefeiert seyn würde, Italien zum Ruhm und der ganzen gebildeten Welt zum Genuß, wenn nicht Leo X. in kindischem Eigensinn die Bitte der Florentiner hartnäckig zurückgewiesen, welche die Gebeine des großen Verbannten für die heimatliche Erde zurückforderten. In jüngster Zeit nun hat es ein Herr Ricci auf sich genommen, in die Stelle Michel Angelo's einzutreten und Dante über leerer Gruft in Santa Croce ein Denkmal zu setzen. Die Hauptfigur desselben ist Dame Italia, welche, mit theatralischer Geberde auf das Bild Dante's deutend, die Beschauer mit den Worten anspricht: Onorate l'altissimo poeta.*) Wer eine größere Plattheit weiß, der melde sich. Auf der anderen Seite liegt die Poesie in Schmerz aufgelöst über den Sarg hingegossen. Bei einem gleichzeitigen Monument würde dieser Gedanke bloß trivial seyn; bei einem Denkmale, welches dem Tode fünfhundert Jahr hinterdrein kommt, ist er geradezu lächerlich. Niemand kann eine tiefere Ehrfurcht vor dem Genius Dante's hegen als ich, aber gleichwohl will es mir scheinen, als ob nicht nur die irdischen Verehrer des großen Dichters, sondern auch die Poesie in eigener Person, seit dem Jahre 1321 bis auf den heutigen Tag, hinlänglich Zeit gehabt hat, sich darüber zu trösten, daß er gestorben ist. Als Tiberius seinen Sohn verloren hatte, wollten Bürgermeister und Rath der wohlgesinnten Stadt Troja die Gelegenheit nicht versäumen, ihre Liebe und Treue gegen das angestammte Herrscherhaus auf schickliche Weise an den Tag zu legen. Sie beschlossen also die Abordnung einer Deputation, welche dem Kaiser den Ausdruck ihres tiefen Schmerzes und der ehrfurchtsvollen Gesinnungen überbringen sollte, mit denen sie zu Sr. Majestät Füßen erstarben. So sehr die Trojaner sich aber auch beflissen, ihre Deputation langte in Rom erst an, als Drusus bereits seit Jahr und Tag begraben war. Zur Audienz vorgelassen, hub der Wortführer der Gesandtschaft seinen Spruch an, aber kaum hatte er, zu großer eigener Rührung, den ersten Satz seiner Kondolenzen vorgebracht, als er von Tiberius mit den Worten unterbrochen wurde: „Sagt den Trojanern, daß es mir gleichfalls sehr leid thut, daß sie ihren vortrefflichen Mitbürger Hektor verloren haben.“ Hätte Herr Ricci den Tacitus gelesen, vielleicht würde er sich eine Albernheit und der Kunst ein Skandal erspart haben.

(Fortsetzung folgt.)

*) Ehrt den erhabensten Dichter.

Der Fuchs.

Eine Skizze aus der Thierwelt, von Dr. Hermann Masius. *)

Der Regen verzieht, der Wald schüttet die lauen Tropfen aus dem Haupt, und von der Haide steigt's erfrischend und würzig in die Abendluft. In allen Schlupfwinkeln regen sich Flügel und Füße. Die Mücken beginnen ihre Tänze, die Ameisen kriechen hervor, ihre verschwemmten Straßen wieder herzustellen, der Fink schmettert aus dem Buchenwipfel herab, der Hase schießt Kapriolen, und auch der Fuchs verspürt ein heimliches Rühren. Dort lauscht er zwischen den Wurzeln einer alten Eiche. Er „windet.“ Alles ist sicher, die ganze Natur wiegt sich frühlingstrunken in dem erfrischten Element. Mit einem Satze ist Reinecke vor der Thür. Jetzt könnt ihr ihn deutlich sehen. Wie er dasteht! so vornehmlässig! so voll Bewußtseyn! Man sieht auf den ersten Blick: es rollt adeliches Blut in seinen Adern; aber das schwerfällige Standesvorurtheil ist längst überwunden, aller Zwang abgethan; es ist jenes savoir vivre in ihm, das ihm erlaubt jeden Augenblick seine Würde wegzuwerfen, weil er sich getrauen darf, sie in jedem Augenblicke wieder zu ergreifen. — Bei einem solchen Charakter verlohnt es, Physiognomie und Toilette etwas genauer zu betrachten, denn hier ist Nichts unbedeutend.

Der Fuchsschädel kann für einen Musterschädel gelten. Die Stirn horizontal, mit straffangezogener, lisptiglatter Stirnhaut: eine mathematische Tafel, auf der nur die Linien des Kalküls hin und wiederspielen. Das Ohr, scharf herausgespitzt, schiebt sich unten weit vor, um jeden Laut zu fassen. Es ist gemacht, die über ihm auf Bäumen schlummernde Beute zu erspüren; das leiseste Geräusch, das Zittern eines Blattes, das Zucken des träumenden Vogels fällt in die horchend ausgespannte Oeffnung: Nichts entgeht ihm. Und nun die Nase! Wie viel Boßheit und Grazie, wie viel Esprit liegt in dieser feinen, langgestreckten und geschmeidigen Spitze! Scheint es nicht, als gingen tausend unsichtbare Fühlfäden von dort aus, und als säße hier wie in ihrem Centrum die ränkespinnende, schwänkesinnende Seele des unvergleichlichen Improvisators? Es ist eine Nase, wie sie die großen Meister der Politik, wie sie die Richelieu und Talleyrand gehabt haben mögen. Aber das interessanteste Gesicht ist Nichts ohne die Augen. Schön darf man nun freilich das Fuchsauge nicht nennen. Man erkennt daran sogleich das nächtliche Raubthier; es spielt aus grau in grün, liegt schief, halb in der

*) S.: Naturstudien. Skizzen aus der Pflanzen- und Thierwelt, von Dr. Hermann Masius. Leipzig, Friedrich Brandstetter, 1852. D. Red.

Höhle versteckt, am Tage zur senkrechten Spalte verengert, und hat weder die „Waldfrische“, die uns aus dem Auge des Reh's so munter anspricht, noch auch das rollende Funkeln, welches dem Katzenblicke jenen magnetischen Reiz giebt, und dennoch liegt unendlich mehr physiognomische Bedeutung darin. Jetzt senkt es sich in demüthiger Ergebung oder es blickt unschuldig und naiv umher, jetzt spielt ein spöttisches Lächeln um seine Lider, und jetzt wieder zuckt ein Blick daraus hervor spitz und giftig, als treffe uns plötzlich der Stich einer Viper. Feucht vor ungestillter Gier, aufflammend in Mordlust, schmachtend in zärtlicher Verliebtheit birgt es eine Welt voll Leidenschaft und List, und ist vielleicht der größte Mime, den das Thierreich aufzuweisen hat.

Alle übrigen Theile des Gesichts wie des ganzen Körpers stimmen zu diesem Bilde. Der Mund spaltet sich weit, denn der Fuchs ist ein Räuber; ein sparsamer Bart stellt sich in langen, zurückstrebenden Spitzen wie ebenso viele Widerhaken um die Oberlippe; diese Lippen sind fein geschnitten und geschlossen, deuten auf Energie und Selbstbeherrschung. Oeffnen sie sich aber, dann blicken scharf und grimm die Zacken des Gebisses, die nichts Lebendes entrinnen lassen, oder es knistert halb höhnend und halb zornknirschend ein heiseres, hustenartiges Bellen hervor. Den schlanken, hangenden Leib tragen schnelle Füße fast spurlos über den Boden, und stattlich schmückt ihn die buschige Schleppe, unter der sich das Riechfläschchen verbirgt, das oft des Fuchses einziger Trost in Nöthen ist. Ein feinweißes Chemisett hat er auf der Brust, sein Pelz schimmert roth und goldig; daher ist er „vuhs“ geheißen, d. i. der Feuerfarbene, wie denn wiederum nach ihm die blanken, flinken Goldstücke getauft worden sind, die auch wie der Fuchs „mehr als Ein Loch wissen“, wo sie auslaufen.

So schleicht, streicht und kreucht der Schlaue dahin, er schmiegt und biegt sich, ist vorsichtig, geduldig, ausdauernd, behend, allezeit entschlossen: ein Meister über hundert Künste, ein Freidenker ohne Phrase, ein Verführer voll Geist, ein Proteus von Tugend und Laster, den man lieben und hassen muß in Einem Athem. Athenäus nennt ihn den geborenen Protagonisten der Fabel, und ein Deutscher Dichter sagt mit Recht:

„Das Menschen-Thier-Mysterium
Hängt lockender als irgendwo
Um's Wesen Reinecke's herum,
Und dessen wird er froh.“ (Laube.)

Ein solches Thiergenie ist nicht mit ein paar blassen Worten abgethan. Ein Heldenleben, das immer da erst die größte Kraft und den reichsten Witz entfaltet, wo alle Quellen erschöpft scheinen, das lehrreich, poetisch, neu und groß ist in Schimpf und Ernst, in Noth und Tod, solch' ein Leben will studirt, bewundert, will geliebt

seyn. Es bietet Stoff für eine Odyssee. Und sie ist ihm gesungen! Was der große Alexander sich wünschte, das ist dem Eulenspiegel-Ulyß von Malepartus im reichsten Maße zu Theil geworden. In den Deutschen Urwäldern ist das Lied von Reinecke's Abenteuern angestimmt, die Lust unserer Ahnen, und durch alle Zeiten hat es sich erhalten in Jugendfrische, und wird nicht untergehen, so lange noch Gemüther da sind, die sich ergötzen können an dem Humor und den Listen des unverwüstlichen Schalks. An diesem Stoff hat die Muse unseres größten Dichters sich in trüber Zeit erquickt und dichtend erprobt. Aus den Revieren dieser Sage hat die bildende Kunst von Alters her geliebt die kecksten Scenen zu meißeln; gern ward ihnen in den Hallen der Dome ein verstecktes Plätzchen bewahrt, und die wohlbekannten Gestalten von Reinecke und Genossen schauen uns zu sansculottischdreist entgegen, als daß es noch gelingen könnte, sie mit einem allegorischen Mäntelchen zu umhüllen. Und brauche ich ihn denn nun noch zu nennen, den genialen Zeichner, der uns in seinen Kompositionen zu dem altüberlieferten Gedichte so eben ein neues, nicht minder herrliches gedichtet? Ein Blick in Kaulbach's Bilder müßte hinreichen, um auch die eingeborene Prosa zu überzeugen von der Unerschöpflichkeit dieses poetischen Volksschatzes.

Da ist sogleich das erste Blatt, auf dem wir den Heiden zu sehen bekommen, ein wahres Kabinetstück. Der verfehmte Reinecke hat sich zurückgezogen hinter Schloß und Riegel. Hier weiß er sich sicher, denn sein Malepartus ist eine unnahbare Zuflucht, und er heißt ja nicht umsonst der Kluge. Aus festem Gestein thürmt sich der Bau — augenscheinlich ein Werk Grimbart's, des wackern, aber pedantisch griesgrämigen Oheims, der ihn um eines üblen Miasma willen verlassen. Ein, zwei, drei, vier Eingänge bieten eben so viele Ausgänge, zwei Heilige stehen wachsam und schirmend über den Pforten, aus einer Nische blickt das Antlitz der Madonna, weise Sprüche reden von den Schildereien, und die Kreuzspinne knüpft ihren glückbringenden Faden an den Quadern auf. Doch man schaue weiter! Enten, Kapaune, Hühner, allerlei reicher Vorrath hängt umher, daneben starren Waffen und Marterwerkzeuge; Rehschädel, Vögelklauen, saubergeschälte Rippen bilden beziehungsvolle Wandverzierungen, die Rebe aber, die über einem der Thürbogen wuchert, deutet auf fruchtbares Gedeihen des Hauses. Mitten in dieser Trösteinsamkeit, die mit dem Schrecken und dem Reichthum einer Raubritterburg den frommen Nimbus des Klosters vereinigt, lagert er nun selbst, der schwerverklagte Sünder. Bann und Acht kümmerten ihn wenig, er darf seiner Richter und seiner Kläger spotten. In übermüthigem Behagen streckt er sich auf dem Vließ des erschlagenen Bellyn. Das Haupt, auf dem ein Barett mit zwei lustigen Federn kokett balancirt, ruht in der einen Hand, während die andere schmeichelnd den Wedel streicht. Um den Leib

schmiegt sich ein Shawl, aus dem das breite Schlachtmesser hervortrotzt; neben dem Divan aber steht der Trank der Dichter, der auch des Fuchsen Herz erfreuen und inspiriren mag. Und er bedarf dessen, denn er sinnt jetzt offenbar auf ein unerhörtes Stück. So liegt er da, bösherzig lauernd, das Auge scharf herausbohrend, voll durchdringender Ingeniösität und souveräner Weltverachtung: „Schach dem Könige!“

Gegen diesen heroischen Monolog halte man nun das Idyll in der Vignette des fünften Gesanges. Wie anmuthig und kindlich-sorglos, gleichsam in sein eigenes Werk verloren, sehen wir ihn da vor dem Königlichen Paare sitzen und Seifenblasen machen! Er genießt sich selbst, er ist Künstler. Mit dem Anstande eines Lieblings der Grazien hält er Schüssel und Thonpfeife, sein Haupt neigt sich stillentzückt den immer neu aufsteigenden Schaumgebilden zu; Alles an ihm ist glatt, fein, gentil, ich möchte sagen verklärt, keine Spur mehr von der zähnefletschenden Tücke des Wegelagerers.

Will man aber den Meister in seiner Bravourrolle sehen, so schlage man flugs noch Blatt 14 auf. Reinecke spielt die Sancta simplicitas. Er hat sich bekehrt und will ein beschauliches Leben führen. Um seine Glieder wallt das Skapulier, in den Klauen wiegt er den Rosenkranz, und das Haupthaar ist unter der Scheere gefallen. Die Maske kleidet den Scheim vortrefflich. Er hat das Königliche Landfriedensgebot dem Vater Hahn überbracht, der sich in seinem Stadtsoldatenkostüm mit Brille, Zopf und Sporn höchst imposant ausnimmt. Henninc verlies't hochgebrüstet und mit vieler Salbung die Botschaft, ganz nur Gefühl seiner Würde, und Reinecke? — nun seht ihn selbst, das Urbild aller Heuchler! Leise ist er herzugeschlichen, als scheue er die Erde zu berühren; geknickt mit schlotternden Knieen steht er da, den Schweif eingekniffen, die Hände zum Gebet gefaltet. Die Ohren hangen feig herab, das Auge ist zu Boden geschlagen, die Braue hoch auf-, die Unterlippe tief zurückgezogen: eine wahre Karikatur der Stupidität. Ihr fragt: Ist das noch ein Fuchs oder ein Schaf? Aber blicket genau hin und sehet, wie unter der frömmelnden Wimper der Augapfel voll furchtbaren Hohnes nach hinten stiert, wie unter der Lippe das gierige Gebiß heimtückisch hervorfunkelt. Ihr meint, der Klausner höre voll Andacht zu. Aber seine inbrünstige Andacht ist auf das Hühnervolk gerichtet, das neugierig-dumm ihn ankräht. Ihr meint, er krümme sich zu einem winselnden Peccavi. Aber dieses Krümmen ist nur das des Würgers, der im nächsten Augenblick mit desto sicherern Krallen auf seine Beute stürzt. Wahrlich! er ist verloren sammt Weib und Kind, der alte, einfältige Reichsbüttel trotz seiner Stentorstimme und seines Adlerblicks.

(Beschluß folgt.)

Hamburg. Gedruckt in J. B. Appel's Buchdruckerei.

Lesefrüchte
vom Felde der neuesten Literatur
begründet von
Dr. J. J. C. Pappe,
fortgesetzt und herausgegeben von Dr. C. F. G. Müller.
(Expedition: Rathhausstraße No. 10.)

1852. 3ter Band. 10tes Stück.

Die Erfurter Schützen.

Skizze aus den Kriegsjahren 1813 — 1815.

Von A. Reinhardt.

„Sonderbarliche Sache mit Eurer Bürgerwehr!„ — sagte der alte Steuer-Einnehmer Wittig und brannte sich die ausgegangene Pfeife an — „und 's ist noch viel sonderbarlicher, daß Ihr denkt, Ihr habt sie ganz funkelnagelneu mit Eurer Revolution in die Welt gebracht!“

Bei'm alten Wittig gab's nämlich jeden Sonntag eine Solopartie; die wollte aber an dem Abende, von dem jetzt erzählt wird, gar nicht in Zug kommen, denn der junge Herr Stadtschreiber war am Tage vorher zum Bürgerwehr-Hauptmann erwählt, und stritt sich jetzt mit dem Lederhändler Eckert, der schon ein alter Zugführer war, über zehnerlei neue Einrichtungen, die gemacht werden sollten, herum. — Eckert wollte so wenig Umstände und so viel Rechte, als nur möglich; der Stadtschreiber aber meinte, Jeder müsse durch seinen Eifer zeigen, daß er die Bürgerwehr als ein erkämpftes Recht betrachte.

— „Ja,“ — sagte der alte Wittig — „Bürgerwehr gab's schon vor 36 Jahren, ohne Revolution und ohne den andern Schnickschnack, und ich könnte aus meiner Vaterstadt Erfurt eine merkwürdige Geschichte davon erzählen.“

Nun war aber der alte Wittig bekannt, daß er erzählte wie ein Buch, und der Stadtschreiber hätte seit gestern von gar nichts anderem hören mögen, als von Bürgerwehr — also schob der die Solokarten zusammen und meinte, erst müsse er die merkwürdige Geschichte hören; und als die Frau Eckert und ihre Tochter, die mit der alten Steuer-Einnehmerin im Gespräche bei einer Tasse Thee saßen, sowie der vierte Solomann, der Gewürzkrämer Schäu-

berlich, der danehen stand und der Jungfer Eckert allerhand Schönes sagte — von einer Geschichte hörten, rückte die ganze Gesellschaft heran, und der alte Wittig sah in lauter aufmerksame, begierige Gesichter, ehe er sich nur recht besonnen hatte.

— „Na, was wollen denn die Frauenzimmer an einer Bürgerwehrgeschichte hören!“ — sagte er endlich — „die wollen ja eigentlich nichts, als Liebesgeschichten wissen.“

— „J, da bringst Du ein bißchen Liebe in die Bürgerwehr hinein!“ — lachte seine Frau — „vielleicht nimmt sich gleich unser hagestolzer Herr Stadtschreiber und Bürgerwehr-Hauptmann ein Exempel d'ran!“

— „Wollen sehen, was sich thun läßt!“ erwiderte der Steuer-Einnehmer und sah nach dem Stadtschreiber hinüber, der sich aber eben so ruhig seine Pfeife stopfte, als habe er von den letzten Reden kein Wörtchen vernommen.

— „Also die Bürgerwehrgeschichte!“ sagte der alte Wittig, schob sich sein Sammet-Mützchen zurecht und begann sodann:

Im November 1813 war es, wo das unglückliche, von Napoleon's Truppen besetzte Erfurt von den Preußen bombardirt wurde. Die winkligen Straßen, die damals den jetzigen Friedrich-Wilhelmsplatz einnahmen, brannten gänzlich ab; mancherlei Elend mußten die Bewohner ertragen, und als endlich die Stadt frohlockend den geliebten Landsleuten die Thore öffnete, wurde sie dennoch nicht ganz von der Last ihrer Unterdrücker befreit; die Franzosen zogen sich in die Citadellen, den „Petersberg“ und die „Cyriaxburg“ zurück und hielten hier Stand, bis in Deutschland die Herrschaft des Französischen Kaisers gänzlich gestürzt war. Eine Reihe Pallisaden, die Demarkationslinie genannt, die den Platz „vor den Graden“ in schiefer Richtung theilte, schied ihr Gebiet von dem Preußischen.

Gegenseitiges gutes Vernehmen und oft blutige Neckerei wechselten zwischen beiden Parteien ab, denn die Erfurter Bürger vergaßen, trotz der langen Gewohnheit des Zusammenseyns, nie, daß es Vaterlandsfeinde waren, die neben ihnen wohnten. Ihr unter sich gebildetes Bataillon, die Erfurter Schützen, traten oft kräftig ihren Unternehmungen entgegen.

* * *

Vom Petersberge herab zogen lang und harmonisch die Klänge der Französischen Signale durch die stille Abendluft, und weckten das Echo auf der nahgelegenen Cyriaxburg; die Sonne war eben hinabgesunken, ein röthlicher Duft überstrahlte noch die Landschaft, und die friedlichste Ruhe hatte sich auf die ganze Gegend herabgesenkt. — Da schritt auf dem Wege von Gotha her, ein Mann die Höhe von Erfurt herauf; sein Gesicht war gebräunt, Kummer oder Leidenschaft hatten tiefe Furchen hineingezogen, verwirrt flatterte das

schwarze Haar im Abendwinde; sein Anzug war ein unordentliches Gemisch von bürgerlicher und Militairkleidung.

Von der Höhe aus bietet sich Erfurt frei den Blicken dar; hier stand er still und begrüßte die Stadt mit einem Lächeln, in dem sich Grimm und Verzweiflung gepaart hatten.

— „Da liegt das alte Nest! — Brav zusammen geschossen, man kennt es kaum mehr; ganz recht, mich wird man auch nicht wieder erkennen und das ist gut; sähe sie mich so — sie! Nun was thät's? Wer hat mich hinausgetrieben, fort aus dem Deutschen Lande in die Verzweiflung; war's nicht ihr Hochmuth, als sie spottend meine ehrliche Bewerbung zurückwies? Was hat mich mit den Französischen Fahnen hinausgejagt in Rußland's Eisfelder, wo mir das Mark in den Knochen gefror, wo mir das Herz in ohnmächtigen Racheschwüren bersten wollte? Das war sie, das war ihr höhnender Dünkel, der die Liebelei des geckenhaften Kaufherrn dem geraden, treuen Bürger vorzog. Aber sie wandelt nicht in Frieden dort unten; habe ich doch ihren Liebhaber auch in den Französischen Reihen gesehen, ist doch auch er ein Landesverräther und darf nicht zum heimischen Herde zurückkehren.“

Er warf noch einen langen, düsteren Blick über die Stadt, dann schritt er hinab, dem Thore zu und verschwand bald in der einbrechenden Dämmerung. — —

In Erfurt war Jubel und Leben; Alles war auf den Beinen und durchströmte unter Sang und Klang die Straßen. „Hurrah! die Verbündeten sollen leben!“ — schrie ein breitschulteriger Marktehelfer. — „Die Alliirten heißt es!“ — rief Einer aus der Schaar von Schusterjungen; — „die Alliirten heißt es, die Alliirten sollen leben!“ — schrie der ganze Schwarm und umringte foppend den Arbeiter, der mit Flüchen und derben Püffen sich Bahn brechen mußte. „Vor den Graben, vor den Graben!“ wurden mehre Stimmen laut, und dahin strömte Alt und Jung.

Bis an die Demarkationslinie waren dort die Einwohner versammelt, hier und da sah man einige der Erfurter Schützen, durch ihre grüne Uniform kenntlich, die allgemeine Freude theilen. Jetzt kam eine Partie junger Leute, mit den verschiedenartigsten Instrumenten beladen, herangezogen und brachte den Franzosen eine Abendmusik.

Die Französische Schildwache schaute scharf und besorgt auf die wachsende Menschenmenge, und als einige Buben jubelnd die Barrikaden hinaufklommen, schlug sie an und rief gebieterisch ihr: „En arrière!“

— „Die Franzosen schießen!“ — tönte der Schreckensruf, die Musik schwieg plötzlich und die Menge drängte sich scheu zurück. — „Ach, nix schießen!“ — rief es von der Französischen Seite — „mack' sie Musik! was is gescheh'n? mack' sie Musik!“ — „Paris ist über!“ — riefen Einige — „Hurrah! Paris ist

über!“ — rief die ganze Menge — „der König soll leben! die Verbündeten sollen leben!“ — Ein Fackelzug zog unter Sang und Klang heran, bald brannten tausende von Lichtern in den Händen der Menge, die Häuser wurden erleuchtet und der Jubel braus'te von Neuem auf. Bald war aber auch der Petersberg hell, Licht an Licht reihte sich an den Gebäuden und wie zum Hohn wurde von den Franzosen die Freude der Preußen nachgeäfft.

Unter den Bogen des Doms stand ein Lieutenant der Erfurter Schützen, Arm in Arm mit einem jungen Mädchen und sah, im traulichen Gespräche mit derselben begriffen, in das Gewimmel hinein.

— „Laß uns nach Hause gehen, Edmund!“ sprach endlich die Letztere, und langsam schritten sie über den Platz durch die Volksmenge.

Da strich ein Mann in verwildeter Kleidung an ihnen vorüber, schaute sich verstohlen um und stand dann plötzlich vor Beiden still. „Ah, bon soir, Monsieur Becker! Was Teufel, welchem Herrn dienen Sie denn eigentlich? — ist dieß vielleicht eine Französische Uniform nach einer neuen Probe?“

Der junge Mann blickte auf und ward bleich wie die Wand, seine Lippen zitterten vom jähen Schreck, er wollte reden und vermochte es nicht. Das Mädchen sah entsetzt auf den Sprecher und dieser lächelte teuflisch. „Nun, Mamsell, was sehen Sie mich so groß an? Kennen Sie mich nicht? Ja, ja, ich habe mich wohl sehr zu meinem Vortheil verändert;“ — fuhr er bitter lachend fort — „bei mir hat die Französische Kost nicht so gut angeschlagen, als bei Ihrem Herrn Bräutigam!“

— „Mensch, schweig!“ — preßte dieser hervor — „was trittst Du mir in den Weg mit Deinen hämischen Bemerkungen? was willst Du mein Glück vergiften, da ich Dir doch nichts gethan?“

— „Glück?“ — erwiderte höhnisch der Andere — „war ich nicht auch dazu berufen? Und diese hier, die mich darum gebracht, die soll es Ihnen geben? Nein! sie bringt nur Verderben, sie soll nur Verderben bringen! Sie hat mich elend gemacht, und kein Anderer darf glücklich mit ihr werden!“

— „Genug!“ — sprach der Schütze, der sich schnell wieder gefaßt hatte — „Sie gehen jetzt, oder ich finde Mittel, mich Ihrer Unverschämtheit zu entziehen!“

— „Ho, ho, junger Herr! Sie sprechen keck mit dem bösen Gewissen, wir werden sehen, ob das Bestand hat; wir werden sehen, ob es die Erfurter nicht bereuen, den Ueberläufer zum Bürger gemacht zu haben, ob der Herr Schwiegervater dann noch eben so gern diesem das schmucke Töchterchen geben wird!“

Damit verschwand er in der Menge.

Das Mädchen ging weinend in Becker's Armen. „Ach, Edmund,“ — schluchzte sie — „was will der grausige Mensch von

Dir, der mich früher immer mit seinen Liebesanträgen verfolgte, und als ich ihm offen und ehrlich sagte, daß ich Dich schon gewählt, mir und Dir die grimmigste Rache schwur? In welcher Verbindung stehst Du mit ihm, welche entsetzlichen Geheimnisse von Dir kennt er?"

— „Sei ruhig, mein Hannchen," — sprach Becker — „nun sollst Du und die Eltern Alles erfahren; jetzt erst bin ich zum festen Entschlusse gelangt und es wälzt sich eine Felsenlast von meinem Herzen; komm nach Hause!"

Gewaltig erschrak die ehrwürdige Madame Müller, als sie den Schwiegersohn verstört und Hannchen weinend eintreten sah; auch Papa Kommissarius war betroffen, und Beide forschten besorgt nach der Ursache. Becker bat jedoch, sich nicht zu ängstigen, versprach Alles zu erzählen, und als die Mutter den Thee und das Butterbrot aufgetragen, Alle um den runden Tisch saßen und gespannt der Dinge horchten die da kommen sollten, begann er:

„Es ist mir heute Abend ein Mensch in den Weg getreten, der schon früher Hannchen's Zufriedenheit störte, der aber jetzt noch weit mehr in die Euere und mein Glück eingreifen kann und es wohl auch thun wird; um Euch aber Alles klar vor Augen zu stellen, muß ich Euch Folgendes erzählen:

(Fortsetzung folgt.)

Florenz.

(Fortsetzung.)

Ein ureigenes Erzeugniß der Toskanischen Kunst ist der Florentinische Palaststil, einfach, ernst und von imponirender Größe. Mit wahrem Staunen sah ich an den riesigen Granitmauern des Palazzo Strozzi empor, des ersten jener Prachtgebäude, welches mir zu Gesicht kam. Ich fand eine Anzahl ähnlicher Bauwerke, und mein Staunen wuchs. Vollkommen überzeugt von der Wahrheit des durch Victor Hugo meisterlich ausgeführten Satzes, daß der Charakter der Architektur mit dem Geiste der Zeiten und Völker im unmittelbarsten Verhältniß steht, versuchte ich vergebens, mir die Möglichkeit jener Paläste in Florenz zu erklären. Die Geschichte von Florenz ist glänzend, aber nicht groß; der Sinn des Florentinischen Volks war von jeher wie er heute ist, heiter, genußliebend, lebensfroh, der Florentinische Adel war der unbedeutendste in ganz Italien — wie stimmt zu diesen Voraussetzungen die Größe, der

Ernst, die strenge Würde der Häuser, welche sich die reichen Leute des 15. und 16. Jahrhunderts in Florenz gebaut haben? Der scheinbare Widerspruch zwischen dem Geiste und seinen Werken beschäftigte mich einige Tage, ehe es mir gelang, ihn wenigstens theilweise zu lösen. Ich entdeckte nämlich, was ich bei etwas weniger Bewunderung wahrscheinlich sogleich wahrgenommen haben würde, daß die großartige Außenseite der Florentinischen Paläste nur das Gewand ist, in welches der backsteinerne Körper der Gebäude seine Nacktheit eingehüllt hat. Back- oder höchstens Bruchsteine ist das Material, aus welchem man zuerst die Gebäude aufgeführt hat, um ihnen nachträglich eine monumentale Façade von mächtigen Quadern oder cyklopischen Blöcken zu geben. Diese architektonische Majestät ist also eigentlich nur eine Maske, und als solche war sie mir nicht mehr unbegreiflich. Ein zur Zeit in Florenz lebender Sicilianer, welcher sich als Bauverständiger und als Kenner der Geschichte der Architektur einen Namen gemacht hat, dessen er nicht bedurfte, um in der Welt zu gelten, löste mir das Räthsel vollends. Jene Quaderwände, sagte er, stammen aus der Zeit, wo das Haus des Florentiners zugleich seine Burg war, und zwar im vollgiltigeren Sinne des Worts als der heutige Engländer sagt: mein Haus ist mein Kastell. In den Jahrhunderten der bürgerlichen Unruhen wurden nicht bloß Schlachten in den Straßen von Florenz geschlagen, sondern auch förmliche Belagerungen aufgeführt, und die Chronisten berichten, daß in einem einzigen Kampfe der Guelfen und Ghibellinen einige dreißig befestigte Paläste der Erde gleich gemacht worden sind. Jene starken äußeren Mauern sind also eigentlich Festungswerke, sie gehören ursprünglich vielmehr der Fortifikationskunst an als der bürgerlichen Architektur. Was anfangs Schutzbedürfniß war, wurde dann später Stil; aber die Größe dieses Stils ist trügerisch, er kann seinen Ursprung nicht verleugnen, man merkt es ihm an, daß er nicht aus Machtfülle und stolzem Bewußtseyn, sondern im Gegentheil aus Schwäche und Hilflosigkeit erwachsen.

Bei sorgfältiger Betrachtung findet man ohne Mühe heraus, daß in dem baulichen Glanze von Florenz überhaupt viel bloßer Schein ist. So ist der prunkhafte Triumphbogen an der Porta San Gallo — ich weiß nicht welchem Großherzoge für ich weiß nicht welche Thaten errichtet — ein Bau von schnöden Backsteinen mit schnödem Stuck überkleistert. Dasselbe gilt von dem zwar phantastischen, aber das Auge bestechenden Säulenhofe des Palazzo Vecchio. Das stärkste Stück architektonischer Betrügerei aber habe ich an dem großherzoglichen Schlosse selbst entdeckt. An der dem Garten Boboli zugekehrten Rückseite desselben, zu beiden Seiten des Hauptthores, sieht man acht Pilaster von großen Verhältnissen, und diese Pilaster bestehen — aus angestrichener Sackleinwand, die man über Lattenwerk gespannt hat. Meinen Augen würde ich nicht geglaubt haben, aber ihr Zeugniß wurde durch die Finger bestätigt,

denn ich ruhte nicht, bis ich den Gegenstand meines Erstaunens mit Händen gegriffen. —

So oft die bedeutenderen Theater Italiens aufgezählt werden, pflegt man die Pergola in Florenz in dritter oder vierter Reihe zu nennen. Wenn der Pergola dieser Rang auch jetzt noch gebührt, so muß es mit der Italienischen Oper zur Zeit beinahe ebenso schlecht bestellt seyn wie mit der Deutschen. Der Saal vorweg steht dem der Fenice in Venedig bei weitem nach, und die Truppe ist hier ebenso mittelmäßig wie dort. Wenn die Prima Donna die Augen nicht hätte, mit der Stimme würde sie ihren Rang keine zwei Abende hintereinander behaupten. Aber welch' ein Paar Augen! Mit solchen Mitteln läßt sich's schon durchkommen. Ein leidlicher Baß und ein herzlich schlechter Tenor — ganz wie überall anderer Orten. Dazu ein Chor mit mäßiger musikalischer Begabung aber von auserlesener Häßlichkeit, ein wahrer Strauß von Kuhblumen. Man gab seit vierzehn Tagen „Die beiden Foscari", welche heuer in ganz Italien die Modeoper zu seyn scheinen. Apollo und die neun Musen mögen Deutschland gnädiglich bewahren vor der neuesten Italienischen Musik im Allgemeinen und vor den „Beiden Foscari" im Besonderen. Das Stück ist eine fortwährende Katastrophe in drei Akten, in welcher zuletzt das vortreffliche Orchester ebenso unrettbar zu Grunde geht wie der Held. Als Nachspiel ein Ballet betitelt „Aladin", von Anfang bis zu Ende ein unsinniges Durcheinander, an welchem nichts Dramatisches ist als der Vorhang und die Koulissen. Von den Tänzerinnen weiß ich Nichts zu rühmen, und zur Würdigung der Tänzer wird es hinreichen, wenn ich sage, daß die meisten von ihnen baumlange Kerle mit kohlschwarzen Bärten waren.

Außer der Pergola hat Florenz nicht weniger als acht oder neun andere Theater, und so viel ich deren besucht, ich fand überall ein gedrängt volles Haus. Das Lustspiel und die Posse werden in den unbedeutendsten Volkstheatern — deren Logen übrigens gewöhnlich zum Theil mit Leuten aus der feinsten Welt gefüllt sind — so gut gegeben, daß ich ihretwegen im Namen der Deutschen Bühne auf die Italiener neidisch geworden bin. Die Hauptfigur, welche wo möglich in keinem komischen Stücke fehlen darf, und deren Gegenwart in den Anschlagzetteln stets mit Riesenschrift angekündigt wird, heißt Stenterello. Die Charakterschilderung Stenterello's ist nicht leicht, denn er tritt in gar verschiedenartigen Rollen auf, gewöhnlich als Gimpel oder Tölpel, zuweilen aber auch als gutmüthiger Polterer oder treuherziger Alter. Dagegen ist Stenterello in jedem Gewande an einem untrüglichen äußeren Merkmale zu erkennen, nämlich an dem ungeheuern Zopf, der mit kühner Schwingung gen Himmel aufstrebt. Dieser Zopf allein schon ist ein Hauptspaß für das Parterre und das Paradies. Ohne den Zopf wäre es für Stenterello im Nu um die Volksgunst geschehen.

Je harmloser und lachlustiger sich das Florentinische Theaterpublikum im Ganzen genommen darstellt, desto auffallender war es mir, zu bemerken, daß manchen an sich sehr unbedeutenden Aeußerungen der handelnden Personen mit wahrer Leidenschaftlichkeit eine feindliche Beziehung gegeben wurde. Politische Anspielungen, oder Worte, die als solche gedeutet worden wären, habe ich, Dank ohne Zweifel der Theatercensur, auf den Florentinischen Bühnen nicht gehört. Dagegen kamen zuweilen Anklagen gegen die Hartherzigkeit der Reichen, und Klagen über Geringschätzung oder Vernachläßigung der Armen vor, und solche Aeußerungen fanden jedesmal ein hundertstimmiges Echo. Ist es ein übereilter Schluß, daraus zu folgern, daß auch in Italien, welches in dieser Hinsicht bisher so unbefangen zu seyn schien, daß sogar in dem wohlhäbigen Florenz die socialistischen Ideen des Tages bereits auf die öffentliche Stimmung abgefärbt haben? Ich glaube kaum.

Der Einfluß Englischer und Französischer Sitten, von welchen sich jenseits der Apenninen keine Spur wahrnehmen läßt, tritt in Florenz sehr deutlich hervor. Ohne von der Einrichtung solcher Anstalten zu reden, welche vorzugsweise zum Gebrauch der Reisenden bestimmt sind, von Gasthöfen, Englischen Apotheken, Französischen Garküchen, ohne einen besonderen Ton darauf zu legen, daß es in Florenz von fremden Gesichtern und von fremden Zungen wuchert, darf man dreist behaupten, daß die Lebensgewohnheiten des Auslandes bei den Florentinern selbst in gewissem Sinne die herrschenden geworden sind.

Die mannigfachen Berührungspunkte mit Deutschland, denen man in Oberitalien allenthalben begegnet, fallen in Florenz fast gänzlich hinweg, und ohne die Oesterreichische Besatzung würde man hier kaum durch etwas Anderes an Deutschland erinnert werden als durch die „Allgemeine Zeitung“. Daß die Oesterreichischen Truppen hier auf einem ganz und durchaus fremden Boden, daß sie völlig isolirt stehen, wird man bei einiger Aufmerksamkeit an einer Menge kleiner, aber bedeutsamer Umstände gewahr. Auch zu den Florentinischen Truppen stehen sie eigentlich in gar keinem Verhältniß, selbst nicht in dem Verhältniß einer gewissen militärischen Courtoisie, welche sonst doch sogar von den Officieren feindlicher Heere bei gelegentlicher Begegnung wechselsweise beobachtet wird.

Die hiesigen Truppen, größtentheils schlanke und hübsche Leute, sind ganz nach Französischem Zuschnitt gekleidet und bewaffnet, nur daß mehr Firlefanz an ihnen herumbaumelt. Diese Französische Uniformirung, welche man auch im Kirchenstaate angenommen oder beibehalten hat, ist ein Fehler, welcher der Rechnungskunst der Kabinete keine große Ehre macht. Frankreich ist der einzige auswärtige Feind, gegen welchen die Italienischen Regirungen früher oder später möglicherweise ihre Existenz zu vertheidigen haben, und sie sollten sich deßhalb sorgfältig hüten, unnöthige Brücken zu schlagen

zwischen dem Französischen Heere und ihren Truppen. Daß die Franzosen zur Italienischen Fahne übergehen, wird wohl Niemand für wahrscheinlich halten; der entgegengesetzte Fall hat dagegen unter gewissen Voraussetzungen allerdings einige Wahrscheinlichkeit für sich, und bei'm Eintreten jener Voraussetzungen wird die bereits gegebene äußere Gleichförmigkeit nicht nur die Anziehungskraft des mächtigeren Körpers verstärken, sondern auch die völlige Absorbirung des schwächeren wesentlich erleichtern.

Reden wir indessen von weniger verfänglichen Dingen. Die Galerie Medici, im Palast degli Uffizj, ist Staatseigenthum, und ihre Thüren stehen täglich jedem Besucher offen. Anderer Orten, namentlich in Berlin und Paris, sind die Werke der Bildhauerkunst im Keller des Hauses untergebracht. Man betritt das Antikenkabinet des Louvre oder des Museums, und man glaubt sich in einer Katakombe. Ein bleiches Licht bricht sich mühsam Bahn durch Fenster, welche nie von einem Sonnenstrahl durchleuchtet worden sind, man athmet Kellerluft, die Schritte hallen unheimlich wider von den nackten Gewölben und den kahlen Wänden, und in dieser öden Gruft stehen die Bildsäulen umher wie Leichensteine. In solcher Umgebung sich zu erwärmen oder gar zu begeistern, ist sicherlich nur Wenigen gegeben, und ich bin gewiß, daß von zehn Personen, welche mit zufriedenem Gesicht aus der Unterwelt des Louvre zurückkehren, neun sich über nichts so sehr freuen als das Tageslicht wiederzusehen.

In Florenz versteht man die Sache anders. Im Palast degli Uffizj ist den Antiken eine hochgelegene, helle, luftige Galerie angewiesen, deren Wände mit werthvollen Gemälden zwar nicht b e d e c k t — dazu hat man hier Landes zu viel Geschmack — wohl aber geschmückt sind. Die Gelahrten der Kunst, ich weiß es, tadeln eine solche Vermischung der Werke des Meißels und des Pinsels, weil, sagen sie, das Gemälde der Statue, und die Statue dem Gemälde Eintrag thut. Laßt sie sprechen; ich finde diese Anordnung überaus reizend. Gehörte die Galerie mir, ich würde, einiger anderen Einrichtungen zu geschweigen, auch Myrten- und Lorbeerbäume hineinstellen, und möchten auch alle Antiquare und Professoren der klassischen Wissenschaften des Teufels darüber werden. Ist es denn nicht schon schlimm genug, daß wir die Bildwerke, welche einst Markt und Garten, öffentliches Bad und Theater schmückten, daß wir sie aus dem Rahmen gerissen in's Magazin legen, daß wir in einem Raritätenkasten sammeln, was nur Zierde oder Bestandtheil zu seyn bestimmt ist! Ich bin vollkommen einig mit mir darüber, und stehe nicht an es auszusprechen, daß überhaupt das bloße Bestehen von Museen nach heutigem Zuschnitt nicht mehr und nicht weniger ist als eine Barbarei, eine Barbarei ähnlicher Art wie die der Kosaken, welche das zum fortwährenden Umlauf bestimmte Geld zum Schatze sammeln, der in die Erde vergraben und nur an großen Festtagen

hervor geholt wird, um sich an seinem Anblick zu weiden. Für den verständigen Leser bedarf es nicht der Bemerkung, daß damit die Nützlichkeit und Nothwendigkeit unserer Kunstsammlungen nicht weggeleugnet werden soll; aber sie sind immerhin bloß der armseilge Nothbeheif eines Geschlechts, welches von einer kleinen Erbschaft leben muß, die es nicht zu ergänzen weiß. Die Unschönheit der Formen dieses barbarischen Nothbehelfs aber sollte doch, aller handwerksmäßigen Antiquitätenkrämerei zum Trotz, wenigstens so weit gemildert werden, als die Mittel unseres Besitzthums und unseres Geschmacks überhaupt reichen. Und daß das nicht geschieht, das ist es, weswegen ich öffentliche Anklage erhebe.

Die Gemäldesammlung der Galerie Medici ist außerordentlich zahlreich, und wenngleich sie der Werke ersten Ranges nicht sehr viele besitzt, so hat sie doch eine Menge von Bildern, welche dem reichsten Museum zur Zierde gereichen würden. Von den Anfängen der Italienischen Kunst, von den Cimabue, Giotto und Memmi an, haben die bedeutendsten Schulen Ober-Italiens reiche Beiträge in in die Galerie der Mediceer gesteuert, die Florentinische zumal und die Venetianische. Auch an Französischen, Holländischen und Deutschen Bildern fehlt es nicht, und unter den letzten zumal sind manche, deren Verlust, künstlerisch oder historisch genommen, für uns schwer zu verschmerzen ist. Dahin gehört in erster Reihe eine Anbetung der Hirten von Albrecht Dürer. Es ruht ein so süßer idyllischer Friede auf der ganzen Handlung, daß sie hier in einem viel lieblichern Lichte erscheint als in hundert berühmten Gemälden, welche den nämlichen Gegenstand haben. Ein Bildniß Albrecht Dürer's, in allen Aeußerlichkeiten ganz übereinstimmend mit demjenigen, welches man in der Madrider Galerie ein Selbstportrait nennt, unterscheidet sich von dem letztern durch einen wesentlich abweichenden Ausdruck des Gesichts, und besonders der Augen, die in dem Madrider Bilde etwas Falsches haben.

(Beschluß folgt.)

Der Fuchs.

(Beschluß.)

Doch wohin habe ich mich verloren? Wem Kaulbach's Illustrationen vorliegen, der bedarf meiner Worte sicherlich nicht, während sie einem Anderen höchstens um so fühlbarer machen können, wie groß der Genuß ist, den er entbehrt. Also kehren wir zu unserem Fuchse zurück, der noch immer an der Thüre lehnt.

Er scheint den Abend in süßem Nichtsthun verträumen zu wollen. Inzwischen kommen ein paar junge Füchslein neben ihm zum Vorschein. Klugforschend äugeln sie umher, legen sich in die Sonne und beginnen allerhand Kurzweil. Das jüngste Söhnchen ist noch etwas täppisch. Es fängt Grashüpfer und Käfer, zerzaus't ihnen die Flügel, läßt sie zappeln, schnäufelt daran umher, wirft sie weg, schlägt dann und wann einen linkischen Purzelbaum. Der Alte sieht eben nicht auf ihn. Dessen Blicke sind auf die beiden anderen hoffnungsvollen Buben gerichtet, in denen das väterliche Talent sich mit sichtbarem Wohlgefallen wiedererkennt. Sie haben das leisehorchende Mäuslein erhorcht und im Wettsprung das flüchtende gefangen. Mit muthwilliger Lust werfen sie es der eine dem andern zu, kneipen es hier, kneipen es da, bis sie des Spielzeugs satt es dem jüngsten überlassen. Nun gilt's ein Nest zu spüren, eine Grasmücke zu beschleichen, den schlüpfrigen Frosch zu packen, oder sie durchstöbern auch wohl den Palast eines Erdwespenstammes; denn wie lecker sie auch sind, so will ihre Zunge doch Alles erproben. Spricht doch schon Aristoteles von dem Universalismus ihres Appetits.

Da tritt auch die Mutter aus dem Erdgeschoß, und der alte Fuchs erinnert sich, daß es Zeit ist, die Familienscene zu beenden. Er macht sich auf; allein er eilt mit Weile. Gelassen schlendert er, den Schweif kavaliermäßig schleppend, durch Busch und Kraut, immer querfeldein. Denn wie das ächte Genie verschmäht in fremde Fußtapfen zu treten, so läßt auch er die Heerstraße, und mag sich gern in Riethgras, Korn und Hag verlieren, wo bunte Blumen blühen und muntere Vögel singen. Er liebt als Humorist die krumme Linie und jene an Zerstreutheit grenzende Toleranz, die ihm so wohl ansteht, und da trödelt er denn nun auch jetzt so harmlos-unbefangen, so lieblich-dämmernd dahin, „wie ein launiger Schriftsteller, der, die Hände auf dem Rücken, Schnurrenspinnend einhergeht.“ Die rosigste Laune leuchtet aus seinem Angesicht; Gedanken, Bilder und Visionen umschwirren ihn wie ein lustiges Schneegestöber. Unterdessen ist er mitten im Waldbann. Er schleicht langsamer, leiser, vorsichtiger. Der Abend haucht kühl aus Halm und Blatt. Die Bäume heben ihre Wipfel regungslos in die Stille; nur die Vogelkehlen sind noch laut. Die Drossel lockt mit hellem Ton, die Meise schlüpft, ihr witzigspitzes Liedchen schrillend, von Busch zu Busch, der Waldschreiner Specht hackt und hämmert am Eichenstumpf, dazwischen kreischt mit einem wunderlich äffenden Schnörkel der Häher, und ist dann auf einmal Alles still und erschreckt über des Possenreißers Glossen, so stöhnt aus dem Schooß der grünen Einsamkeit der melancholische Ruf des Wiedehopfs. Reinecke ist am Rande der Waldwiese angekommen. Er lauscht. Die Blumen neigen ihre Kelche, da und dort summt noch eine Biene, oder ein schwer gepanzerter Käfer schweift behaglich erbrum-

mend in geschwungenen Bogen dahin: ein Kreisel, den die Elfen durch die Lüfte jagen.

Jetzt knackt es in den Zweigen. Der Fuchs spitzt das Ohr: ein Pfeifen läßt sich hören. Da tritt das Reh heraus, das Haupt keck emporgerichtet, die Augen nach allen Seiten rollend. Wieder pfeift es, und in schlankem Sprunge ist das Kälbchen der Alten zur Seite. In den drolligsten, graziösesten Sätzen tändelt es um die Mutter, ein Blatt, ein Kraut wie im Fluge abstreifend und dann sich niederwerfend, zu saugen. Die Mutter leckt ihm kosend den Nacken. Plötzlich hebt die Ricke den Kopf. Ihre Lichter funkeln, ein Zittern fliegt über die Flanken, sie macht ein paar Sprünge und stampft zornig mit den Läufen. Es ist klar: sie hat den Räuber gewittert. Der hat sich leisen Fußes herangestohlen, sacht, sacht, das Kitzlein unverrückt im Auge. Es gilt einen kühnen Griff. Wenn ihm nur die Alte nicht soeben den Weg verrannt hätte! Aber Reinecke läßt sich nicht irren; er thut, als sei er in tiefen Gedanken. Träumerisch sinnend starrt er in's Blaue. Keine Miene verräth, daß er der Beute ansichtig geworden. Er verschwindet, um in weiten Bogen von einer andern Seite den Angriff zu versuchen. Allein die wachsame Alte drängt sich dicht an das Junge, denn sie kennt des Laurers Arglist. Dort streift er vorbei. Die Ricke pfeift wieder, und der Fuchs schaut auf, als schrecke er plötzlich zusammen. Doch er ist inzwischen dem Ziele seiner Wünsche nah und näher gekommen. Der Augenblick ist günstig und Verstellung nicht mehr nöthig. Reinecke duckt sich nieder; wie eine Katze schmiegt er sich an den Boden, die Lunte zuckt, die Augen starren wildgierig auf das bebende Thier, er weis't die mörderischen Reißer, hebt leise Fuß und Kopf zu Sprung und Biß — ein Moment noch — ein Satz und — da stürzt sich die Mutter ihm entgegen, mit dem Gehörn auf den Räuber los, mit den Füßen ihn zerstampfend. Das Kälbchen ist gerettet. Reinecke kehrt hinkend und zorngrimmig heim. Rache schwört er dem Flüchtling, und es steht zu fürchten, daß er seinen Schwur zu lösen wissen werde.

Tritt die Sonne in den Löwen, dann blüht dem Fuchs die goldene Zeit. Ueppige, reifende Stille liegt über der Erde, die Aehren hangen schwer und gelb, ein unabsehlicher Fruchtwald. Dahinein zieht's den Fuchs. Dort lagern Hase und Kaninchen, Repphuhn, Wachtel und Lerche, kleine Leutchen ohne Wehr und Waffen, die ein idyllisches, betriebsames Leben führen. Ach, es wird ihnen übel ergehen! Der Verschlagene versteht zu passen, zu fassen, zu kirren, zu irren mit Strichen und Schlichen, mit Blicken und Tücken. Umsonst sind ihre kleinen Künste, er mordet bei Tag und Nacht, und seine Brut wird dreist und feist. Wenn er sich gütlich gethan hat, so winkt ihm auf sonniger Heide das Bienenhaus. Er springt hinan, schleckt die würzigen Tropfen, und mag ihn das ganze Immenheer zürnend umschwärmen: er lacht ihres

Stachels, lädt sie sich auf den Pelz, wälzt sich am Boden, zerdrückt sie, frißt sie, und am Ende müssen die fleißigen Schaffnerinnen ihm die süße Labe überlassen sammt Haus und Hof. Oder er schleicht zum Garten, wo aus dem Laub rothwangige Birnen und schwarze Kirschen locken, versucht im Weinberg die Traube, oder er lauert am Bach, mit dem Fischreiher Halbpart zu machen, oder mit seinem Wedel den Krebs zu kitzeln und aus der Wasserhöhle an's Licht zu schmeicheln.

So währt das Lazzaronileben bis in den Herbst. Kommen da die kühlen Morgennebel über den Wald und mit ihnen die Züge der wandernden Luftsegler: dann geht's wieder zum Holz, und allerlei dramatische Impromptüs werden aufgeführt. Der Jäger stellt den Dohnenstrich; in künstlichen Sprenkeln legt er das Roth der Ebschbeere aus, mancher Drossel zum frühen Tode. Reinecke kennt das. Ehe noch der Jäger wacht, ist er auf dem Anstand. Er wartet unverdrossen, bis die Stimmen der müde und hungrig herabfallenden Vögel an sein Ohr schlagen. Er steht, stutzt, stiert. Hier und dort schwirrt ein lüsternes Paar um die Schlingen; ein Ziemer, eine schwarzglänzende Amsel stürzt hinein, sie schreit auf, schlägt mit den Flügeln, und im Augenblicke, flinken Sprunges, ist Reinecke zur Stelle. Er schwingt sich hinan, denn der Sprenkel steht hoch — aber eines Haares Breite fehlt, daß er sie erreiche. Der Vogel, der sich mit dem Fuße gefangen, flattert erschreckt in die Höhe, den Klauen des Mörders zu entgehen. Der Fuchs knirscht, springt wieder und wieder, immer hitziger, immer begieriger, die Nüstern ziehen sich krampfend zusammen, ein wollustvolles Grausen glüht in seinem Auge, der Schweif peitscht die Luft; aber es ist vergebens, bis er, da endlich dem gefesselten Thiere die Kraft versagt, sich zu einem gewaltigen Satze zusammenrafft und sein Opfer mit einem triumphirenden Schrei ergreift.

Aber die goldenen Tage sind bald vorüber. Die Felder stehen kahl, der Wald entlaubt; auch die letzten Wandervögel sind davongezogen, rauhe Stürme brausen über die Oede. Der Fuchs liegt in seiner Zelle, denn es giebt wenig zu jagen, und die gesammelten Vorräthe schützen ihn zunächst noch vor Mangel. Es ist eine triste, langweilige Zeit; er könnte seine Memoiren schreiben „Denknisse eines Fuchses“, wenn er nicht noch zu thatenlustig wäre und die Wirklichkeit ihn zu nah und rauh berührte, um sich in die Schatten der Vergangenheit zurückzuziehen. Statt dessen entwirft er Pläne für den Winterfeldzug, stellt sich Probleme, macht Sprungübungen, und horcht wachsam den Schüssen der Jagd, die dumpfwarnend in sein Lager hinunterdröhnen. Indessen drängt der Winter immer ungestümer heran. Bald liegt Alles erstarrt unter der weißen Decke, Seen und Bäche gefrieren tief hinab, die Bäume krachen vom Frost zerspalten, das Wild ächzt hungrig in den dichtesten Gründen, und Rabe, Krähe und Sperling haben längst die Straßen

der Städte und Dörfer gesucht. Reinecke darf das nicht. „Wenn ich ein Vöglein wär'!“ seufzt er und streicht lungernd hinter einem Bauerngehöft umher. Aber es läßt sich keine Feder spüren. Die Noth treibt ihn dem Walde zu, er ergeht sich in den düstersten Gedanken. Mit einem Male hebt er die Nase. Seine Augen blitzen. Ein lieblicher Duft weht ihm entgegen. Ha, was ist das? — Siehe da — mitten in der hungrigen Wildniß ein süßgebratenes Stück von Kater Hinze's Lende. Wie appetitlich! Ohne Zögern ist er verschlungen. Reinecke fühlt seine Lebensgeister neu erregt, „seine Augen werden wacker“, und wie von unsichtbaren Banden gezogen trabt er fürbaß. Und wahrlich! da liegt ein zweites Stück! Es ist kein Trugbild seiner Phantasie — es ist derselbe Duft, dasselbe Fleisch und Bein. Reinecke steht still, Ueberraschung und Argwohn in den Zügen. Wer war, wer ist der unbekannte Spender? Kehren die Tage der Märchen zurück? Er umschleicht auf scheuen Sohlen die Stelle, steht wieder still, legt sich, horcht, wirft die Augen spähend umher, springt wieder auf, um wieder niederzukauern. Nirgends ein Laut, nur die alten Föhren knarren; nirgends eine Spur, als die flüchtigen Hieroglyphen, die des Windes Finger in den Schnee geschrieben. Er betrachtet den Bissen noch einmal: „Wär' es eine Falle? — die Menschenkinder sind voll Args! — Schon mancher Edle fiel durch ihre List! — Aber nein — hinweg mit solchen Gespenstern!“ — und im Nu ist auch der zweite Brocken hinab!

O Reinecke! Reinecke! du bist verloren: — denn dort liegt noch ein dritter Bissen. In vollen Zügen schlürft der Hungergepeinigte das berauschende Arom, starrt verglasten Blickes auf die Lockung. Doch der innere Warner erhebt seine Stimme noch einmal. Und wieder umkreis't der Fuchs das leckere Mahl, wieder duckt er sich, legt das Gehör vorwärts, rückwärts, spitzt es, „sichert“ allenthalben. Und wieder ist Alles stumm, nur die Föhren knarren noch immer verdrossen. Es ist, als stocke der Athem der Natur. Der Fuchs fängt an zu sophistisiren, aber je länger er hinschaut auf das verhängnißvolle Gericht, desto wirrer werden seine Gedanken, desto wirrer sein Blick. Es flimmert ihm vor den Augen, der Duft betäubt ihn, er kann nicht los, er muß — und gält' es sein Leben — er muß hinzu. In einem wilden Satze springt er darauf los — da krach! schlägt das Eisen die zerschmetternden Zähne zusammen. —

So war der Schlaue doch nicht schlau genug! Er heult vor Wuth; aber es ist nicht Zeit zu ohnmächtiger Klage, denn Gefahr droht im Verzuge: Es gilt eine kühne That.

„Das Eisen zerschlug ihm den Lauf;
Sich zu retten giebt er ihn auf,
Amputirt sich selbst, wie grimmig es schmerze:
Er hat ein entschlossenes, tüchtiges Herze.“ (Laube.)

Einmal gefangen, denkt er, und nimmer wieder! und er jagt davon, leicht und frei, „als hätte er eben nur den Stiefel ausgezogen.“ Die Niederlage muß sein Genie neue Künste und neue Siege lehren.

Das ist Reinecke, der Held! Neben dem Muthe und der Stärke des Löwen mag sein Scharfsinn und seine List stehen, und will man auch der Deutschen Fabel nicht Recht geben, welche den grimmen Thierkönig von ihr überwunden werden läßt, so wird man doch dem Ausspruche jenes Spartanischen Politikers *) beipflichten können, der den Fuchspelz anzulegen rieth, wo es mit der Löwenhaut nicht gethan sei. Gewiß, der Fuchs ist bewundernswürdig; aber größer noch, bewundernswürdiger muß er uns erscheinen, wenn wir uns erinnern, daß man ihn vor des Eisens verführerischen Brocken verhungert gefunden hat, verhungert im Anblick der üppigsten Atzung. Ein Römer könnte nicht würdiger, resignirter enden.

— „des Leibes Drang,
Der oft den stärksten Menschen zwang,
War schwächer als der Klugheit Rath,
Den der Freiheit Sinn ihm gegeben hat;
Der Fuchs will lieber stoisch sterben,
Als um ein Bedürfniß schimpflich verderben.“ (Laube.)

*) Lysander.

Miscellen.

Schlichte Wahrheit zu Goethe's schöner Dichtung von Hermann und Dorothea. Als im Jahre 1732 die evangelischen Salzburger zu Tausenden dem nördlichen Deutschland zuzogen, begab sich was folgt. Eine Wanderschaar war in Altmühl angelangt. Zu dieser trat der Sohn eines vermögenden Bürgers und weilte bei ihr; ihn schien Mehr als die Theilnahme des Mitleids zu fesseln. Endlich trat er zu einer schönen Salzburgerin und fragte sie schüchtern, wie ihr das Land gefiele, und ob sie nicht bleiben und bei seinem Vater dienen wollte. In Eurem Lande, versetzte sie, gefällt mir's ganz wohl, und wenn Ihr mich annehmen wollt, so will ich Euch treu und fleißig dienen, ich kann das Feld bestellen, die Kühe melken, Gras mähen und trocknen. Er führte sie darauf zu seinem Vater und bat ihn, sie ihm zum Weibe zu geben, und als dieser von seiner Ueberraschung sich erholt hatte und

sie fragte, ob sie einwillige, antwortete sie: Ihr wollt mich foppen, Euer Sohn begehrte eine Magd, und da will ich mein Brot wohl erwerben. Als aber Beide auf ihrem Entschlusse beharrten, und der junge Bürger ihr ein Ehepfand überreichte, griff sie in ihren Busen, zog einen Beutel mit zweihundert Dukaten heraus und übergab sie ihm mit den Worten: Ich will Euch halten, wie mein Aug' im Kopfe, hier nehmt meinen Mahlschatz. — (Haase in der „Geschichte der Auswanderung der Salzburger.")

Seebäder. Der uralte Gebrauch der Meerbäder wurde in neuerer Zeit zuerst von England aus wieder in Aufnahme gebracht. Etwas später folgte Frankreich nach, wo 1776 zu Dieppe eine Seebadeanstalt errichtet ward. Deutschland blieb bis 1793 mit ähnlichen Anstalten zur Benutzung des Seewassers als eines Heilmittels zurück. Auf Lichtenberg's (in Göttingen) Anregung wurde der Gegenstand endlich auch von den Deutschen Aerzten in Betrachtung gezogen, und nachdem 1794 das Seebad in Dobberan eröffnet worden war, folgte 1797 Norderney, 1801 Travemünde, und in Kurzem verschiedene andere Plätze an beiden nördlichen Meeren. (S. Arnold Hirsch: Helgoland als Seebad, Hamburg, bei G. W. Niemeyer. 1852.)

Der Englische Reisende Fortune behauptet, wenn man China die Bambuspflanze nehme, zerstöre man das Land; denn nicht genug, daß die Chinesen mit dem Bambus regirt werden, brauchen sie das Gewächs zu den mannigfaltigsten Zwecken. Sie essen die jungen Triebe als Spargel und bereiten Konfitüren daraus. Sind die jungen Triebe zu alt und hart, daß sie nicht mehr zum Essen dienen, so macht man aus ihnen Hüte für Soldaten, Schilder, Regenschirme, Schuhsohlen, Balken zum Hausbau, Körbe, Stricke, Papier, Bleistifthalter, Portechaisen, Opiumpfeifen, Stackete; mit den Spänen, die gelegentlich abfallen, stopft man Kissen, und aus den Blättern webt man Mäntel, die „So-e" (d. i. Blätterkleid) heißen. Das ist aber noch lange nicht Alles. Aus dem Bambus werden Segel gemacht, Angelruthen, Fischkörbe, Bogen und Böte; die Bauern benutzen ihn zu Wasserleitungsröhren; man verfertigt daraus Wasserräder, Ackerpflüge, Eggen und verschiedene andere Werkzeuge. Aus den Wurzeln schnitzt man groteske Figuren, und Gerstäcker hat von seiner Weltfahrt auch ein musikalisches Instrument mitgebracht, das ganz aus Bambus besteht und durch Schütteln gespielt wird.

Hamburg. Gedruckt in J. B. Appel's Buchdruckerei.



Lesefrüchte
vom Felde der neuesten Literatur
begründet von
Dr. J. J. C. Pappe,
fortgesetzt und herausgegeben von Dr. C. F. G. Müller.
(Expedition: Rathhausstraße No. 10.)

1852. 3ter Band. 11tes Stück.

Die Erfurter Schützen.

(Fortsetzung.)

Ihr wißt, meine Lieben, daß ich im vorigen Jahre eine Geschäftsreise nach dem Erzgebirge machen mußte. In der Gegend von Zwickau war damals durch einen Handstreich der Preußen den Franzosen ein bedeutender Schaden zugefügt worden, und es wurde allgemein geglaubt, daß die Zwickauer nicht ganz ohne Schuld daran seien. Die Französische Mannschaft, die jetzt dort quartierte, verfuhr deßhalb mit schonungsloser Härte, und die allgemeine Stimmung wurde immer bitterer gegen sie. Zu meinem Unglück hatte ich die Bekanntschaft eines Französischen Officiers gemacht, die recht vertraulich zu werden anfing, und von da an ward ich überall mit ungünstigem Auge betrachtet. Eines Tages will ich mich, meiner Gewohnheit gemäß, zu meinem Freunde begeben, als ich mich, nahe bei dessen Wohnung, am Arm gefaßt fühle. Ich drehe mich um und sehe einen jungen Mann vor mir, der seiner patriotischen Gesinnung halber allgemein bekannt und beliebt war. „Wo wollen Sie hin?“ fragte er mich; sein Ton war aber nicht der einer freundlichen Neugierde, es lag etwas geheim drohendes darin. „Ich, mein Herr?“ erwiderte ich etwas frappirt; „was liegt Ihnen daran, meine Wege kennen zu lernen?“ — „Kennen zu lernen?“ — entgegnete er — „das ist nicht mehr nöthig, wir sind schon gut genug davon unterrichtet, hüten Sie sich! Nicht die Franzosen allein haben ihre geheime Polizei, auch wir sind auf unserer Hut und kennen unsere Leute, die der Beaufsichtigung bedürfen!“

Ich fühlte, daß mir das Blut zum Kopfe stieg; doch hielt ich noch so viel wie möglich an mich. „Was wollen Sie damit sagen?“ — frage ich und hatte ihn scharf in's Auge — „für wen halten Sie mich; glauben Sie etwa“ — „Für wen ich Sie halte?!“ — braus't' er auf — „was ich von Ihnen glaube? — Ich halte Sie

für Einen, der eben im Begriff steht, treulos die Sache des Vaterlandes zu verlassen, der ein Verräther, ein Spion werden will, es vielleicht schon ist!!"

Mehre Einwohner, die der lautgewordene Streit herbeigezogen hatte, stehen um uns her, mit meiner Mäßigung ist's vorbei; ich fasse meinen Gegner wüthend bei'm Kragen und schüttle ihn heftig. „Mensch, was unterstehn Sie sich!" rufe ich ihm zu; aber in diesem Augenblicke erhalte ich einen Schlag in's Gesicht und fühle mich von hinten gepackt. Jetzt galt es; ich schlage mit geballter Faust hinter mich und mein Angreifer liegt am Boden; schnell will ich davon eilen; aber von allen Seiten fühle ich mich gefaßt. „Mord! Mord!" rufen einige der Unsinnigen; ich wehre mich wie ein Rasender, aber sicher hätte ich unterliegen müssen, und dann wäre es schlimm geworden, wenn nicht in diesem Augenblicke eine Französische Patrouille mit meinem Freunde herbeigeeilt wäre, und mich wenigstens für den Augenblick von meinen Gegnern befreit hätte.

Kaum glaubte ich die Gefahr vorüber, als ich auch schon diese Hoffnung verlor, denn die herbeigekommene Polizei verlangte zur näheren Untersuchung sehr bestimmt meine Auslieferung, und die wachsende Zuschauerzahl schien ganz geneigt, dieß Verlangen kräftig zu unterstützen.

Ich blickte besorgt auf meinen Freund; doch dieser sah mich so bedeutungsvoll an und wandte sich dann mit einer solchen Zuversicht zu meinen Feinden, daß mein Muth und meine Hoffnung sich wieder etwas hoben.

„Ich bitte die Herren, sich durchaus nicht zu bemühen; dieser junge Mann hat heute Sr. Majestät dem Kaiser der Franzosen den Eid der Treue geleistet und wird morgen früh eingekleidet. Haben Sie etwas gegen ihn, so bitte ich, Ihre Klage bei der betreffenden Militairbehörde anzubringen; Sie haben aber jetzt weder das Recht, ihn zu arretiren, noch sonst etwas gegen denselben zu unternehmen!" und ehe noch die verdutzte Polizei sich entschließen konnte, war ich bei meinem Freunde in Sicherheit. — Hier nun überlegte ich das Gefährliche meiner Lage; ich begriff, daß dieß der einzige Weg gewesen war, mich dem erbitterten Volke und einer vielleicht langwierigen Untersuchung zu entziehen; ich sah aber auch ein, daß ich einen Vaterlands-Verrath von meiner Seite offen gestanden, und das versetzte mich in die peinlichste Stimmung.

Vor der Hand war indessen Nichts zu ändern; ich mußte die Französische Uniform anziehen und scheinbar in die Kompagnie meines Freundes eintreten; jeder meiner Schritte ward feindselig belauert, und Abends durfte ich gar nicht wagen auszugehen. Erst als nach kurzer Zeit die Abtheilung Zwickau verließ, wurde es mir möglich auszutreten und hierher zurückzukehren. — In dieser Unglückszeit war es, wo ich in unseren Reihen ein bekanntes Gesicht bemerkte; aber erst, als ich mich von ihm als Landsmann begrüßt hörte, als

mir der Mensch schadenfroh lachend zuraunte, daß nun wohl Keiner von uns sich Hannchen's Besitz träumen lassen dürfte — erst da erkannte ich in ihm meinen früheren Nebenbuhler, den Goldarbeiter Schimmer. Die möglichen Folgen meiner Unvorsichtigkeit fielen mir schwer auf's Herz und ich beschloß, keinem Menschenohre zu vertrauen, was mir begegnet, zumal da in Zwickau meine näheren Verhältnisse wenig bekannt waren, und ich nicht glauben durfte, daß Schimmer Erfurt je wieder betreten würde.

Denkt Euch nun heute Abend meinen Schrecken, als er mir höhnend entgegen tritt, voll Eifersucht mit Entdeckung meines Geheimnisses droht; ich kenne die hier herrschende mißtrauische Stimmung, mir fehlen alle Beweise meiner Unschuld, und jener ist fähig, sich zu ve.derben, wenn nur mein Untergang mit herbeigeführt wird. — Jetzt lieber Vater, rathen Sie mir; ich unterwerfe mich in Allem Ihrer größeren Erfahrung, Ihrem freieren Blicke!

Die Frauen sahen ängstlich auf dem Kommissarius, der mit mehrern „hm! hm!“ die Sache zu überdenken schien; endlich sprach er: „lassen Sie mich sorgen, lieber Edmund, es wird gehen und hilft der Himmel, so fangen wir den Burschen in seiner eigenen Schlinge.“

Des anderen Morgens früh hatte Herr Müller eine lange Unterredung mit dem Oberbürgermeister, und als er schied, drückte ihm der gestrenge Herr die Hand: „Sein Sie ganz ruhig, lieber Kommissarius; wir kennen den braven Schützenlieutnant, Ihren Herrn Schwiegersohn in spe, und kennen auch diesen sauberen Schimmer.“

Vater Müller schlug frohen Muthes den Weg nach Hause ein; als er aber um die nächste Ecke bog, sah er sich von einem feindlichen Blicke getroffen. Schimmer war es, der dem Hause des Oberbürgermeisters zuschritt, und sein trotzig tückisches Lächeln stimmte die Heiterkeit des alten Kommissarius bedeutend herab; es beschlich ihn ein ängstliches Gefühl und er ging langsam zurück, um in Schimmer's Mienen Glück oder Unglück zu lesen, wenn dieser das Stadtoberhaupt verlassen würde. Wohl eine Viertelstunde, die seiner Sorge zu Stunden wurde, mochte er vor dem Hause des letzteren auf- und abpatrouillirt haben, da that sich die Thür auf, und — kaum konnte Vater Müller einen freudigen Ausruf unterdrücken — begleitet von zwei bewaffneten Bürgern, die die geladenen Büchsen zum Schusse bereit hielten, trat der Goldschmied hinaus und ging, während der Kommissarius nach Hause eilte, um die frohe Botschaft zu verkündigen, mit verbissenem Ingrimm zwischen den Beiden die Straße hinab.

Spähend blitzten seine Augen unter den buschigen Brauen hervor, krampfhaft hatte er die Hände geballt, ein Zittern der Wuth überlief seinen ganzen Körper, und als sie, nahe den Graben, um die letzte Ecke bogen, die zu seinem Gefängnisse führte, da richtete

er sich höher auf, alle Muskeln spannten sich an und — das Werk eines Augenblickes — hatte er dem Hintermann das Gewehr entrissen, den Vordermann damit niedergeschlagen, und floh im verzweifeltem Laufe der Demarkationslinie zu. Da knallte es hinter ihm, er fühlte, daß die Kugel einen seiner Füße gestreift hatte, wie das Blut ihm warm in die Schuhe rieselte; ein stechender Schmerz hemmte die Schnelle seiner Flucht. Er durfte nicht hoffen, die Pallisaden zu überklimmen, fluchende Verfolger waren hinter ihm; schon sah er einen derselben nicht mehr fern von sich, er konnte fast berechnen, wann er eingeholt seyn würde; da drehte er sich rasch um, ein Schuß aus der, seiner Wache entrissenen Büchse, streckte den Nächsten nieder, die Waffe selbst schleuderte er unter die Nachfolgenden, die bestürzt einen Augenblick zurückwichen, im Nu hatte er die Gera erreicht, die hier die Reihe der Pallisaden unterbrach, sich hineingestürzt und klomm, eben als seine Verfolger das Ufer erreicht, jenseits auf das Französische Gebiet.

* * *

(Beschluß folgt.)

Das Jütische Zigeunermädchen.

Von Julius von Wickede.

— — In Jütland hausen noch wandernde, gänzlich heimathlose Zigeunerhorden; ohne Wohnsitz, ohne geregeltes Geschäft ziehen sie in größeren oder kleineren Horden umher, geborene Vagabonden seit vielen Generationen. Kunstlos gegrabene Erdhöhlen, nicht viel besser als das Loch, in dem der Dachs oder Fuchs sich verbirgt, sind ihre Wohnungen während der langen, strengen Wintermonate; Alt und Jung, Weib und Mann, Bruder und Schwester kauern darin bunt durch einander auf ärmlichem Lager von Stroh und Heidekraut. Im Sommer vertritt eine leichte Hütte, oder einige Lappen schmutziger Leinewand als Zelt ausgespannt, die Stelle dieser Erdhöhlen. Quacksalberei bei dem Vieh der Bauern, Flicken von Kesseln, Schleifen von Messern und Scheeren, Drahtbinden von alten Töpfen, auch wohl Mäklerdienste bei'm Pferde- und Kuhhandel, verbunden mit Betteln und Stehlen von Nahrungsmitteln, wenn sich gerade die Gelegenheit dazu giebt, ernährt dieß Geschlecht. In der unmittelbaren Nähe ihres jedesmaligen Wohnortes sollen sie auch hier niemals stehlen, sondern ihre Streifzüge immer auf einige Meilen aus-

---

*) S.: Aus dem Leben eines Touristen. Von Julius von Wickede. Altona, J. F. Hammerich, 1852. D. Red.

dehnen. Sie mausen dabei nie bedeutende Sachen, die eine Verfolgung nach sich ziehen können, sondern begnügen sich mit Kleinigkeiten, einigen Hähnern, oder einer Gans und Enten, oder einigen Metzen Kartoffeln, einigen Garben Getreide u. s. w. Wegen dieser Dinge eine lange Verfolgung anzustellen, ist der Jütländische Bauer zu träge, er begnügt sich, wenn er den Verlust entdeckt, den wohl bekannten Dieben einige derbe Verwünschungen nachzusenden. Dabei sind die Zigeuner vom Bauer auch gefürchtet. Er glaubt dieselben im Besitz mancher übernatürlichen Kräfte, sie können ihm sein Vieh verhexen und den Brand in das Korn bringen; er scheut sich daher, Rache herauf zu beschwören. Uebrigens glauben auch andere Leute in Jütland, daß die Zigeuner im Besitz mancher Kenntnisse der Natur sind, und namentlich durch Anwendung sympathetischer Mittel außergewöhnliche Kuren vollbringen. Trotzdem sind sie vom Landvolke sehr verachtet, und selbst der gemeinste Knecht hält sich zu gut, mit ihnen aus einem Glase zu trinken. Kein Jüte wird je ein Zigeuner- oder „Tater“-Mädchen, wie die Zigeuner hier oben heißen, heirathen. Diese Kinder der Fremde sind hier wie überall größtentheils schlanke, elastische Gestalten, von feinem Knochenbau, mit ausdrucksvollen, echt orientalische Zügen. An körperlicher Stärke können sie es mit dem Landvolke nicht aufnehmen, haben auch eine unbesiegbare Abneigung gegen jede anstrengende, anhaltende Arbeit; an Schnelligkeit und Gewandtheit übertreffen sie die Eingebornen bei Weitem. Gleich stehen sie den Bauern in der Liebe zur Unreinlichkeit, dieß ist die einzige Sympathie, die zwischen Beiden herrscht. Ihre Kleidung besteht natürlich in Lumpen aller Art, wie man sie nur auf dem schmutzigsten Trödelmarkt finden kann, dabei aber möglichst grelle, bunte Farben. Die abgetragene rothe Dänische Uniform oder gar Husarenjacken mit bunten Schnüren stehen bei ihnen in erstaunlichen Ansehen, und werden zum höchsten Putz gerechnet. Auch die Frauen kleiden sich möglichst bunt und abenteuerlich, und lieben es, sich mit allerlei Flittern und Fetzen, die oft so schmutzig sind, daß man kaum die Farbe mehr an ihnen erkennen kann, zu behängen. Unter den jungen Mädchen bis 16, 18 Jahren sind oft große Schönheiten, anmuthig schlanke Gestalten mit regelmäßigen Zügen; die älteren Weiber sind, wie im Süden, elend, oft von wirklich abschreckender Häßlichkeit. Die Fruchtbarkeit bei diesen Zigeunern, die übrigens keine förmliche Ehe haben, obgleich sie sich äußerlich zum Christenthum bekennen, ist sehr groß, und doch ist ihre Zahl im Abnehmen begriffen, da viele Kinder jung sterben sollen. Man hat auch hier in Jütland versucht, sie an eine regelmäßige Lebensweise zu gewöhnen; mit der Zeit dürfte dieß gelingen, vorläufig hat's wenig Erfolg gehabt.

Im Sommer 1849, wo Kriegsschaaren aus allen Deutschen Gauen die düsteren Heiden durchzogen, hatte eine der schwarzäugigen Töchter dieses unbekannten Stammes eine wirklich rührende Liebe

zu einem hübschen Reiterunterofficier der Deutschen Reichstruppen gefaßt. Es war eine schlanke, junge Dirne, kaum 18 Jahre alt, von seltener Schönheit. Ihrem Geliebten oder vielmehr Gebieter, denn das war er im unumschränkten Sinne, zu gefallen, hatte die wilde Schöne der Heide sich auch einer größeren Reinlichkeit wie sie sonst wohl gewohnt war, beflissen, und er hatte ihr auch eine bessere Kleidung, eine Art von Regimentstochter-Uniform, die wahrscheinlich schon oft auf Hamburger oder Kopenhagener Maskenbällen gedient hatte, geschenkt, welche ihre Reize in ein ziemlich vortheilhaftes Licht stellten.

Die Liebe, die dieß Mädchen zu dem Unterofficier hegte, war unerhört, der treueste Hund kann seinem Herrn nicht mit größerer Anhänglichkeit folgen. Mochte der kalte Nordwind noch so brausend über die öde Heide stürmen oder starke Regengüsse Tage lang vom Himmel gießen, sie wich auf dem Marsche nicht von ihm; im Bivouak kauerte sie sich wie eine Schlange zusammengewickelt an ihn, im seltenen Quartier des Bauernhauses schlief sie auf der Diele oder im Stall bei seinen Pferden, wenn in der Stube kein Platz für sie war. Auf allen Märschen und Patrouillenritten, gleichviel ob im schlechtesten Wetter oder der brennenden Sonnenhitze, lief sie unermüdet mit der Schnelligkeit und Behendigkeit eines Windspieles neben den Pferden her. War ihr Geliebter auf Vorposten, so fehlte sie gewiß nicht bei seinem Pferde, schweifte aber oft Stunden lang in größeren oder kleineren Kreisen umher, um die Gegend abzuspähen und zu erkunden, ob die Dänischen Streifschaaren einen heimlichen Ueberfall beabsichtigten. Dadurch war sie dem kleinem Reiterdetachement von vielem Nutzen, weßhalb auch zuletzt die Soldaten anfingen, große Stücke auf ihr „schwarzbraunes Zigeunermägdelein", wie sie dieselbe nannten, zu halten.

Im Anfang freilich hatte sie oft als Zielscheibe für rohen Spott aller Art dienen müssen, sie war bisweilen mit Mühe zudringlichen Liebkosungen entgangen. Hatte sie doch einem Reiter, der ihr mit ungestümer Bewerbung zugesetzt, gleich einer wilden Katze so das Gesicht zerhackt und zerbissen, daß er auf Wochen in das Lazareth zurück geschickt werden mußte. Unermüdlich sorgte sie für die möglichst gute Verpflegung ihres Geliebten, wovon die Kameraden auch ihren Vortheil, die Jütländischen Bauernfrauen aber manchen Nachtheil hatten. Mit der Schlauheit einer Katze verstand dieß Mädchen Lebensmittel aus den Bauernhäusern zu entwenden, und einen schweren Schinken oder ein Paar Hühner mitten aus einem der mit Menschen vollgepfropften Häuser herauszuziehen, ohne daß das Mindeste davon gemerkt wurde; sie hatte eine Leichtigkeit und Schnellkraft des Körpers, die in der That wunderbar war. Ueber ein vollbepacktes Kavalleriepferd mit graziösem Schwung zu setzen, war ihr ein Spiel, und bei einiger Ausbildung wäre sie gewiß die voll-

endetste Kunstreiterin geworden. — Ihr Verschwinden war eben so romantisch wie ihre ganze Erscheinung.

Das Detachement, bei dem ihr Unterofficier stand, befand sich auf weit vorgeschobenem Vorposten, so daß es leicht einer Aufhebung von Dänischen Streifkorps ausgesetzt war. Diese waren durch ihre zahlreichen Spione trefflich unterrichtet, denn jeder Jütländische Bauer, ja jede Frau, jedes Kind diente den Dänen so gut sie nur konnten. Die Dänen hatten in letzter Zeit schon mehre derartige Ueberfälle versucht, und erst wenige Tage vorher an 60 Kurhessische Husaren gefangen genommen.

Es war eine dunkele, stürmende Nacht und der Regen goß in Strömen vom Himmel herab, so daß man mit Mühe das Wachfeuer im Brand erhalten konnte. So recht zum Ueberfall war das Wetter gemacht, denn der Wind braus'te so stark, daß man nicht auf 20 Schritte weit die Annäherung einer Truppenabtheilung gehört hätte, und das Wasser machte die Luft so dick, daß die Augen nur geringe Dienste leisteten. Mißmuthig lagen die Reiter um das qualmende Feuer, denn ihre Kleidung war durchnäßt, die Branntweinflaschen hatten ihren wärmendrn Inhalt schon längst hergeben müssen, und lange unbehagliche 24 Stunden standen noch bevor, bis die neue Ablösung erschien. Mit den Köpfen gegen das Feuer gekehrt, eng zusammengedrängt, als wollten sie dadurch Schutz gegen Wind und Regen finden, standen die Reiterpferde dicht hinter den Lagernden. Oft streckte ein oder das andere der Thiere seinen Hals über den Reiter, der dicht vor seinen Füßen lag, blickte mit den dunkelen Augen neugierig in die Gluth des Feuers oder schnoberte mit dem Maule an seinen Haaren umher, um ihn seiner Anhänglichkeit zu versichern.

Die eine Hälfte der Pferde war abgezäumt und kaute den schlechten Hafer aus den um den Hals gehängten Futterbeuteln, während die andere völlig aufgezäumt und gesattelt bereit stand. Vor- und seitwärts vom Feuer hielten in genügender Entfernung die einzelnen Vedetten, den Karabiner im Arm, eifrig besorgt, soweit Wind und Regen gestatteten, eine etwaige Annäherung des Feindes zu erspähen. „Das braune Zigeunermägdlein“ oder die „Preciosa“, wie die Soldaten sie auch nannten, war, ihrer Gewohnheit gemäß, bald nach Eintritt der Dunkelheit aufgebrochen, die Gegend auf mehre Stunden vorwärts nach dem Feinde zu durchspähen. Das Ungestüm des Wetters hinderte sie nicht im Mindesten an diesem beschwerlichen Dienst, den allein der Drang des Herzens ihr gebot. Was konnte ihr, der Tochter der Heide, geboren im kunstlosen Erdloch, aufgewachsen im wilden Spiel der Elemente, auch Regen und Wind thun? Wie ein Reh, dem sie in ihrer ganzen Erscheinung glich, achtete auch sie des Wolkenbruchs nicht sehr, und verschmähte es sogar, einen Hut auf das lange bläulich-schwarze Haar zu setzen. Schon ein Paar Stunden war sie abwesend, end-

lich tauchte ihre schlanke Gestalt plötzlich aus der Dunkelheit auf, in wenigen Sekunden stand sie am Feuer neben den Geliebten. So lautlos war ihr leichter Gang gewesen, daß sie mitten zwischen den sorgsam lauschenden Vedetten durchgeschlüpft war, ohne daß diese ihre Annäherung nur entdeckt hätten. In sichtbarer Aufregung hatte sie ihrem Unterofficier die Kunde in ihrer kauderwelsch gebrochenen Mundart zugeflistert, wie sie in sichere Erfahrung gebracht, daß ein starkes Dänisches Detachement gegen diesen Vorposten ausgeschickt sei, und freudige Lebendigkeit verbreitete diese Kunde unter den Reitern, es war eine kleine Abwechselung in der Einförmigkeit der langen kalten Nacht. Rasch wurden alle Pferde vollständig gesattelt und gezäumt, die Vedetten instruirt und Alles bereitet, den Feind nachdrücklich zu empfangen. Auch die Verbindungsposten mit dem rückwärts liegenden Hauptkorps wurden vermehrt, um dieses leicht und sicher in Kenntniß zu setzen, wenn die Dänen wirklich vorrücken sollten. Das arme Zigeunermädchen sah allen diesen kriegerischen Vorbereitungen mit großer Unruhe zu, da sie Besorgniß um den Geliebten hegte. Einen Bissen Brod genoß sie, nahm einen Schluck Brantwein, warf sich dann dem Unterofficier, der viel zu sehr mit den Anordnungen des Dienstes beschäftigt war, um sie trösten und liebkosen zu können, um den Hals, gab ihm einen heißen Kuß, sagte, sie wolle wieder nach dem Feind spähen, und flog dann wie ein Pfeil in die dunkele Nacht hinein, so daß sie augenblicklich verschwunden war.

Eine Stunde darauf versuchten die Dänen in der That einen Ueberfall, allein die vorbereiteten Posten waren zu wachsam, die Feldwache schon auf den Pferden; einige unschädlich gewechselte Karabinerschüsse blitzten von beiden Seiten durch die Nacht, dann zogen sich die Dänen wieder zurück und Alles wurde ruhig. Die Dunkelheit, welche so groß war, daß der Reiter kaum den Kopf seines Pferdes erkennen konnte, erlaubte ein weiteres Gefecht oder gar die Verfolgung des Feindes nicht. Bald lagerten die Deutschen Reiter wieder in der früheren Weise um das Feuer und harrten ihrer Preciosa, um dieser für ihre wohl angebrachte Warnung zu danken. Allein vergebens, die Nacht so wie der folgende Tag verstrich, die Zigeunerin erschien nicht wieder. Vergeblich waren alle Nachforschungen, die man sogleich und später bei'm Wiedervorrücken in Jütland nach derselben anstellte, keine Spur war von dem wilden Kinde zu entdecken, sie blieb verschwunden. Später wollte man erfahren haben, Jütländische Bauern hätten ein Zigeunermädchen aus Rache erschlagen, weil sie Deutschen spionirt hatte. Es war aber ein ganz unsicheres Gerücht. — Das Verschwinden in dieser Nacht hat jedenfalls dieß Kind der Natur vor schwerem späterem Leid bewahrt: ganz im Vollgenuß ihrer Liebe ist sie ohne Enttäuschung geschieden; der Unterofficier, dem sie mit so leidenschaftlicher Neigung anhing, soll zu Hause schon eine andere Braut

gehabt haben, die reiche Tochter eines Mehlhändlers, die ihm das Geschäft des Vaters als Mitgift mitbringen wird. Der zum Mehlhändler avancirte Reiterunterofficier hätte die bettelnde Zigeunerin vielleicht später mit harten Worten von seiner Thür gewiesen. Die Reiter aber werden noch lange in ihrer Heimath von dem „schwarzbraunen Zigeuner-Mägdlein“ dort oben auf der Jütländischen Heide zu erzählen wissen. Sie war ein guter Stoff zu einem Volks- oder Soldatenliede. —

Goslar.

Von Dr. C. W. Spiker.*)

Diese alte, ehedem so glanzreiche Kaiserstadt, ist das Bild heruntergekommener Größe und vergänglicher Herrlichkeit. Kaiser Heinrich I., der tapfere und kräftige Braunschweiger, der Städtegründer und Sieger in der großen Hunnenschlacht, Deutschlands mächtiger Grenzenhüter, verlebte hier seine Jugend. Er liebte die Jagd und den Vogelfang, und zu beiden gab ihm der Harz reiche Nahrung. Tagelang durchstreifte er mit Lanze und Bogen das dichte Gebüsch und das felsige Gebirge und überall hatte er seine Vogelheerde und Dohnenstiege aufgestellt. Hier fand ihn nach langem Suchen der Herzog Eberhard von Franken, um ihm nach dem Rath des sterbenden Kaisers Konrad und im Auftrage der Reichsfürsten die Krone und den Scepter über Deutschland in seine Hände zu legen. In dem Glanz des Kaiserthrons und unter den Siegen über Wenden und Sorben, Hunnen und Dänen vergaß er den Schauplatz seiner Jugendfreuden nicht. Am Fuße des nordwestlichen Harzes, neben der klaren und heiteren Gose vereinte er etliche zerstreut liegende Dörfer zu einer Stadt und nannte Goslar, nach dem befestigten Wehrlager (Gose-Lar) wie er deren mehre zum Schutz der Reichsgrenze und als Uebungsplatz für die waffenfähige Mannschaft anlegte. Dieß geschah um das Jahr 924. Der edle, hochherzige Kaiser machte Goslar zum steten Gegenstand seiner Sorge, erweiterte und befestigte es mit jedem Jahre und freute sich seines wachsenden Flors. Kaiser Otto I., des großen Vaters würdiger Sohn, eröffnete die Erzadern des Rammelsberges, zog eine Kolonie Franken herbei, erweiterte die Stadt, legte den Grund zu der Kaiserlichen Pfalz und weilte gern nach blutigen Kämpfen in der schöngelegenen Stadt.

Unter Heinrich II. wurden in den Jahren 1006 und 1015 zu Goslar Reichsversammlung gehalten. Ihre Glanzperiode aber

*) Aus Dessen: „Der Harz. Seine Geschichte, Ruinen und Sagen“. Berlin, Gebauersche Buchhandlung, 1852. D. Red.

feierte die Stadt unter der Regierung Heinrichs III. und Heinrichs IV. Ersterer schmückte dieselbe mit einer prächtigen Pfalz und berief sogar 1056 den Papst Victor II. hieher, um den sechsjährigen Sohn zu krönen, wurde aber unter den Ergötzlichkeiten der Jagd in den Wäldern des Harzes von einer Krankheit ergriffen und starb zu Goslar unter den Segnungen des Papstes. Heinrich IV., 1050 in Goslar geboren, hing mit großer Liebe an seiner Vaterstadt und weilte in derselben oft und lange. Er machte aber dadurch auch die Umgegend zum Schauplatz blutiger Kämpfe. Der Bischof von Hildesheim, zu dessen Sprengel Goslar gehörte, und der Abt von Fulda, des Kaisers Erzkanzler, ließen ihre Rangstreitigkeiten in offene Fehde ausbrechen. Es kam vor den Thoren der Reichsstadt zu dem sogenannten „Goslaer Blutbade“, so daß Heinreich IV. aus der Stadt flüchten mußte.

Goslar wurde 1073 von sechzigtausend Sachsen belagert, Heinrich IV. mußte sich auf die Harzburg flüchten, und als auch diese belagert wurde, bei nächtlicher Weile durch die Flucht sich retten, bis durch die mörderische Schlacht beim Kloster Hohenburg 1075 die letzte Kraft der Sachsen gebrochen wurde. Ueberall am Harz Krieg und Kriegsgeschrei, Mord und Brand.

Ein Jahr später war der Kaiser am Rhein beschäftigt. Der Bischof Buko von Halberstadt, ein muthiger Schutzherr der Sachsen, wollte mit dem Herzog Eckbert von Braunschweig neue Unternehmungen gegen Heinrich IV. verabreden und bestimmte unglücklicherweise Goslar zum Ort ihrer Zusammenkunft. Kaum ist er hier angekommen, als die Kaiserlich gesinnten Bürger seine Wohnung umlagern und bestürmen, sein Gefolge ermorden, und als der Bischof sein Zimmer fest verschlossen und verrammelt hatte, die Decke zertrümmern und den Betenden mit einer Lanze durchbohren. Die Leiche des Ermordeten wurde am folgenden Tage im Kloster Ilsenburg beigesetzt. König Lothar hielt in Goslar 1130 einen glänzenden Fürstentag und Konrad III. das feierliche Gericht über Heinrich den Stolzen von Sachsen. In seinen Kämpfen mit Kaiser Friedrich I. hätte Heinrich der Löwe das reiche und feste Goslar gar gern in Besitz gehabt. Bei einem heimlichen Ueberfall wurde er mit großem Verlust zurückgeschlagen und rächte sich durch die Zerstörung der Treib- und Schmelzhütten und der nahen Burgfesten Reinstein, Lichtenberg, Staufenburg und Herzberg. Doch dem Sohn, Kaiser Otto IV., dem tapfern und weisen Welfenfürsten, gelang, was dem Vater nicht hatte gelingen wollen. In seinem langen Kampfe mit Philipp von Schwaben hielt es das stolze und reiche Goslar mit dem Gegenkaiser. Otto belagerte sie, mußte jedoch, als Philipp, vom Erzbischof von Magdeburg mit einem stattlichen Heere unterstützt, in Sachsen einfiel, die Belagerung aufgeben, warf aber noch eine starke Besatzung in die Festen Lichtenberg und Herlingsburg, von denen die erste westlich von der Stadt, die

andere östlich zwischen Widela und Wienenburg lag. „So mußte, — sagt der Chronikenschreiber Hanemann — die Stadt die festesten Schlösser als eine gefährliche Brille immer vor Augen haben.“ Häufige Ausfälle wurden aus derselben gemacht, alle Zufuhr abgeschnitten, Handel und Wandel zerstört. Es entstand eine große Hungersnoth und viele Hunderte wanderten aus. Plötzlich zog Graf Herrmann von Wernigerode, ein Anhänger Philipps, heran und eroberte das Schloß Lichtenberg; Philipp selbst berannte die Hertingsburg.

Da rückte Kaiser Otto mit großer Heeresmacht heran und Philipp, der sich ihm nicht gewachsen fühlte, verließ eiligst die Gegend. Der Kaiser übergab 1205 seinem Truchses und Obersten Graf Gunzelin von Peine das Kommando, der sofort Goslar belagerte, in der Nacht bei Kloster Neuwerk die Mauer erstieg, die Wächter erwürgte und nach kurzer Gegenwehr die Stadt eroberte. Dieser Handstreich soll ihm durch Verrätherei der Domina im Kloster, Antonia, gelungen seyn. Es sollen drei Tage lang die erbeuteten Schätze auf Lastwagen fortgefahren worden seyn. Erst 1209 zog Otto IV. in die ihm wieder befreundete Stadt ein und verweilte einige Monate in derselben. Als aber sein zweiter Gegner Friedrich II., Herzog von Schwaben, viel Anhang im Reiche fand, huldigte ihm das wandelbare Goslar aus alter Anhänglichkeit an das Schwäbische Haus. Dafür hatten sich die Bürger großer Gunst zu erfreuen. Die unglückliche Schlacht bei Bovines 1214 gegen Frankreich brach Otto's Macht und Ehre. In die Acht und in den Bann gethan, zog er sich in seine Erblande zurück und starb 1218 auf seiner Harzburg.

Der letzte Kaiser, der Goslar besuchte, war Wilhelm von Holland, der nach seiner Vermählung mit der Tochter des Herzogs Otto von Braunschweig im Frühjahr 1253 einige Tage in der mit den Reichsvoigtsrechten begabten Stadt verweilte. Mittlerweile war dieselbe 1241 der Deutschen Hanse beigetreten, trieb einen bedeutenden Handel und regelte ihre Verwaltung nach den sogenannten „Goslarischen Statuten“, die von mehren Norddeutschen Städten den ihrigen zu Grunde gelegt wurden. Dabei beseelte die Bürger ein kriegerischer Geist und in mehren Fehden mit den benachbarten Burgherrn bedeckten sie sich mit dem Ruhm der Tapferkeit und Furchtlosigkeit, besonders in den siegreichen Kämpfen mit der Harzburg. Als nach der Erfindung des Schießpulvers die bisherige Befestigung der Stadt nicht mehr genügte, wurden die gewaltigen Zwinger angelegt, von denen später die Rede seyn wird. Dabei erlangten die Gilden eine große Macht und theilten sich in der Herrschaft mit den alten patrizischen Familien.

Im Jahre 1521 nahm die Stadt bis auf einige Stifter die Reformation an und als der stürmische Geist der Bürger sich verleiten ließ, 1540 das Georgenkloster zu zerstören, begann für Goslar

der Verfall ihrer ehemaligen Größe. Sie wurde in die Reichsacht gethan und dem Herzog Heinrich von Braunschweig die Vollziehung derselben aufgetragen. Dieser kriegerische Fürst, dem längst nach den reichen Forsten und Bergwerken der übermüthigen Stadt gelüstete, vollführte seinen Auftrag mit aller Härte und Willkühr. Seine Raubschaaren lagerten an allen Heerstraßen, überfielen die Kaufleute, machten die Bergleute zu Gefangenen, zerstörten die Mühlen und Eisenhütten und brachten so viel Drangsal über die Stadt, daß diese sich endlich 1552 zu dem unheilvollen Vergleich im Kloster Reichenbach verstehen mußte, nach welchem sie das Bergwerk im Rammelsberge bis auf vier Gruben und einen großen Theil der städtischen Forsten abtreten, alle Schuldverschreibungen der Braunschweigischen Fürsten herausgeben, ein jährliches Schutzgeld von fünfhundert Thalern zahlen und zehn Stück Geschütz abliefern mußte. Als Züchtigung für die Theilnahme am Schmalkaldischen Bunde hatte Karl V. der Stadt eine Strafe von 40,000 Goldgulden auferlegt und die Auslieferung von zwölf Kanonen verlangt.

Damit war die Kraft Goslars gebrochen. Die Drangsale der Dreißigjährigen Krieges haben wenige Städte so schmerzlich empfunden als diese alte Kaiserstadt. Im Jahre 1625 wurde es hart belagert, doch nicht erobert; aber 1632 rückten die Schweden ein und nahmen außer den Plünderungen in den Häusern 60,000 Gulden und zwölf Kanonen mit. Innere Partheiungen zerrütteten die Stadt, Pest und Hungersnoth griffen verheerend um sich. Kriegskontributionen und Lieferungen erschöpften alle öffentliche und Privat-Kassen, Geistliche, Schullehrer und Beamte erhielten keinen Sold, nicht einmal der Nachtwächter konnte bezahlt werden, die Schulen wurden geschlossen, die Stadt war wie ausgestorben. Als nach dem Westphälischen Frieden Deutschland wieder freier aufathmete, erholte sich auch das zerrüttete Stadtwesen Goslars von seinen schweren Wunden, aber die unruhige Bürgerschaft verlangte eine demokratische Verfassung, die ihr auch im Kurzrockschen Vergleich gewährt wurde, womit sie aber den Keim zu neuen Zerrüttungen gelegt hatte. Num kam noch dazu 1728 eine verheerende Feuersbrunst, welche die schöne Stephanskirche und 186 Häuser in Schutt legte und eine noch schrecklichere im Jahre 1780, welche 218 Wohnhäuser in Aschenhaufen verwandelte.

Ihre Reichsfreiheit verlor die Stadt im Jahre 1803. Sie kam an Preußen und segnet noch jetzt das Andenken des Geheimraths von Dohm, dem Friedrich Wilhelm III. die Regulirung der städtischen Angelegenheiten aufgetragen hatte. Als einen durch Geist, Grundsätze und Verdienste ausgezeichneten Staatsmann hat sich der Edelgesinnte auch hier bewährt. Die Fonds der aufgehobenen Stifter und Klöster verblieben der Stadt und wurden besonders zur Verbesserung des Kirchen- und Schulwesens verwandt. Als die Stadt 1807 dem Königreich Westphalen einverleibt wurde, schied

auch sie mit Schmerz aus dem Schutz der Hohenzollern, freute sich aber als nach sieben schweren, verhängnißvollen Jahren der Preußische Aar wieder seine Fittige über sie breitete. Durch den Wiener Kongreß wurde sie 1816 dem Königreich Hannover einverleibt und ich habe mich der Liebe und Treue, mit welcher die Einwohner ihrem Könige Ernst August ergeben waren, herzlich gefreut. Im Jahre 1838 hatte er etliche Tage in Goslar verweilt und Wen ich sprach, rühmte die Leutseligkeit, die Biederkeit, das offene freie Wesen des verehrten Herrn.

Wenn man Goslar mit seinen vielen Kirchen und Thürmen, in einer grünen fruchtbaren Au, umschlossen von hohen Bergen und Waldungen in der Ferne sieht und aus der Geschichte seine ehemalige Größe und Bedeutsamkeit kennt, so erwartet man eine umfangreiche Stadt mit alterthümlichen Kunstwerken, stattlichen Gebäuden und schätzbaren Denkmälern aus alter Zeit; aber man sieht sich unangenehm enttäuscht, wenn man enge Straßen, krumme Gassen, gedrückte Häuser, eingezwängte öffentliche Plätze und schlechtes Pflaster findet. Nur die Kirchen, das Rathhaus, die Kaiserwarth, die neue Kaserne mit einigen Privathäusern ragen über die finstern mit Schindeln gedeckten Häuser hervor. Die größte und schönste Kirche ist die Marktkirche, im Altdeutschen Stil mit zwei Thürmen. In der stürmischen Nacht zum fünfzehnten Juli 1844 entstand eine Feuersbrunst. Der Wind trieb aus einem Schusterhause einen Pechklumpen gegen den Spitzthurm, der das Gebälk sogleich in Flammen setzte. Diese fanden durch den Glockenstuhl einen Zugang zu dem Kuppelthurm und setzten auch diesen in Brand. Auch die Orgel mit ihrem Chor brannte nieder. Die Kirche wurde neu und geschmackvoll restaurirt, die Thürme bekamen ihre alte Größe und Festigkeit und ein schönes Orgelwerk von dem Orgelbauer Engelhardt in Herzberg war im Jahre 1850 vollendet. Der geschickte Organist Fenkner und der berühmte Orgelkomponist Riem aus Bremen, der sich zum Besuch hier aufhielt, hatte die Güte, mir durch ihr meisterhaftes Spiel die Kraft und Fülle, die Rundung und Anmuth, sowie den harmonischen Zusammenklang der 46 Register recht anschaulich zu machen.

Ich bestieg den Kuppelthurm und wurde überrascht durch das weite, herrliche Panorama. Unter sich sieht man die Stadt, eng zusammengebaut, mit ihren Gärten, Wällen und Thürmen. Eine weite belebte Flur mit zahllosen Dörfern, Mühlen und Erzhütten wird nach Norden und Nordosten durch die Städte Braunschweig, Wolfenbüttel, Quedlinburg und Halberstadt begrenzt. Dazwischen schlängeln die Ocker, Ecker und Ilse ihre silbernen Wogen. Auf den üppigen Wiesen weiden zahlreiche Heerden von Hornvieh und Pferden. Die Landstraßen sind nach allen Richtungen hin belebt und auf dem Wege nach der alten Welfenstadt sieht man der dampfenden Lokomotive leichtes Gewölk aufsteigen. Eine Reihe von

Bergen umschließt südlich und westlich die reich geschmückte Landschaft; der höhere Petersberg mit dem sich ihm traulich anschmiegenden Rosenberg, geschmückt mit schönen Gartenanlagen; der Sudmerberg, glatt und rund, mit seiner alten Warte; der felsige Steinberg mit den Trümmern des Stammschlosses dieses alten Geschlechts, an dessen Fuß ein grüner Anger mit dem Schützenhause, auf dem sich an Sonn- und Feiertagen fröhliche Leute ohne Zahl aus der Nähe und Ferne zur geselligen Lust versammeln; der hochragende Rammelsberg mit seinen Seitengenossen, auf den die Goslaer als ihren alten Schätzenhüter mit Stolz und Freude blicken; der grünbelaubte Nordberg mit dem bescheidenen Kattenberg, erinnernd an die alten kräftigen Urbewohner dieser Gegend; im Hintergrunde die Harzburg, den alten Schirmherrn und Wächter des Unterharzes. Was mir noch dicht vor meinen Augen Bewunderung abnöthigte, war der schlanke Bau und das kunstreich gefügte Dach des zweiten Thurms. Das Spitzdach ist mit Schiefer gedeckt, aber so regelmäßig, fest und kunstreich in einander gefügt und zugleich so elegant und sauber, wie es der Geometer auf dem Reißbrett nur immer auszuführen vermag. Wie das schwebend in freier Luft, in einer Höhe von zweihundert Fuß möglich ist, erregt in der That Bewunderung. (Beschluß folgt.)

Florenz.

(Beschluß.)

Von Lucas Kranach besitzt Florenz eine Anzahl von Jagdstücken und Bildnissen. Die bedeutendsten unter den letztern sind die Luther's und Melanchthon's, welche Kranach bekanntlich sehr oft gemalt hat, aber vielleicht nie mit so glücklicher Hand und so beredtem Ausdruck wie hier. Melanchthon besonders schaut so lebendig aus der Leinwand heraus, daß man auf den ersten Blick die Ueberzeugung von der vollkommenen Wahrheit und Treue des Bildes gewinnt — ein feiner, nach unten ganz spitz zulaufender Kopf, mit klugen, ja sogar etwas schlauen Augen, gedankenvoller Stirn und ascetischen Wangen; man könnte darunter schreiben: Geheimer Oberkirchenrath.

Sehr anziehend für mich war auch das Bildniß Alfieri's, von ich weiß nicht welchem Französischen Maler. Alfieri ist einer jener Männer von hohem Sinn und stolzem Geist, an denen das neue Italien inmitten seines nationalen Elends reicher ist als viele andere Länder, ein großer Charakter in einer kleinen Zeit, eine von patriotischer Begeisterung und von patriotischem Schmerze flammende

Seele, inmitten eines Volks, das sich selbst verloren hat. Aber die Zukunft ist keinem Volke verloren, welches seine Alfieri, seine Manzoni, seine Pepe, seine Tommaseo, seine Manini und so manche andere Männer hat, deren Namen besser ungenannt bleiben. Man hat mehrfach auf die Aehnlichkeit Alfieri's mit Schiller aufmerksam gemacht, und sie ist in der That auffallend, in der Bildung des Kopfes und im Ausdruck des Gesichtes nicht minder als in manchen Aeußerlichkeiten, dem umgeschlagenen Hemdkragen, dem gelockten rothen Haar. Aber in der Haltung Beider waltet ein charakteristischer Unterschied ob. Schiller wird uns je und immer mit gesenktem Blick dargestellt, im Stuttgarter Standbild, wie in dem Kupferstich vor seinen Werken; Alfieri dagegen in dem Florentinischen Bildnisse hat das Auge nach oben gerichtet. Das Eine wie das Andere ist gewiß nichts Zufälliges. Aristoteles, der scharfe Beobachter und wahrscheinlich der größte Kenner der Natur, den wir jemals gehabt haben, sagt irgendwo: der Mensch, wenn er zur Erde niedersieht, denkt an die Vergangenheit, wenn er emporblickt, an die Zukunft. Es ist für Jedermann leicht, diesen Satz mit der Beobachtung zusammenzuhalten und sich dessen Bestätigung aus der täglichen Erfahrung zu holen. Einen Beitrag zu diesem Erfahrungsbeweise geben auch die Bildnisse Schiller's und Alfieri's. Jener kehrte aus rein dichterischem Triebe aus der unpoetischen Gegenwart zurück in die klassischen und romantischen Zeiten; dieser wandte sich an die Vergangenheit, nur um Waffen von ihr zu borgen im Dienste der Zukunft — Schiller lebt von der Erinnerung, Alfieri von der Hoffnung.

Die kostbarsten Werke der Bildhauerkunst und der Malerei, welche die Galerie Medici besitzt, sind in einer Rotunde gesammelt, welche man die Tribuna nennt. An den Wänden die Meisterstücke Tizian's, Correggio's, Michel Angelo's, Raffael's, Guido's, Albrecht Dürer's, Van Dyk's und vieler anderer Niederländer und Italiener; im Saale selbst und von allen Seiten zugänglich die Mediceische Venus, der junge Apollo, die beiden Ringer, der allbekannte Schleifer, vielleicht das lebendigste aller Marmorbilder, welche aus dem Alterthume auf uns gekommen sind. Die Gruppe der beiden Ringer dagegen ist als Komposition die Lösung, die herrlich gelungene Lösung einer der schwierigsten Aufgaben, welche sich die Bildhauerei jemals gestellt hat und überhaupt möglicherweise stellen kann. Wer aus den mehr oder weniger unglücklichen Bemühungen so mancher keineswegs verdienstlosen Künstler eine Vorstellung davon geschöpft hat, wie schwer es ist, den Stein und das Erz in Handlung zu setzen, der wird mit Staunen die lebendige und schöne Wahrheit sehen, mit welcher in dieser Gruppe der höchste Moment eines mit der äußersten Kraftanstrengung geführten Ringkampfs ausgeführt ist. Von der Mediceischen Venus ist am besten zu schweigen — genug, daß sie von allen den Gestalten, in welche die Griechische Phantasie

ihr Bild von dem göttlichen Wesen der Liebe zu verkörpern gesucht hat, daß sie wenigstens von allen jenen herrlichen Gestalten, welche auf uns gekommen, diejenige ist, die dem Ideal am nächsten steht.

Die Galerie des Palastes degli Uffizj besitzt noch fünf oder sechs andere Statuen der Venus, unter denen die Venus im Bade vorzugsweise genannt zu werden verdient. Der Kopf ist neu, aber dem Körper und der Situation meisterhaft angepaßt. Wie der Körper durch seine ganze Stellung und zumal durch die schützende Bewegung der Arme eine Ueberraschung anzeigt, so auch die Haltung des Kopfs und der Ausdruck des Gesichts. Aber die halb geöffneten Lippen sagen in wunderlieblicher Sprache, daß die Ueberraschung keine beleidigende ist, daß die Beschämung durch einen süßen Reiz aufgewogen wird.

Gleichfalls in erster Reihe unter den entzückenden Werken der alten Kunst steht die Venus Urania, der Mediceischen auffallend ähnlich, obgleich in strengerem Stile gehalten. Neben ihr nimmt sich die Venus genitrix aus wie eine Holländerin unter den Himmlischen.

Ein mehr historisches als künstlerisches, aber darum nicht weniger lebhaftes Interesse bieten die vielen Bildnißbüsten, welche die Galerie degli Uffizj enthält. Da ist zum Beispiel ein vortreffliches Brustbild Cicero's, ohne die Warze an der Nase, von welcher, wie unser alter Professor uns mit großem Eifer wahrscheinlich zu machen suchen, der große Redner seiner Namen geführt haben soll, wenn er ihn nicht vielleicht von einem Vorfahren ererbt, der sich im Bau der Kichererbsen hervorgethan. Die Kopfbildung Cicero's hat große Aehnlichkeit mit der Goethe's, nur daß sie ein wenig mehr in's Breite geht, und es ist überhaupt etwas Geheimräthliches in der Miene des beredtesten und zugleich redseligsten aller Römer. Im Gesicht Ovid's spiegelt sich der Künstler und der Lebemann, ohne daß man sagen könnte, welcher von beiden den größten Platz einnimmt. Die hiesige Büste des Sokrates ist bei weitem die beste, die lebendigste von vielen, die ich gesehen, und jedenfalls Portrait — eine ganz moderne Erscheinung mit langem straffen Haar, auf der linken Seite gescheitelt und nach rechts über die Stirn geworfen. Ja, ja, so mag er ausgesehen haben, der Geburtshelfer der Gedanken. Die Köpfe, welche man in so vielen anderen Orten unter seinem Namen findet, sind gewöhnlich typische Nachbildungen, vielleicht aus dritter und vierter Hand, denen man das Gemachte auf den ersten Blick ansieht. Sappho — die Treue will ich dahingestellt seyn lassen — erscheint äußerst pikant; Alcibiades dagegen dickhalsig und feist. Wenn das dein Bild ist, du Löwe von Athen, so würdest du heute vielleicht weniger Glück machen, als vor zweitausend Jahren.

Hamburg. Gedruckt in J. B. Appel's Buchdruckerei.

Lesefrüchte
vom Felde der neuesten Literatur

begründet von

Dr. J. J. C. Pappe,

fortgesetzt und herausgegeben von Dr. C. F. G. Müller.

(Expedition: Rathhausstraße No. 10.)

1852. 3ter Band. 12tes Stück.

Die Erfurter Schützen.

(Beschluß.)

„Kreuz Bomben und Granaten!“ — zankte der Unterofficier der Stadthauptwache mit dem Posten vor'm Gewehr — „sehen Sie denn nicht, wenn ein Stabs-Officier vorbeigeht? Warum rufen Sie denn nicht Heraus?“

— „Ja, Herr Gevatter,“ — entschuldigte sich dieser — „wenn man die ganze Nacht Posten gestanden und auf der Pritsche gelegen hat, so ist man den andern Morgen noch etwas müde; meine Frau hatte mir Kaffee gebracht und ihn in den Ofen gestellt, und eben als der Major kommt, höre ich die ganze Bescheerung in's Feuer laufen.“

Es waren die Erfurter Schützen, die den Wachtdienst in der Stadt versahen.

— Still! da kommt der Lieutenant Becker, machen Sie Ihre Sache besser!“ — Dieser winkte jedoch und ging freundlich grüßend vorüber.

— „Ein prächtiger Mann!“ — sprach einer der Bürger, die auf Wache waren — „immer freundlich, immer höflich, ein Preuße mit Leib und Seele, und die Franzosen scheinen es ordentlich auf ihn gemünzt zu haben!“

— „Ja, das ist wahr!“ — sagte ein Anderer — und das letzte Mal entkam er fast wie durch ein Wunder, so glücklich war der Zufall für ihn, sonst hätte sich wahrlich der elende Mensch, der Schimmer, in's Fäustchen gelacht!“

— „Was denn?“ — fragte ein Dritter — „hatten sie ihn denn schon wieder bei'm Kragen, davon weiß ich ja gar nichts, und was ist denn das mit dem Goldschmied? Erzähle, Bruder!“ Alle umringten ihn und horchten neugierig.

— „Meister Lieberkühn, Sie müssen mir einen neuen Rapport schreiben!“ so trat der Gefreite hinzu.

— „Aber zum Donnerwetter!“ — fluchte der Unterofficier — „ich denke, Sie sind schon bei'm Kommandanten gewesen, wo haben Sie denn den Rapport hingethan?“

— „Ja, das ist eine närrische Geschichte; ich hatte ihn ganz fest zwischen das Lederzeug gesteckt, und wie ich bei'm Kommandanten meine Meldung gemacht und ihn hervorholen will, ist er weg, der Teufel muß ihn geholt haben.“

— „Nun, da können Sie für Ihre Nachläßigkeit 24 Stunden in's Loch kriegen!“

— „I Gott bewahre! Der Kommandant lachte und meinte, meinen Hobel würde ich schon fester halten, und da hat er ganz recht; ich sollte mir nur einen neuen schreiben lassen; — es ist ein seelenguter Herr!“

Als der diensteifrige Gefreite mit dem neuen Zettel abgegangen war, dachte man wieder an Becker's Abenteuer, und der Erzähler begann:

„Das Erste wißt Ihr schon, wie der Lieutenant von zwei Franzosen Abends angefallen wurde, wie er ihnen aber mit dem Degen barbarische Denkzettel gegeben hat, wie die Kerle alle Schlupfgäßchen gewußt und entwischt sind, und wie wir uns Alle gewundert haben, woher die Franzosen Erfurt schon so gut kennen.“

„Meine Frau wartet zuweilen bei Müller's auf, und da erfuhr ich denn, daß der Goldschmied Schimmer, der einmal mit Gewalt die jetzige Braut des Lieutenants heirathen wollte, bei den Franzosen steckt und daß er wahrscheinlich einer von den Spitzbuben gewesen ist; seit der Zeit haben wir auch Posten an der ganzen Demarkationslinie, damit sich kein Franzose wieder herüber wagen kann. Das wißt Ihr, nun horcht aber auf; denn den eigentlichen Zusammenhang von dem, was jetzt kommt, wissen noch Wenige; auch ich hätte es vielleicht nicht erfahren, wenn nicht, wie schon gesagt, meine Frau bei Müller's aufwartete. Ehe wir aber, meine lieben Zuhörer, weiter in der Erzählung fortfahren, laßt uns zuvor einen stärkenden Trunk thun.“

— „Bruderherz, es schmeckt Dir, wie ich sehe“, bemerkte Einer. —

— „Bitte, bitte! hat gar nichts zu sagen! — Jetzt weiter:“

„Vor einigen Tagen geht mein Herr Lieutenant Becker mit seiner Braut zum Brühler Thore hinaus spazieren. Die Franzosen dürfen sich nicht mehr von ihren Bergen herabwagen; denn wir Schützen haben überall Wachen ausgestellt; deßhalb ist mein lieber Lieutenant ganz sicher, und die Beiden gehen und sprechen und — nun wie's bei Verliebten hergeht — sind ganz vertieft in einander. Mit einem Male, wie aus der Luft geworfen, hat Jedes von ihnen einen Sack über dem Kopf, der sich unter dem Kinne zusammenzieht, und ehe Herr Becker eine Hand bewegen kann, fühlt er seine

Arme fest an den Leib geschnürt, und kaum daß sie sich besinnen können, sind sie in die Höhe gehoben, und fort geht's. Da hilft kein Sträuben, kein Schreien, sie müssen sich geduldig drein ergeben.“

— „Blitz und Donner! verwünschtes Franzosenvolk, falsche hinterlistige Brut!“ — rief der handfeste Schmied Keli — „bekomme ich einmal welche von der Art unter meine Hände, so sei ihnen Gott gnädig!“

— „Ja, Brüderchen,“ — meinte ein Anderer — „Du bist zwar ein tüchtiger Kerl, aber überlege einmal, wenn Dir der Wind so einen Sack über den Kopf führt“ —

— „Ach was! ich wollte sie schon besacken!“ — Alles lachte und der Erste fuhr fort:

„Wie sich nun die Binde wegzieht und mein Herr Becker frei umhersehen kann, erkennt er den großen Saal in der Petersberger Kaserne; neben ihm und seiner Braut steht ein französischer Unterofficier mit seinen Leuten, dieser kommandirt „Marsch!“ die Soldaten fassen zu und führen die beiden Gefangenen fort. Die Unglücklichen sehen sich an und verstehen sich; Beide haben in dem Unterofficier den rachesüchtigen Goldschmied erkannt; ihre Begleiter murmeln von Deserteur und Todtschießen und Mamsell Müller will einmal über das andere in Ohnmacht fallen. Da thut sich eine Thür auf, sie werden hineingeführt, und die Thür schließt sich wieder. — —“

— „Nun? und weiter?“

— „Ja, Ihr lieben Freunde, durch verschlossene Thüren kann ich nicht sehen; was da drinnen vorgegangen ist, weiß ich nicht; nur so viel ist mir deutlich geworden, daß der Kommandant vom Petersberg und unser Lieutenant alte Bekannte von Zwickau her, wie ich hörte, gewesen sind, die sich hier unvermuthet getroffen hatten. Schimmer hatte dem Ersteren gesagt, Becker sei ein französischer Deserteur; nun aber mag er für seine Nichtswürdigkeit am schlechtesten weggekommen seyn. Genug, unser brave Lieutenant ist frei mit seiner Braut wieder in die Stadt gekommen, und dem verwünschten Goldschmied wird wohl sein Spiel für immer verdorben seyn.“ — —

„'Raus!“ schrie die Schildwache, Alles sprang in's Gewehr, die Ablösungen gingen ab, und eilig lief der alte Posten vor'm Gewehr zum Ofen und kochte neuen Kaffee.

* * *

Seit einiger Zeit marodirten die Franzosen wieder in der Umgegend; sie kamen des Nachts, in kleinen Trupps von dem Petersberge und der Cyriaxburg herab, raubten und plünderten, und

ihre Streifzüge waren mit so viel Ortskenntniß verbunden, daß sie stets den Patrouillen der ausgesetzten Wachen entschlüpften.

Besonders mußte die Gegend von Hochheim bis Schmidtstedt darunter leiden, und es wurde deßhalb ganz geheim auf der, in der Mitte dieses Strichs gelegenen „Milchinsel", was indessen keine Insel, sondern ein Vergnügungsort der Erfurter ist, eine Hauptwache errichtet. —

Die Dämmerung ging in Dunkelheit über, da marschirte die Mannschaft hinaus; es waren wieder die eifrigen Erfurter Schützen, die es sich nicht hatten nehmen lassen, ihren Patriotismus thätig zu beweisen. — Patrouillen waren abgeschickt; als Posten vor'm Gewehr stand Keil, der Schmied, und die Uebrigen bliesen den Rauch von Dreikönigs- und Reiter-Kanaster in die sternhelle Nacht.

— „Nun, Meister vom Eisen und Stahl, vielleicht habt Ihr heute Gelegenheit, Eure Fäuste an den Bonapartisten zu erproben."

— „Wenigstens sollen sie mir keinen Sack über den Kopf ziehen, wie —" erschrocken schwieg er, denn eben trat Lieutenant Becker aus dem Hause.

— „Legen Sie sich in Gottes Namen auf's Ohr," — sprach dieser zu den Wachtleuten — „unser Schmiedemeister hier und ich werden schon munter seyn, bis die Reihe an Andere kommt."

— „Lassen Sie sie nur kommen, Herr Lieutenant, ich nehme die Püppchen auf mich ganz allein!" — —

Vom Dome brummte es Zwölf, und alle die kleinen und großen Glocken schlugen nach einander, die Nachtluft strich durch die Gesträuche um das Wachthaus, da horchte Keil scharf in die Ferne.

— „Hm, das ist keine von unseren Patrouillen, das sind Viele!" — brummte er vor sich hin — „wüßte ich nicht, daß der Schuft von Goldschmied bei den Franzosen wäre, ich hielt es für ganz unmöglich, daß sie den Weg durch die Hecken und Gräben des Dreienbrunnens fänden. Na, kommt nur!" Er horchte wieder.

— „Wahrlich, sie sind schon ziemlich nahe; es scheint, als wollten sie hier ein bißchen ausräumen; na, wartet ihr Lumpengesindel!"

Er ging zurück, rief leise den Lieutenant, theilte diesem rasch seine Vermuthungen mit, und gleich darauf marschirte, was an Mannschaften eben vorhanden und nicht auf Posten und Patrouille war links in's Gesträuch. Das Licht in der Wachtstube verlosch, Lieutenant Becker und der Schmied traten dicht an die Gebäude.

— „Verhalten Sie sich nur ganz ruhig, lieber Keil! Unsere Gegner wissen recht gut, daß jetzt Niemand die Milchinsel bewohnt; sie werden plündern wollen und in das Haus gehen, dann haben wir sie fest."

— „Aber, Herr Lieutenant, wenn sie nun vorbei passiren?"

— „Bst!" — Man hörte, wie das Gebüsch vorsichtig auseinander gebogen wurde, wie ein Trupp Leute sich Bahn machte;

— das Geräusch war ganz nahe. Des Schmied's Augen glühten, starr waren sie auf den nächsten Busch gerichtet, er hatte seine Büchse am obern Theile des Laufs gefaßt; — es bog sich ein Kopf vorsichtig spähend aus dem Strauchwerk hervor, bald folgte der übrige Körper; ein Französischer Soldat nach dem andern kam zum Vorscheine, da schmetterte Keils Gewehrkolben nach des Ersten Kopfe — Beckers Hand hatte zu spät nach dem geschwungenen Arme gegriffen, daß der Getroffene ohne Schrei, wie vom Blitze berührt, zusammenbrach. Nun stürzte der Schmied, dem Löwen gleich, der Blut gekostet, unter die bestürzten Gegner, die eilig ihr Heil in der Flucht durch das Buschwerk suchten.

— „Hierher, Kameraden!“ rief der Lieutenant, und die fliehenden Feinde wurden von den, im Gebüsche liegenden Wachtleuten empfangen. Sich von einer großen Anzahl umringt glaubend, warfen die Franzosen die Waffen weg und baten um Pardon. — Die Wachtstube nahm die Gefangenen auf, und als das Licht angezündet war, zählten die jubelnden Sieger, ohne den Gebliebenen, acht gedemüthigte Feinde und diese blickten mit Aerger und Scham auf die sechs „Bürgerwehrmänner“, denen sie sich ergeben.

Die Sonne war aufgegangen, die Posten waren eingezogen und triumphirend marschirten nun die Erfurter, die waffenlosen Franzosen in der Mitte, zum Löberthore in die Stadt hinein, auf einer Trage aus Zweigen folgte der Todte. Als ob ein großer Sieg errungen, so strömte das Volk zusammen; denn dieß war die erste Heldenthat der Schützen. Und als sich nun die kleine Schaar vor dem Rathhause aufgestellt und ihre Gefangenen abgeliefert hatte, da warf Becker den ersten Blick auf den Erschlagenen, von dem die verhüllende Decke genommen wurde, und mit zerschmettertem Haupte lag vor ihm — der Goldschmied Schimmer.

Der Kommandant berichtete höhern Orts über den uneigennützigen Eifer und die Vaterlandsliebe der Bürger, und das Erfurter Schützen-Bataillon erhielt eine große, goldene Medaille „als Anerkennung der treuen, dem Vaterlande geleisteten Dienste“, wie es wörtlich in der Kabinetsordre hieß, und die nunmehrige Madame Becker hörte oft mit stiller Freude ihren Hausherrn als den Anführer jener Heldenschaar nennen, die diese Anerkennung herbeigeführt.

* * *

Der alte Wittig schwieg. — Stumm blickten einige Augenblicke die andächtigen Zuhörer vor sich hin, das Feuer im Ofen war erloschen; — da tönte unter den Fenstern das Horn des Nachtwächters, welcher die Mitternachtsstunde verkündete.

Erschrocken sprang die Gesellschaft auf, welche zum erstenmale gegen das vornehmste Gebot des „ruhigen Bürgers“ gesündigt, und trennte sich unter dem Versprechen des, über die allseitig befriedig-

ten Gemüther erfreuten Wirths, am nächsten Spieltage die Solopartie eine Stunde früher zu beenden, um dann wieder eine auch für die Frauen interessante Geschichte aus seinem Leben aufzutischen.

Baden-Baden.

Von Julius von Wickede.*)

Vielleicht kein zweiter Punkt im ganzen weiten Deutschen Lande wird mit solchem Ruhme in allen Zungen Europa's genannt, dient den Reisenden aus Ost und West, Nord und Süd gleich sehr zum gemeinsamen Ziel, wie Baden-Baden. An den Ufern der Themse wie des Tajo, am eisigen Strande der Newa wie am paradiesischen Golfe Neapels, überall hört man das Lob desselben erschallen. Der eckige Brite wie der schmiegsame Russe, der stolze Spanier wie der gewandte Franzose, gar nicht des Deutschen aus allen unseren 34 verschiedenen Bundesstaaten zu gedenken, sie alle treffen sich hier in dem kleinen, kaum einige tausend Seelen zählenden Städtchen des Schwarzwaldes. Es ist während zweier Monate das gemeinsame Rendezvous Europa's, das große Gasthaus aller Nationen; aber es verdient auch diesen Vorzug mit Recht, es bietet Alles auf, um sich des Ranges, den einmal die Mode ihm zugewiesen, würdig zu zeigen. Mode aber und nicht Bedürfniß hat es zu dem erhoben, was es jetzt ist. Wird diese Göttin es verlassen, dann sinkt es wieder in seine frühere Unbedeutendheit zurück, theilend das Loos so mancher seiner Vorgängerinnen. Baden ist viel mehr Luxus- als Gesundheitsbad, und wenn auch seine warmen Quellen zu Bädern und theilweise auch zum Trinken benutzt, Heilmittel gegen mancherlei Uebel des gebrechlichen modernen Menschengeschlechts gewähren, oder gar nach den Versicherungen der hiesigen Badeärzte als wahre Universalmittel gegen jegliche Krankheit zu betrachten sind, so ist dieß im Ganzen hier doch nur Nebensache. Ueber die Hälfte aller Besucher kommt des Vergnügens wegen her und badet vielleicht nur, um eine sonst nicht gut zu benutzende Morgenstunde damit hinzubringen. Böte Baden Nichts als seine Quellen, — seine ungeheuern Säle, jetzt oft kaum für die umherwogende Menschenmenge genügend, würden bald leer stehen. Und gar veränderlich ist der der Mode launische Herrschaft. Jetzt steht Baden vielleicht auf

*) S.: Aus dem Leben eines Touristen. Von Julius von Wickede. Altona, J. F. Hammerich, 1852. D. Red.

dem Gipfel seiner Höhe, steigen wird es nicht mehr, vielleicht eher schon allmählich zu fallen beginnen. Sein Blüthenpunkt ist erreicht, möge es ihn so lange als möglich zu erhalten wissen, und die Entblätterung dann nicht gar zu rasch geschehen, damit die Täuschung nicht zu schmerzlich sei.

Was Baden jetzt noch so überaus angenehm und gesucht macht, sind zwei Vorzüge, die es besitzt: die Großartigkeit seines Lebens und Treibens während der Sommermonate und die Lieblichkeit seiner Umgebung. Beides vereint wird man nirgends weiter finden; einzeln besitzen diese Eigenschaften noch mehre Orte in gleichem, ja selbst vielleicht noch höherem Grade. Die Großartigkeit des geselligen Lebens, die hier herrscht, ist wirklich anziehend. Die kleinlichen Rücksichten, die man sonst überall nehmen muß, dieß ängstliche Sichdrehen und Winden, um nicht Anstoß zu erregen, hier fällt es ganz fort. So frei und ungenirt wie nur möglich, lebt man hier, kein enges Band des steifen Ceremoniels erschwert die Bewegung. Da wird nicht ängstlich nach Rang und Stand gefragt, woher Jemand stamme, welches Kleid er trage, wie er seine Zeit am liebsten sich vertreibe, ob er einfach oder verschwenderisch lebe, kurz jede ängstliche Neugier, die sonst überall den Fremden empfängt, besonders in kleinen Badeörtern so störend auftritt, fällt hier ganz weg. Alles dieß interessirt hier nur den engen Kreis, mit dem man gerade speciellen Umgang pflegt. Wer hier in irgend einer Weise besonders bemerkt werden will, muß schon ganz besondere Eigenschaften besitzen oder ganz auffallend leben, sonst verschwindet er gänzlich, Niemand kümmert sich im Mindesten um ihn. Freilich fragen auch die kleineren Kreise, deren es hier hunderte aller Art giebt, streng genug nach den sonstigen Verhältnissen eines Unbekannten, der sich ihnen zu nähern sucht.

Baden wimmelt von männlichen wie weiblichen Abenteurern selbst des vornehmsten Ranges, so daß man gegen jeden Fremden, mit dem man nähere Bekanntschaft schließen will, vorsichtig seyn muß. Von dem freundlichen Entgegenkommen, von der Verschmelzung aller Badegäste in eine einzige große Familie, wie man es in manchen kleinen Badeörtern findet, wo schon der Ankommende sich gleich in den ersten Tagen seines Aufenthaltes wie zu Hause fühlt, trifft man hier keine Spur. Wie ohne Neugier, so geht auch ohne Theilnahme Alles an einander vorüber. Hier, wo Jedem eine so reiche Auswahl zur Geselligkeit offen steht, kann Jeder auch nach Neigung wählerisch seyn. Nur der Kleinstädter mag sich im Anfang in dieser Menschenmenge, die gleichgiltig um ihn herumwogt, unbehaglich und verlassen fühlen; jeder Andere wird das Angenehme dieser Großartigkeit bald erkennen, da sie allein ihm die angenehmste Geselligkeit oder nach Wunsch ungestörteste Einsamkeit zu bieten vermag. Man prunkt hier nicht mit Stand und Reichthum, obschon Beides hier wie sonst wo seine Geltung hat. Aeußerlich merkt man

sehr wenig davon, sieht die Klüfte nicht, welche Stand und Rang hier bilden, und es erfordert oft schon ein geübtes Auge, um zu erkennen, daß sie hier wirklich vorhanden. Die Russische Fürstin wie die Pariser Buhlerin, die Frau des Ministers wie die des Thorschreibers, und mehr noch die Männer aller Stände und Völker, wie wandeln sie gleichgiltig und ungenirt durch einander! Keiner kümmert sich, wer der Andere sei, Keiner nimmt nur die mindeste Rücksicht darauf, wenn er auch den vornehmsten Stand des Fremden erfährt. Wahrlich, hierin ist an den öffentlichen Orten Badens so viel Freiheit und Gleichheit, wie nur irgend auf Erden zu finden. Es ist oft komisch anzuschauen, wenn bisweilen so ein großer Würdenträger eines kleinen Staates, der daheim gewohnt ist, daß schon vor seinem leeren Wagen alle Hüte auf hundert Schritte aus übergroßem Respekt abfliegen, hier zuerst ankommt. Nachdem er seinen oft unübersetzbaren Titel, der zwei Linien des Fremdenblattes füllt, mit ängstlicher Sorgfalt, daß ja kein „Ober“ oder „Geheim“ vergessen werde, eingeschrieben, schreitet er, ganz gegen die hiesige Sitte alle Ordensbänder so viel als möglich bunt im Knopfloch, die Gemahlin so geputzt, als wollte sie zum Hofballe fahren, ihm zur Seite, im Gefühl seiner Würde stolz einher, in der Meinung, Jeder müsse mit zuvorkommender Höflichkeit sich ihm nähern, sich glücklich schätzen, die Ehre seiner Bekanntschaft zu machen. Aber von all' den langen Titeln, breiten Bändern und schönem Putz nimmt Niemand hier die geringste Notiz, Niemand rückt vor Ordenssternen nur eine Hand breit von seinem Platze. Dann verschwinden allmählich die Dekorationen, und einige boßhafte Franzosen haben kaum noch Gelegenheit, über unsere kleinen Lächerlichkeiten zu spötteln.

Das Konversationshaus mit seinen vielen Sälen und noch schönerem freien Platze, von süßduftenden großen Orangenbäumen umsäumt, ist der Schauplatz des großartigsten gesellschaftlichen Lebens. Der Freund desselben, der aufmerksame Beobachter, der geübte Physiognom findet nirgends wie hier seine Nahrung. Es sind besonders die Abendstunden von 7—9 Uhr, wo man sich hier versammelt. In einem Kiosk auf der grünen Matte, die durch die breite Promenade von der Säulenhalle des Konversationshauses getrennt ist, spielt ein gut besetztes Orchester vom Karlsruher Militär. Die Klänge der neuesten Walzer, Polka's und Ouverturen beliebter Mode-Opern tönen in das Gesumme der auf- und niederwogenden Menschenmenge. Hier sind oft mehr als 1800 Personen aus der ganzen Welt vereinigt, auf dem Platze auf und ab schlendernd oder der Ruhe pflegend. Alles findet hier seine Repräsentanten, Jugend und Schönheit, Stand und Reichthum, der Glanz berühmter, sei es erworbener oder ererbter Namen. In einer Reihe sieht man oft Staatsmänner, Feldherren, Gelehrte und Künstler, die sich Ruhm in allen Enden der Welt erworben, deren Namen und Thaten Tag

für Tag die Zeitungen verkünden. Dazwischen der Frauen bunte Schaar gleich wogenden Blumenbeeten. Welche Eleganz, verbunden mit der höchsten Einfachheit der Toilette, sieht man hier, welche Grazie der Haltung, welche Freiheit der Bewegung! Da sind die vornehmen Russinnen mit ihrem schmieg- und biegsamen Körper, den sie so geschickt zu tragen wissen, mit den gelblich blassen Gesichtern ohne Frische, die nur durch die zwar gewöhnlich hellen, aber sehr lebendigen, mandelförmig geformten Augen, Leben und Reiz erhalten. Man wird unter ihnen selten eine vollkommene Schönheit finden; schon die Gesichter junger, kaum den Kinderschuhen entwachsener Mädchen sind fast immer krankhaft angegriffen; weißer Teint, frische Farben gehören bei ihnen zu den seltensten Ausnahmen. Aber etwas Pikantes haben sie in ihrer Erscheinung, trotz dieses Mangels an Jugendlichkeit, trotz der zu breit hervorstehenden Backenknochen. Uebertroffen werden sie im Allgemeinen von den Französinnen, denen man in ihrer ganzen Erscheinung unstreitig die Siegespalme zuerkennen muß; Eleganz der Bewegung mit zierlichem Wuchs und fesselndem Ausdruck der Züge ist bei ihnen vereint.

Von Engländerinnen, deren Zahl hier Legion ist, sieht man Einzelne, welche durch die Regelmäßigkeit ihrer Züge und ihr rosiges Kolorit die Blicke mit Recht fesseln; sonst haben sie bekanntlich etwas Steifes, Eckiges, wenig Ansprechendes in Wuchs, Gang und Kleidung, und stehen hinter den anderen weiblichen Nationaltypen weit zurück. Auch unseren Deutschen Frauen mangelt oft genug der Reiz der Erscheinung, obschon sie es sonst mit dem ganzen weiblichen Geschlechte der Welt leicht aufnehmen.

Die Kokette ist hier Königin. Wie feurige Raketen fliegen hier die Blicke umher, die empfänglichen Herzen der Männerwelt zu entzünden. Die Flammen, die hier entzündet werden, sind meist leeres Strohfeuer, eben so schnell wieder erloschen wie aufgeflackert; aber kokettirt, intriguirt, Kour gemacht wird hier stark, leichte Verhältnisse knüpfen sich schnell, denn die Gelegenheiten dazu sind günstig, die strenge Sitte beugt sich hier den Launen der Mode. Ein Blick auf die hundert Verhältnisse, die sich auf der Promenade anknüpfen, zwischen verschwiegenen Wänden sich fortsetzen, könnte uns zeigen, wie lau die Bande und die Sitten der vornehmen Welt aller Nationen sind. Es ist auch nicht Alles Gold was glänzt, und hinter Rosenwangen lauert oft der Tod.

Ein alter Kenner, der viele Jahre hier gelebt und beobachtet, will wissen, die Schönheit nehme unter den Weibern ab. Entschiedene Schönheiten wußte man nicht in dieser Saison aufzuzählen. Und im Ganzen läßt sich die Bemerkung wiederholen, daß die Gesundheit, Kraft und Frische des Weibes in unserem Zeitalter im Abnehmen begriffen ist. Erkläre sich das, wer kann! Doch wer will hier grübeln, wo Alles zum Genuß einladet! Wie süß duften

die Orangen; sie erhöhen noch den ganzen südlichen Zauber, der über Allem hier ausgebreitet liegt. Lind und warm ist die Luft, jedem rauhen Winde der Zutritt durch die schützenden Berge verwehrt, von dunkeler Färbung das Blau des Himmels. Welche reizende Scenirung umgiebt dazu dieß Alles!

Unmittelbar in der Nähe, auf der einen Seite das im edlen Stile gebaute weitläufige Konversationshaus mit seiner großen Säulenhalle, seinen zierlichen Nebengebäuden, auf der anderen ein schöner grüner Rasenteppich rings von einer Allee schattiger Bäume umgeben. Dahinter, amphitheatralisch bergan erhoben, die Stadt Baden mit ihren hellen Häusern, vielen Balkonen oder flachen Dächern, die ihr einen Italienischen Charakter verleihen; hoch oben darüber die dunkeln, üppig belaubten Berge des Schwarzwaldes, deren Grün jetzt eben von den Strahlen der scheidenden Sonne beleuchtet, in den verschiedensten Schattirungen hin und her spielt. Ganz oben, einen würdigen Schluß bildend, das malerische Gemäuer der alten Schloßruine; mit ihm in gleicher Höhe sich über alle Berge hinziehend, ein hoher Kamm kahler Felsen, deren todtes Silbergrau schön von dem dunkelen frischen Waldesgrün absticht. Jetzt hat die scheidende Sonne über dieß bunte Gemälde ihre purpurne Gluth ausgegossen, alle Farben erscheinen zuletzt noch im helleren Glanze, und die Fenster des Städtchens funkeln gleich riesigen Rubinen in der silbernen Einfassung des weißen Gemäuers. Noch so ein letzter hellstrahlender Blick, und die Schatten der Nacht fangen allmählich an, leise über Alles ihre dunkelen Fittiche zu breiten. Aber mit einem Zauberschlage flammen jetzt unten an der Promenade die Gasgirandolen mit ihren weißen, durchdringenden Lichtern auf, helle Streiflichter auf die immer noch wogende Menschenmenge werfend. Ihr trügerischer Schein ist Vielen günstiger als das klare Licht der Sonne, er schmeichelt dem falschen Glanze, den dieses strenge enthüllt. Lebendiger glänzen bei ihm die Wangen der Frauen, unsichtbar sind die Falten und Runzeln und matten Kreise der Augen, die des Lebens Sorge gleichwie Genußsucht zu frühe gezeichnet; feuriger scheinen die Blicke, deren innere Leere jetzt mehr verhüllt bleibt. Wahrlich, das Sonnenlicht ist unseren gegenwärtigen Generationen oft sehr wenig günstig.

(Beschluß folgt.)

Goslar.

(Beschluß.)

Für den Theologen hat diese Kirche noch ein besonderes Interesse. Nicolaus von Amsdorf, Luther's treuer Gehilfe am Refor-

mationswerke, richtete hier im Jahre 1528 das Kirchen- und Schulwesen nach Evangelischen Grundsätzen ein, und predigte wiederholentlich in der Marktkirche. Der streit- und hadersüchtige Dr. Heßhusius wurde bei dieser Kirche 1552 als Superintendent angestellt, jedoch des Ungestüms wegen, mit dem er ohne Rücksicht auf die bestehenden Verhältnisse die Reformation der Kollegiatstifte und Klöster betrieb, vier Jahre darauf aus der Stadt verwiesen. Ein gleiches Schicksal hatte der bekannte Historiker Heinrich Bünting, den der Rath 1591 als Pfarrer und Superintendent hieher berief, aber nach zehn Jahren seines Amtes entsetzte, weil er mit dem Ministerium wegen der Ubiquität, die er heftig vertheidigte, gänzlich zerfallen war. Jetzt bekleidete diese Stelle der ehrwürdige achtzigjährige Doctor G. Henrici, als freisinniger Theolog und denkender Kopf in der literarischen Welt bekannt. Ich verdanke ihm eine gastfreundliche Aufnahme und lehrreiche Unterhaltungen, und fand bei meinen Exkursionen in seinem wackeren Sohn einen angenehmen und sachkundigen Geleitsmann. An der Marktkirche stand auch der 1809 verstorbene Prediger Mundt, der eine Beschreibung Goslar's herausgegeben hat, die neben Crusius' „Geschichte der Reichsstadt Goslar" (daselbst 1843) immer noch ihren Werth behält. In der Kirchenbibliothek findet man einen schätzbaren Reichthum von Monographieen und Streitschriften aus der Reformationszeit, auch einen eigenhändigen Brief Luther's aus dem Jahre 1529.

Zunächst der Marktkirche steht das alterthümliche Rathhaus, das in der Front auf acht gewölbten Spitzbogen ruht, über jeden Bogen ein großes Fenster hat und um das Dach mit Gothischen Rosetten geschmückt ist. Kaiser Lothar II. soll es 1131 gegründet, Konrad III. weiter gebaut und Friedrich I. 1184 vollendet haben. Im Anfange des jetzigen Jahrhunderts ist es im Innern neu ausgebaut worden. Es hat in wichtigen Zeiten Fürsten und ihre Räthe in seinen Räumen versammelt gesehen. Einer der Säle ist an Decke und Wänden mit schönem Schnitzwerk aus Holz und Gemälden von Kaisern und Fürsten in Lebensgröße bekleidet. Zu den Seltenheiten, die hier gezeigt werden, gehört eine große silberne Bergkanne, an deren Außenseite alle Geschäfte des Bergbaues in erhabener Arbeit dargestellt sind; ein prachtvolles Evangelienbuch, das Geschenk einer Kaiserin, dessen Einband von silbernen, vergoldeten Platten mit Edelsteinen besetzt ist; eine Urkunde von Kaiser Otto I. aus dem Jahre 937; das alte Goslaer Stadtrecht und die berühmten „Berggesetze" aus dem vierzehnten Jahrhundert mit einer bewunderungswürdigen typographischen Kunst, sauber und sorgfältig geschrieben mit den schönsten Randverzierungen, ausgemalten Arabesken, Unzialbuchstaben und Figuren. An der Nordseite befindet sich der Rathskeller, in welchem die berühmte Gose in bester Qualität gereicht wird.

Die schönste Zierde der Stadt ist „die Kaiser-Worth" am Markt, zur Seite des Rathhauses in der edelsten Deutschen Bau-

art. Es hat seinen Namen von den Statuen der Kaiser, welche zwischen den Fenstern die Vorderseite des Hauses schmücken. Diese Vorderseite ruhet auf sechs runden Bogen, die vor dem unteren Stockwerk eine breite Halle bilden. Die Statuen aus Sandstein, die unter Gothischen Baldachinen auf Postamenten hervortreten, sollen die Kaiser Heinrich I., Otto I., Heinrich II., Konrad II., Heinrich III., Heinrich IV. und V., und Lothar II. vorstellen. Zur Dekoration sind in den Ecken und Giebeln nach der scherzhaften Weise der launigen Baumeister des Mittelalters spaßhafte und satirische Figuren in Affen, Füchsen, Meerkatzen u. dergl. angebracht. In der Mitte des Gebäudes erhebt sich vom zweiten Stock an ein schlankes Thürmchen mit dem vergoldeten Reichsadler. Das Haus ist erst 1494 gebaut, und diente den Gewandschneidern (Tuchhändlern) zum Gildenhaus. Sie haben in großmüthiger Gesinnung mehren der obengenannten Kaiser den Orden vom goldenen Vließ verliehen, obgleich dieser Orden bekanntlich erst vom Herzog Philipp von Burgund 1430 gestiftet worden ist. Jetzt ist die Kaiser-Worth ein stattlicher Gasthof, in dem ich drei Tage lang einen angenehmen Aufenthalt gehabt habe. Vor demselben, inmitten des Marktes, sprudelt aus mehren Röhren ein klares köstliches Wasser in ein kolossales Krystallbecken. Das Wasser kommt aus zwei Quellen des Rammelsberges, die auch im heißesten Sommer nicht versiegen, und giebt der daraus gebrauten Gose ihren lieblichen Geschmack. Ein Schlag auf das Becken giebt einen starken glockenartigen Klang, den man bis zum Rammelsberge hin hören kann.

Von der alten Kaiserlichen Pfalz an der Südseite Goslar's steht nur noch der Rest eines Nebengebäudes, das jetzt zu einem Kornspeicher und zu einer militärischen Rumpelkammer eingerichtet ist. Der Palast muß von großem Umfang gewesen seyn, da es nicht nur die Residenz der Kaiser und des Kaiserlichen Hofes, sondern auch der Sitz der Reichsversammlungen war. Er brannte schon 1065 ab, wurde von Heinrich IV. in aller Eil wieder aufgebaut und nach einer zweiten Feuersbrunst 1288 nicht wieder aufgeführt, weil die Deutschen Kaiser in Goslar keine Einkehr mehr hielten. Vor dem Kaiserhause hielt der Kaiserliche Reichsvoigt Gericht. Was von dem alten Gebäude noch übrig geblieben war, wurde 1630 den Jesuiten eingeräumt. Sie wurden aber von den Schweden vertrieben, als sie eben ihr Kollegium einrichten wollten.

Vor der Kaiserlichen Pfalz stand der Kaiserdom, der seine Gründung dem Kaiser Konrad II. und dessen Gemahlin Gisela, seine Erbauung aber dem Kaiser Heinrich III. verdankt. Der fromme Herr beschenkte die Kirche mit kostbaren Reliquien, legte ein eigenes Stift bei derselben an, erhob die Domherren zu Kaiserlichen Kapellanen und bereicherte das Domstift durch ansehnliche Geschenke. Papst Leo IX. soll die Weihe 1051 unter Assistenz vieler Bischöfe,

Aebte und Prälaten vollzogen und Victor II. bei seiner Anwesenheit in Goslar diese Weihe wiederholt haben. Nach der Verordnung Kaiser Heinrich's III. wurde sein Herz in einer silbernen Kapsel im Dome aufbewahrt. Im Jahre 1063 wurde dieß Heiligthum durch ein blutiges Gemetzel geschändet. Zwischen dem Bischof Hezilo von Hildesheim und dem Abt Widerad von Fulda war ein heftiger Rangstreit ausgebrochen, der schon einige Male zu wüthenden Auftritten Veranlassung gegeben hatte. Beide Prälaten waren bei dem Hochamte am Pfingstfeste im Kaiserlichen Dom gegenwärtig. Der Bischof Hezilo hatte den Graf Eckbert mit bewaffneten Leuten hinter dem Altar versteckt und der Abt Widerad bewaffnete Leute mitgebracht. Beide Parteien fielen über einander her; es floß viel Blut und selbst der Altar wurde damit besudelt. Die Stimme des jungen Königs Heinrich's IV. ward nicht gehört, und nur mit Mühe retteten ihn seine Freunde aus dem Getümmel. Ein Goslaer Chronikum erzählt, während der Chor gesungen hätte: hunc diem gloriosum fecisti *), hätte der Satan von oben gerufen: hunc diem bellicosum ego feci. **)

Die folgenden Kaiser, besonders Friedrich I., beschenkten den Dom mit Reichthümern und Freiheiten, und Papst Viktor II. befreite die Chorherren von aller geistlichen Gerichtsbarkeit der Bischöfe. Der Rath zu Goslar stiftete 1313 ein ewiges Licht im Dome, und 1461 wurde die Cella-Abtei im Oberharze dem Domstift einverleibt. Die Reformation fand erst im Jahre 1566 Eingang, das Kapitel aber blieb in seiner Integrität, konnte jedoch die vielfachen Plünderungen im Dreißigjährigen Kriege durch die Jesuiten und Schweden nicht hindern. Es war fast ganz ausgestorben und hatte seine besten Güter verloren, erholte sich jedoch wieder, und die Chorherren erhielten noch 1787 vom Kaiser Joseph II. ein eigenes Gnadenzeichen, das auf der Brust getragen wurde. Im Jahre 1802 wurde jedoch das Domstift aufgelös't, der Gottesdienst eingestellt und im Jahre 1812 die alte baufällige Kirche abgetragen. Für das Baumaterial lös'te man 1504 Thaler.

Es versank, was zu des Himmels Höhen
Stolz erhob Jahrhunderte das Haupt,
Von des wilden Zeitensturmes Wehen
Seines Glanzes allgemach beraubt.
Doch wir rufen gern noch die Gestalten
Hingeschwund'ner Erdenpracht zurück,
Lassen frei den Geist im Ew'gen walten,
Richten nicht auf Trümmer unsern Blick.

---

*) Diesen Tag hast Du zu einem ruhmvollen gemacht.
**) Diesen Tag habe ich zu einem kriegerischen gemacht.

Eine dem Dom wohl später angebaute Kapelle hat man stehen lassen und ausgebessert, um darin einige Antiquitäten aus der abgetragenen Kirche zu bewahren. Ueber dem Portal stehen im verwitterten Sandstein die Bildnisse von den Aposteln Matthias, Simon und Judas (Schutzpatrone des Doms), vom Kaiser Konrad II. und seiner Gemahlin. Unter den in der Kapelle befindlichen, zum Theil werthlosen Raritäten ist das wichtigste: der Grabstein der Kaiserin Gisela, der Stifterin des Domes, in der rechten Hand den Scepter, in der linken eine Kirche tragend, zu ihren Füßen ein Hund mit einem Halsband, und nicht wie gewöhnlich behauptet wird, der Grabstein der Tochter Heinrich's III., der Aebtissin Mathilde von Quedlinburg, mit ihrem Schooßhunde Quedl; zwei kleine Gemälde aus der ältesten Zeit Deutscher Malerei, für die Geschichte der Kunst sehr wichtig; ein Grabstein von Schiefer, auf welchem ein Mönch abgebildet ist; ein sehr altes Altarblatt auf Goldgrund gemalt, die Kreuzigung Christi darstellend; ein Christuskopf aus Holz, sehr ausdrucksvoll; Gobelin-Tapeten aus der frühesten Zeit des Doms.

Worauf man hier aber einen besonderen Werth legt, ist der sogenannte „Krodo-Altar“, der aus einer Masse von Kupfer, Zink und Blei besteht, 4 Fuß hoch, 3 Fuß 4 Zoll lang und dritthalb Fuß breit ist. Die vier Seitenplatten sind in regelmäßigen Figuren mit größeren und kleineren Oeffnungen, die einst mit vergoldetem Messingblech ausgelegt waren, versehen. Drei große metallene Säulen oder Leuchterträger und Steine mit räthselhaften Bildern standen ihm zur Seite. Am oberen Rande laufen zwei Reihen Löcher, der Deckel, mit fünf Kreuzen versehen, besteht aus Marmor, der Boden aus Eisen. Getragen wird das Ganze von vier knieenden unförmlichen Figuren mit Bärten. Das wird nun nach allerlei wunderlichen Fiktionen ein Krodo-Altar genannt. Nach Dem, was Delius in seiner mit gelehrter Kritik geschriebenen Abhandlung: „Ueber den vermeinten Götzen Krodo“ (Halberstadt 1827) S. 81 u. f. darüber gesagt, ist es überflüssig, sich in allerlei Hypothesen zu ergehen. Seltsam genug, daß Napoleon bei der Nationalplünderung Deutschland's 1807 auch dieses alterthümliche Kunstwerk nach Paris entführte. Mit anderen Kunstschätzen wurde es 1814 von den Siegern über den gewaltigen Völkerdränger dem ehrwürdigen Dom zurückgegeben, und als dieser mit schonungsloser Hand in Schutt gelegt wurde, in die jetzige Kapelle gebracht. Wie man mit dem ehrwürdigen Gebäude selbst erbarmungslos verfuhr, so suchte man auch aus den ihm angehörigen Schätzen möglichsten Gewinn zu ziehen. Der mit messingenen Lehnen versehene massive Kaiserstuhl wurde an den Prinz Karl von Preußen verkauft, und befindet sich jetzt auf seinem Sommersitz zu Kl. Glienicke. Die reichen Kapseln und Schränke der Reliquien wurden als altes Gold und Silber verhandelt. Das Haupt des heiligen Matthias war schon im An-

fange des siebzehnten Jahrhunderts an die Kaiserin Anna Maria, die ihrem Gemahl Matthias damit ein Geschenk machte, um theuren Preis verkauft. Die übrigen Reliquien brachte der Kurfürst Max von Bayern an sich. Das Herz Kaiser Heinrich's III. in einer silbernen Kapsel war vor 1807 noch vorhanden. Seitdem ist es verschwunden. So hat das arme Herz auch da keine Ruhe mehr, wo es nicht mehr schlägt.

Goslar hatte viele Klöster und fromme Stiftungen. Von diesen besteht noch jetzt das ehemalige Cisterzienser-Nonnenkloster „Neuwerk" am Rosenthaler Thor, vom Kaiserlichen Reichsvoigt Vincentius Volkmar von Wildenstein und seiner Gemahlin Licke (d. i. Helena) im zwölften Jahrhundert gestiftet. Der Konvent nahm erst im Jahre 1577 die Augsburgsche Konfession an. Er hat jetzt noch bedeutende Einkünfte, eine Priorin und elf Konventualinnen, die bei freier Wohnung und guter Beköstigung noch eine nicht unbedeutende Geldeinnahme haben, und täglich bestimmte Andachtsübungen halten müssen. Nur die Töchter von Magistratspersonen, Geistlichen und angesehenen Bürgern können gegen eine Einkaufssumme von zweihundert Thalern zur Aufnahme gelangen. Ein Theil der Einkünfte des Klosters wird für die höhere städtische Töchterschule verwandt. Hinter dem ansehnlichen Klostergebäude befindet sich ein schöner parkartiger Garten. Die dazu gehörige Klosterkirche mit zwei Spitzthürmen ist im Byzantinischen Baustil fest und dauerhaft gebaut.

Dem Kloster gegenüber liegt der sogenannte Richerssche Thurm, der zu den alten Festungswerken gehörte und zwanzig Fuß starke Mauern hat. Auf demselben steht ein kleines Häuschen, wo man eine gute Bewirthung findet und eine reizende Aussicht genießt. Merkwürdig ist hier das große steinerne Tauf- und Weihbecken aus dem Kaiserdom, das mit Erde gefüllt in ein Blumenbecken umgewandelt worden ist. Noch sehenswerther als dieser Thurm ist der „Zwinger" von einem ungeheuren Umfang und 22 Fuß dicken Mauern, der außer dem schweren Geschütz über tausend Mann in sich aufnehmen konnte. Der Kaufmann Hennecke hat diesen wohlgenährten Faullenzer ausgeweidet, die Mauern ausgehöhlt, drei große Säle und mehre Wohnzimmer darin angelegt und zur Bewirthung genügsamer Gäste eingerichtet. Von den Dachfenstern aus ist die Umsicht auch schön und ausgebreitet, jedoch nicht so bequem und umfassend als von Richers Thurme.

An einem schönen Morgen fuhr ich mit dem Kandidat Henrici nach dem „Grauhof", eine Stunde nördlich von Goslar. Es war hier ein großes und reiches Cisterzienserkloster, das erst vor achtzig Jahren eine neue schöne Kirche und Abtei erhalten hat. Die Kirche ist im Geschmack und Stil der Jesuiterkirche gebaut, mit Altären, Heiligenbildern und Wandgemälden überladen, aber lichtvoll, sauber

und andachterweckend. Besonders ist der Altar mit sinnvollen Symbolen geschmückt. Zur Zeit der unheilvollen Westfälischen Regirung ist das Kloster aufgehoben worden und Alles steht jetzt vereinsamt und verlassen da. Nur zeitweise wird in der Kirche Messe gelesen, wohl auch vor leeren Bänken. Die Zellen sind unbewohnt und verfallen immer mehr, die Tapeten in den Sälen hängen wie alte Siegesfahnen von den Wänden, der Garten ist verwildert, auf dem Hofe wächst Gras. Man muß das Ringen und Streben der Menschen aus einem höheren Gesichtspunkte betrachten und durch die Geschichte zu einer Jahrhunderte umfassenden Weltansicht geleitet werden, wenn man sich bei'm Anblick solcher Verödung und Zerstörung beruhigen soll.

Zum Abschied von Goslar bestieg ich noch die Höhe der ehemaligen Herlingsburg, die in der mittelalterlichen Geschichte eine so bedeutende Rolle spielte. Wie oft ist sie belagert, erstürmt, wieder erobert worden und aus einer Hand in die andere gekommen! Gegen Ende des dreizehnten Jahrhunders hatte sie der älteste Sohn Albert's des Großen, Herzogs von Braunschweig, Heinrich der Wunderliche, dem Herrn von Walmoden abgenommen. Er legte eine starke Besatzung hinein, und machte von hier aus viele Streif- und Raubzüge in die Nähe und in die Ferne. Deßhalb verband sich die Stadt Goslar mit dem Bischof Siegfried von Hildesheim und mehren Niedersächsischen Ständen und belagerten das Raubnest. Herzog Heinrich versprach, die Raubzüge einzustellen und die Mauern der Burg niederzureißen. Beide Bedingungen wurden nicht erfüllt. Heinrich ließ die Mauern wieder herstellen und bedrückte die Umgegend noch viel härter. Da zogen die benachbarten Fürsten 1291 abermals vor die Burg, erstürmten sie und machten sie dem Erdboden gleich. Dem Bischof von Hildesheim wurde aufgetragen, darüber zu wachen daß sie nicht wieder aufgebaut werde. Zu dem Ende ließ er nicht weit davon ein Wachtschloß, „die Löwenburg oder Liebenburg“ errichten. Die Zerstörung der Herlingsburg war für Goslar ein so erfreuliches Ereigniß, daß der Rath an dem Denktage jährlich reiche Spenden unter die Armen vertheilte.

Die Herlingsburger Ritter,
Sie stürmten wie Ungewitter
Aus ihrer Burg bei'm Sonnenlicht
Und bei des Mondes bleichem Schein,
Wie in die Heerd' der Wolf einbricht.
Doch gewogen ist jede blutige That,
Und Segen folgt nur der Gerechten Pfad.

Hamburg. Gedruckt in J. B. Appel's Buchdruckerei.

Lesefrüchte
vom Felde der neuesten Literatur
begründet von
Dr. J. J. C. Pappe,
fortgesetzt und herausgegeben von Dr. C. F. G. Müller.
(Expedition: Rathhausstraße No. 10.)

1852. 3ter Band. 13tes Stück.

Mirabeau und Sophie.

Von dem vielbewegten Jugendleben Mirabeau's, das so eben von Dr. Friedrich Lewitz auf's Neue und wohl trefflicher und gründlicher als je zuvor nach allen Richtungen beschrieben ist*), möge hier der romantischste Theil, seine Liebe zu Sophie, nach dieser anziehenden, historisch begründeten Bearbeitung mitgetheilt werden, indem wir nur wenige Worte über Das, was jener Periode vorausging, voranstellen.

Gabriel Honoré Mirabeau war zu Egreville in der Provence im Jahre 1749 geboren. Vater und Sohn waren einander sehr entgegengesetzte Naturen. Von früh an konnte der Knabe sich nicht in den väterlichen Erziehungsplan fügen. Er ward daher unter fremdem Namen in ein Erziehungshaus gebracht, damit er den Namen seines Hauses nicht verunehre. Von einer Pension in die andere geschleppt, ward er mit 18 Jahren in's Militär gesteckt, um Zucht zu lernen. Er verspielte Geld, knüpfte Liebeshändel an und ward von seinem Regimente flüchtig. Später mußte er heirathen. Im Juni 1772 erhielt er die Hand des liebenswürdigen Fräuleins Marie Emilie de Covet, einzigen Tochter des reichen Marquis von Marignane. Er hatt jetzt 6000 Livres jährliche Einkünfte; aber bei seinem Hange zur Verschwendung, besonders in großen Bauten, machte er 160,000 Livres Schulden. Sein rauher und unbeugsam strenger Vater benutzte die Verlegenheit des Sohnes, und wirkte sich bei'm Gerichtshofe Chatelet in Paris ein Interdikt aus, durch das er seinen Sohn zwang, erst auf dem Mirabeau'schen

*) Mirabeau. Ein Bild seines Lebens, seines Wirkens, seiner Zeit. Von Dr. Friedrich Lewitz. In zwei Bänden. Erster Band. Mirabeau's Jugendleben. Breslau, Ferdinand Hirt's Verlag. 1852.
D. Red.

Schlosse, dann in der Stadt Monosque zu leben. Darauf ward er nach If verbannt, und im Jahre 1775 gestattete ihm der Vater, nach dem Fort Joux bei Pontarlier zu gehen; hier sah er zuerst seine Sophie.

* * *

Der Kommandant von Joux, Graf von Saint Mauris, obgleich von dem Vater nach Möglichkeit gegen den Gefangenen eingenommen, erlaubte ihm doch nach einiger Zeit eine halbe Freiheit; nicht aus Theilnahme, sondern aus Eitelkeit. Dieser Mann hat ein trauriges Andenken in Mirabeau's Leben zurückgelassen. Er schildert ihn öfters als falsch, boshaft, rachsüchtig und von niedriger Eitelkeit beseelt. Anfangs erlaubte er Mirabeau nicht, in die nahe Stadt Pontarlier hinabzugehen, obgleich ihm dieses in seiner Instruktion ausdrücklich gestattet war. Nun kam aber ein großes Fest: man feierte im ganzen Staate die Salbung des jungen Königs Ludwig's XVI., und auch Pontarlier blieb nicht zurück. Bei den Festen spielte natürlich der Graf Saint Mauris eine große Rolle in der kleinen Stadt, und wünschte Mirabeau zum Zeugen dabei zu haben. So kam dieser nach Pontarlier. Er vergalt dieß, indem er auf des Grafen Wunsch eine Schilderung der Festlichkeiten verfaßte, welche in einer kleinen, noch vorhandenen Brochure zu Genf ohne seinen Namen gedruckt wurde, und neben dem herkömmlichen, officiellen Bericht, besonders in der Einleitung manches Bemerkenswerthe enthält. —

In Pontarlier war eigentlich nur ein Haus, das anziehen konnte, der Marquis von Monnier. Dieser, schon hochbejahrt, sehr reich, ehemals erster Präsident der Rechnungskammer zu Dôle in Burgund, lebte jetzt, nachdem er sein Amt niedergelegt hatte, in der Nähe seiner Güter Courvière und Mamarols zu Pontarlier, und empfing Mirabeau mit großer Zuvorkommenheit. Dem 75jährigen Greise machte es gewiß Vergnügen, in der Einsamkeit von Pontarlier einen Mann, wie Mirabeau zu finden; er ließ sich von ihm sein Unglück erzählen, auch wohl seinen Leichtsinn und seine Leichtfertigkeiten schildern, und gab ihm redselig Trostgründe und fromme Rathschläge an die Hand. Denn er galt auch für einen Frommen. Aus seiner ersten, längst durch den Tod getrennten Ehe, hatte er eine einzige Tochter, welche mit Herrn von Valdahon vermählt war. Aber diese Heirath war gegen des Vaters Willen und erst in Folge eines sehr ärgerlichen Prozesses geschlossen worden, der auf die Sittlichkeit der Tochter wie des Schwiegersohns kein erfreuliches Licht wirft.

Erzürnt darüber, hatte der alte Monnier, vier Jahre vor dem Auftreten Mirabeau's in seinem Hause, am 1. Juli 1771, eine zweite Ehe geschlossen, um sich an seiner Tochter und deren Gemahl möglicher Weise durch Entziehung seines Vermögens zu rächen.

Seine Wahl war auf Sophie de Ruffey gefallen, die damals etwas mehr als 18 Jahr alt und die jüngste Tochter des Präsidenten de Ruffey an dem höchsten Gerichtshofe zu Dijon war. Auch die Familie Ruffey, angesehen und mächtig wie sie in Burgund war, trägt scharf das Gepräge ihrer Zeit. Die weiblichen Mitglieder, namentlich die Mutter, gehörten zu den Frömmlingen, die Mirabeau so bitter geißelt. Der Vater dagegen, der Präsident de Ruffey, beschäftigte sich als Dilettant, auch literarisch mit Archäologie, Staatswirthschaft und Naturgeschichte, auch wohl mit Poesie, und war sogar zum Mitgliede der Akademie zu Dijon erwählt worden. Aber trotz dieser Bildung hatte er doch bestimmt und die fromme Mutter es zugegeben, daß zum Vortheil der Söhne des Hauses eine ältere Tochter in's Kloster ging, und daß die jüngste, Sophie, kaum 16 Jahre alt, den damals 63jährigen berühmten Buffon heirathen sollte, der auch aus Dijon stammte und mit dem Präsidenten Ruffey in einigem wissenschaftlichen Verkehre stand. „Die Heirath zerschlug sich aber, erzählt Sophie in ihrer naiven Weise, und ich tröstete mich darüber, da Herr Buffon hat drucken lassen, daß in der Liebe nur das Physische Werth hat, und daß die Empfindung, die sie begleitet, nichts tauge; da ich die Hoffnung verlor, ihn zu heirathen, verlor ich meinen Geschmack für die alten Männer."

Zwei Jahre später wurde sie dennoch dem noch viel älteren Marquis von Monnier überliefert, weil er reich war. Hier lag der Anfang und die Quelle des ganzen Unheils. Ihre Ehe war unglücklich gleich vom Beginn. Die junge Frau gab sich ihren Pflichten gutmüthig hin, aber sie langweilte sich mit dem halb schon kindischen, verdrießlichen Greise; er zankte mit ihr wegen kleinlicher Wirthschaftsangelegenheiten und ihre einzige Unterhaltung war außer den Priestern des Ortes, das Whistspiel jeden Abend. Er liebte das Geld und hielt sie karg; er war oft eifersüchtig, ohne recht zu wissen, auf wen oder warum?

In der jungen Frau, so sanft und still sie erschien, schlummerte doch der Keim heftiger Leidenschaften; ihr Herz war stark und in sich zurückgezogen; erst bei näherer Kenntniß entfaltete sich in ihr jener unbeschreibliche Reiz der Weiblichkeit, jene natürliche Anmuth, die so sehr bezaubert und mehr von den Eigenschaften der Seele als von äußeren Gaben abhängt. Die Kunst zu gefallen ging bei ihr nicht aus der Eitelkeit, sondern aus der unverbildeten Natürlichkeit ihres Geistes hervor. Bei aller weiblichen Feinheit des Verstandes gehörte sie zu den naiven Charakteren; aber ihr Herz, einmal geweckt, war der lebhaftesten Empfindungen eben so fähig, als bedürftig.

Die Verhältnisse, unter welchen sie und Mirabeau sich auf ihren Lebenswegen zuerst begegneten, konnten für Beide nicht bedenklicher und gefährlicher erdacht werden. Er war getrennt von allen den Seinigen, ohne Freunde, gefangen, unglücklich, daher um so

empfänglicher für jedes ihm entgegenkommende Gefühl des Mitleides, welches die ihm zunächst stehenden seinem Schicksal versagten. Hier, in diesem Winkel der Erde, fand er Theilnahme, Trost, Mitgefühl bei einem liebenswürdigen, jungen Weibe, das, selbst ebenfalls nicht glücklich, hier Sympathie suchte und gab und seine so glänzenden Eigenschaften bald bewundern lernte. Auch ihr war wohl ein solcher Mann noch nicht vorgekommen und er, er sagt es uns selber, wenn wir es noch nicht wüßten, er habe bis dahin nur den galanten Umgang mit Frauen gekannt, der nicht Liebe ist, sondern nur Liebe erlügt. Wie sollten ihre Reize, ihre feine, sanfte und angenehme Gesichtsbildung, ihre natürliche Ausdrucksweise, die oft in glücklichen Einfällen und Antworten wie ein Blitz hervorsprang und um so sicherer traf, je unerwarteter sie kam, ihre Unterhaltung, die an's Herz drang, wie sollten diese Eigenschaften alle, die Mirabeau noch nach langer Trennung, entfernt von der Geliebten, so beredt schildert, nicht unwiderstehlichen Eindruck auf ihn machen? Und ihre Herzensgüte und Unerfahrenheit überlieferte sie ebenfalls, so zu sagen ohne ihr Wissen, desto sicherer einem Gefühl, das mit jedem Tage an Kraft und Tiefe wuchs und sie bald in süße Trunkenheit versetzte. So entstand diese Liebe, ein Gemälde des menschlichen Herzens, wunderbar in seinen Farben und Umrissen, und dennoch so natürlich! — Sie gewährte Beiden ein kurzes Glück, kostete aber Beiden ihre bürgerliche Existenz, Sophie'n eigentlich das Leben. Und doch, wer wollte sagen, ob jene flüchtigen Tage des Liebesglücks mit ihrem hellen Lebensglanz, mit der tiefen Empfindung, von der sie ganz erfüllt waren, in dem Vollgenuß heißer Leidenschaft nicht lange, träge Jahre des Leidens oder einer gleichgiltigen, stumpfen Existenz aufwiegen? — —

Zur Rechtfertigung Mirabeau's müssen wir es anführen, daß er lange Zeit dem Gefühle widerstand. „Wenn ich nachdachte," — sagt er selbst später in seiner Vertheidigungsschrift — „so war ich betroffen; ich fürchtete die Liebe. Wenn es ein Verbrechen ist, einer so mächtigen Versuchung nicht widerstanden zu haben, so war es mindestens nicht das Verbrechen meines Willens; anfangs sah ich mit Schrecken den Sturm, der in meinem Herzen sich erhob; ich bemühte mich dem Zuge zu widerstehen." Beweis hierfür ist die Thatsache, daß Mirabeau, der im Juli in Sophie'ns Hause bekannt geworden war, sich nachher freiwillig längere Zeit hindurch von demselben entfernt hielt und nicht kommen wollte, obgleich Herr von Monnier selbst ihn wiederholt aufforderte. Sophie bestätigt dieß; sie sagt, Mirabeau habe in dieser Zeit seine Aufmerksamkeit einem andern Mädchen zugewendet, das sie Belinde nennt, „einer jungen unbedeutenden Kokette, bei der er doch an ein ernsthaftes Attachement nicht denken konnte; er habe da nur Zerstreuung gesucht oder sich gegen ein tieferes Gefühl vertheidigen wollen." Der Bruder des jungen Mädchens besaß Bücher, eine Seltenheit im

Juragebirge und ein Reiz mehr für Mirabeau. Auch in einem Briefe an seinen Oheim aus dieser Zeit klingt ein solcher Ton der Furcht, des Mißtrauens in die eigene Kraft vernehmlich durch, der sonst Mirabeau nicht eigen war.

Noch bedeutsamer ist es, was Mirabeau in seiner Vertheidigungsschrift ebenfalls anführt, daß er seinen Vater gebeten und dann auch selbst an Frau von Mirabeau geschrieben habe, sie möchte zu ihm nach Pontarlier kommen. In ihrer Gegenwart wollte er sich eine Schutzwehr seiner Pflicht schaffen; er fühlte, daß dieses Band ihm nöthig wäre, weil die menschliche Achtung ihn vielleicht zurückgehalten hätte. „Ehe ich diesen Fehltritt, den größten meines Lebens, beging, schreibt er 1779 an Dupont, lieferte ich mir selbst den schrecklichsten Kampf! Niemand wußte den Schritt, den ich damals that. Fest entschlossen, mir das Herz zu zerreißen, um des Pfeiles, der es durchbohrte, ledig zu werden, schrieb ich an meine Frau einen kräftigen, dringenden Brief, voll Gluth, mit der ganzen Beredsamkeit des Augenblicks und der Sache, und forderte sie auf, ihr Geschick mit dem meinigen zu verbinden, wie die göttlichen und menschlichen Gesetze es ihr geboten. Ich schlug ihr vor, uns in die Schweiz zurückzuziehen, wo wir von unserm mäßigen Einkommen leben würden, und selbst ohne Unterstützung, wenn es seyn müßte. Denn meine Arbeiten würden mir Mittel verschaffen, sobald ich einmal da bekannt wäre. Hätte sie eingewilligt, ich schwöre es bei meiner Ehre, ich hätte alle meine Bande zerrissen, wenn ich auch vor Schmerz vergangen wäre. Niemals hätte die Liebe zur Freiheit und die eheliche Zuneigung einen schönern Sieg davon getragen, und dieser Sieg war möglich. Vielleicht hatte meine Leidenschaft noch nicht den höchsten Grad des Wahnsinns erreicht und mindestens war ich noch nicht durch das heiligste Band gefesselt.“

Als Antwort erhielt er von seiner Frau einige frostige Zeilen, worin man ihm mit aller Sanftmuth zu verstehen gab, daß er ein Narr sei. „So gab ich mich denn ganz dem Gefühle meiner Liebe hin,“ — fährt Mirabeau fort — „ich gab mich ihr dann sogar mit Freuden hin, ich berauschte mich in ihren Entzückungen. Ja, ich gestehe es, die Weigerung meines Vaters und meiner Frau verursachten mir geheime Befriedigung. Denn die Liebe ist ein gefährlicher Sophist.“ Freilich wußte weder der Vater noch Frau von Mirabeau, weßhalb er so dringend um ihre Gegenwart bat; er konnte es ihr auch nicht wohl sagen; vielleicht wollte er es nicht einmal, aus Gründen der Selbstsucht und der Sophisterei seines Herzens. Aber war es nicht jedesfalls ihre Pflicht, das Schicksal ihres Mannes zu theilen und dadurch nach Möglichkeit zu mildern? und wenn er nun gar selber darum bat? „Ich hatte Unrecht,“ — sagt Mirabeau von ihr — „Früchte auf einem Baume zu suchen, der nur Blumen trug.“

Man hat auch diesen Schritt Mirabeau's in Zweifel gezogen, weil er ihn nur selbst in seiner Vertheidigungsschrift anführt und weil in der That unter der so großen Masse schriftlicher Denkmale, welchen Mirabeau's Berühmtheit Dauer verliehen hat, gerade dieser Brief an seine Frau nicht mehr vorhanden ist. Mit Unrecht. Fünf Jahre nachher schrieb Mirabeau an seine Schwester: „Frau von Mirabeau wollte und wird Dir den Brief nicht zeigen, den ich ihr aus Pontarlier geschrieben habe, ehe ich von da entfloh und selbst, ehe ich noch von allen Entzückungen der Liebe trunken war. Ich weiß nicht, was man unter einem „drohenden Billet" versteht; der Brief hatte acht Seiten, das nennt man nicht ein Billet. Wenn ich an meinem letzten Tage vor dem erhabenen Geist erscheinen soll, der die Natur beherrscht, so werde ich ihm sagen: ich bin voll ungeheurer Flecken in meiner Seele; aber Du allein weißt es, großer Gott, ob ich so schuldvoll geworden wäre, als ich es bin, wenn man auf dieses Schreiben angemessen geantwortet hätte."

Eben so finden wir in zwei Briefen des Oheims an den Vater Bestätigung dieser Thatsache: „Uebrigens hat Dein Sohn dringend seine Frau gefordert; sie hatte nicht zu ihm gehen wollen, das vermindert sein Unrecht ihr gegenüber." — „In den Zeiten, da noch Sitten herrschten, hätte eine Frau, von ihrer Pflicht durchdrungen, es angenommen, seine Gefangenschaft bis an's Ende zu theilen, und hätte es ausgeführt. Ich weiß sogar nicht, ob es für die junge Frau, deren Stellung jetzt doch sehr zweideutig ist, nicht der geschickteste Entschluß gewesen wäre, ihn durch eine recht auffallende Wohlthat zu verpflichten, so daß sie bei der geringsten Klage ihn hätte erdrücken können." Zuletzt endlich: Mirabeau selbst hat keinen Anstand genommen, in dem später öffentlich vor dem Parlamente zu Aix geführten Prozesse und in den deßhalb gewechselten Denkschriften sich förmlich und wiederholt auf seinen Brief an Frau von Mirabeau zu berufen, und keiner seiner erbitterten Gegner, die es an Verleumdungen und Kränkungen nicht fehlen ließen, hat es gewagt, diesen Beweis in Abrede zu stellen.

So fanden denn die Liebenden nirgend Schutz noch Stütze: Mirabeau nicht in seinen Grundsätzen, noch in den Sitten seiner Zeit und seiner Umgebungen, nicht in seinem bisherigen Leben, noch in der Liebe seiner Nächsten; Sophie nicht in ihrer Unbefangenheit; nicht in ihrem Hause, noch bei ihrem Gemahl; nicht in ihrer Erziehung, noch in der Religion, die sich auf Beobachtung äußerlicher Gebräuche oder auf Einwirkung eines engherzigen Beichtvaters beschränkte. Wer will auf diese Ehebrecher den ersten Stein werfen? —

Seit dem December 1775, sieben Monate nach Mirabeau's Ankunft in Joux, wurde das Verhältniß zwischen Beiden immer genauer.

Und der Ehemann? fragen wir erstaunt; der früher ohne Grund sich eifersüchtig gezeigt hatte? der mit seinen 70 Jahren die

Welt und deren Sitten und die Schwäche des menschlichen Herzens wohl kennen mußte? unter dessen Augen, in dessen eigenem Hause dieß vorging? in der kleinen Stadt, wo die heimlichen Zusammenkünfte so schwer zu bewerkstelligen und noch schwerer zu verheimlichen waren? Wir finden nicht, daß er bis dahin irgend ein Zeichen von Eifersucht gegeben, irgend einen Versuch gemacht habe, das Verhältniß zu hindern oder auch nur zu stören. Ja, wir sahen, daß er Mirabeau's Umgang in seinem Hause, mit seiner jungen Frau begünstigte, den Widerstrebenden sogar zum Kommen aufforderte und Festlichkeiten für ihn veranstaltete, die das Verhältniß nur fördern konnten. So empörend es ist, Mirabeau schreibt wiederholt dem alten Monnier mit Entschiedenheit die schaudbare Absicht zu, von seiner Frau um jeden Preis Nachkommenschaft zu erhalten, die er sonst nicht hoffen durfte. Er führt in seinem geheimen Briefwechsel mit Sophie'n Thatsachen an, die, ich will nicht sagen, die Sache erweisen, aber sie so wahrscheinlich machen, als eine Angelegenheit der Art es nur zuläßt, und die er theilweise nur von Sophie'n selbst erfahren haben kann. Die Motive des Alten bei dieser schimpflichen Handlungsweise entsprangen unzweifelhaft vorzugsweise aus dem Rachegefühl gegen seine Tochter und deren Gemahl, denen er sein Vermögen entziehen konnte, wenn er aus der zweiten Ehe ein Kind hatte, das in den Augen der Welt und allenfalls auch in seinen eignen für das seinige hätte gelten können. — Sophie'ns sittliches Gefühl, Ehrlichkeit und Liebe zu Mirabeau vereitelten diesen Plan; sie gestand Herrn von Monnier ihr Verhältniß mit demselben; sie war zu stolz und zu liebevoll, um ihre Gunst ferner zu theilen: sie wies Herrn von Monnier und seine heuchlerische Annäherung ernst und mit Offenheit zurück. — Sollte es Leute geben, die der Macht der Verhältnisse, das heißt, den bösen Neigungen des Herzens so viel „Rechnung tragen", daß sie solche Proceduren natürlich finden und den Lauf der Welt in Anschlag bringen, so wünschen wir das stärkste Gefühl sittlicher Entrüstung gegen diese Welt und Zeit im Herzen unserer Leser anzuregen. —

Seitdem erst, als er die Furcht seiner niederträchtigen Berechnungen sich entschlüpfen sah, erbitterte sich Herr von Monnier gegen seine Frau wie gegen Mirabeau. Dazu kamen aber auch bald Angebereien und Berichte von allen Seiten, die ihn zu einem andern Benehmen zwangen. Anonyme Briefe, Klätschereien und der fromme Eifer von Priestern schürten das Feuer. Der Beichtvater aus Herrn von Monnier's Hause schrieb sogar nach Dijon an Frau von Ruffey, Sophie'ns Mutter, um ihre Frömmigkeit gegen die Unsittlichkeit ihrer Tochter in den Harnisch zu bringen, einer Tochter, die verkauft, einem rachsüchtigen Greise wie zum Werkzeuge seiner ohnmächtigen Wuth hingegeben worden war. Am meisten aber schadete den Liebenden der Graf St. Mauris, der in seiner mächtigen Stel-

lung nur zu viel Mittel in Händen hatte. Der Graf, auch ein Kind seiner Zeit, hatte früher, obgleich nicht mehr jung, selbst Absichten auf die Marquise von Monnier gehabt; er hatte ihr dieß rund heraus erklärt und gesagt, da er Freund ihres Gemahls und ihres Hauses sei, so habe ihr Ruf und ihre häusliche Ruhe bei ihm Nichts zu befürchten. Mit so zarten und ehrenhaften Beweggründen unterstützte er seine Liebeserklärung! Frau von Monnier fand diese lächerlich und jene abscheulich, und wies ihn mit Entrüstung zurück. „Er kam mir nur widerlich vor,“ — sagt sie — „niemals ist er so häßlich, als wenn er in Rührung geräth; kurz, seine Liebe flößte mir die größte Lust ein, ihn zum Besten zu haben und wahrhaftig, ich habe ihn nicht geschont!“ So verwandelte denn verletzte Eigenliebe seine Zuneigung in Haß, den sie, sagt Mirabeau, leichter ertrug, als seine Zärtlichkeit. „Ich war freilich“ — setzt er hinzu — „nur 40 oder 45 Jahre jünger, als Herr von St. Mauris, und wenn ich beinahe eben so häßlich aussah als er, so war ich mindestens eher ein Mann von Ehre.“

Jetzt war aber für den Grafen die Gelegenheit gekommen, seinen Haß und seine Rache zu befriedigen. Er hatte den Brief des Beichtvaters an Sophie's Mutter veranlaßt. Gegen das Ende des Jahres 1775, als das Verhältniß zwischen der Marquise und und dem Gefangenen wohl kein Geheimniß mehr seyn konnte, bestand er darauf, daß Mirabeau die Stadt Pontarlier verlassen und in der Festung bleiben sollte, obgleich er seiner Instruktion gemäß, ihm bis dahin viele Freiheit gelassen hatte. Mirabeau widersetzte sich und führte an, daß er mit Wissen und Willen des Kommandanten nicht bloß in Pontarlier aufgetreten sei, sondern auch kleine Reisen in die Provinz und selbst einmal über die Grenze nach dem benachbarten Neufchatel gemacht habe. Aber der Zufall gab ihm noch andere Waffen gegen Mirabeau in die Hände. Erstlich erhielt er von der Pariser Polizei die Benachrichtigung, daß ein Pack gedruckter Exemplare von Mirabeau's „Versuch über den Despotismus“ aus der Schweiz in Frankreich hineingebracht werden sollte. Es war aber anonym in Neufchatel gedruckt und in der Anzeige der obersten Polizeibehörde Mirabeau gar nicht als der Verfasser genannt. Dieser erhielt damals von seinem Vater nur eine jährliche Pension von 1200 Franks, welche für seinen Lebensunterhalt nicht einmal nothdürftig ausreichte. Um sich zu helfen, hatte er sich persönlich mit dem Hofbuchhändler des Königs von Preußen, Fauche in Neufchatel, in Verbindung gesetzt und an diesen sein Werk über den Despotismus verkauft. Der Graf Saint Mauris hatte ihm selbst die Erlaubniß zu dieser Reise gegeben, weil Mirabeau damals für ihn eine umfangreiche Denkschrift über die Salzwerke der Franche-Comté unternahm, zu deren Bearbeitung persönliche Untersuchungen und Reisen nothwendig gewesen waren. Hatte er diese

Reisen in seinem Interesse gestattet, so konnte er die nach Neufchatel in Mirabeau's eigener Sache nicht gut verbieten.

Die Besorgniß, seine unzeitige und eigennützige Nachsicht gegen den Gefangenen bei dieser Gelegenheit an den Tag kommen zu sehen, verdoppelte jetzt seine Strenge und gab seiner leidenschaftlichen Rachbegier den willkommenen Vorwand und den Schein der Rechtfertigung. Als nun gar die ängstliche Besorgniß eines kleinen Kaufmanns zu Pontarlier einen Wechsel über 1500 Livres, der aber die Verfallzeit noch nicht erreicht hatte, in seine Hände brachte, hatte er die gefährlichsten Waffen gegen ihn in Bereitschaft. Er schrieb sofort dem Marquis von Mirabeau, daß der Gefangene, obgleich unter Kuratel und in Haft des Königs, auch in Joux Schulden kontrahirt habe. Und doch war Mirabeau dazu gezwungen, um leben zu können; und doch hätte er durch den Ertrag seiner schriftstellerischen Arbeiten diese Schulden leicht in Kurzem tilgen können. Auch Sophie hätte ihm mit dieser kleinen Summe unschwer geholfen. „Neulich, schrieb sie ihm später einmal, neulich las ich wieder in Deiner Vertheidungsschrift, und ich sah, daß jene Schuld, die unser Unglück in Pontarlier veranlaßt hat, leicht zu tilgen war; Du hättest nur eine Anweisung auf Deinen Buchhändler Fauche geben dürfen, und ich hätte den Rest und Deine übrigen Schulden bezahlt; es war ja so geringfügig. Ich kann es mir gar nicht verzeihen, damals bei Zeiten nicht daran gedacht zu haben. Aber das kommt daher, daß Du es nicht über Dich gewinnen kannst, die geringste Bitte der Art auszusprechen, selbst nicht gegen mich; und bei mir geht die Thorheit so weit, daß ich mich eben so sehr schäme, Geld anzubieten als zu fordern; ja, ich kann es nicht über mich gewinnen, Dienstleistungen zu verlangen oder selbst zu bezahlen, wenn es nicht große Summen sind, oder wenn die Leute gut gekleidet oder von meiner Bekanntschaft sind.“ Wenigstens sehen wir schon daraus, daß die Behauptung eigennütziger Absichten bei Mirabeau in seinem Verhältnisse zu Sophie'n gänzlich ohne Grund ist.

Diese beiden Vorwände waren es, welche der Graf Saint Mauris benutzte, um Mirabeau entschieden zu befehlen, das Schloß Joux nicht zu verlassen. Als jeder Widerstand vergeblich blieb, gerieth er in Verzweiflung: weder er noch Sophie konnten eine Trennung nach so kurzem Glück des Besitzes ertragen; es war ihm entsetzlich, sich in der unbedingten Gewalt seines Feindes zu wissen; er zitterte vor des Vaters Strenge, die bei der unglücklichen Nachricht von neuen Schulden sich sicherlich bald verdoppelt zeigen würde. Und Sophie war in diesem Augenblicke jedes Entschlusses fähig, außer, sich von Mirabeau zu trennen. Ueberwältigt von ihren Thränen und seinem Bedauern, glühend von Liebe und von Unwillen, gezwungen zwischen zwei gleich großen Uebeln zu wählen, zog er dasjenige vor, welches ihm mindestens Ersatz bot. „Um der Liebe zu gehorchen,“ entschloß er sich am 16. Januar, sich der Haft im-

Fort Joux zu entziehen und in Pontarlier, in der Nähe Sophie'ns, verborgen zu bleiben. Es gelang.

Bei einem Gastmahle im Hause des Marquis am heiligen Dreikönigstage war Mirabeau die Bohne zugefallen; er erwählte natürlich Frau von Monnier zu seiner Dame, und auf den ausdrücklichen Wunsch ihres Gemahls gab dieselbe dem Bohnenkönige einen Ball. Für diesen letzten Abend erbat und erhielt Mirabeau vom Gouverneur noch die Erlaubniß, in der Stadt zu bleiben. „Mit boßhafter Freude, sagt Sophie, beobachtete uns Herr von Saint Mauris während des ganzen Balles und ließ uns nicht aus den Augen." Aber kurz vor dem Ende verschwindet Mirabeau dennoch und ist auch am Tage darauf nicht wieder zu finden. — Nicht ohne heftigen Kampf ergriff er diesen äußersten Entschluß, selbst nicht ohne den Versuch, sich ihm zu entziehen. Noch am Tage vor seiner Entweichung richtete er einen Brief an den Grafen Saint Germain, damals Kriegsminister in Versailles; in demselben setzt er seine Lage auseinander, beruft sich auf seine ehemaligen Vorgesetzten in Korsika, den Baron von Vioménil und den Obersten Harembure, und bittet dringend, wieder in ein Regiment eintreten und sich vorher dem Ehrengerichte seiner Mitofficiere über seine Sache mit dem Baron von Moans unterwerfen zu dürfen; er wolle sein Vaterland nicht verlassen; nur bitte er um die Erlaubniß, sich so lange zu verbergen, bis die Befehle des Ministers eintreffen und ihm die Möglichkeit geben würden, sich gegen ungerechte Anschuldigungen zu vertheidigen; lange habe sein Gefühl widerstrebt, sich seinem Vater zu widersetzen; auch wolle er sich nur in Sicherheit bringen vor den harten Maaßregeln, die dessen Ruf und Einfluß wahrscheinlich erlangen werde." Dieser Brief blieb ohne Antwort und ohne Erfolg.

Wenn die Flucht aus der Festung ein Verbrechen war, so hatte die Liebe es veranlaßt: denn er unterzog sich in der Verborgenheit zu Pontarlier einem sehr beschwerlichen, traurigen, ja selbst gefährlichen Leben, um die Geliebte nicht zu verlassen; er sagt selbst, er müßte sich für ein Ungeheuer von Feigheit und Undankbarkeit halten, wenn er damals anders gehandelt hätte. In der That war es bei der unmittelbaren Nähe der Schweizergrenze ein Leichtes, seine volle Freiheit zu erlangen und in der Fremde, wenn er allein dahin ging, sich die Mittel zum Leben zu verschaffen. Zur Versöhnung mit seinem Vater war ohnedieß so gut wie keine Aussicht. Wir können daher nicht zweifeln, daß ihn die Leidenschaft antrieb, sein Gefängniß auf diesem Wege zu verlassen. „Ach! ich kenne die ganze Logik und Moral, — schrieb er später seiner Schwester — die Du mir aus der Ruhe Deines Hauses vorpredigst, nicht hingerissen von einer Leidenschaft, die mich verzehrte, die Du nicht empfunden hast, die Du nicht kennst! Aber bedenke, daß mein Glück kaum anfing, als die Grausamkeit der Menschen mich ihm entriß.

Begreife, wenn Du kannst, die Seele Deines Bruders, und frage Dich, ob in der Trunkenheit einer ersten Liebe, nach wenigen Tagen eines so köstlichen, aber so heimlichen und unterbrochenen Besitzes mein Herz und meine Sinne befriedigt seyn konnten.“

Indem er sich der Gefangenschaft entzog, theilte er in einem Briefe an den Grafen Saint Mauris offen seine Motive mit, und schickte eine Abschrift desselben sowohl an seinen Vater, als an Herrn von Monnier; er bestätigt und beweis't alle erwähnten Umstände: daß der Wechselbrief der einzige rechtliche Grund für die Strenge des Kommandanten war; daß der Graf Saint Mauris wirklich Absichten auf Frau von Monnier gehabt hatte; daß er den Marquis von Mirabeau gegen den Sohn aufgereizt hatte. „Es ist Ihnen unmöglich, schließt er, das Uebel, das Sie mir zugefügt, wieder gut zu machen; aber Sie dürfen es nicht noch vergrößern, indem Sie dem Minister falsche Berichte ertheilen. Thun Sie, was Sie wollen: im Innersten Ihres Gewissens muß meine Freimüthigkeit Sie eben so überführen als erbittern; aber freilich, ich bezahle es theuer, daß es mir frei steht, Ihnen so zu schreiben.“ —

(Fortsetzung folgt.)

Baden-Baden.

(Beschluß.)

Immer lebendiger wird jetzt das Gesumme, immer kühner die Worte der selten vergeblich schmachtenden Seladons, immer gewährender die Blicke der Frauen; was die Helle des Tages noch zurückdrängte, um nothdürftig den äußeren Schein zu retten, offener und rücksichtsloser wird es in der Dunkelheit der Nacht. Dazwischen das Geplauder der Gruppen, die weiter unten an der galerie des fameurs um einzelne Tische sitzen, und behaglich Sorbet oder farbiges Eis schlürfend, sich die Spaziergänger betrachten. Auch in den Sälen des Konversationshauses, die mit vielem äußeren Glanze ganz darauf berechnet, die Augen der großen Menge zu blenden, ausgestattet sind, drängt sich die Menge. Nur ein Genremaler könnte die verschiedenen Scenen, die hier unaufhörlich den Blicken des Beobachters sich darbieten, wiedergeben. Interessant müßte ein solches Bild seyn, schön aber nicht, denn wahrlich, es ist kein wohlthuender Anblick, den diese Tische gewähren. Wie verschieden drückt sich aber die Leidenschaft in ihrer wechselnden Steigerung in den Gesichtern der Umstehenden aus, welche unvergängliche Linien werden hier oft den Gesichtern für immer eingegraben! Alt und Jung,

Vornehm und Gering stehen hier dicht geschaart, Stand und Rang sind auch hier verschwunden, die Sucht nach Gewinn macht Alle gleich, und mit immer gleicher Miene harkt der Croupier die Goldrolle des Fürsten und den letzten Gulden des armen Handwerkers zusammen, der schwach genug war, der lockenden Verführung nicht zu widerstehen. Kalt wie das Metall, das er mit geschickter Hand umherwirft, sind die Blicke eines solchen Dieners der privilegirten Geldsucht; ihm ist es gleichgiltig, wie die rollende Kugel fällt, ob sein Geben oder Nehmen des Geldes Freude oder schwere Sorge bereitet. Faites vos jeux, Messieurs! tönt heiser die tonlose Stimme, blitzend fliegt das Auge über den langen Tisch, die Sätze zu kontroliren und die vielen Betrügereien, die hier so oft versucht werden, zu verhindern. Ein gräßlicher Lebensberuf, als Croupier einer Bank zu dienen, der Handlanger eines so ehrlosen Gewerbes zu seyn! Zum Ruhm unseres Volkes kann man es sagen, in allen größern Süddeutschen Ländern findet man nur selten Deutsche unter denselben, es sind fast immer Franzosen. Möglich aber, daß wir nicht gewandt genug dazu sind, daß den Spielpächtern auch genug Anerbietungen von Deutschen zu diesem erniedrigenden Dienst gemacht werden.

Sind wir doch das einzige Volk, welches duldet, daß solche Schandflecken unserer Civilisation öffentlich bestehen, ja selbst vom Staate gehegt und gepflegt werden! Sind unsere Regirungen doch die einzigen, welche es nicht verschmähen, hohe Pachtsummen vom Laster zu entnehmen, das sonst überall in ganz Europa verboten und von der Strenge des Gesetzes verfolgt wird. Bieten unsere Bäder doch allem Spielergesindel der ganzen Welt eine willkommene Heimath, und die Bürgerschaft mancher solcher Orte scheut sich nicht, einem Spielpächter das Ehrenbürgerrecht zu überreichen. Pfui über die Deutsche Schmach! Man muß stundenlang an einer öffentlichen Bank stehen, man muß sehen, welch' entwürdigende Leidenschaften hier im Menschen aufgeregt werden, wie alles Edle seiner Natur dabei zu Grunde geht, um so recht vollen Abscheu gegen solche Spielhöhlen mit fortnehmen zu können. Hier in Baden wird das Ganze so großartig wie möglich getrieben. Man sieht oft Tausende von Francs auf einem Satze stehen, und der Unternehmer, Oberst Benazet, soll außer der jährlichen Pacht von 40,000 Gulden, den großen Kosten für den Betrieb, bei dem allein nahe an 30 Croupiers angestellt sind, doch noch im vorigen Jahre an 100,000 Gulden reinen Gewinn gehabt haben.

Gewähren schon Männer am Spieltisch keinen erfreulichen Anblick, so ist dieß noch weniger mit Frauen der Fall. Mir wenigstens ist eine gierig spielende Frau das widerlichste Wesen von der Welt, mögen auch sonst äußere Reize in Hülle und Fülle sie schmücken. Förmliches Geschäft vom Spielen, so daß sie sich hinsetzten und auf der Karte nachpointirten, machten nur einige vornehme Russinnen;

außer ihnen auch einige Französinnen der höheren Gesellschaft. Bei Engländerinnen und Deutschen herrscht doch noch das Ehrgefühl zu sehr vor, als daß sie anders als auf einige Augenblicke sich den Tischen nähern und stehend, aus Scherz, einige Geldstücke dann und wann hinwerfen. Das echte Bild einer wahren Spielerin bot eine elegant gekleidete Französin in mittleren Jahren. Sie trug noch die Spuren ehemaliger großer Schönheit. Von 11 Uhr Morgens, wo die Säle der Bank eröffnet, bis spät um Mitternacht, wo sie geschlossen werden, behauptete sie unablässig ihren Sitz, gewöhnlich bei'm Trente-un. Sie spielte nicht hoch, denn ihre Mittel schienen nicht beträchtlich zu seyn. Aber mit welcher Spannung haftete ihr großes dunkles Auge, in dem einst mächtig die Flamme der Liebe gelodert, auf der Hand des Croupiers, der die Karten umschlug! Welche unersättliche Gier spiegelte sich in ihren scharfen Zügen, in denen Leidenschaften aller Art ihre Furchen zurückgelassen! Ihre Freude über Gewinn war fast noch unschöner, thierischer, als der Zorn über Verlust. Im letzteren Falle verfehlte sie nie durch eine starke Prise Tabak ihr Gehirn aufzufrischen.

An den Sonntagsabenden spielt von 8 Uhr an im großen Hauptsaal ein ausgezeichnetes Orchester, theilweise von den ersten Pariser Virtuosen gebildet, die Benazet freigebig bezahlt. Benazet ist ein kluger Berechner, der Alles anwendet, die Menge herbeizuziehen. Dann tönt das Schmettern der Trompeten zu dem Rollen der Kugeln, dem Klappern und Klingen der Goldhaufen, dem eintönigen Ruf der Bankhalter. Die Verlierenden, die an solchen Abenden doppelt zahlreich sind, können sich dann wenigstens trösten, daß Fanfaren ihren Verlust begleiten oder sanfte Flötentöne ihn betrauern.

Wird uns dieß bewegte Treiben lästig, ergreift uns der Ekel an der blasirten Verlorenheit, die sich in den Sälen herumtreibt, Unterhaltung suchend und doch nicht findend, will man sich in den Schooß der ewig schönen Natur flüchten, in ihr den reinsten Genuß zu suchen, so bietet Baden auch dazu so reiche Gelegenheit, wie nur selten ein anderer Ort. Wenige Schritte genügen und man ist in der tiefsten Einsamkeit, im verborgensten Waldesdunkel der wild zerklüfteten Felsengegend. Welche reiche Auswahl von Spaziergängen gewährt Baden's nahe wie ferne Umgebung! Wochen lang kann man hier weilen und täglich neue Schönheiten entdecken. Es giebt in Deutschland großartigere Alpengegenden, aber wenig anmuthigere, mannigfaltigere Gebirgslandschaften. Der glückliche Umstand, daß Baden in einem Seitenthale des Schwarzwaldes liegt, nahebei aber schon die lachenden, offenen Rheinebenen beginnen, bewirkt diesen großen Reichthum der Abwechselung von Gebirg und Ebene, Wäldern und Felsen. Der Schwarzwald hat nicht das Wellenförmige

des Thüringerwaldes, des Odenwaldes. Aber hier ist größere Mannigfaltigkeit, jeder Punkt hat hier seine besondere Gestaltung. Dieser Berg fällt steil ab, jener senkt sich allmählich, der eine ist spitz, der andere rund mit seiner Kuppe, der gleicht einem Kegel, dieser einer großen Mulde. Man gewinnt oft auf einem Wege ganz verschiedene Ansichten, glaubt in wenigen Minuten ganz von einander entfernte Landschaften vor sich zu haben. Welch' belohnenden Spaziergang bietet z. B. nicht die Ruine des alten Schlosses dar, welche man auf bequemen Pfaden gut in einer halben Stunde erreichen kann.

Zuerst, nachdem man die Bergstraßen der Stadt verlassen, kommt man bei dem neuen Schloß vorbei, das im Sommer der Großherzog bewohnt. Der offenstehende Garten desselben mit den wunderschönen hohen Linden, gewährt einen angenehmen Ruhepunkt. Unter den grünen Schatten der Bäume stehen trauliche Bänke, von denen man einen Blick über einen Theil der Stadt und die Lichtenthaler Allee in die gleichnamigen Berge hat. Bequem aufwärts steigend führt der Pfad von hier, nur hie und da durch ein schattiges Laubhölzchen unterbrochen, weiter auf beiden Seiten, die zwar ganz verschiedene, aber gleich befriedigende Aussicht auf Thal und Berg gewährend. Bald nimmt dann ein dunkeler Tannenhain den Wanderer auf.

Wie schön und traut ist es hier! Schlanken Säulen gleich, steigen die riesigen geraden Stämme empor. Es sind noch die alten verjährten Fichten, die dem Schwarzwald ursprünglich seinen Namen verliehen. Zu den bekannten großen Flößen zusammengesetzt, sieht der Rhein alljährlich Tausende derselben dem theuer zahlenden Holland zuschwimmen. Hier schützt sie die Nähe Baden's, dem man einen solchen Wald erhalten wollte, vor gleichem Loose. Der Sonne Strahl bricht sich kaum Bahn durch ihr grünes Gezweige, hellglänzende Arabesken phantastischer Art an den braunen Stämmen oder dem grüngelben Moosgrund des mit kleinen Felsbrocken besäeten Bodens zeichnend. Leise rauschen die Gipfel vom Winde bewegt, mit dem eigenthümlichen, schaurigen Tone, der nur den Nadelwaldungen eigen ist. Vögel aller Art zwitschern ihren fröhlichen Gesang dazwischen, und das behende Eichkätzchen schwingt sich mit gewandten Sprüngen von Baum zu Baum, oft den fremden Wanderer mit den klugen schwarzen Augen eine Weile anschauend, dann bald sorglos um ihn seinen luftigen Pfad verfolgend. Es ist hier das Bild der vollkommensten Einsamkeit des Hochwaldes, man glaubt sich von allen menschlichen Wohnungen weit entfernt, tief in's Gebirge versetzt.

Nach einer kleinen halben Stunde erreicht man mühelos das alte Schloß. Die Ruine desselben ist sehr groß, ziemlich gut erhalten, mit besonders hohen Thürmen versehen, sonst aber ohne eigentliche architektonische Schönheit. Daß man hier sich in der

Nähe des stark besuchten Badeortes befindet, spürt man deutlich. Ein eleganter Restaurateur hat in einigen wohnbar gemachten Nebentheilen, wo ein alterthümlich hergestellter Saal auch noch befindlich, seinen Sitz aufgeschlagen, den zahlreichen Besuchern Erfrischungen aller Art zu bieten. Ueberall stehen Tische und Stühle, sieht man Gruppen sich labender Menschen, hört man Tellergeklapper und Gläsergeklirr. Die hohen Thürme, sorgsam vor weiterem Verfall geschützt, sind mit Treppen und Stegen zugänglich gemacht, an gefährlichen Stellen mit Geländern geschützt. Eine entzückende Aussicht gewährt besonders ein klarer Sommerabend, wenn die Sonne im Scheiden begriffen ist. Am Fuße des Berges das schmale hellgrüne Thal, das sich nach Oos hinzieht, von dem gleichnamigen Fluß gleich einem dünnen Silberfaden auf grünem Grunde durchzogen. In dem Thale sieht man auch den bräunlich gelb von dem Wiesengrün abstechenden Strich der Eisenbahn, die Baden bei dem Dorfe Oos mit der großen Badischen Bahn von Basel mit Mannheim verbindet. Gleich einer riesigen Schlange, die mit Blitzesschnelle fortschießt, ohne daß man die Werkzeuge dieser Schnelligkeit sieht, kommt ein Wagenzug dahergestürmt, die rauchende Lokomotive an der Spitze. Ihr gelles Gepfeife dringt durch die Stille des Waldes bis oben auf diese Höhe, und erschreckt lassen die Vögel auf Augenblicke ihr Gezwitscher verstummen, dem ungewohnten Ton zu lauschen. Jenseits des Thales streichen malerisch geformte Berge, mit ihren waldigen Kuppen den Horizont begrenzend. Links liegt Baden, halb an den Schloßberg gelehnt, halb schon im Thal, mit seinen hellfarbigen, glänzenden Häusern. Hervorschimmernd durch Größe wie weiße Färbung treten besonders die weitläufigen Gebäude des Konversationshauses dem Auge entgegen. Leise klingen einige Akkorde der Musik durch die Luft, und einen sich mit den Silbertönen der seufzenden Aeolsharfen, die passend in einigen Fensteröffnungen des Gemäuers angebracht sind.

Noch weiter links sieht man die duftig braunen fernen Berge des höheren Schwarzwaldes, auf der einen Seite die runde Kuppe des „Merkers“, des höchsten Punktes der Gegend mit seiner weißen Merksäule. Rechts schweift der Blick in die weite freie Rheinebene, die dicht besäet ist, mit zahllosen größeren wie kleineren Ortschaften, unter ihnen besonders die Bundesfestung Rastadt durch Größe bemerkbar. Gleich einem Strom flüssigen Goldes durchschlängelt diese smaragdene Fläche der Rhein, glühend gefärbt von den Strahlen der scheidenden Sonne. Hinter ihm im tiefen Purpur des Abendrothes „la belle France“, bis dann in ihm die bläulich-violetten Vogesen am weiten Saume sich immer mehr und mehr in duftige Ferne verlieren. Hier sollen die armen Emigranten, die während der Schreckensjahre der Revolution sich in großer Zahl in Baden aufhielten, oft gestanden und weinenden Auges unverwandt nach dem so schön vor ihnen liegenden und ihnen so streng verschlossenen Va-

terland gesehen haben, bis die Schatten der Nacht es mitleidig den Blicken verhüllten.

Aber nicht bloß der Naturfreund und Schwärmer, auch der Gourmand findet in Baden = Baden seine Rechnung. Der nahe Schwarzwald liefert Wild in Ueberfluß, dessen Bäche Forellen, der Rhein seine Salme, der Bodensee seine Fische und selbst die Nordsee ihre Austern, die jetzt mit Dampfeskraft in drittehalb Tagen hierher gelangen. An Obst ist das Land so reich wie Würtemberg. Trotz der Theurung des Jahres in Folge der Noth war es in Baden vielleicht wohlfeiler als in jedem Badeort. Man speis't hier in reicher Auswahl Mittags für 3 Franken. Die beliebteste Speisestunde ist um fünf; die Deutschen haben um ein Uhr eine wohlfeilere Tafel.

Daß man auf Deutschem Boden hier steht, ist kaum fühlbar, Baden erscheint uns wie ein Grenzort von Frankreich. Die Einwohner des Ortes sind geborene Bedientenseelen für die Völker der Erde; jeder Kellner, Kutscher, Handwerker, Betteibube radebrecht Französisch; jedes Schild an jedem Laden giebt die Inschrift in beiden Sprachen. Frankreich greift immer noch tiefer in Deutschland hinein als es sollte. Und die süddeutsche Gefälligkeit bequemt sich zu leicht solchen Uebergriffen. Die Trümmer vom Heidelberger Schlosse und viele Maale im Lande rings umher rauchen nicht mehr, die stummen Ruinen sollten aber doch eine Mahnung für uns seyn, denn die Steine predigen, wenn die Zungen nicht mehr reden.

M i s c e l l e.

Ein Schauspieldirektor kam zu dem Bürgermeister einer Provinzialstadt, und suchte um Koncession zur Errichtung eines Sommertheaters im Freien nach. Als er sein neuestes Repertoir aufgezählt, auch die Versicherung gegeben „daß er eine Oper besitze“, sagte der Bürgermeister: „Mein lieber Mann! die beste Oper ist jetzt draußen in dem Haine, wo Sie Ihre Bühne aufschlagen wollen. Eine Oper, wo weder Kabale noch Intrigue herrscht. Fräulein Nachtigall, Demoiselle Finke und Jungfer Rothkehlchen bezaubern da alle Herzen durch ihren Gesang und thun Alles umsonst. Sie brauchen weder Gage noch Benefizvorstellungen — bloß einige Monate Urlaub auf Herbst und Winter. Diese Sänger machen auch keine Schulden bei Schuster, Schneider und Hauswirthen; also besten Dank für ihren guten Willen.“ (Zeit. f. d. e. W.)

Hamburg. Gedruckt in J. B. Appel's Buchdruckerei.

Lesefrüchte
vom Felde der neuesten Literatur
begründet von
Dr. J. J. C. Pappe,
fortgesetzt und herausgegeben von Dr. C. F. G. Müller.
(Expedition: Rathhausstraße No. 10.)

1852. 3ter Band. 14tes Stück.

Mirabeau und Sophie.

(Fortsetzung.)

In Pontarlier hatte Mirabeau noch einen andern Freund und Beschützer gefunden, Michaud, Königlichen Prokurator am dortigen Gerichtshofe, welcher, obgleich mit Herrn von Monnier verwandt, auf Mirabeau's Bitte kurz nach seiner Flucht sich dringend bei dem Vater für ihn verwendete. Es wurden einige Briefe zwischen diesen Männern gewechselt, welche natürlich mittelbar von Mirabeau ausgingen, und deren Antworten eben so ihrem Inhalte nach an ihn gerichtet waren. — Sie hatten keinen Erfolg.

Mirabeau blieb demnach in einem verzweifelten Zustande, während der ersten Tage verborgen in einer dunkeln Kammer im Hause Sophie'ns selbst, dann von Asyl zu Asyl flüchtend; mit Noth sich in der kleinen Stadt den Nachforschungen entziehend, wollte er schon das Aeußerste wagen, plötzlich in Versailles am Hofe erscheinen und sich dem Kriegsminister Saint Germain überantworten, von dem er als Officier immer noch abhing. Er theilte seiner Mutter diesen Plan mit, welche damals während ihres Prozesses in einer Art Gewahrsam im Frauenkloster der heiligen Dreieinigkeit in der Vorstadt Saint Antoine zu Paris lebte, und in dieser Zeit stets in Verbindung mit ihrem Sohne geblieben war. Da sie aus einer bedeutenden Familie stammte, so hoffte er durch ihren Einfluß den Kriegsminister vorzubereiten und günstiger zu stimmen: denn der Gefängnisse war er müde, er wünschte nur, daß man ihn in Ruhe ließe und wollte dann von seinen Arbeiten leben; aber in die Fremde zu gehen, war ihm zuwider, weil das so viel hieß, als seinem Vaterlande entsagen und seine Stellung im Kriegsheere ohne Erlaubniß aufgeben. Allein die Mutter hatte wohl zu wenig Einfluß und widerrieth ihm entschieden diesen verwegenen Schritt. —

Fassen wir Alles zusammen, was Mirabeau unternahm, ehe er das Aeußerste wagte: die Bitte an seine Frau, seinen Brief an den Kriegsminister, seine Verhandlungen mit dem Vater, seinen Plan, sich nach Versailles zu begeben: so ist wohl zu begreifen, daß er sich doch nicht so blind, als es vielleicht den Anschein hat und als er es selbst mitunter darstellt, seiner Leidenschaft für Sophie und allen ihren äußersten Folgen überlieferte. Er kämpfte aus allen Kräften; allein verlassen von allen menschlichen Verhältnissen, welche sonst unsere Handlungsweise bedingen, hing er am Ende nur noch durch diese Leidenschaft mit dem Leben zusammen und gab sich ihr denn auch vollkommen hin.

Unterdessen hatte die unglückliche Frau, nach der Flucht Mirabeau's, und da man ihn wohl in Pontarlier verborgen wußte, eine strenge Behandlung in ihrem Hause zu erfahren. Ein Priester, wie Mirabeau sagt, „auf Antrieb des Grafen Saint Mauris“, erschien plötzlich bei Herrn von Monnier und theilte ihm ohne Umschweif in Gegenwart Sophie'ns und ihrer Kammerfrauen mit, was er bis dahin nicht gewußt zu haben vorgab. Der fromme Mann, der unwürdig genug war, hundert Mal seiner Frau zu sagen, daß er sehnlichst einen Sohn wünsche, sollte auch der heilige Geist ihm denselben verschaffen; der Sicherheit affektirte aus Eigenliebe oder aus noch schimpflicheren Beweggründen; dieser Mann, der in jeder Stunde ein Gebet an Gott richtete und Almosen verschwenderisch vertheilte, aber seine Schwestern vor Hunger umkommen ließ; der Tausende ausgegeben hatte, um seinen Schwiegersohn an den Galgen zu bringen; dieser fromme Mann, Freund Gottes und Feind aller Menschen, er fühlte sein Gewissen beunruhigt, sobald ein Priester zu ihm sprach. Er ließ Sophie nun alle Demüthigungen erfahren, die ihre Lage nur zu leicht möglich machte. Auf Mirabeau's Rath verließ sie daher ihren Gemahl und zog sich in das Haus ihrer Aeltern nach Dijon zurück (25. Jan. 1776). Das wäre auch zweckmäßig gewesen; aber ihre Familie war nicht der Art, ihre schwierige Stellung erträglich zu machen.

Der Vater sprach fortan gar nicht mit ihr; die strenge Mutter überhäufte sie mit Vorwürfen. Als man nun gar in Kurzem erfuhr, daß Mirabeau ihr gefolgt und heimlich ebenfalls in Dijon sei, schloß man sie ein, entzog ihr alle Mittheilungen und ließ sie auf's Strengste beobachten; man behandelte sie wie ein Kind, das aus Laune oder Muthwillen Uebles gethan hat und leicht umzustimmen ist, während sie doch in ihrem stillen, aber kräftigen Geiste Energie und Hilfsquellen genug zum Widerstande fand; sie konnte ganz ruhig erscheinen, während vielleicht schon der gewaltsamste Entschluß in ihr gährte. Mirabeau sagte schon damals von seiner Freundin voraus, wenn man sie zur Verzweiflung treibe, so ließe sich das Aeußerste von ihr erwarten; er kannte sie wohl. Mirabeau's Reise nach Dijon hatte weiter keinen Grund, als um in Sophie'ns

Nähe zu seyn, auch wohl, weil er sich in Pontarlier auf die Länge nicht verbergen konnte; schon hatte der Graf Saint Mauris den Minister um die Ermächtigung gebeten, bei Privatpersonen Nachforschungen zu halten. Klug war Mirabeau's Schritt unstreitig nicht; allein wie ist das zu erwarten? Obgleich er in Dijon unter fremdem Namen auftrat, entging er dem argwöhnischen Auge der Frau von Ruffey doch nicht, wurde durch sie den Behörden verrathen und von dem Oberrichter von Dijon, Herrn von Montherot, verhaftet. Zum Glück erkannte dieser verständige Mann die wahre Lage Mirabeau's und Sophie'ns; er suchte jedes Aufsehen zu vermeiden, verschwieg Mirabeau's wahren Namen vor den untergeordneten Beamten, und erlaubte ihm auf Ehrenwort, frei in Dijon zu bleiben; ja, als vom Minister der Befehl kam, Mirabeau, wenn man seiner habhaft geworden, nach Joux zurückzubringen, verwendete er sich kräftig für ihn und wußte die Ordre geschickt zu umgehen. Zugleich suchte er für Sophie eine mildere Behandlung bei ihrer Familie zu bewirken und sie zu bewegen, nach Pontarlier in das Haus ihres Gemahls zurückzukehren. Die Strenge ihrer Eltern ließ ihr am Ende auch nur zwischen diesem und einem Kloster die Wahl, und der Aufenthalt in dem letzteren würde sogleich das Aergerniß öffentlich und jede Ausgleichung unmöglich gemacht haben. Auch Mirabeau, der in Dijon in brieflichem Verkehr mit ihr stand, beruhigte sie und bat sie, ihm in der Rückkehr nach Pontarlier ein Zeichen ihrer Liebe zu geben.

So reis'te sie dahin zurück (24. März 1776), und Mirabeau stellte sich alsdann bei dem Kommandanten des Schlosses zu Dijon, Herrn von Changey, als Gefangener. Auch dieser ward ihm Freund und Beschützer, so wie es früher alle seine Wächter und Aufseher geworden waren, d'Allègre in If, der Baillif d'Aulan auf der Insel Rhé, der Abbé Choquart in Paris, Sigrais und Poisson im älterlichen Hause. Unterstützt von Changey, Montherot und seiner Mutter, wendete er sich von Dijon aus von Neuem an die oberste Gewalt, um wenigstens sicher nach Paris kommen und da seine Sache gegen den Baron von Villeneuve führen zu dürfen. Es war dazu einige Aussicht in den damaligen Staatsverhältnissen. Die Verwirrung der Finanzen und das allgemein gefühlte Bedürfniß der Verbesserungen im Staate hatte Ludwig's XVI. Premierminister Maurepas endlich bewogen, einen Versuch zu machen und die beiden Männer an seine Seite zu rufen, welche die allgemeine Stimme in Frankreich als die besten bezeichnete und welche es in der That auch waren. Turgot hatte die Finanzen, sein edler Freund Malesherbes die Justiz erhalten (August 1775).

An den Letzteren wendete sich Mirabeau und erhielt wirklich von ihm günstigere Aussichten. Freilich hing die Sache nicht allein von ihm, sondern mehr noch von Maurepas und dem Kriegsminister ab. Auch wirkte der Marquis von Mirabeau, vergessend, was er

kurz vorher an Michaud geschrieben, aus allen Kräften den Bemühungen des Sohnes und seiner Freunde entgegen. Doch schreibt er selbst seinem Bruder: „Dieser Malesherbes, der seine Philanthropie und seine schönen republikanischen Ideen überall zur Schau stellt, antwortete er nicht auf meine Vorwürfe, es wäre ganz natürlich, seine Freiheit zu suchen?“ Aber das Unglück Frankreich's, das unaufhaltsam der Revolution entgegen trieb, wirkte auch auf Mirabeau zurück. Wir wissen, daß nach kurzer Herrschaft verständiger Grundsätze, die Ränke der Privilegirten und der Hofleute, welche von Turgot und Malesherbes Beschränkung ihrer eigennützigen und das Land aussaugenden Vortheile zu fürchten hatten, verbunden mit dem Einflusse der kurzsichtigen Königin, von dem schwachen Ludwig XVI. den Sturz jener beiden Männer und die Rückkehr zu dem alten Unwesen erlangten. Malesherbes reichte schon im Mai 1776 seine Entlassung ein. Der letzte Rath, den er Mirabeau noch als Antwort auf dessen Bitten gab, war, in die Fremde zu gehen, dort Beförderung zu suchen und eine Besserung der Verhältnisse abzuwarten. „Dieses Ereigniß, sagt Mirabeau selbst, war ein Donnerschlag für mich; da meine Mutter, selbst unterstützt von einem so gerechten Minister, mir nicht die Freiheit verschaffen konnte, so blieb mir nur übrig, seinem Rathe zu folgen.“ Schon hatte der Vater einen Befehl erwirkt, Mirabeau nach der Citadelle von Dourlens im Elsaß zu führen. Aerztliche Zeugnisse über seine Krankheit und wahrscheinlich die Fürsorge des Kommandanten du Changey verzögerten die Ausführung und erlaubten dem Unglücklichen nach mehren mißlungenen Versuchen die Flucht in's Ausland. Am 25. Mai 1776 reis'te er heimlich von Dijon ab und kam glücklich nach der Schweiz, wo er unter dem Namen Graf von Beaumont (nach einem Landgute der Familie) sich zunächst in dem Dorfe Verrières, ganz nahe der Gränze, nur eine Französische Meile von Pontarlier, niederließ.

* * *

Von jetzt ab ist Mirabeau ein Flüchtling; die weiten Räume seines Vaterlandes bieten ihm nirgend Sicherheit, nur noch im schnellen Wechsel Gelegenheit sich zu verbergen. Sophie, die, noch einmal dem Gebote der Pflicht und der Nothwendigkeit sich unterwerfend, am 24. März in das Haus ihres Gemahls zurückgekehrt war, blieb noch fünf volle Monate daselbst, ohne Mirabeau zu sehen, jedoch stets in brieflichem Verkehr. Ihre Lage war schrecklich, weil ihre Umgebungen sie nicht zu behandeln verstanden, und weil ihr Herz das einmal erweckte Gefühl und die Erinnerungen der nächsten Vergangenheit nicht zu überwältigen vermochte. Gleich nach der Flucht Mirabeau's aus Dijon hatte Frau von Ruffey voll Besorgniß ihren Sohn und eine ältere Tochter an Herrn von Monnier mit dieser Nachricht entsendet; der alte, schwache Mann wurde

zu strengen Maaßregeln angespornt und sprach davon, sich einen Verhaftsbrief zu verschaffen und Sophie in ein Kloster zu sperren; er fing ihre Briefe auf, zeigte sie den Geistlichen und überhäufte dann auch wohl wiederum seine Frau mit Aufmerksamkeiten, denen sie mißtraute und die ihr vielleicht noch mehr zuwider waren. Die Schwester zog die halbe Stadt in's Vertrauen, machte den Freundinnen Sophie'ns Vorwürfe, daß sie ihre thörichte Leidenschaft unterstützt hätten, und überhäufte die unglückliche Frau mit Drohungen und beißenden Spötteleien. Milde, Nachsicht und Liebe fand sie nirgend auf ihrem Wege. Sie war es daher, die den Geliebten in ihren Briefen zuerst und wiederholt beschwur, sie dieser schrecklichen Lage zu entreißen und mit ihr zu entfliehen. War es leicht, solchen Ereignissen einer glühenden, ganz sich hingebenden, geliebten weiblichen Seele zu widerstehen? „Siehst Du, wenn Du mir nicht schreibst, wenn ich von Dir nicht Briefe erhalte, so stehe ich für nichts. Abends lese ich alle Deine Eidschwüre. Ach, mein Freund! ich wiederhole sie dann für mich! ja, ich schwöre, Dir anzugehören, nur Dir anzugehören; Nichts auf der Welt soll meine Liebe verlöschen; ich habe es Dir tausendmal gesagt, ich werde weder Dich noch Deine Liebe überleben. Ich weiß, sie haben mir nicht all' das Böse angethan, das sie wollten, wohl aber Alles, was sie konnten. Es giebt Etwas, das nicht in ihrer Macht ist: sie werden mir Dein Herz nicht rauben. Ach, das ist mein ganzes Gut, Alles, was ich schätze, Alles, was ich auf der Welt liebe; sie werden es mir nicht rauben, dessen bin ich sicher; denn niemals werde ich verdienen, es zu verlieren. Fürchte Nichts! welche Fallen sie mir auch legen können, ich werde ihnen nicht unterliegen. Ich habe es ihnen gesagt: wenn ich von Deiner eigenen Hand es hingeschrieben sähe, daß Du mich nicht mehr liebst; wenn es von unserer Chiffer besiegelt wäre, umgeben von allen Zeichen, an denen ich es erkennen müßte: ich würde es doch für nachgemacht halten, so sicher bin ich Deiner! so sehr rechne ich auf Deine Eidschwüre, auf Deine Liebe.“ (Vom 24. Juni 1776.) — „Höre mich! ich kann diesen Zustand des Leidens nicht mehr ertragen! es ist zu schrecklich, fern von seinem Gatten zu seyn und ihn unglücklich zu wissen; wir wollen uns vereinigen, oder laß mich sterben. Ich werde das nächste Jahr hier nicht sehen: ich will es nicht und ich kann es nicht; von Dir getrennt leben, das heißt tausendmal jeden Tag sterben. Wenn ich denke, daß noch Jahre lang zu warten ist, so vergeht mir das Herz; nach dem, was wir gethan haben, können wir nicht mehr zurück. Warum also verzögern wir unser Glück? Ich verlange nur Dich: alle Bedingungen werden mir süß scheinen, wenn ich nur Dein Schicksal theile, wenn wir uns nur niemals verlassen.“ (Vom 26. Juni.) — „Was zögerst Du also? O Geliebter! meine Gesundheit, denn hier vergehe ich; die Deinige, denn Du würdest mir bald folgen; Alles fordert uns auf.“ (6. Juli.) — „In jedem Au-

genblicke fühle ich es mehr, daß ich nur durch Dich und in Dir leben und glücklich seyn kann; Sophie leidet zu sehr durch unsere gezwungene Trennung, um sie länger ertragen zu können! komme, oder Du wirst bald keine Sophie mehr haben!" (16. August.) — „Ach! Du schreibst mir nicht mehr! Warum hast Du mir geschrieben? warum ließest Du mich nicht sterben, ohne durch Dein Stillschweigen die Gewißheit Deiner Liebe zu erschüttern? Dieser Tod wäre süß gewesen gegen Das, was ich leide. Deine Liebe ist Alles für mich; ich sehe, handle, fühle nur durch die Liebe; sie ist unzertrennlich von meinem Wesen; ich kann sie nicht verlieren, außer mit dem Leben. Wenn Du mir nicht mehr schreibst, so komme wenigstens einen Augenlick, daß ich Dich noch einmal sehen, meinen letzten Seufzer aushauchen, Deine Hand auf mein Herz legen und Dir schwören kann, daß es nur für Dich lebte! — Werde ich denn niemals das Zeichen zur Flucht erhalten? Du sagtest mir, daß es in unserer Zurückgezogenheit uns nicht fehlen könnte; Du wolltest in Sprachen, in Musik, in Malerei unterrichten; ohne Zweifel denkst Du noch eben so. Und ich, was werde ich nicht thun? ich will zu Hause arbeiten, oder im Laden, ich will Kinder unterrichten, ja, Alles, was Du willst; wenn wir nur zusammen sind; es giebt nichts, was ich nicht thäte, um mich mit Dir zu vereinigen; nichts soll mich schrecken; denn meine gegenwärtige Lage ist mir entsetzlich, unerträglich; das muß endigen, ich wiederhole es Dir, Gabriel! oder ich sterbe!" (Vom 1. August 1776.) —

Mirabeau floh indessen von Ort zu Ort vor den Verfolgern eben so wohl als vor den Lockungen der Liebe, die ihn auf gleiche Weise in's Verderben zu stürzen droheten. Zu Verrières fühlte er sich bei der Nähe der Festung Joux und des Grafen Saint Mauris nicht lange sicher. Bei einem furchtbaren Sturm, der das Schiff dem Untergange nahe brachte, entfloh er über den See nach Genf. Hier erhielt er Nachricht von seiner Schwester Louise, Frau von Cabris, die sich zu Lyon aufhielt und ihn dahin zu kommen aufforderte. Als sie da mit ihm zusammentraf, schilderte sie ihm die Leiden, die Gefahren Sophie'ns, forderte ihn auf, mit ihr aus dem Königreich zu fliehen und erbot sich, ihn dabei zu unterstützen.

Auch diese unglückliche Frau trieb der Dämon, der über dem Geschlecht der Mirabeau's zu walten schien, tief in die unseligsten Irrwege, aus denen sie sich kaum noch und spät erst rettete, in welche sie jetzt aber ihren Bruder noch mit verstrickte. Sie besaß ganz den Geist, die Lebendigkeit, den Scharfsinn, welche die Familie Mirabeau auszeichneten und welche ihrer ältern Schwester Karoline (Frau von Saillant) versagt waren; mit der glänzendsten Frische der Jugend, einen Wuchs, wie ihn Mirabeau selbst nie so schön gesehen zu haben versichert, verband sie eine wahrhaft antike Gesichtsbildung und eine Anmuth, einen Zauber, der Alles hinriß. Aber der leidenschaftliche Ungestüm der Empfindungen, durch Erzie-

hung und Verhältniß nicht gezügelt, entstellte und zerstörte auch dieses schöne Gebilde.

Ihr Gemahl, der Marquis von Cabris, eben so reich als verschwenderisch und von schlechten Sitten, gab ihr nächst dem Vater zuerst ein böses Beispiel und gegründeten Anlaß zur Eifersucht; nach einigen Jahren einer kurzen, aber stürmischen Ehe verfiel er einem bald unheilbaren Wahnsinne; über die nothwendig gewordene Kuratel seiner Person und seines Vermögens entspann sich ein Prozeß zwischen seinen Angehörigen und Frau von Cabris. Wir wollen dieser nicht auf den Wegen folgen, welche sie nach dem Beispiele der vornehmen Damen ihrer Zeit wandelte; noch mehr werden wir uns hüten, die Schilderungen zu wiederholen, die ihr eigener Bruder von ihr entworfen hat! Sie erinnern an die pikarischen Romane oder an die Zeiten einer Messalina und beweisen, daß die Charaktere in den üppigen Darstellungen eines Beaumarchais, Crebillon oder Laclos nicht bloß der verderbten Einbildungskraft ihrer Urheber entsprungen sind.

Frau von Cabris starb erst 1807, überlebte also ihren Bruder noch 16 Jahre und machte in ihrem spätern Leben durch treue und ausdauernde Pflege des kranken Gemahls manche Verirrungen ihrer Jugend wieder gut. Als Mirabeau damals im Juni 1776 zu Lyon mit ihr zusammentraf, hatte sie sich schon aus dem Hause ihres Mannes entfernt und lebte mit einem elenden Abenteurer aus Grasse, einem ehemaligen Officier, Jausserandy-Brianson, im zärtlichsten Verhältnisse. Dieß war auch der wahre Grund, weßhalb sie den Bruder aufforderte, mit Sophie'n zu entfliehen; sie selbst mit ihrem Geliebten wollte sein Schicksal theilen; sie war es auch, welche bis dahin den Briefwechsel Mirabeau's mit Sophie'n besorgt und ihre Verbindung unterhalten hatte; sie schrieb schon im Juli selbst an Sophie in den zärtlichsten Ausdrücken, nennt sie Schwester, versichert ihr, daß ihrem Glück bald nichts mehr im Wege stehen werde und fordert sie auf, sich zu beeilen. Mirabeau aber zauderte noch immer; er entfloh von Lyon nach der Provence, wo sein angeblicher Freund Brianson in der Gegend von Grasse ihn eine Zeit lang verborgen hielt und die weiteren Wege zur Flucht und zur fortdauernden Verbindung mit ihm verabredete.

So entkam er auch glücklich zum zweiten Male aus Frankreich und lebte einige Zeit zu Thonon in Savoyen, wo aber die Behörden aufmerksam auf ihn wurden und seine wirkliche Lage leicht durchschauten. Seine Stimmung drückt sich am deutlichsten in verschiedenen Briefen (Juni und Juli 1776) an Frau von Cabris aus. „O Louise! o Pylades! *) Was soll ich Euch noch sagen? mein Geschick wird jeden Tag härter. Ich habe keine Nachrichten;

*) So nennt er Brianson.

und von Euch kann ich auch wohl noch keine haben; aber von Sophie'n? . . . Mein ganzes Wesen vergeht. Ich weiß nicht, wozu mich entschließen, und abwarten kann ich auch nicht. Für Sophie muß ich das Schlimmste fürchten. Ach! sie ist der einzige Gegenstand, der mich in diesem Augenblick beschäftigt. Was habe ich von ihren Verfolgungen, ihren Anstrengungen zu fürchten? Muß ich von ihr getrennt seyn, so ziehe ich alle Qualen des Todes einem Kerker vor! So bin ich denn aus meinem Vaterlande verbannt, getrennt von Dir, ohne Hoffnung, meinen Sohn wieder zu sehen, verloren für alle meine Freunde, ohne von meiner Aufopferung irgend einen Vortheil erreicht zu haben, der auch nur den geringsten meiner Verluste ersetzte. Der Liebe habe ich Alles aufgeopfert und habe nichts für die Liebe gethan. In mein Vaterland zurückzukehren wage ich nicht, selbst wenn ich es wünschte. Gegenstand eines kränkenden Mitleidens für Diejenigen, welche sich für weise halten, weil sie einer Leidenschaft gar nicht fähig sind; verleumdet von dem Schlangengezücht, das mich aus der Ferne anzutasten wagt, das sich zu sagen erfrecht, ich hätte Sophie geplündert, ich hätte sie betrogen; verurtheilt von den Thoren, die ihre Vorurtheile Moral nennen, was sollte ich in Frankreich machen? und entfernt von Sophie'n, was wollte ich da anfangen? Mein Zustand ist eine heftige Krankheit, die mir die Seele zerreißt, die meine Körperkraft untergräbt . . . . Das einzige Heilmittel ist die Liebe; entgeht sie mir, so unterliege ich. Liebste Schwester, ich versuche alle Wege; ich denke an jedes Mittel. Bemühe Dich, den Entschluß an Sophie zu bringen; es ist nur ein Wort, aber wesentlich, um sie aufrecht zu erhalten, sie ein wenig zu trösten. Schreibe mir doch sofort. Ach, gewiß hast Du mir geschrieben; aber die Posten gehen nicht wie mein Kopf und mein Herz."

(Fortsetzung folgt.)

Die Wartburg.

Von Adolf Stahr.*)

Die Sage des Ursprungs der Wartburg nennt als ihren Erbauer Ludwig den Springer, Landgrafen von Thüringen, um die

*) S.: Weimar und Jena. Ein Tagebuch von Adolf Stahr. 2 Bde. Oldenburg, Verlag der Schulze'schen Buchhandlung, 1852. D. Red.

Mitte des elften Jahrhunderts. Die Streiferei der Jagd hatte ihn auf fremdes Gebiet hierher geführt. Als er den stattlichen Berg erblickte, rief er aus: „Warte Berg! du sollst mir eine Burg tragen!“ Das Terrain war freilich nicht sein Eigenthum, aber auch dafür wußte die Schlauheit jener „alten Biederzeiten“ Rath. Seine Getreuen trugen heimlich Erde aus seinem Gebiete auf den Gipfel des Berges, und der Landgraf konnte mit zwölf Rittern, seinen Eideshelfern, auf demselben stehend den ihm vom Kaiser auferlegten Eid schwören, daß er hier auf seinem Grunde und Boden stehe. So ward der rechtmäßige Besitzer, der Graf von Frankenstein, mit seiner Klage vom Kaiser Heinrich IV. ab und zur Ruhe verwiesen, und der schlaue Landgraf durfte seine Burg erbauen. Die Sage erzählt dann weiter, daß die dreizehn Schwertklingen, auf die der Landgraf und die Ritter jenen Eid geleistet, in den Grund des Baues eingesenkt worden.

Diese Erzählung hat neuerdings einen Anschein von historischer Wahrheit gewonnen, indem man bei'm Aufgraben eines verschütteten Gewölbes wirklich dreizehn rostzerfressene Schwertklingen, je sechs und sieben zusammengebunden, entdeckt hat. Man zeigte sie uns später unter den Merkwürdigkeiten der Burg. Mich aber gemahnte die ganze Sage von der, nach unseren Begriffen denn doch sehr zweideutigen Handlungsweise des Erbauers an Zustände einer Zeit, nach deren sittlichen Vorstellungen, wie nach denen der Homerischen Heroenzeit, der schlaue glücklich ausgeführte Betrug, weit entfernt den Ruhm eines Odysseus zu beeinträchtigen, ihn vielmehr erhöht. In dieser Auffassungsweise ist sich die Sittlichkeit aller rohen Völker gleich, und noch bis auf den heutigen Tag haftet im Bewußtseyn des Volkes, das die Sage kennt und arglos erzählt, kein Makel an dem Gedächtniß der List des fürstlichen Betrügers. Auch daß der Christliche Gott seinen Unwillen über diesen Meineid zu erkennen gegeben habe, verlautet ebensowenig, als daß die Göttin Athene ihrem Lieblingshelden über einen ähnlich schlauen Betrug gezürnt. Die Griechen waren sogar naiv genug, ihren eigenen Göttern in diesem Punkte nicht unbedingt zu trauen, und ihre Dichter erfanden für sie deßhalb einen eigenen höchsten Eid, bei dem man allein, wenn ein Gott ihn schwur, der Wahrheit des Beschworenen sicher seyn konnte. —

Einem anderen Zufalle, welcher jener immerhin problematischen Auffindung der Schwerter ähnlich, wenn auch im Resultate überzeugender ist, verdankt man es, daß die Berichte von der Pracht und Herrlichkeit, welche die Wartburg des Sängerkrieges zu einem Wunderbau der Deutschen Lande machten, sich ebenfalls als Wahrheit herausgestellt haben. Die Wartburg, wie ich sie vor fünf und zwanzig Jahren zum erstenmale sah, erschien als eine unregelmäßige Häusermasse, deren höchster und ältester Theil weit mehr einem Speicher ähnlich sah als einer fürstlichen Herrenburg. Die hohen

gewaltigen alten Mauern, deren lukenartige Fenstern, deren niedriges Dach offenbar erst einer späten Zeit ihre Entstehung verdankten, gaben wenig Neugier das Innere zu sehen, in welchem man dann plötzlich von Byzantinischen Säulen überrascht wurde, deren fremdartige Skulptur traurig und zerbröckelnd aus der wüsten Umgebung hervorschaute.

Zur Rechten dieses alten Bau's, doch von ihm abgesondert, erhob sich ein ebenfalls halb zerstörter viereckiger Wartthurm, während an die alte Burg gelehnt, ein Neubau den kleinlichen Geschmack verrieth, in dem man im achtzehnten Jahrhundert bürgerliche Wohnhäuser aufzurichten pflegte. Irgend eine fürstliche Verwaltungsbehörde hatte dort ihre periodischen Sitzungen. An dieses Haus weiterhin nach dem Theile des Berges zu, von dem man heraufkommt, schließt sich ein wunderliches Gemisch von kleineren und größeren Gebäuden an, und in dem einen, dessen enges tiefes Eingangsportal, dessen Treppenbau und verziertes Fachbauwerk sein hohes Alter verrathen, hat Martin Luther im Jahre 1521 fast ein Jahr lang als freiwilliger Gefangener gewohnt.

Es ist ein großer zweifenstriger Raum. Die kleinen in Blei gefaßten Scheiben der Fenster sind trüb und erblindet, die Wände nur leicht überkalkt. Ein großer Kachelofen ragt an der Wand der Thür gegenüber, weit vorspringend in das Gemach hinein. Neben demselben bewahrt man die Spur des historischen Dintenflecks, das Zeichen von des braven Luther Kampf wider den Geist der Finsterniß, gegen dessen Macht allerdings Tinte und Druckerschwärze noch jetzt schätzbare Waffen sind. Ein Tisch von schlichtem weißen Holze hat Luther's Eltern gehört, eine Truhe und ein Walfischknochen der als Schemel dient, werden als von ihm benutzt vorgewiesen. Außerdem zeigt man Luther's Bild und die Portraits seiner Eltern, alle drei von Kranach gemalt, die alten Leute treuherzig tüchtige, aber vom Druck der Arbeit belastete Gesichter.

Wenn man an solche vor langen Jahren in der Jugend mit Andacht gesehene Maalstätten der Geschichte wiederkehrt, so fühlt man recht mit einem Schlage, welche Kluft indessen die Zeit und unser Leben in ihr zwischen unserem geistigen Sonst und Jetzt aufgerissen haben. Damals hatte ich diese Erinnerungen an die große Reformation, deren dreihundertjähriges Jubiläum ich in des Vaters Dorfkirche mitgefeiert, so erhobenen Herzens begrüßt, und heute — fielen mir eben nur die Worte Goethe's ein, der über das Reformationsfest an seinen Freund Knebel schrieb: „unter uns gesagt ist mir an der ganzen Sache nichts interressant als Luther's Charakter, und das ist auch das Einzige, was eigentlich der Menge imponirt, alles Uebrige ist ein verworrener Handel, wie er uns noch täglich zur Last fällt.“

Die Wartburg hat eine kleine Militärbesatzung, und an der Vorsprungsmauer der Terrasse des Eingangs wanderte zwischen ein

Paar kleinen Kanonen eine Schildwache friedlich hin und her, deren moderne Kriegsrüstung mit der im Abendsonnenscheine blitzenden Muskete und der schwarz lakirten Patrontasche wunderlich abstach gegen das rostige Gatterthor der alten Ritterburg. Eine hohe Empfehlung an den Kommandanten der Wartburg, Herrn Hauptmann von A., gab uns Gelegenheit die Zimmer zu besehen, welche er selbst in dem Theile der Burggebäude bewohnt, der dem Eingangsthore zunächst liegt, so wie drei andere, welche der jetzige Burgherr, der Erbgroßherzog von Weimar für sich hat einrichten lassen. Mit verhältnißmäßig geringem Aufwande hat man hier ein Mobiliar und eine Einrichtung zu Wege gebracht, die, wenn sie auch nicht in den Stil der Zeiten hineinpassen, in denen die Wartburg ihre Hauptepoche des Glanzes und Ruhmes hatte, doch immer ein fremdartiges phantastisches Wesen zeigen, und so die Phantasie von der Gegenwart abziehend ihr den Weg in's alte romantische Land erleichtern. Auf den Gängen an den Wendelstiegen, über den Eingangsthüren hängt allerlei altes Waffenwesen von Helmen und Schilden, Streitkolben, Schwertern und Flambergen, und der Rüstsaal starrt von vollständigen Ritterrüstungen, die neben der kunstreichen Arbeit der goldeingelegten Harnische und Stahlschilde, Helme und Schienen, zum Theil noch ein eigenes historisches Interesse haben durch die Erinnerung an die ritterlichen Helden, welche einst den Kern dieser eisernen Hülsen bildeten. Mit freudigem Stolze bemerkte unser freundlicher Führer, Herr von A., daß keiner darunter sei, der nicht im besten Sinne den Namen eines Ritters verdient habe.

In der Ausschmückung und Einrichtung der Wohnzimmer des Fürsten hat man sich begnügt — da ein Zurückgehen auf das Mobiliar aus den Zeiten des Sängerkrieges doch wohl seine Schwierigkeiten gehabt haben möchte, sich an die Zeit der Reformation zu halten; und so hat man denn durch eine Vereinigung einzelner Möbel und Geräthschaften des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts mit Rokkokogeräthen von neuerem Datum einen angenehmen und schicklichen Eindruck hervorzurufen verstanden. Ein Schrank in Luther's Zelle aus weißem Holze wie ein schwerer aufrechtstehender Kasten gezimmert, und mit dicken Eisenbeschlägen versehen, ist das älteste in der Wartburg vorhandene Geräth. Er ist unschön und plump, aber so massiv, daß man es glauben dürfte, wenn die Tradition dieß Besitzstück dem Noah zuschriebe. Die Fürstlichen Gemächer, mit Hirschgeweihen und ritterlichen Waffen, alten Holzschnitten und Bildern, zwischen denen sich Epheuranken an den Wänden hinschlingen, mannigfach doch ohne Ueberladung verziert, bilden den reizendsten Aufenthaltsort der sich denken läßt. Bei der wundervollen Aussicht, welche sich aus den Fenstern nach allen Seiten dem Blicke darbieten, mußte man zugeben, daß Karl August Recht hatte zu rühmen: „diese Gegend habe an Schönheit nicht ihres Gleichen

in Deutschland." Ich muß es nur gestehen, daß ich überhaupt in diesen Räumen weniger gedacht habe an die Helden des Sängerkrieges und an den alten Reformator, als an Karl August und Goethe und Werk, die auch hier in guten Zeiten gehauset, und bald die Wälder durchstreifend unter lustigem Hörnerschall auf flüchtigen Rossen, bald in der einsamen Abgeschiedenheit der alten Sängerburg goldene Tage und Stunden verlebt. Die Heroen unserer Kultur sind uns und unserer Bildung menschlich näher als die grauen Gestalten einer sagenhaften Vorzeit, oder der alte immerhin würdige Bekämpfer des Papstthums, der Beginner jenes „vorworrenen Handels der uns noch heute zur Last fällt."

Eine der wunderlichsten Sammlungen, welche ich in meinem Leben gesehen, befindet sich in einem alten kunstreich gearbeiteten Schranke, der das letzte dieser Zimmer schmückt. Nämlich eine Sammlung von Messern und Gabeln verschiedenster Zeiten und Völker. Es sind darin Byzantinische von Eisen, uralten Aussehens, dann hölzerne von den Eltern Luthers, von einfacher, aber doch schmuckreicherer Form als die unseren. Sie haben sauber geschnitzte kleine Zierathen, die nicht unschön sind, und mindestens das in jener Zeit noch herrschende Streben des Mittelalters zeigen, das Handwerk durch die Kunst zu veredeln und die Geräthe des nothwendigen Tagesbedarfs liebevoll zu schmücken. Ein Paar andere, deren aus Knochen geschnitzte Griffe einen Mönch und eine Nonne darstellen, sollen der heiligen Elisabeth eigen gewesen seyn. Unter den hölzernen sind die aus dem Jahre 1450 mit die ältesten; die schönsten aber sind die, deren Griffe Gustav Adolf und Christine in ganzer Figur darstellen, und die in sauberem Futterale zum Anhängen gefaßt sind. Aus dem Jahre 1614 ist ein Messer vorhanden, das ein kleines Dintenfaß und eine Feder aus Metall in sich schließt, so daß wir uns auf die Erfindung der Stahlfedern nichts einzubilden brauchen, da jene Metallfeder ganz gut und zweckmäßig eingerichtet ist. Aber auch von jenen Schelmereien und derben Neckereien, die so sehr im Geiste jener Zeit lagen, daß sie sich in all' ihrer Kunstthätigkeit aussprechen, finden sich die Spuren in jener Sammlung. Da giebt es Messer und Gabeln im Geschmack des Sicilianischen Fürsten Pallagonia, aus deren Griffen dem fest Anfassenden kleine Stacheln in die Hand fahren; ein Taschenspielermesser, mit dem man das Kunststück der durchstochenen und doch heilen Hand darzustellen vermag, und dergleichen mehr. An Rokkokomessern mit Griffen aus feinstem Porzellan, an Chinesischen, Japanischen und Gott weiß welchen anderen ähnlichen Schneideinstrumenten ist gleichfalls eine reiche Zahl vorhanden.

Die Wartburg ist ein Gegenstand großer Fürsorge und Liebe für den Erbgroßherzog von Weimar, und es ist ein Lieblingsgedanke von ihm, sie in der Weise herzustellen, wie sie zur Zeit des Sängerstreits das Wunder Deutschlands gewesen, ein Gedanke in dessen

bereits begonnener Ausführung sein historisches und künstlerisches Interesse gleiche Befriedigung finden. Ein Zufall gab die Veranlassung, daß man an eine solche Restauration der Wartburg zu denken begann. Vor mehren Jahren erhielt ein Maler, ich glaube ein Schüler von Paul de la Roche, den Auftrag zu einem historischen Gemälde, das den Sängerkrieg auf der Wartburg darstellen sollte. Um das Terrain kennen zu lernen kam er nach Eisenach, sich die Burg anzusehen, und bemerkte, daß die Wände derselben keineswegs so fensterlos und nichtssagend glatt gewesen seyn könnten, als sie sich jetzt darstellten, sondern daß sie bogenförmige Fensteröffnungen und halboffne Hallen gehabt, deren Pfeiler zum großen Theil noch vorhanden und nur mit Mörtel überdeckt worden waren, als man irgend einem Zweck zu Liebe jene prächtigen Hallen und Bogen vermauert und kleine elende Fenster statt ihrer angebracht hatte. Von der Stellung der ersten entdeckten Säule schloß er auf die gegenüberstehende. Der Schluß zeigte sich als richtig, und nun begann eine Untersuchung des noch Vorhandenen, um die Möglichkeit einer Restauration zu ermitteln. Alte Chroniken wurden nachgeschlagen, Sagen und Traditionen in Betracht gezogen, und wie so oft erwies sich das, was man Jahrhunderte lang für poetische Erfindung und Mythe gehalten, als thatsächliche Wahrheit. Es fanden sich Säulengänge, Austritte zu Altanen, Skulpturverzierungen an den Säulen, deren Byzantinischer Stil an die Skulpturen von Ravello in Unteritalien erinnert: Adler, Pelikane, Löwen und Bären in den Kapitälen und an den Basen der Säulen; und die ganze innere Eintheilung wurde selbst da, wo späterer Umbau mehr oder weniger zerstörend gewirkt hatten, unzweifelhaft erkennbar. So begann man denn eine Restauration, welche ein in seiner Art in diesem Theile Deutschland einziges Baudenkmal der Vorzeit herzustellen und der Nachwelt zu erhalten verspricht. Dadurch unterscheidet sich denn auch diese Restauration sehr zu ihrem Vortheil von anderen Erneuerungen dieser Art, welche alle mehr oder weniger eine unnütze Spielerei sind. Zunächst gilt es hier nicht die Herstellung irgend eines beliebigen Raubritternestes, für die Befriedigung des spielerischen Genusses an mittelalterlichem Wesen; sondern es handelt sich um Erhaltung und theilweise Erneuerung eines Bauwerks, an dessen Daseyn sich das doppelte Interesse der ganzen gebildeten Welt knüpft. Dann aber ist das rein architekturgeschichtliche Interesse wesentlich betheiligt an dieser Wiederaufdeckung und Herstellung eines Bauwerks, das mitten in den Waldgebirgen Thüringens als ein Beweis dasteht von dem einstigen weitreichenden Einflusse Orientalischer Kunst- und Sinnesweise. Der Erbgroßherzog hat einen geschickten Architekten aus Kassel mit der Leitung der Restauration beauftragt. Der Kommandant der Wartburg Herr v. A., der uns die Details des Entdeckten, so wie des bereits Ergänzten und noch zu Vollendenden freundlich erklärte, überwacht

zugleich den Bau, und ist zu seinem Posten wie geschaffen. Selbst künstlerisch gebildet ist er voll Begeisterung für die Herstellung seiner geliebten Burg, und hat dieselbe gleichsam zu seinem Lebenszweck gemacht. Die Wärme und Begeisterung, mit welcher er uns Alles und Jedes zeigte und erklärte: die Kemenate, das Gemach der heiligen Elisabeth, den Hauptsaal, in welchem sie die Botschaft von dem Tode ihres Gatten erhalten, und den Platz des Altan's, zu dem sie im Aufschrei des ersten Schmerzes durch die offene Galerie geeilt, um im Aufblick zum Himmel und im Anschauen der Natur Kraft zu gewinnen für ihr Leid — das Alles verfehlte nicht, uns in eine der seinigen verwandte Stimmung zu versetzen.

Wenn Vaterlandsliebe überhaupt eine Tugend ist, — eine Behauptung der ich beistimme, so lange damit nichts weiter gemeint ist, als die besondere Theilnahme und Vorsorge für das Wohl und Gedeihen des Landes und Volks, aus dem man geboren oder für das man zu wirken berufen ist, ohne Neid und Ausschließlichkeit gegen andere Länder und Völker — so ist es zu bedauern, daß nicht mehr allgemeingiltige historische Denkmale wie dieses in Deutschland vorhanden sind. Was dem Engländer und dem Italiener, so verschieden sie beide nach Anlagen, Lebensgewohnheiten und Staatsverhältnissen auch seyn mögen, die scharf ausgeprägte, nie und nirgend erlöschende Vaterlandsliebe giebt, das ist unter anderen auch der lebendige Zusammenhang dieser Völker mit ihrer Vorzeit, die in Denkmälern vor ihnen steht, von den Sängern gefeiert in Balladen und Gedichten im Volke lebt.

In Deutschland ist auch hier Alles zerstückelt. Was hat der Friese, der niemals Adel unter sich duldete, gemein mit den Erinnerungen der Rheinischen Ritterburgen? Welches Interesse hat der Schwabe, dessen Urväter den blonden Hohenstaufen nach Neapel folgten, an Albrecht dem Bären, am „Roland von Berlin“, bei deren Namen sich nicht einmal das Herz eines Ostpreußen erwärmt, und die kaum noch den Märker anzuziehen vermögen, in dessen Sandsteppen und Kieferwäldern sie ihre provinzialen Heldenthaten verübten? Unter Hunderten von gebildeten Deutschen kennt oft kaum Einer die historischen Sagen seines ihm zunächst gelegenen Landestheiles. Weder die vorhandenen Ueberreste der Burgen noch die literarischen Traditionen existiren für das Bewußtseyn des Volks, oder auch nur für die Mehrzahl der Gebildeten. Es steht davon in Chroniken, in Gedichtbüchern etwas zu lesen: das ist Alles, namentlich in den Ebenen. In den Gebirgsgegenden ist das Interesse der Bewohner gleichsam koncentrirt, und diese Koncentration hat in solchen Gegenden die Sage, besonders das Gemüthliche und Privatmenschliche derselben, noch mehr als im Flachlande lebendig erhalten.

So weiß man denn in Thüringen, wo auch das Volkslied noch noch Leben hat und wo die Cither in der kunstgeübten Hand des

jungen Bauernburschen noch zum Gesange erklingt, gar Manches zu erzählen von der heiligen Elisabeth, von den Stellen, an denen sie vergeblich so lange der Rückkehr des jungen Gemahls gewartet, der zum heiligen Grabe ausgezogen nimmer wiederkehrte zu seinem jungen schönen Weibe auf sein grünes Waldschloß. So zeigt man noch heute tief unten im Thalgrunde, zu Füßen der Wartburg, die Teiche, die an den Plätzen entstanden, an denen sie ihre einsamen Sehnsuchtsthränen geweint. Sie liegen melancholisch da im dämmernden Abendlichte, und schon manch' schwer vom Kummer der Liebe beladenes Herz soll das Ende seiner Leiden gesucht haben in ihren dunkelen Wassern.

Wir hatten den einsamen Wartthurm erstiegen, zu dessen zinnenümgebener Plattform eine Außentreppe führt. Dort blieben wir lange, bis die einbrechende Dämmerung uns zum Herabsteigen zwang; denn das Auge konnte sich nicht losreißen von der Schönheit dieser Landschaft. Tief unten am Fuße der Wartburg das freundliche, saubere Eisenach mit seinen Thürmen und seinem Schlosse, umgeben von zahlreichen Gärten und Landhäusern auf Hügeln und Höhen. Daneben der schimmernde Streif der Thüringischen Eisenbahn, deren dampfbeflügelter Wagenzug schnell und in so ferner Höhe unhörbar hinfliegend seine weiße Rauchfahne wie einen Nebelgeist gegen die immer tiefer dunkelnden Waldberge hinflattern ließ. Und nun diese Berge selbst in immer weiterem Kreise sich aufbauend, sich dicht an dicht entfaltend, die zweite Reihe die erste umschließend und überragend, daß die Wartburg in der Mitte daliegt wie der Kelch einer großen dunkelen Bergrose, geschützt wie der heilige Mittelpunkt des Blumenlebens, das fortzeugen soll von seinem Daseyn in die Zukunft. Die untergehende Sonne hatte so eben noch ihre vollen Strahlen darüber ausgegossen. Nun fingen sie an zu verbleichen zum hochrothen, dann zum bläulich abgedämpften Violet, das erst nur scharf und dunkel umrandet immer tiefer ward in seiner Purpurfarbe, bis endlich Berg um Berg und Thal um Thal vor uns in Dämmerung und Nacht versanken, und zuletzt nur der waldige Fuß der Wartburg noch deutlich sichtbar blieb, aus dem das Paar der Thränenteiche wie melancholisch blickende Augen im matten Glanze des Mondlichtes hervorsah.

Wir gingen vom Mond geleuchtet die schattigdunkelen Wege hinab. In der Thorhalle der Burg kos'te der schildwachthaltende Soldat mit seinem Schatz. Das Mädchen huschte davon, als sie den uns geleitenden Burghauptmann erblickte. Er hatte den Dienstfehler gesehen, aber er bemerkte ihn nicht, und er hatte doppelt Recht. Auf der Burg, wo der Gewährsmann des alten Kernspruchs:

Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang
Der bleibt ein Narr sein Lebelang —

einst geweilt, da darf man's nicht allzustreng nehmen mit einem braven Burschen, der ohnehin nichts zu bewachen hat, wenn er einmal die Muskete bei Seite stellt um seinen Schatz zu küssen.

Miscellen.

Die Republik Venedig hatte Kaiser Maximilian I. durch eine Gesandtschaft ein kostbares, krystallenes Trinkgeschirr verehrt. Die Gesandten wurden zur Kaiserlichen Tafel geladen. Kunz von der Rosen, des Kaisers lustiger Rath, trieb sich im Zimmer umher, blieb mit den Sporen im Tischtuche hängen, worauf das Geschenk zur Schau gestellt war, und riß den ganzen Tafelaufsatz zu Boden, so daß er in Scherben umherrollte. Die anwesenden Venetianer meinten, es sei dieß zu ihrer Beschimpfung geschehen und waren sehr unwillig gegen Kunz. Der Kaiser aber nahm ihn in Schutz, indem er spitzig genug bemerkte: Liebe Herren, es war nur Glas; wären die Gefäße von Gold oder Silber gewesen, so wären sie noch heil oder die Scherben wären wenigstens noch etwas werth.

Zu Anfang des 16. Jahrhunderts war es Mode, namentlich unter den Fürsten und Adelichen, sich Genealogieen ausarbeiten zu lassen, wobei nachgewiesen wurde, daß man von den Helden des Trojanischen Krieges, ja wohl gar aus der Arche Noah, abstamme. Selbst Kaiser Max ließ von seinem Geschichtschreiber Johann Stabius, gekröntem Poeten und Mathematiker zu Wien, 1510 eine Genealogie des Oesterreichischen Kaiserhauses ausarbeiten, und der gelehrte Mann leitete den Stammbaum glücklich bis in die Arche Noah. Als Stabius dem Kaiser die Ausarbeitung der Genealogie überreichte, und das Ergebniß seiner Forschung mittheilte, war auch Kunz von der Rosen anwesend; rasch griff dieser in die Tasche, zog einen Gulden und reichte ihn Stabius, indem er sich bedankte durch ihn erfahren zu haben, daß der Kaiser von Noah her sein naher Vetter sei.

(Nieritz Volkskal.)

Hamburg. Gedruckt in J. B. Appel's Buchdruckerei.

Lesefrüchte
vom Felde der neuesten Literatur
begründet von
Dr. J. J. C. Pappe,
fortgesetzt und herausgegeben von Dr. C. F. G. Müller.
(Expedition: Rathhausstraße No. 10.)

1852. 3ter Band. 15tes Stück.

Mirabeau und Sophie.

(Fortsetzung.)

Um dieses merkwürdige Gemälde menschlicher Leidenschaften mit den letzten Pinselstrichen zu vollenden, wenden wir unsern Blick zuletzt noch auf den Vater. Als Mirabeau aus dem Schlosse zu Dijon entkommen war, hatten die Freunde des Marquis, besonders der Herzog von Nivernois, ihm die Verfolgung abgerathen; er solle ihn sein Geschick durch irgend eine entscheidende Katastrophe vollenden lassen. So blieb der Flüchtling bis in den Juli unverfolgt. „Ich befragte mich lange," — schreibt der Marquis seinem Bruder — „endlich aber siegte in meinem Herzen der Schrei des Gewissens und der Ehre, die ich im Schweigen der Nächte befragte." Sofort setzte er nun die bedeutenden Mittel seines Einflusses in Bewegung. Am 4. Juni wurde von dem Polizeiminister Ameiot der Verhaftbefehl für Mirabau ausgefertigt, mit der Bestimmung, denselben, wenn er ergriffen wäre, nach dem Fort Saint Michel zu bringen, einem der stärksten Gefängnisse Frankreichs, auf einem Felsen im Meere an den Küsten der Normandie, von wo ein Entrinnen so gut wie unmöglich ist. Um des Sohnes habhaft zu werden, sendete der Marquis den Polizeiinspektor Muron, „der für solche Sachen vielleicht seines Gleichen nicht in Europa hat", mit zwei untergeordneten Beamten aus, die nun zwei Monate lang auf Mirabeau fahndeten. Aus den Akten der Pariser Polizei haben wir noch die ergötzlichen Berichte dieser drei Herren, die eigentlich im Grunde Scheime gewesen zu seyn scheinen und sich die Reisen und das gute Leben auf Kosten des Marquis wohl gefallen ließen; wir finden wenigstens, daß sie stets Mirabeau hart auf den Fersen sind, ohne ihn jemals zu erreichen. Wir ersehen unter anderem daraus, daß Frau von Cabris in Männerkleidung selbst nach Genf kam, um mit ihrem Bruder sich in Verbindung zu setzen; daß Brianson das vor-

züglichste Werkzeug bei der Flucht und Verbergung war und daß die Polizeispione entweder sich täuschen ließen oder getäuscht wurden, indem sie berichten, Mirabeau habe sich zu Nizza nach Rom oder gar nach England eingeschifft. Mit Brianson hatten sie, als Kaufleute verkleidet, in Grasse bald Bekanntschaft angeknüpft, bewirtheten ihn in den Gasthöfen und brachten ihn ohne große Mühe zum Schwatzen. Ob Brianson oder die Häscher größere Schelme waren und wer die Gegenpartei überlistete oder verrieth, ist schwer zu sagen: genug, Mirabeau entkam über Nizza, Turin, den großen St. Bernhard, durch Wallis und gelangte am 23. August wiederum nach dem Dorfe Verrières an der Französischen Grenze.

In der Nacht desselben Tages verließ Sophie, durch geheime Botschaft benachrichtigt, in Männerkleidung das Haus ihres Gemahls, überstieg, von einem treuen Bedienten unterstützt, auf einer Strickleiter die Mauer des Gartens und traf am 24. mit dem Geliebten in Verrières zusammen. Hier blieben sie noch 23 Tage; seit sieben Monaten hatten sie sich nicht gesehen; einmal beisammen, vergaßen sie die Nähe von Pontarlier und des greisen Gemahls, vergaßen die verfolgenden Häscher des Marquis von Mirabeau; nicht einmal ihre Namen hatten sie verändert, was freilich auch bei ihren bekannten Persönlichkeiten und bei der Nähe der Stadt unnütz gewesen wäre. Hatte Brianson die Agenten des Vaters durch List und absichtlich in ihre Hände gespielte Briefe so glücklich getäuscht? oder hatten sie vielleicht geheime Anweisung, Mirabeau nicht eher zu ergreifen, als bis die „entscheidende Katastrophe, das Verbrechen" vollendet war und ihn von selbst aus dem Vaterlande vertrieb? sollte die Verfolgung also nur dazu dienen, ihn aus Frankreich zu verscheuchen? Vielleicht sind alle diese Vermuthungen gleich richtig. Genug, die Liebenden blieben in Verrières drei Wochen unverfolgt und konnten dann am 15. September ihre Reise nach Holland fortsetzen, welches Land im 18. Jahrhundert in seiner freieren Verfassung noch die sicherste Freistätte für alle Verfolgte darbot. Nach kurzem Aufenthalt in Rotterdam ließ sich Mirabeau unter dem Namen Saint Matthieu in Amsterdam nieder und nahm mit Sophie'n eine bescheidene Wohnung am Calvestrand bei dem Schneider Lequesne.

Fassen wir das Verhältniß noch einmal in's Auge, so ergiebt sich, daß Mirabeau, weit entfernt, die Flucht mit Sophie'n aus Unbesonnenheit oder bloß sinnlicher Leidenschaft unternommen zu haben, vielmehr nur nach hartem Kampfe, im Gefühl der Nothwendigkeit, und nicht ohne Aufopferung seinerseits sich dazu entschloß. Er unterzog sich allen Gefahren, wagte sein Leben und stürzte sich ohne Bedenken in den Abgrund, weil er sich einmal so weit in das Verhältniß eingelassen hatte und weil es einem Manne von Ehre geziemte, sobald dieß einmal geschehen war, vor den möglichen Folgen nicht zurückzutreten, der Frau, deren Ehre er bloßge-

stellt hatte, Alles zu opfern, die Hilfe nicht zu verweigern, die sie von ihm forderte und erwarten durfte. Nach dem ersten Schritte war alles Uebrige ein Akt der Nothwendigkeit. Sophie hatte nur in ihm eine Hilfe: sollte er sie verlassen, so lange eine Möglichkeit war, sie zu retten, zu vertheidigen? Vier Jahre später sprach er es selbst aus: „Ich wußte es damals, wie ich es jetzt weiß, daß es die größte Thorheit war, sie zu entführen; aber konnte ich gegen sie undankbar und kleinmüthig seyn? Von diesem Gesichtspunkte muß man mich beurtheilen; ich habe mich zum Opfer gebracht, nicht sie. Es handelte sich nicht mehr um Anstand und Schein, sondern um Tod und Leben: konnte ich da noch schwanken?“ — Alle anderen Gründe, die man ihm untergelegt hat, sind nichtig. Die Eitelkeit, eine solche Eroberung gemacht zu haben, muß ganz aus dem Spiele bleiben. Sein Charakter war nicht von der Art, daß er nach den Erfolgen eines Stutzers geizte. Und diese Eitelkeit kleiner Seelen, wäre sie nicht schon vor seiner Flucht nur zu sehr befriedigt gewesen? Noch weniger darf man ihn des Eigennutzes beschuldigen. Zwar steht es noch in vielen Büchern, und der Marquis von Mirabeau hat es auch ausgesprochen, daß Sophie bei ihrer Flucht ein Kästchen mit Geld und Kostbarkeiten mitgenommen habe; allein weder bei dem Prozeß kam dieß als Anklagepunkt zum Vorschein, noch stimmt es zu dem Charakter Sophie'ns und Mirabeau's; außerdem sagte der Bediente, welcher sie auf ihrer Flucht nach Verrières geleitete, vor Gericht aus, sie habe Nichts mit sich geführt; und in Holland sehen wir die Liebenden in Noth und genöthigt zu arbeiten, um leben zu können.

Von Sophie'n dagegen war die Flucht nur ein Akt der Leidenschaft, und zwar der stärksten, unwiderstehlichsten Art. Auch liegt dieß wohl vollkommen in der Natur eines jungen Weibes, das, an einen greisen, in vieler Beziehung widerwärtigen Gemahl gefesselt, mit den ersten, erwachenden Trieben des Herzens in die Arme eines so gewaltigen Mannes gerathen war. „Sie irren sich, schreibt sie an ihre Mutter (den 11. Juli 1777), wenn Sie sagen, ich sei fortgerissen worden: ich bin es, die Alles gewollt hat. Man rieth mir nicht zu einem auffallenden Schritt, sondern wir wurden dazu gezwungen und er konnte uns nicht mehr schaden.“ Und ebenso an Mirabeau: „Wenn der Marquis von Monnier Dich gewaltsamer Entführung anklagt, so kannst Du aus vielen meiner Briefe beweisen, daß ich zuerst sie vorschlug, sie wollte und darauf drang. Das habe ich klar vielmals ausgesprochen. Und was konnte ich Besseres wünschen, als einen Schritt, der mir die Sicherheit gab, mit Dir zu leben? Dich nicht mehr zu verlassen? Beruhte darauf nicht mein ganzes Glück?“ — Ueberall klagt sie sich selbst an und entschuldigt den Geliebten. Sie erkannte vollkommen die ganze Größe des Opfers, das er ihr gebracht hatte und mit dem auch ihre Liebe im Verhältnisse stand; sie schämte sich nicht ihrer Leiden-

schaft, noch bedauerte sie die Folgen, die daraus hervorgingen und die ihr das ganze Lebensglück, Rang, Vermögen, Ehre, Stellung, Freiheit, endlich das Leben kosteten; sie sprach es aus, daß man für einen Mann nicht thun kann, was sie gethan hatte, ohne ihn auf's höchste zu schätzen, ohne entschieden zu seyn, ihn für immer zu lieben; er habe Alles für sie geopfert, Alles für sie gethan: so sei er ihr Idol geworden und sie werde sich niemals ändern. Als sie in ihrem Gefängnisse später eine Frau in gleicher Lage traf, schreibt sie an Mirabeau: „Der Gemahl hat ihr sagen lassen, ihre Bitten könnten ihn rühren. Nun wird sie sich demüthigen, bitten, kriechen: das verächtliche Weib! Bettle nur noch, zu einem Manne zurückkehren zu dürfen, den Du verachtest! entsage Deinem Geliebten, oder vielmehr Deinen Liebhabern. Ein Laquai wird Dir wohl noch immer zu Gebote stehen! Wie verächtlich sind diese Frauen; wie erniedrigt wäre ich, wenn Deine Liebe mich nicht in meinen Augen erheben möchte.“ —

Dieselben Ansichten spricht sie in vielen Briefen an ihre Familie aus, als diese sie zu bewegen suchte, zu dem Marquis von Monnier zurückzukehren. Die geistige Größe des Mannes, den sie liebte, hatte die sanfte, stille Frau plötzlich entflammt und erhoben. Sie wollte daher nicht wieder zu dem Manne zurück, den sie beleidigt; nicht eine Verzeihung erbitten, die sie nicht mochte; nicht Reue zeigen, die sie nicht empfand; sie hielt dieß für einen Schritt, der sie in ihren eigenen Augen erniedrigen würde. So richtig sprach damals ihr Herz, durch das schönste menschliche Gefühl geleitet und begeistert! — Wie schrecklich ist es, daß die Umstände einen so schönen weiblichen Charakter zu Grunde richten mußten! Hätte der Katholicismus eine Scheidung der Ehen erlaubt; hätte der Geist der Zeit nicht so tief auf Mirabeau eingewirkt gehabt: ein wie vollkommnes Lebensbild war hier in seiner schönsten Gestalt nicht zu verwirklichen! Aber die Revolution brauchte andere Menschen, andere Verhältnisse. —

Die acht Monate, welche die Liebenden zusammen in Amsterdam verlebten, waren für Sophie unstreitig die glücklichsten ihres Lebens, für Mirabeau eine Probe, die er sehr gut bestand. Ihre Existenz war still und nur auf einander gewiesen, aber namentlich im Anfange eher dürftig. In diesem fleißigen, aber für Spekulationen ergiebigen Lande mußte man stark arbeiten, wenn man fortkommen wollte. Wir sehen daher auch schon 14 Tage nach seiner Ankunft Mirabeau sich an die Buchhändler des Landes, namentlich an einen der angesehensten, Marc Michel Rey, wenden und um Beschäftigung bitten; es war derselbe, bei dem auch ein Theil von Rousseau's Schriften erschienen war, die man in seinem Vaterlande nicht drucken durfte, oder, wie den „Emil“, von Henkershand verbrennen ließ. Auch Bayle hatte hundert Jahre früher in Holland Zuflucht und die Möglichkeit gefunden, seine Schriften erscheinen zu lassen. Doch

gerade dieß machte die Buchhändler behutsam gegen die Abenteurer, die in Holland Brot suchten.

Allmählich ging es denn auch besser; Rey und ein anderer Buchhändler, Changuyon gaben ihm Arbeit; er übersetzte auch viel aus dem Englischen und nach drei Monaten versichert er schon einen Louisdor täglich sich erworben zu haben. Freilich war die Arbeit sauer: er saß von Morgens um 6 bis Abends um 9 Uhr am Schreibtische; und das Leben in Holland war theuer, selbst für die kleine Häuslichkeit der Liebenden. Man weiß wohl, was es heißt, für Buchhändler um das tägliche Brot arbeiten müssen, und selbst sein Hauswirth Lequesne prellte den armen Fremden, der im Anfange wohl ziemlich der baaren Mittel bloß war. Doch was verfing das Alles bei den beiden Menschen, die hier vor der ganzen Welt verborgen nur sich lebten! Noch Jahre nachher, im Gefängnisse, schwelgen sie in den Erinnerungen jener süßen, geheimnißvollen Zeit. „Wie traurig, schreibt er aus dem Kerker von Vincennes, wäre unser Leben in Amsterdam für gewöhnliche Liebende gewesen! wie viele Entbehrungen für eine andere Frau! wie ertrugst Du die Armuth unseres Lebens mit so viel Sanftmuth und Frohsinn! wie grausam hätte jede Andere das empfunden! — Die Arbeit nahm fast meine ganze Zeit in Anspruch; selbst ein Mann, doppelt so alt als ich, hätte diese sitzende Lebensart nicht führen können. Du erinnerst Dich wohl, bisweilen überschlichen mich unwillkürliche Regungen von Ungeduld und Heftigkeit; aber ein Kuß von Dir führte stets die Heiterkeit auf mein Gesicht und den Frieden in mein Herz zurück." — „Ja, ja, sagt Sophie, wir waren so wohl mit einander, so zufrieden, so sicher einer des andern, so glücklich! Ach, mein Gabriel war es nicht so ganz wie ich; er achtete mehr darauf, als seine Freundin, Alles vorauszusehen und zu vermeiden, was sie betrüben konnte, sie zu trösten, ihre Thränen zu stillen! Ich war manchmal Ursache Deines Kummers, ich, die tausend Leben für Dich hingegeben hätte. O Gott, Du verzeihst mir; Du hast es mir gesagt; aber Du kannst es mir nicht oft genug wiederholen. Du entzogst Dich meinen Liebkosungen, aus Furcht, Deine Bücher zu vergessen. Dann aber kamst Du wieder aus vollem Herzen zu mir! mit welcher Freude preßte ich Dich in meine Arme! — Wie oft entrissest Du Dich meinen Armen, um zu Deiner Arbeit, zu langweiligen Beschäftigungen zu gehen; aber Nichts ward Dir schwer, wenn es Sophie betraf." — „Eine Stunde Musik, schreibt er wiederum, nahm mir alle Müdigkeit, und meine angebetete Freundin, erzogen und aufgewachsen im Ueberflusse, war niemals so heiter, so muthig, so aufmerksam, so gleichmäßig, so zärtlich als in der Armuth; sie verschönerte mein Leben; ihre stets gleiche Sanftmuth, ihre unversiegbaren Empfindungen entfalteten sich in ihrem ganzen Umfange. Ach, wir glichen wahrlich nicht zweien Unsinnigen, die vorübergehende Verblendung aus ihrem Vaterlande

vertrieben, in der That, wir waren es auch nicht!« — »Du wirst mit Vergnügen die kleine Erzählung von jenem Römer Sabinus lesen, schreibt Sophie, noch 5 Jahre später, der unter dem Kaiser Vespasian sich mit seiner Frau*) in ein unterirdisches Gemach einschloß; ihr Leben, fern von der Gesellschaft, die das Glück stört, gleicht dem unsrigen zu Amsterdam. Aber doch, welche Verschiedenheit! Sie lebten 9 Jahre in ihrer Verborgenheit, wir nur 9 Monate in der unsrigen; sie hatten zwei Kinder, welche leben blieben, und unsere arme Kleine ist nicht mehr; sie wurden zusammen gefangen wie wir, aber sie starben zusammen und mit einem Schlage. Ach, sie waren glücklicher als wir!« —

In die gesellige Welt Amsterdams mischten sie sich beinahe gar nicht, wie es ihre immer doch zweideutige Stellung mit sich brachte. In den Briefen aus Vincennes, wo alle geheimen Schäden so offen zu Tage kommen, wird eine Frau von Coui mit Verachtung erwähnt, »eine Zieraffe, die es Mirabeau nicht verzieh, daß er ihre enorme Korpulenz verschmähte.« Von der besseren Gesellschaft waren sie ausgeschlossen. Auch gefiel Sophie'n das zurückgezogene Leben. »Du hast die gewöhnlichen Zerstreuungen Deines Geschlechts nicht nöthig, schreibt ihr Mirabeau; eine Frau, die des Nachdenkens unfähig ist, kann in den Zerstreuungen der Welt Trost für ihren Kummer finden und die Zeit dadurch tödten; ganz hingegeben dem Wirbel der Gesellschaft, vermehrt sie ihn aus allen Kräften, sobald sie irgend eine Unruhe in ihrem Innern empfindet; sie sieht nicht über die Gegenwart hinaus, erstickt ihr Gedächtniß und wendet ihr Auge von der Zukunft ab. Du aber überlegst, denkst, fühlst; Du kennst und fürchtest die Langeweile nicht.« —

Zuweilen, wenn ihre Lage schlimmer wurde, dachten sie daran, Europa ganz zu verlassen und in Amerika ein neues Vaterland zu suchen. Später, im Kerker, bedauerte er, es nicht gethan zu haben; in Boston, meint er, unter dem achtbarsten Volke, das jetzt auf der Erde lebt, wäre er nützlich und geehrt gewesen, und Frankreich hätte ihn wohl nie wieder gesehen! Von der sittlichen Seite machte ihr Verhältniß Keinem von Beiden Gewissensskrupel. Er spricht es wiederholt in der allerdeutlichsten und unumwundensten Art aus, daß zwischen Sophie'n und Herrn von Monnier keine Ehe jemals in Wirklichkeit stattgefunden habe; daß sie keine Ehefrau gewesen sei, als er selbst sie kennen lernte. In seinem Verhältnisse zu Frau von Mirabeau fand er seinerseits keinen Grund, sich Vorwürfe zu

*) Epponina, Gemahlin des Julius Sabinus, der sich in Gallien zum Kaiser aufwarf. Sophie hat diese Geschichte entweder aus Plutarch (in Amatorio cap. 25) in der Amyot'schen Uebersetzung, oder aus Tacitus (Histor. IV., 67), den Mirabeau fleißig las und übersetzte. Dio Kassius (66, 16) nennt jene Frau Peponila.

machen; nur durch die Flucht habe er Sophie dem schrecklichsten Schicksale, sogar dem Tode entreißen können, von dem sie mehrmals in der Leidenschaft gesprochen hatte.

Mit Frankreich blieb Mirabeau durch beständigen Briefwechsel mit seiner Mutter in Verbindung. Es bezeichnet die Sitten der Zeit und die Denkungsart der Familie, daß die alte Mutter höchstens aus Rücksichten der Klugheit das Verhältniß des Sohnes mißbilligte, mit Sophie'n einen intimen Briefwechsel anknüpfte und von ihr „liebe Mama“ genannt zu werden verlangte; auch schickten sie sich gegenseitig ihre Bildnisse zu. Ganz ebenso behandelte sie den Geliebten ihrer Tochter Louise, den liederlichen Brianson, und nannte ihn ohne Weiteres Schwiegersohn.

* * *

Unterdessen zog sich in Frankreich das Unwetter über die Liebenden zusammen. Herr von Monnier erfuhr bald ihren Aufenthalt. In seiner bedrängten Lage hatte Mirabeau sich dem Buchhändler Rey endlich offen mit seinem wahren Namen entdeckt und als den Verfasser des „Versuchs über den Despotismus“ genannt. Da er nicht vollen Glauben fand, so schrieb er entrüstet an den Buchhändler Fauche nach Neufchatel, der das Buch gedruckt hatte und ihn persönlich kannte. Fauche bestätigte die Autorschaft Mirabeau's, überlieferte aber dessen Brief dem Marquis von Monnier in Pontarlier. Dieser, immer noch verliebt in seine junge Frau, schickte insgeheim einen vertrauten Diener, Lesage, nach Amsterdam, um zu forschen und sie zur Rückkehr zu bewegen: „er wolle dann Alles verzeihen“. Dieß wirkte Nichts. Auch als Mirabeau's Mutter in ihren Briefen auf die bedenklichen Folgen des Verhältnisses hinwies, wollte Sophie wohl, wenn es seyn müßte, sich von ihm trennen und in ein Kloster einschließen lassen, niemals aber die Demüthigung ertragen, zu Herrn von Monnier zurückzukehren. Mirabeau selbst erklärte seiner Mutter, an welche sich die Ruffey'sche Familie gewendet hatte, um durch ihren Einfluß auf Mirabeau Sophie'ns Rückkehr zu erlangen, daß er nur auf die Grundlage der heiligen Pflichten unterhandeln könne, die er gegen Sophie übernommen; daß er lieber in der Fremde Lastträger werden, als gegen die Freundin verstoßen würde, die Alles für ihn gethan. In Kurzem mischten sich noch Interessen anderer Art hinein. Herr von Monnier war erzürnt über die hartnäckige Weigerung Sophie'ns. Bald erschien seine Tochter, Frau von Valdahon, in Pontarlier und reizte den alten Mann durch alle Mittel zu heftigen Maaßregeln. In dem Grafen Saint Mauris und seinem Haß, in der mönchischen Umgebung des Greises fand sie hülfreiche Bundesgenossen. Wurde Sophie des Ehebruchs und der böslichen Verlassung ihres Mannes für schuldig erklärt, so verlor sie

ihre Mitgift, alle Rechte der Ehefrau, und Frau von Valdahon, früher von ihrem Vater enterbt, erlangte den ganzen Besitz des Vermögens. Gegen solche Rücksichten kam die Ehre, der Ruf, das Glück einer verhaßten Stiefmutter nicht in Betracht! Herr von Monnier reichte bei dem Achtsgericht (bailliage) von Pontarlier seine Klage gegen Sophie und ihren Verführer ein. (März 1777.) Schriftliche Beweisstücke fanden sich wohl auch und Zeugen aus der Stadt und aus dem Dorfe Verrières wurden vernommen. Das ganze Ansehen des Grafen Saint Mauris und der Monnier'schen Familie wirkten kräftiger als Alles bei dem untergeordneten und schwach besetzten Gerichtshofe, dessen Mitglieder zum Theil sogar mit dem Marquis verwandt waren. Von einer Vertheidigung war ohnedieß nicht die Rede. So erging denn am 10. Mai in contumaciam der Spruch des Gerichtshofes von Pontarlier, welcher den Grafen Mirabeau überwiesen und überführt erklärte: der Entführung (rapt) und der Verführung; ihn verurtheilte, enthauptet zu werden, was in effigie auf einem Bilde ausgeführt werden sollte; außerdem ihm eine Entschädigung von 40,000 Livres an den Marquis von Monnier auferlegte; ebenfalls wurden der Frau alle Rechte aus ihrer Ehe, sowie ihre Mitgift abgesprochen und sie verdammt, auf Lebenszeit in das Arbeitshaus (maison de refuge) von Besançon eingesperrt und der entehrenden Behandlung desselben unterworfen zu werden. Die Enthauptung im Bilde wurde auf dem öffentlichen Platze in Pontarlier ausgeführt. So hatte die Justiz ihre alten Zauberformeln gesprochen; die ausübende Gewalt ließ es auch nicht an sich fehlen.

Zuerst bot der Polizeispion de Brugnières, welcher mit Muron schon früher Mirabeau nach seiner Flucht aus Dijon mehre Monate vergeblich nachgespürt hatte, dem Marquis von Mirabeau seine Dienste an; die Hoffnung auf Gewinn, vielleicht auch die verletzte Eigenliebe wegen der früher mißlungenen Nachforschung reizten ihn. (November 1776.) Aber der Marquis wollte Anfangs nichts davon wissen. Die Eltern Sophie'ns dagegen nahmen die Dienste Brugnières' an, um ihre Tochter Mirabeau zu entreißen; sie schlossen mit ihm einen Vertrag auf 100 Louisdor, die nur nach der Verhaftung bezahlt werden sollten, und der Marquis nahm denn endlich auch für eine gleiche Summe unter derselben Bedingung an der Uebereinkunft Theil. Der Minister Vergennes war gegen den Marquis zuvorkommender, als Malesherbes: am 19. April erging an den Polizeiminister Amelot der Befehl, alle Maßregeln des Vaters zu unterstützen; der Französische Gesandte in Holland, Herzog de la Vauguyon, ward angewiesen, Brugnières mit Rath und Hilfe an die Hand zu gehen und bei den Holländischen Behörden die Auslieferung zu bewirken. Am 1. Mai erschien der Häscher denn auch schon in Amsterdam und seine Ankunft blieb Mirabeau nicht verborgen. Noch war es Zeit sich zu retten. Statt dessen

war er leichtsinnig genug, den Polizeiagenten noch zu reizen und zu verspotten. Mit einigen jungen Franzosen, den Grafen de Luines und de Quélen, die auch Frankreich verlassen hatten, um in Amerika mit den Insurgenten gegen die Engländer zu kämpfen, griff er Brugnières absichtlich an der Gasthofstafel an; sie beleidigten ihn im Uebermuth und zwangen ihn, das Hotel zu verlassen. Unstreitig wußte Mirabeau nicht, daß der Polizeiagent die ganze Macht der Regirung hinter sich hatte und daß man mit den Holländischen Behörden wegen seiner Verhaftung unterhandelte. Er hielt sich für sicher, weil er auf dem Stadthause schriftlich und unter seinem Namen Amsterdam als sein gegenwärtiges Domicil angegeben hatte, und glaubte als Einwohner der Stadt nicht ohne gerichtliches Verfahren verhaftet werden zu können. Zu spät, da bereits alle Maßregeln von Brugnières und dem Gesandten de la Vauguyon ausgeführt waren, erhielten die Liebenden noch von Freundeshand eine Warnung: als sie sich retten wollten, wurden sie beide verhaftet, am 14. Mai 1777. Triumphirend schreibt der Marquis am 9. Juni seinem Bruder: „Der Schändliche ist dingfest und in Banden; Du kannst Dir denken, was es für Mühen und Kosten gemacht hat, um die Leute im fremden Lande, wo sie sich schon angesiedelt hatten, festnehmen zu lassen. Der wackere de Brugnières hat sich wie ein alter Fuchs aus der Sache gezogen, als ein geriebener geübter Polizeimensch (roué de police).“ An einer andern Stelle sagt er selbst, er habe am Ende des Jahres 1777 für die Verhaftung, die Reisen des Häschers, die Gefängnißkosten des Sohnes mehr als 20,000 Francs ausgegeben! „Und wenn ich von ihm befreit bin, wird es mir nicht zu theuer seyn“, setzt er hinzu. (Brief an den Baillif vom 19. Oktober 1777). Vier Jahre früher, als es sich darum handelte, Gabriel's Schulden zu bezahlen, bot er 18,000 Franks in Allem, ließ ihn lieber unter Kuratel stellen und in's Gefängniß bringen, von wo sein Unglück begann!

Als Sophie sich im Verhaft zu Amsterdam von Mirabeau getrennt sah, gerieth sie in die finsterste Verzweiflung. Besonders machte sie sich auch den Vorwurf, die Rettung des Geliebten verhindert zu haben. In der That erzählt Mirabeau, daß er schon außer dem Hause und aus dem Bereiche der Polizei gewesen sei, als er erfuhr, man habe Sophie ergriffen; er sei daher umgekehrt und habe sich freiwillig dem Manne überliefert, der Befehl hatte, ihn lebend oder todt zurückzubringen. „Ich schwankte keinen Augenblick! Nach meinem Gefühl und meinen Grundsätzen mußte ich glücklich und unglücklich mit ihr seyn.“ Wie dem auch sei, es ist gewiß, daß Sophie wieder den Gedanken faßte, sich zu vergiften und es Mirabeau auf indirektem Wege mittheilte. Dieser machte Brugnières aufmerksam, welcher durch Freundlichkeit nun ihr Vertrauen zu gewinnen suchte, ihr eine Zusammenkunft mit Mirabeau gestattete und als Preis dafür das Gift erhielt, welches sie bei sich

trug. Mirabeau machte bei der gefühlvollen Frau die Wahrscheinlichkeit geltend, daß sie den Keim eines Kindes in ihrem Schooße trage, und sie versprach zu leben; aber zugleich schwur sie, daß sie in einer gewissen Zeit, wenn sie kein Mittel und keine Hoffnung hätte, Nachrichten von ihm zu erhalten, der Sklaverei und dem Schmerze troß aller Wachsamkeit zu entgehen wissen werde. Dieser unglückliche Gedanke gewann bei ihr mit den Jahren an innerer Stärke und mehr und mehr Uebergewicht. Am 27. Mai verließ Brugnières, von einem Holländischen Beamten bis an die Grenze begleitet, mit seinen Gefangenen Amsterdam; er hatte eigentlich den Auftrag, Sophie nach Saint Pelagie zu bringen, einem Gefängnisse in Paris, wo man nur gemeine Frauen der niedrigsten Art einsperrte. De Brugnières aber war verständig genug, noch von Amsterdam aus an den Chef der Französischen Polizei, Lenoir, zu schreiben, und ihm die Unschicklichkeit der Maßregel bei einer Frau von diesem Stande und diesen Familienverbindungen vorzustellen; er macht mit Recht darauf aufmerksam, daß nicht der Ehemann den Verhaftsbefehl verlangt habe; daß die Frau ihm angehöre und er es vielleicht bei einer gar nicht unmöglichen Versöhnung sehr übel aufnehmen würde, seine Frau in Saint Pelagie zu finden, wo der bloße Aufenthalt entehre. Nicht anders schrieb der Herzog de la Vauguyon an Lenoir: „er wage es nicht, den Grafen Mirabeau seinem Mitleiden zu empfehlen; aber für die schreckliche Lage der Frau von Monnier müsse er sein Mitgefühl in Anspruch nehmen: fortgerissen von einer heftigen Leidenschaft, sei sie jetzt darauf gefaßt, in einem Kloster zu leben; aber sich in Saint Pelagie zu befinden, würde sie in Verzweiflung stürzen.“ Auch hatte sie der Gesandte selbst noch im Gefängnisse zu Amsterdam mit großer Theilnahme besucht. Diese Fürsprache bewirkte, daß Sophie mit Zustimmung ihrer Familie zunächst in Paris in die Anstalt einer Mademoiselle Douay gebracht wurde (10. Juni), einen geheimen Zufluchtsort für Frauen in ihrer Lage, unter Aufsicht der Polizei, wo man sie unter dem Namen Frau von Courvière (nach einem Gute ihres Mannes) in die Register eintrug, im Umgange aber nur, wie alle ihre Leidensgefährtinnen, bei dem Vornamen nennen durfte.

Zu gleicher Zeit wurde Mirabeau, gemäß der vom Vater erlangten lettre de cachet, unmittelbar in den Schloßthurm von Vincennes gebracht, wo er am 7. Juni 1777 eintraf und dem Gouverneur, Herrn von Rougemont, übergeben wurde. So entschieden war das intellektuelle Uebergewicht dieses außerordentlichen Menschen, daß er während der kurzen Zeit des Verhafts und der Reise, gefangen und ohne alle wesentliche Hilfsmittel, eine so niedrige Seele, wie de Brugnières, vollkommen für sich gewonnen hatte und in späterer Zeit viele Proben seiner Ergebenheit von ihm erhielt. Freilich verschmähte der Häscher auch kostbare Pistolen, Ring, Degen und schöne Kleider nicht, die ihm Mirabeau überließ. Als

die schweren Kerkerthüren sich hinter Mirabeau für mehr als drei lange Jahre geschlossen hatten, war der Vater, obgleich es durch ihn allein geschehen war, doch nicht vollkommen zufriedengestellt. „Ich hätte gewünscht, schreibt er in denselben Tagen an den Bruder, es möglich zu machen, den Elenden an die Holländer zu überliefern, um ihn in die Kolonien zu senden, von wo er bei Lebzeiten nicht zurückgekehrt wäre. Denn man kommt von da nicht wieder. Ich hatte selbst mächtige Personen bei der Indischen Kompagnie interessirt; aber man antwortete mir, das geschehe nur bei sehr jungen, nicht verheiratheten Leuten, und in der Stille. Daher habe ich ihn einsperren lassen, gegen die Meinung Aller, die mir ihr altes Lied vorsangen, ich sollte ihn sein Schicksal selbst machen lassen. Mein Gewissen, das ich alle Tage vor Gott zu Rathe ziehe, sagt mir, daß dieses Schicksal zuletzt nur seyn würde, ihn mit unserem Namen auf dem Rade zu sehen. Nicht dazu haben unsere Väter uns diesen Namen überliefert. Er würde bald nur mir und den Meinigen zur Last fallen, mit dem ganzen Gewicht seiner Ränke, seines unheilvollen Talents, seines Alters, seiner Sitten, seiner Frevelthaten, noch dazu unterstützt von seinen würdigen Genossen, in dieser Stadt, wo alle moralischen und physischen Thorheiten und Verbrechen offen emancipirt sind. Also, was ihn betrifft, mein Plan steht fest: ich sehe ab von der Zeit, die freilich Alles ändert und klein macht, und von den Narren, welche sagen: „der König will keine ewige Haft aus Familienrücksichten; höchstens erlaubt er es sich aus Staatsgründen;“ davon also abgesehen, soll die öffentliche Gewalt und ich allein wissen, wo er ist, und nach meinem Tode wird ein versiegelter Zettel meinem Nachfolger den Ort angeben.“ (Brief an den Baillif, vom 19. Mai 1777.)

In dieser Zeit war seine Frau im Kloster; seine jüngere Tochter Louise, die Marquise von Cabris, verfolgte er schon damals auf ihren Irrfahrten mit Briançon, und im Februar des folgenden Jahres gelang es ihm, sie ebenfalls in's Kloster zu sperren; Gabriel war in Vincennes; er selbst krank und in seinem 63. Jahre. Gewiß, Mirabeau hat Recht, wenn er von seinem Vater sagt: „Man thut Andern nicht wehe, ohne selbst dabei zu leiden“, und anderswo: „Ach! dieser Mann verdüstert recht sein Alter, und die Qualen, mit denen er meine Jugend überhäuft hat, werden ihn schwerlich dafür entschädigen, wie voll Hasses sein Herz auch seyn mag.“

(Fortsetzung folgt.)

Pisa.

Von A. L. von Rochau.*)

Pisa sieht nicht aus wie eine Stadt, welche einst gewaltige Flotten und Kriegsheere ausgesendet, die Korsika, Sardinien und Sicilien beherrscht, im Orient Eroberungen gemacht, auf dem ganzen Meere der Mitte eine stolzere Flagge geführt hat, als Sarazenen und Normannen. Man sucht vergebens nach dem Hafen, von welchem die sieggewohnten Galeeren der Pisaner ausliefen, vergebens nach den Mauern, welche die Hunderttausende seiner Einwohner bargen; wo einst Ankergrund für Kriegsschiffe war, da weiden jetzt Rinder und Büffel; wo ehemals Festungsthürme standen, da geht heute der Pflug.

Pisa ist indessen noch immer viel zu groß für seine gegenwärtige Bevölkerung, und zu arm selbst für den verblichenen Glanz, der aus besseren Zeiten auf seine jetzigen Tage gekommen. Die meisten seiner Gassen sind still wie ein Herrnhuterdorf, ganze Häuserreihen, streckenweise von Gartenmauern unterbrochen, scheinen verödet; das Aussehen der Masse der Einwohner ist dürftig, und eine Unzahl von ihnen macht aus dem Betteln ein Gewerbe.

Aber es giebt einen hell glänzenden Punkt in diesem trüben Bilde, und das ist der Lungarno. Der Theil von Pisa, welcher die beiden Ufer des Flusses einfaßt, gewährt einen Anblick wie man ihn, abgesehen von landschaftlicher Dekoration, in den größten und prachtvollsten Städten Europa's vergebens suchen würde. In weitgeschwungenen Bogen, zwischen zwei langen Reihen von Palästen sich hinziehend, bildet der hier bereits zum stattlichen Strome angewachsene Arno eine Riesenstraße, welcher Wien und Berlin, London und Paris, Rom und Madrid nichts Gleiches und nichts Aehnliches an die Seite zu stellen haben. Der Lungarno in Florenz, so schön er ist, darf sich gar nicht sehen lassen angesichts seines Bruders in Pisa. Der Schwung des Wasserbogens ist so edel und rein, als ob der Erfinder der Schönheitslinie ihn gezeichnet hätte, die Prachtgebäude an seinen beiden Ufern sind so zahlreich, daß die Häuser bescheidenen Aussehens in der Menge verschwinden, und das ganze herrliche Bild trinkt das erstaunte Auge mit einem einzigen Blick. Beinahe auf jedem Punkte des Lungarno überschaut man dessen ganze Länge, die ein rüstiger Fußgänger kaum in einer halben Stunde durchmessen wird — eine unvergleichliche Perspek-

*) S.: Italienisches Wanderbuch. 1850—1851. Von A. L. von Rochau. 2 Bde. Leipzig, Avenarius und Mendelssohn. 1852.
D. Red.

.ive, welche bei jeder Beleuchtung und zu jeder Stunde des Tages eine mächtige Wirkung ausübt, deren vollen Zauber aber auch das nüchternste Auge empfinden muß, wenn die Abendsonne ihre glühenden Lichter stromweise über das untere Ende des Lungarno ausgießt, während die obere Hälfte desselben bereits in der Dämmerung ihres eigenen Schattens ruht.

Pisa verschenkt indessen seine Genüsse nicht, sondern sie wollen erkauft seyn, nämlich durch die Reise von Florenz. Freilich giebt es hier eine Eisenbahn, und die Fahrt auf derselben dauert nur ein paar Stunden; aber eine Fahrt auf der Toskanischen Staatsbahn, wie kurz sie auch sei, ist halt keine Kleinigkeit. Am Bahnhof in Florenz hat man zunächst einen gewaltsamen Ueberfall zu bestehen. Das Korps der Florentinischen Blumenmädchen hat dort in Masse Posto gefaßt. Noch ehe der Kutscher Zeit gehabt den Wagen zu öffnen, beginnen sie mit einem Feldgeschrei von artigen Redensarten und Glückwünschen für die Reise ihren Sturmlauf auf den unglücklichen Fremdling. Die eine steckt ihm einen Strauß in die rechte, die andere in die linke Hand, die dritte dekorirt ihm das Knopfloch mit einer Nelke — einer rothen noch dazu — die vierte schiebt ihm eine handvoll Maiblumen in die Brusttasche, und diese Exekution unterbricht keinen Augenblick das vielstimmige Gezwitscher, von welchem ihm zuletzt die Ohren summen. Inzwischen ist auch eine Schaar von Facchini herbeigekommen, sich des Gepäcks zu bemächtigen, der Kutscher will rasch abgefertigt seyn, Obsthändlerinnen und Backwerkverkäufer machen ihre überflüssigen Dienstanerbietungen — man müßte zehn Zungen und zwanzig Hände haben, um dem Drange dieses kritischen Augenblicks eine ruhige Stirn zu bieten.

Endlich fand ich mich dem Sturm glücklich entronnen, im friedlichen Hafen des Wartesaals, aber die unerbittliche Glocke gönnte mir keine Minute zur Erholung von der überstandenen Noth, und ich folgte ihrem Rufe in den Wagen. Welch' ein Wagen! Wenn man einem Touristen, der ein Billet für das Dampfboot gelös't hat, einen Platz in der Arche Noah anwiese, er würde sich in dem sündflutlichen Fahrzeuge nicht mit verwunderterem Blicke umsehen als ich in dem Toskanischen Eisenbahnwagen. Man hat mich vielleicht aus Versehen in die vierte Klasse gewiesen? fragte ich den Schaffner. Vierte Klasse haben wir nicht, sagte er; die dritte ist dort, fügte er hinzu, indem er auf einen offenen Karren wies, ohne Sitze, und lediglich mit einem fußhohen Rande versehen; dieß hier, schloß er, ist die zweite. Die Bank, auf welcher ich saß, war eine gute Spanne breit, mit Kürbißkernen gepolstert, und mit einer steilrechten hölzernen Rücklehne versehen — eine Marterbank. Und welche Balancierkünste — ich hätte sie mir nie niemals zugetraut — mußte ich entfalten, um mich auf diesem Sitze des Jammers wenigstens zu behaupten! Wie ein Schiff auf hochgehender See schwankte der Wagen von der Rechten zur Linken, von der Linken zur Rechten

und zur Rechtesten, und dieses tödtliche Schaukelsystem wurde nur dann und wann durch einen kräftigen Stoß von hinten nach vorn oder von vorn nach hinten unterbrochen. Und um das Maß des Elends voll zu machen, hatte man statt der Lokomotive eine Schnecke vorgespannt.

Laß mich in die Thurn- und Taxis'schen Eilwagen zurückführen, o Dionysos!

Ich betrachte es noch heute als das Werk einer höheren Fügung, daß ich in Pisa einen vortrefflich eingerichteten Gasthof fand, in dessen bequemen Lehnsesseln und auf dessen elastischen Matratzen ich es durch vierundzwanzigstündige Ruhe dahin brachte, daß meine Gliedmaßen sich allmählich so weit wieder einrenkten, als zu dem nöthigsten Gebrauche derselben erforderlich war.

Wir waren im Anfang des Februar, und in Pisa wehte Frühlingsluft, nicht nur so lange die Sonne am Himmel stand, sondern auch bis tief in die Abendstunden hinein. Wo werden wir im Sommer unser Gefrorenes hernehmen? jammerten die Leute. In einer schönen Nacht erbarmte sich indessen der Himmel der Noth der Pisaner, und sie fanden am Morgen mit freudiger Ueberraschung den Stadtgraben mit einer dünnen Eisdecke belegt. Was Hände hatte, griff zu, um dieses Manna in Sicherheit zu bringen. Es schlug 9 Uhr, als ich des Weges kam, und bereits war das Eis bis auf einen ganz kleinen Rest, mit einer Art hölzerner Ketscher vom Stadtgraben weggefischt. Allerdings, es war hohe Zeit, und ich zweifle, ob die letzten Karren, welche ich beladen sah, etwas anderes bis an den Keller gebracht haben als nasse Bretter. So übel oder so gut — je nachdem man die Sache nimmt — geht es den Pisanern freilich nicht in jedem Jahre, und ich wurde versichert, daß man zu Zeiten auch wohl auf dem Arno Schlittschuh laufen sehen könne.

Das Größte und Beste, was die monumentale Kunst in Pisa geschaffen, ist am abgelegensten Ende der Stadt auf einem zwar kleinen, aber doch zum freien Ueberblick genügenden Raume zusammengedrängt: es ist der Dom mit seinem Zubehör, Glockenthurm, Taufhaus und Friedhof. War es ein bloßer Nothbehelf, wenn die alten Italienischen Baumeister ihre Thürme so oft neben die Kirche setzten? Getrauten sie sich nicht, diese beiden Theile des Gotteshauses als organisches Ganzes herzustellen? In der That hat das Problem einer solchen Verbindung, welches die Gothische Kunst so herrlich zu lösen gewußt, bei den Basiliken und den Kuppelbauten der Italiener seine großen Schwierigkeiten — Schwierigkeiten, welche meines Wissens bei den Kuppelbauten wenigstens in keinem einzigen Falle glücklich überwunden sind, an denen der Architekt vielmehr immer gescheitert ist, wenn er sie nicht entweder in der oben bezeichneten Weise oder dadurch umgangen hat, daß er den Glocken bescheidenen Platz in einem unscheinbaren Dachstuhl angewie-

sen. Muß man daraus folgern, daß der Thurm und die Kuppel einander ausschließen, daß sie nicht mit, sondern höchstens neben einander bestehen können? Es ist möglich, gilt mir aber nicht für ausgemacht, und die Annahme, daß jene Trennung ursprünglich mehr eine willkürliche als eine nothwendige gewesen, erscheint mir um so mehr statthaft, als ich sehe, daß die großen alten Meister außer dem Thurme auch ein Baptisterium neben ihre Kirche stellten. Für die Taufhandlung in der Kirche selbst einen geeigneten Raum zu gewinnen, konnte man niemals in Verlegenheit seyn, und wenn man gleichwohl ein eigenes Gebäude dafür aufführte, so scheint mir die Erklärung dieses Verfahrens in einer Art von religiösem Luxus gesucht werden zu müssen, welchem jede Veranlassung und jeder Vorwand zur Schaustellung seiner Kräfte und zur Vervielfältigung seiner Besitzthümer willkommen war. Obgleich ein Gebäude zu einem bestimmten gottesdienstlichen Zweck hingereicht hätte, baute man aus einer gewissen frommen Prunksucht doch deren lieber zwei oder drei.

Den Bauverständigen von der strikten Observanz muß der Dom zu Pisa vielfaches Aergerniß geben, denn seine Anlage wie seine Ausführung spricht allen Gesetzen der Schule Hohn. Der Meister Reinald, wie sein Werk bezeugt, war ein Romantiker in der Architektur, wenig bewandert in der Lehre von den drei Säulenordnungen, ein Rebell gegen die Gesetze der Reinheit des Stils, ein Verächter der Regel des architektonischen Kostüms. Die verschiedenartigsten Bauformen sind im Pisaer Dom miteinder verschmolzen, die platte Decke der Basilika mit der Kuppel und dem Kreuzgewölbe, der Rundbogen mit dem Spitzbogen, neben der glatten Säule steht die kannelirte. Dazu vergoldetes Gebälk, farbenprangende Mosaiken im Byzantinischen Geschmack, und Getäfel von weißem und schwarzem Marmor an Pfeilern, Bögen und Wänden. Freilich fehlt dem Dom bei diesen bunten Bestandtheilen der Charakter der Hoheit, der ehrfurchtgebietenden Würde, aber auf ein unbefangenes Auge übt das heitere, und bei aller Mannichfaltigkeit der Einzelformen keineswegs disharmonische Ganze gleichwohl eine wohlthuende Wirkung aus, ja das Gesammtbild ist selbst nicht ohne eine gewisse Größe — eine Größe, welche weder niederbeugt noch erhebt — eine Größe, der man sich gewachsen fühlt.

Die reiche und gefällige Façade, welche sich in fünf Säulenreihen über einander aufbaut, ist mit Erzthüren von der Hand Giovanni's da Bologna und seiner Schüler geschmückt, deren Arbeit man vielleicht unübertrefflich nennen würde, wenn die Thüren des Battisterio in Florenz nicht den Beweis des Gegentheils lieferten. Das muß ein heiliger Mann gewesen seyn, der diese Thüren gemacht hat, sagte mir ein Bauer, den ich im bewundernden Anschauen der herrlichen Reliefs versunken antraf. Die menschliche Geschicklichkeit, — setzte er leise und zu sich selber redend hinzu — die menschliche

Geschicklichkeit allein reicht nicht aus, um das zu Stande zu bringen. Allerdings, dieser Bauer hatte keine Kunstakademie besucht und keine Vorlesungen über Aesthetik gehört, und man mag also den Kopf schütteln, wenn ich gestehe, daß seine Stimme einen Werth für mich hatte. Indessen, es war so, und ich habe auch nachträglich keine Gewissensbisse darüber empfunden.

An den Thüren des Doms wird das Relief oft zur vollen runden Figur, welche sich theilweise von der Fläche gänzlich ablöst. Diese Behandlung gereicht indessen nicht zum Vortheil des Werks, und statt die Illusion, wie sie unstreitig beabsichtigt, zu fördern, ist sie derselben im höchsten Grade nachtheilig. Auf der andern Seite heißt es dagegen viel zu weit gehen, wenn man den Satz aufstellt, daß das Relief überhaupt keine Perspektive zulasse. Die Autorität der Thatsachen widerspricht jenem Satze auf das Entschiedenste. Wir haben ausgezeichnete Bildwerke aus alten Zeiten, von den klassischen bis auf die neuesten Tage der Kunst, welche beweisen, daß anerkannte Meister eine sehr bedeutende Abstufung im Hervortreten der einzelnen Figuren des Reliefs für statthaft gehalten und mit dem glücklichsten Erfolge angewendet haben. Nicht selten wird die Wirkung eines Reliefbildes vollends zum höchsten dramatischen Interesse gesteigert durch einen bedeutenden Kopf, welcher in halber, oder mehr als halber Rundung aus der Fläche jach hervortritt, durch eine Faust mit geschwungenem Schwert, welche die Ebene, in welche die übrige Handlung gelegt ist, kräftig durchbricht. Im Namen einer Theorie dem Künstler den Gebrauch solcher Hülfsmittel verbieten, heißt die Pedanterie zur Gesetzgeberin machen für den Geschmack.

(Beschluß folgt.)

Miscelle.

Victoria regia, die Wasserlilie aus Guiana, wird bald von einer fast so riesigen und noch schöneren Schwester aus Australien übertroffen werden. Die neue Nymphäe ist bereits auf dem Wege nach England. Sie soll nicht ganz so große Blätter, aber eine schönere Blüthe haben. Die Blüthe der Victoria ist weiß und geht im Verlauf in's Rothe über; die der Australierin ist vom schönsten Himmelblau.

Hamburg. Gedruckt in J. B. Appel's Buchdruckerei.

Lesefrüchte
vom Felde der neuesten Literatur

begründet von

Dr. J. J. C. Pappe,

fortgesetzt und herausgegeben von Dr. C. F. G. Müller.

(Expedition: Rathhausstraße No. 10.)

1852. 3ter Band. 16tes Stück.

Mirabeau und Sophie.

(Fortsetzung.)

Diese 42 Monate von Mirabeau's Leben bieten ein trauriges, in manchen Einzelnheiten schreckliches und erschütterndes Schauspiel; aber sie erheben auch zugleich die Seele und kräftigen sie gegen die Bitterkeit des Lebens, weil der Gefangene, als die Riegel hinter ihm sich schlossen, nicht jede Hoffnung draußen ließ, sondern mit aller Spannkraft sich aufrecht erhielt und gegen die überlegene, ungerechte Gewalt einen ruhmvollen und zuletzt doch nicht fruchtlosen Widerstand leistete!

Das alte Schloß zu Vincennes mit seinen 10 Thürmen, ganz nahe östlich bei Paris, angefangen schon vom Könige Philipp von Valois im Jahre 1237, beendigt in seiner gegenwärtigen Gestalt von Karl V., war seit lange ein sicherer Bewahrungsort für Staatsgefangene, und erhielt 1804 wiederum durch die Erschießung des Herzogs von Enghien eine traurige Erneuerung im Andenken der Menschen. Die Bauart hat dem Zahne der Zeit mächtig getrotzt. Gräben von 40 Fuß Tiefe, 20 Fuß Breite, mit gehauenen Steinen senkrecht ausgemauert, umgeben es rings. Das Gesims dieser Steinbekleidung springt nach der inneren Seite so weit vor, daß es unmöglich ist, ohne Hilfe von außen darüber wegzukommen, und ein Gefangener in den Gräben eben so sicher eingeschlossen wäre, wie in den Thürmen. Dann folgt eine äußere Mauer mit einem einzigen Eingange, von zwei starken Thoren verschlossen, die sich nach entgegengesetzten Seiten hin öffnen, so daß sie nur beide zugleich durch zwei Schließer von innen und von außen aufgemacht werden können. Dann kommt man zu den Thürmen, deren einziger Zugang wiederum von drei Thoren geschlossen ist. Jede Thür, die der Gefangene berühren kann, ist von beiden Seiten mit Eisen beschlagen, mit zwei Schlössern und drei Riegeln versehen. Die

Mauern haben 16 Fuß Dicke, die Wölbungen sind mehr als 30 Fuß hoch. In die Zimmer der Gefangenen lassen die kleinen Fenster nur schwache Strahlen des Lichtes ein; eiserne Stäbe von innen verhindern jede Berührung dieser engen Oeffnungen, und halten, da sie kreuzweise laufen, Licht und Luft noch mehr von den Gefängnissen zurück. Alle Fenster gehen auf die Höfe oder die Gärten des Kerkers. Nachts werden die Zugbrücken aufgezogen. Schildwachen und Runden beobachten unaufhörlich die Mauern. So mit vielen Einzelheiten beschreibt uns Mirabeau selbst den Zustand des Ortes, wo er mehr als drei seiner schönsten Lebensjahre zubrachte.

Im Anfange ward er sehr streng gehalten; er erhielt in den ersten drei Wochen weder Papier zum Schreiben, noch Bücher; weder Wäsche zu wechseln, noch das Nöthige, sich den Bart abzunehmen. Dieß würde er freilich nicht lange ertragen haben. „Wenn es hart ist, sagt er, unter dem Joche der Nothwendigkeit zu leben, so ist es nach dem Ausspruch Epikur's, keine Nothwendigkeit unter demselben zu leben; aber ein Unglück ohne Grenzen öffnet den Verirrungen des Schmerzes ein grenzenloses Feld, und die Hoffnung selbst schärft noch diesen Schmerz, indem sie hindert, sich davon zu befreien. Ohne Aufhören quält und zerfleischt uns die Ungewißheit, und Einsamkeit und Langeweile vergiften die Wunde. Ich überlasse es jedem Gefühl, sich eine solche Lage zu denken: einsam, diesen Eisenstangen gegenüber, ohne Zerstreuung irgend einer Art, und die Länge der 24 Stunden, wenn der Schmerz den Schlaf verscheucht; wenn man sich weder mit den Lebenden noch mit den Todten unterhalten kann. Die Seele widersteht besser den heftigsten und äußersten Uebeln, wenn sie vorübergehend sind, als der Zeit und der dauernden Gleichmäßigkeit der Qual, weil sie in dem ersten Falle sich ganz in sich selbst zu sammeln und den Schmerz zurückzustoßen vermag, der sie bedrängt, während in dem andern ihre ganze Spannkraft nicht hinreicht, um der langen und fortdauernden Wirksamkeit des Unglücks zu widerstehen. Ich weiß nicht, ob Seele und Körper lange ein solches Schreckniß ertragen; aber ich glaube, man würde zurückschaudern, wenn man eine genaue Liste Derjenigen hätte, die in diesem Aufenthalt der Hölle in Verzweiflung starben oder im Wahnsinne leben!“

Vor einem ähnlichen Schicksale bewahrte ihn die Gerechtigkeit eines Mannes, der bald erkannte, daß in Mirabeau's Schicksal Ursachen und Wirkungen nicht im Verhältnisse standen, und daß die Strafe seine Vergehungen meistens erst veranlaßt, gewiß in jedem Falle überschritten hatte. Dieser Mann war Lenoir, oberster Chef der geheimen Sicherheitspolizei (Lieutenant-général de police). Mirabeau's Dankbarkeit gegen ihn war ohne Grenzen. „Sie haben mich gerettet, ruft er ihm zu; Ihre wohlthätige Hand hat heilenden Balsam in die Wunden meines Herzens gegossen;

Sie haben ihm seine Spannkraft erhalten; Sie haben ihm im eigentlichen Sinne das Leben wieder geschenkt.“ Bei dem damaligen Zustande des Staats, wo die öffentliche Gewalt durchaus ohne alle Grenzen war, gab sein Amt ihm den größten Einfluß, selbst auf Familienangelegenheiten und Privatverhältnisse, und griff tief in das Leben der Einzelnen ein. Unter Ludwig XIV. hatte zuerst der viel genannte und gefürchtete René d'Argenson diesen Posten verwaltet. Lenoir war milder und suchte mehr dem Elende abzuhelfen, welches meistens die Quelle der Verbrechen ist. Trotz dieser humanen Richtung gehörte er doch nicht zur Partei der Oekonomisten, wurde vielmehr unter Turgot's Ministerium (1775) entlassen, weil dieser ihn beschuldigte, in dem sogenannten Mehlkriege bei der Plünderung der Bäckerläden in Paris nicht mit Ernst eingegriffen und durch seine Unthätigkeit die Ränke seiner Feinde absichtlich unterstützt zu haben. Daher kommt es auch, daß Mirabeau in seinen an Lenoir gerichteten Briefen aus Vincennes nicht selten nachtheilige Urtheile über den sonst so geachteten Turgot fällt, welchen er als dessen Gegner betrachten mußte. Später, als die kurze Periode der Reformen unter Malesherbes und Turgot vorüber war, wurde nach ihrem Sturz Lenoir wieder in sein Amt eingesetzt. Er starb 1807 in Dürftigkeit. Obgleich er bei seinem sehr ausgedehnten Wirkungskreise dem Einzelnen nur wenig Zeit widmen konnte, hatte ihm Mirabeau und der edle Muth, mit dem er sein Unglück trug, doch bald so viel Mitgefühl eingeflößt, daß er ihn nicht aus den Augen verlor, bald persönlich in sein Gefängniß kam, und den Gouverneur, Herrn von Rougemont, zu einer möglichst milden Behandlung anwies. Mit dem Beginne des folgenden Jahres (1778), da er den unmittelbaren Schutz des Gefangenen persönlich nicht ferner leiten konnte, überwies er die Sorge für Mirabeau dem ersten Sekretair für die geheimen Polizeiangelegenheiten (premier commis du secret), Boucher, einem Manne, der unter kaltem Aeußeren und strenger Beamtengesinnung ein warmes und menschenfreundliches Herz besaß. Er ist es, der in dem Briefwechsel der Liebenden unter dem schönen Namen „unser Schutzengel“ fast auf jeder Seite erwähnt wird. Durch dessen Vermittelung milderte Lenoir, so viel die despotische Regierung bei einem willkürlich verhafteten Gefangenen es zuließ, die Strenge der Gefängnißordnung, und gestattete namentlich sofort die Zulassung von Büchern und Schreibmaterialien. Einige Zeit erlaubte Boucher die Briefe nur nach dem strengen Gefängnißreglement, welches die Zahl, die Zwischenzeiten, die Gegenstände, den Inhalt und den Ton derselben genau bestimmte. Aber Mirabeau war so dankbar, bewies eine solche Selbstbeherrschung, befolgte so genau die leiseste Warnung Boucher's, daß er bald so viele und so lange Briefe schreiben durfte, als er wollte. Schwerlich hat Boucher sie alle pflichtmäßig durchgelesen, ehe er sie an ihre Bestimmung sendete. Nur hielt er fest darauf, daß die

Originale ihm stets gebracht wurden, und legte sie gewissenhaft bei den Akten nieder. Mit Recht schrieb daher Mirabeau an dem Tage, als er aus Vincennes freigelassen wurde: „Ich segne mein Schicksal, wie grausam es auch so lange Zeit gewesen ist; denn es hat mir einen Freund geschenkt, wie Sie, den ich durch meinen Schiffbruch nicht zu theuer erkauft finde." Und ferner: „Wie viel Ansprüche hat Boucher nicht auf meine Dankbarkeit? war er nicht lange Zeit meine einzige Stütze, meine einzige Hilfe, mein einziger Trost? Von den kleinsten Aufmerksamkeiten bis zu den größten Diensten, zeigte er mir nicht immer denselben Eifer, dieselbe Nachsicht, dieselbe Gefälligkeit, dieselbe Güte?" — Boucher starb unter traurigen Umständen im März 1782. —

Zunächst retteten Mirabeau persönlich diese Briefe von Wahnsinn oder Tod. Als er im Anfange seiner Einsperrung die wenigen Papierstreifen, die er sich verstohlen zu verschaffen gewußt, verbraucht hatte, kam er beiden nah. „Die Energie unserer Leidenschaft hat gerührt, schreibt er dann an Sophie, als er Lenoir zum ersten Male gesehen; man fürchtet doch, uns zur Verzweiflung zu treiben; man hat uns eine Gunst erwiesen, die vielleicht ohne Beispiel, aber im Grunde sehr gerecht und sehr vernünftig ist, freilich in den Augen des Vorurtheils sehr seltsam." Dennoch wiederholen sich die Klagen über Mangel an Papier sehr häufig; er zählt die Buchstaben und die Zeilen und schreibt mit äußerster Oekonomie. Diese Briefe an Sophie und von ihr sind im Anfange fast seine einzige Beschäftigung, und der geringste Verzug quält ihn auf's Aeußerste. „O Sie, mein Schutzengel, ruft er dem Freunde zu, den das Unglück ihm erworben hatte, haben Sie mich denn verstoßen? Zählen Sie die Bissen, welche ein geiziges Mitleid dem unglücklichen Hungernden zuwirft? Wissen Sie, daß ich schon 25 Tage kein Manna vom Himmel erhalten habe? Wissen Sie, daß ich weine, und wollen Sie, daß ich desto eher blind werde? Wissen Sie, daß die letzten Funken meines Glücks verlöschen, daß sie sofort ersterben werden, wenn Sie mit Ihrem wohlthätigen Hauch sie nicht anfachen? Bedenken Sie, daß Nichts auf der Welt mich für den Verzug entschädigen kann, selbst nicht der Besuch, den Sie beabsichtigen; denn Sie werden mir nur einen Brief bringen, und dieser eine Brief und Sie würden nicht weniger kommen, wenn gleich heute die Entbehrung endigte, die mich zur Verzweiflung treibt."

Als so Tage auf Tage vergingen, Monate an Monate sich reihten, ohne Aenderung seiner Lage, selbst ohne sichere Hoffnung, wenn auch spät wieder zu erlangender Freiheit, wer wollte da seinen Unmuth tadeln, die Heftigkeit seiner Worte unwürdig finden? „Die Regel des Hauses ist so außerordentlich, beinahe hätte ich gesagt, so grausam strenge, daß ich zu Grunde gehen muß, wenn ich länger bleibe. Keine Art von Gesellschaft: dem Schließer, der uns bedient, ist verboten, länger als die dringend nöthige Zeit in unseren Kerkern

zu bleiben, oder von etwas Anderem mit uns zu sprechen; eine Stunde Spaziergang auf den ganzen Tag; keine literarischen Hilfsmittel; wenige und schlechte Bücher; unsere unschuldigsten Wünsche, unsere einfachsten Bedürfnisse unendlich lange verzögert und hingeschleppt; keine Werkzeuge irgend welcher Art zu einer Arbeit; mit einem Wort, jede Zerstreuung, jeder Trost uns entrissen durch die abscheulichste Barbarei. Das ist die sehr schwache Skizze unserer Lage. Alle diese Vorsicht mag, wenn man will, für gewisse Gefangene nothwendig seyn; aber sie ist eine unnütze Grausamkeit für einen Mann, der nur durch seine Familie verfolgt wird. Herr Lenoir wird begreifen, daß ein Mann, der eine Seele und Verstand hat, einer solchen Lebensart nicht widerstehen kann, wo seine Talente, seine Einsicht, und selbst seine löblichsten Empfindungen, weit entfernt ihn zu trösten, seinen Untergang nur beschleunigen müssen.“ — „Je tiefer sein Herz empfindet; je höher seine Seele sich erhebt; je energischer seine Sinne sind, desto schärfer und vielfacher seine Qualen. Diese köstlichen Gaben der Natur wenden sich gegen den Unglücklichen, dem seine Freiheit fehlt. Freundschaft und Liebe, diese Wohlthäter der Welt, werden seine Henker, und die lebhafte Einbildungskraft verirrt und verirrt sich in's Unbegrenzte und bildet nicht die geringste unter den Qualen, die man hier erduldet.“ —

Seine Lage war in der That sehr traurig. Es fehlte ihm an Kleidern, an Geld, an Büchern, an dem Nothdürftigsten; seine Gesundheit, namentlich seine Augen litten sehr durch den Mangel an Bewegung und durch das beständige Arbeiten. Außer dem Vater und der Behörde durfte Niemand wissen, wo er gefangen gehalten werde. Noch am 7. Januar 1778, als er die Erlaubniß erhalten hatte, einen Brief an seine auch eingesperrte Mutter zu richten, schreibt er darin: „Der Zeit muß ich es überlassen, Sie von meinem jetzigen Aufenthaltsorte in Kenntniß zu setzen; meine Feder muß sich denselben Pflichten unterwerfen, wie die Ihrige!“ Oft fanden die Polizeibeamten den Inhalt seiner Briefe an Sophie nicht geeignet, zu offen oder zu leidenschaftlich. „Ich hoffe, schreibt er (Januar 1778) an Lenoir, Sie werden in dem Brief an meine Freundin die anempfohlene Umsicht finden. Ich habe kein Wort über unsere Angelegenheiten geschrieben und ich werde es niemals thun. Was den Ausdruck betrifft, so setzte ich nicht voraus, daß man am „Du“ Anstoß nehmen würde; schrieb ich doch an eine Frau, der man erlaubte, mir mitzutheilen, daß sie mich eben zum Vater gemacht habe! Diese lächerliche Methode, eine einzige Person wie mehre zusammen zu behandeln, ist eigentlich nur eine gesuchte Schmeichelei, folglich eine Falschheit, in die neueren Sprachen mit all' den anderen Verlarvungen unseres Wesens eingeführt. Es widersteht mir, wenn ich zu meiner Freundin rede, von der Einfachheit der Natur abzuweichen. Freilich könnten diese konventionellen Falschheiten keinen Einfluß auf unsere Gefühle haben. Aber Frau von Monnier

würde sich doch sehr beunruhigen, wenn ich den Ton änderte, ohne ihr zu sagen, warum. Denn sie weiß, daß ich viel eher schweigen, als mich verstellen kann; und das „Sie, Ihr“ statt des „Du, Dein“ würde ihr unwillkürlich als ein Zeichen der Kälte erscheinen. Doch das thut nichts, mein Herr! nach so vielen Wohlthaten Ihrerseits, ist es das Wenigste, daß ich Folgsamkeit ohne Grenzen gegen Sie habe. Finden Sie es daher nöthig, daß ich sie nicht mehr dutze, so möge wenigstens dieser Grund, ich beschwöre Sie, ihr meinen Brief nicht entziehen.“

Bisweilen, wenn Boucher sehr beschäftigt war, vergingen wohl sechs Wochen, 56, ja einmal 80 Tage, daß er gar keine Nachricht von Sophie'n erhielt. Dann fürchtet er, es sei vielleicht wider Willen seiner Feder eine unvorsichtige Aeußerung entschlüpft, und stellt es Lenoir anheim, dergleichen in seinen Briefen auszustreichen, wenn es die Absendung an Sophie hindern sollte; oder diese habe wohl etwas Unpassendes, Unerlaubtes mitgetheilt; oder er denkt sich, was auch vorkam, daß seine Klageschriften gar nicht in Lenoir's Hände gekommen seien. Kann man sich wundern, wenn die armen Gefangenen auch zu kleinen Listen ihre Zuflucht nahmen? zum Beispiel, in den Briefumschlägen mit Citronensaft oder sympathetischer Dinte sich besondere Nachrichten zusendeten? ja, auch durch vertraute Personen neben dem erlaubten oder geduldeten Briefwechsel sich direkt und heimlich zu schreiben versuchten? was dann wohl mitunter entdeckt wurde und ihm von Boucher Vorwürfe zuzog. Dann versichert er, es solle sicher nicht wieder vorkommen, und bittet, ihm das Vertrauen nicht zu entziehen (April 1779).

Zu diesen geistigen Qualen kamen auch noch andere, vielleicht nicht minder harte Entbehrungen. Seine Gesundheit war steten und oft bedenklichen Schwankungen unterworfen, besonders im Anfange, wo er in einem Zimmer von 10 Quadratfuß eingesperrt saß, das im Winter kalt war oder rauchte. Später durfte er auf Lenoir's Anordnung täglich Morgens von 8 bis 9 im Garten spazieren gehen und im Mai 1779 erhielt er einen besondern Platz im Freien zu seiner eigenen Benutzung. — Sein Unterhalt in Vincennes wurde von dem Vater bestritten, der dafür nur 600 Franken jährlich ausgesetzt hatte. Man kann sich denken, in welche Noth der arme Gefangene zuweilen gerathen mußte: „Ich möchte Dir gern einen Louis schicken,“ — schreibt er z. B. an Sophie — „wenn ich ihn hätte.“ Später wußte er durch Arbeiten und durch den Verkauf derselben abzuhelfen. Wird man sich also bei diesem Benehmen des Vaters über den harten und eiskalten Brief wundern, den Mirabeau (den 29. Juni 1778) an Lenoir richtete? „Durch irgend einen Zufall, ungeachtet meiner und Herrn von Rougemont's wiederholten Erinnerungen, hat man die Bezahlung der Arzeneien dem Könige auf die Rechnung gesetzt. Dieser kleine Taschenspielerstreich wäre mir sehr gleichgültig, wenn er mich nicht sehr genau

anginge; ich bin von der Lust geheilt, den Don Quichotte der Ehrlichkeit zu spielen. Der König ist reich oder sollte es seyn, und man läßt ihn noch ganz andere Dinge bezahlen! er könnte also wohl auch das noch aushalten. Allein, mein Herr, erstlich glaube ich nicht, daß ich hier auf Kosten des Königs seyn dürfe. Ich habe Flintenkugeln für ihn gekostet, ohne Sold; ich werde wahrscheinlich in seinen Gefängnissen sterben, und ich wünsche, auch ohne Sold. Außerdem habe ich noch ein dringenderes Interesse, gegen diese unpassende Unregelmäßigkeit Einspruch zu thun. Mein Vater hat sich verpflichtet, neben meiner Person noch die Heilungskosten zu bezahlen, weil man ihm bewiesen hat, daß ich mit 600 Livres mich kaum in Filz kleiden könnte. Jetzt könnte er daher glauben, daß alle Nachrichten über meine Krankheiten Fabeln sind; denn er weiß wohl, daß man hier wie anderswo umsonst weder lebt noch stirbt. Vielleicht wird er weniger ungläubig seyn, wenn er 40 oder 50 Louis für Arzenei bezahlen muß; vielleicht wird er begreifen, daß es ihm weniger kosten würde, mich zu tödten oder leben zu lassen; denn hier muß ich ihm doch schon gegen 4000 Livres kosten. Ich begnüge mich mit der Hälfte, wenn er mir meine Freiheit oder Milderung meiner Sklaverei bewilligen will. Sie glauben nicht, mein Herr, wie rührend meinem Vater eine solche Geldsubtraktion erscheint! Dieses Argument ist von allen am geeignetsten, ihn am schnellsten über mein Loos zu erweichen, wenn er überhaupt erweicht werden kann.« — Kann man diesen bittern Spott des Sohnes gegen den Vater ohne weiteres verdammen? Dennoch wollte Mirabeau die Hälfte dieser 600 Franken seiner Sophie abtreten, als er erfuhr, daß sie arbeiten müsse, um ihre und ihres Kindes Bedürfnisse zu bezahlen. »Aber willst Du Deinerseits« — schreibt er — »zur Befestigung meiner Gesundheit beitragen, so muß Dein Befinden besser und Deine Lebensweise vernünftiger seyn. Was soll das heißen, um 11 Uhr zu Bette gehen, um nicht zu schlafen, und um 6 Uhr aufstehen? Sophie! meine Sophie Gabriel! ach! ein Wort in Deinem letzten Briefe hat mir den Verdacht erweckt, daß Du arbeitest, um zu leben; ich stieß diesen Gedanken mit Abscheu von mir und wollte Dich nicht einmal darnach fragen, aus Furcht, lächerlich zu erscheinen, oder zu gehässig gegen die R.(uffey's). Aber ich hatte nur zu gut gerathen und mein Herz wallt auf vor Schmerz und Unwillen. Aber wofür hältst Du mich, o Geliebteste? Wie? Ich soll Geld haben und Du sollst erwerben? Soll die Reue sich mit dem Gram verbinden, um mich zu tödten? Habe ich Dir nicht schon genug gekostet?« — Sogleich schrieb er auch an Lenoir: »Die Feder entfällt meiner Hand, da ich dieß heute höre; ich knirsche vor Unwillen und ich weine vor Schmerz und Liebe; ich werde keinen Augenblick Ruhe haben, wenn Sie mir nicht erlauben, eine so heilige Schuld nach Kräften abzutragen. Sophie versichert mir mit Heiterkeit, daß sie genug hat; sie würde

nicht zugeben, daß ich ihr meine ganzen 200 elenden Thaler überlasse; und ich könnte es auch nicht; denn Schuhe muß ich doch mindestens haben. Aber ich kann, ich will, ich muß ihr 100 Thaler geben und ich beschwöre Sie auf meinen Knieen, es mir zu erlauben." Das Schlimmste aber von Allem war es vielleicht, daß der Gouverneur von Vincennes, Herr von Rougemont, ein roher, eigennütziger, despotischer Mann war, der Mirabeau tausend Schwierigkeiten in den Weg legte und erst allmählich durch dessen Muth und Ueberlegenheit gebändigt wurde. Trotz seinem überaus großen Einkommen war er tief in Schulden und beeinträchtigte die Gefangenen, welche auf Kosten des Königs da waren, auf's Aeußerste in allen Dingen, weil er nur vom Kredit lebte und Alles auf Borg nahm. In der Schrift: des Lettres de cachet et des prisons d'état hat Mirabeau, wie er pflegt, sich zu allgemeinen Ansichten erhoben und, ohne Bezug auf sich, auch dieses Muster aller Kerkermeister mit den schärfsten Zügen gezeichnet. Bei diesem Manne mußte man daher gerade auf sein Ziel losgehn und den Kopf aufrecht halten; zeigte man sich fest und entschlossen, so war er geschmeidig und kriechend. Gab man ihm nach, so erdrückte er den Schwachen. Das lernte Mirabeau nach und nach kennen: „In den ersten sechs Monaten“ — sagt er — „war ich so dumm, als er es nur wünschen konnte." In ihren Briefen, wo Namen meist verpönt waren, nannten ihn die Liebenden nach Mirabeau's Vorschlag schlechtweg Cerberus. Bis in den Januar 1778, mehr als acht Monate nach seiner Verhaftung hatte Mirabeau noch nicht die zugleich mit in Beschlag genommenen Sachen und Koffer ausgeliefert erhalten und alle Vorstellungen bei dem Gouverneur fruchteten nichts. Er mußte deßhalb an Lenoir schreiben: „Ich appellire an Ihre Gerechtigkeit und Güte und wage Sie zu fragen, ob meine Lage hier, ich sage nicht angemessen, aber ob sie erträglich ist. Seit acht Monaten wiederhole ich meine Klagen, deren Ursache mit dem Verlaufe der Zeit täglich wächst; ich bin nicht im Stande, längern Aufschub zu ertragen. Wenn die lächerlich geringe Summe, die mein Vater bewilligt hat, hinreichen würde, um davon zu leben, ist es recht, daß ich gezwungen bin, davon noch Auslagen für die allernöthigsten Bedürfnisse zu machen? Möge doch mein Vater seine ökonomischen Schilderungen ansehen, die er mit eben so viel Gravität als Bescheidenheit das Gesetzbuch der Menschheit nennt; da hat er ausdrücklich Vorschüsse und jährliches Einkommen unterschieden. Ist es recht, daß ich für dieses Geld, wovon ich leben soll, Effekten kaufen muß, während die in meinen Koffern unnütz verderben? Weßhalb sind denn diese Koffer, die ich noch aus dem Schiffbruche gerettet habe, so furchtbar? Nicht ein Papier ist darin; nur Bücher, und zwar nur wissenschaftliche; nicht eins gegen die Religion, nicht eins gegen die Sitten, nicht vier, die nicht in Paris öffentlich verkauft werden. Ich möchte lieber, ich schwöre es Ihnen,

bloß trockenes Brot zur Nahrung haben und in Eisen seyn, als die ganze Freiheit genießen, die man hier haben kann, und auf Königliche Kosten hier leben, beraubt aller Lektüre. Und so weit ist es mit mir. Selbst die Erbauungsbücher habe ich alle durchgelesen und erst nach zwei Monaten gänzlicher Entbehrung mir erlaubt zum ersten Mal Ihnen davon zu sagen. Gestatten Sie mir noch eine Bemerkung, deren Wahrheit ein Herz wie das Ihrige rühren muß. Verbrecher, die ganz Frankreich verabscheut, denen der König aus Gnade für ihre Familie ewiges Gefängniß bewilligt hat, leben in Festungen, wo sie ihr ganzes Vermögen genießen, wo sie eine angenehme Gesellschaft und alle möglichen Hilfsquellen gegen die Qual des Gefängnisses haben. Ich will einen Mann nennen, dessen Geschichte ganz Europa kennt. Herr von Ragny, der verrätherisch seinen Verwandten, seinen Wohlthäter geopfert hat, genießt zu Pierre-en Cise sein Vermögen, eine halbe Freiheit, sieht ganz Lyon.... Soll ich einen meiner Verwandten nennen? warum nicht? ist die Schande nicht persönlich? Der Marquis de Sades, zweimal zum Tode, das letzte Mal durch das Rad verurtheilt, dessen untergeordnete Helfershelfer auf dem Rade gestorben sind; dieser Mann, im Bilde enthauptet, dessen Unthaten selbst vollendete Verbrecher in Staunen setzen, er ist Oberst, lebt in der großen Welt, hat seine Freiheit wieder erlangt und genießt sie, wofern nicht irgend eine neue Abscheulichkeit ihn derselben beraubt hat....

Sie würden mich tadeln, mein Herr, wenn ich de Ragny oder de Sades mit mir vergliche. Aber ich will diese einfache Frage thun.... Wessen bin ich schuldig? vieler Fehler ohne Zweifel. Aber wer wird meine Ehre anzutasten wagen? Mein Vater, weil er der einzige ist, den ich nicht zurückstoßen und mit Schmach bedecken kann. Möge er Thatsachen aufstellen! mögen diese Thatsachen mir mitgetheilt werden. Ich habe es hundert Mal verlangt; aber er hat leichtes Spiel, weil er allein sprechen darf.... Und doch, welcher Unterschied in der Lage der Ungeheuer, die ich genannt habe, und der meinigen? Ich bin in dem traurigsten und grausamsten Gefängnisse des Königreichs; ich erleide den äußersten Mangel, die absoluteste Absperrung, ich würde auch sagen, die schrecklichste, wenn Sie nicht zu meiner Hilfe erschienen wären. —

Dieses Wort erinnert mich an Ihre Wohlthaten, mein Herr, und weckt wieder das ganze Gefühl meiner Dankbarkeit. Nur noch eine einzige Bitte. Frau von Monnier hat mir am fünften Tage nach ihrer Niederkunft geschrieben. Darf ich von ihr nicht ein Paar Zeilen hoffen, wenn sie aufgestanden seyn wird? Ach, diese Gnade wird mir sehr theuer seyn. Die Wolken fliehen, aber sie sind noch nicht ganz zerstreut. Bringen Sie die Ruhe in meine Seele zurück und das wohlthätigste Wesen theile alle Empfindungen meines Herzens mit dem liebenswürdigsten.“ Was seine aus Holland mitgebrachten Effekten betrifft, so wußte er freilich nicht, daß

über dieselben sich ein Streit zwischen den Behörden und seinem Vater erhoben hatte, welcher selbst die Sachen ausgeliefert erhalten wollte, weil sein Sohn unter Kuratel stände und in Pontarlier verurtheilt sei. Er beklagt sich bitter, daß er eine harte Antwort vom Minister erhalten habe; daß man die väterliche Gewalt beschneide und es an Achtung gegen ihn und seine Vorfahren übermüthig (outrecuidamment) fehlen lasse. —

Nach diesen allgemeinen Zügen wird man sich ein Bild seines Zustandes in Vincennes machen können. Wir übergehen daher tausend Einzelheiten, die sich in den Briefen finden, die alle nur das Bild des einsamen, von allen Freunden verlassenen, hart behandelten, aber bis an's Ende muthig kämpfenden Gefangenen ausmalen, um noch einen Blick auf Sophie'ns Lage zu werfen.

* * *

In dem Hause der Mademoiselle Douay (rue de Charonne) in Paris blieb Sophie, mit Erlaubniß ihrer Familie, verborgen und unter fremdem Namen, bis nach ihrer Entbindung. Diese Anstalt war bei den Sitten jener Zeit fast nothwendig, hieß maison de discipline unter Oberaufsicht der Polizei, und war der Zufluchtsort, wo Schuld, Leidenschaft, Unglück, Verirrungen vor den Augen der Welt, die nicht besser war als sie, sich verbargen oder verborgen gehalten wurden. Es war aber nicht viel anders als ein Gefängniß; die Lage ganz einsam; bis sieben Personen in demselben Zimmer; mit vieren war Sophie zusammen, jede Verbindung nach außen streng untersagt: „Schreiben kann ich nur in meinem Bett, unter den Vorhängen, und muß noch fürchten, daß das kleinste Geknister des Papiers mich verräth. Und dann bald, womit schreiben? Hätten wir diese Schwierigkeiten vorausgesehen, so würden wir uns mit Papier, Federn, Tinte versorgt haben; ich schreibe jetzt mit Tusche; Du kannst auch Nägel in Weinessig auflösen; das giebt eine gelbe Tinte.“ (Brief an Mirabeau vom 9. Juli 1777.) „Ich lebe nur von der Hoffnung, Briefe von Dir zu erhalten. Von hier hätte ich Gelegenheit, alle Tage zu entfliehen: die Aufsicht wird jeden Tag milder; und die Mauern des Gartens sind nicht höher, als die ich schon einmal übersprungen habe. Aber wenn alle Thüren mir offen ständen, ich würde nicht fliehen. Ach! bis in Deinen Kerker gelangte ich doch nicht! und wohin gehen ohne Dich? und wo könnte ich sicherer Deine Briefe erhalten? Wenn ich sie nur bekomme, so mag man mich in Fesseln legen; ich werde um diesen Preis meine Ketten küssen!“ — „Ich schreibe Dir unaufhörlich, und Du kannst mich nicht lesen; Du schreibst mir auch, und Nichts dringt bis zu mir; ich weine fast immer und bezwinge mich nur, um Deinem Sohne nicht zu schaden.“ — „Was! keine Briefe! nicht ein Wort! nicht eine menschliche Gestalt, die

Dich gesehen, die mit Dir gesprochen hat! Wie entsetzlich! Gewiß, ich bin ebenso unglücklich als Du und ich will es auch nicht weniger seyn. — Zum dritten Male, seit wir uns kennen, ist der Juli wiedergekehrt und wir können ihn wieder nicht zusammen verleben. Im ersten Jahre sahen wir uns, aber wir wagten nicht uns zu lieben, oder vielmehr, wir wiesen den Gedanken von uns zurück; im zweiten Jahre liebten wir uns, aber wir konnten uns niemals einander nähern; und jetzt, ach Gott! aus dem Schooße des Glücks von unsern Feinden gerissen, getrennt, beide eingekerkert! Wären wir es mindestens beisammen! Der Kerker wäre entzückend und wir würden die Ketten küssen, die uns an denselben Pfeiler fesselten! — Ohne Nachrichten von Dir kann ich nicht länger leben! Die Zeit, welche wir getrennt verleben müssen, möchte ich am liebsten aus meinem Leben wegstreichen! O, ich muß oft an Dein Verbot, an unsere Gelübde, an Deinen Sohn denken, um mein Leid zu ertragen. Ich ertrage es, ich kämpfe dagegen; selbst krank bin ich nicht einmal; ich möchte es gern seyn, wenn ich nicht schwanger wäre. Aber, ein Ende muß Alles haben... höre, ich sage es Dir, ich sage es unsern Henkern: mein Zustand wird nicht immer so seyn, wie jetzt. — Da ich mich hier oft heitern Gedanken hingebe, so erinnerte ich mich neulich an ein Gift, das ebenso wirkt, wie Opium, und dessen Geschmack nicht einmal unangenehm seyn kann; es ist eine Abkochung von den Blättern des Kirsch-Lorbeers. Eine kleine Gabe soll schrecklich wirksam seyn. Es hat den Anschein, als will man uns zwingen, zu diesem letzten Hülfsmittel zu greifen.“

Solche leidenschaftliche Ergüsse füllen anfangs alle ihre Briefe. Lenoir, später Boucher, zeigten sich auch hier menschlich und theilnehmend und milderten ihr Loos nach Kräften. Sie fand Trost in den Briefen Mirabeau's, dann in der Tochter, von der sie am 7. Januar 1778 entbunden wurde. Nach dem Taufregister wurde das Kind in der Königlichen Parochialkirche Saint Pierre von Montmartre unter dem Namen Sophie Gabriele von dem Pfarrer Pichon Donnerstag den 8. Januar getauft, als Tochter der Frau Marie Therese Sophie Richard de Ruffey, der Ehefrau des Herrn Franz von Monnier, ehemaligen Präsidenten der Rechnungskammer zu Dôle in der Franche-Comté. Taufzeugen waren nur zwei Diener des Gefängnisses, die ihren Namen nicht unterschreiben konnten. Es war ein schwacher Sonnenblick in dem trüben Daseyn der Eltern! „Meine theure, meine einzige Freundinn, schreibt Mirabeau am 9ten, ich habe Dein Billet mit meinen Thränen gebadet, mit Küssen bedeckt! Welche Last nimmt es mir von der Brust! Aber ach, Du sagst mir Nichts von Deiner Gesundheit. Dein Brief ist unter Schmerzen geschrieben, ich sehe es wohl; Du hast nur ein Wort, ein einziges Wort nach dem Ereigniß hinzugefügt. Wie zitternd ist dieses Wort! wie haben die schwankenden

Züge mein Herz zerrissen! Himmlische Zärtlichkeit! Du bist es, immer Du! immer Deine Seele! — Aber wie geht es Dir, sage es mir, theure Sophie! — Wie soll ich mich halten? Mein Herz ist traurig und war noch viel gepreßter. — So bist Du denn Mutter, ach! und Dein Kind wird Dir nicht genommen werden. Möchte es Dein Leiden und Deinen Schmerz versüßen! Aber beruhige Dich jetzt, ich beschwöre Dich... Du hast Ruhe nöthig; sorge für Dich, erhalte Dich für glücklichere Zeiten..... Es wäre mir ein großer Trost, die Sicherheit zu haben, daß dieser Brief zu Dir gelangt ist: wenn es Dir gestattet wird, es mir mitzutheilen, so schildere mir Deinen Zustand genau; aber schreibe nur, wenn Du es ohne Gefahr, selbst ohne Unbequemlichkeit kannst; ich habe noch Kräfte, Du aber hast keine. — Meine Tochter hat meine Züge, sagst Du? Da hast Du ihr ein trauriges Geschenk gemacht! Aber wenn sie nur Deine Seele hat, wie reich wird sie dann seyn! die Natur wird sie dann entschädigt haben für die Nachtheile ihrer Geburt." —

Zwei Monate später: „Wie freundlich ist es von Dir, mir gute Nachrichten von meiner kleinen Gabriel-Sophie zu geben. Ach, wohl ist es das Kind meines Herzens, wie meines Blutes! Wie ist meine Zärtlichkeit hundertfältig gewachsen, seit Du einem andern Du-Selbst das Leben gegeben hast, das zugleich auch ein anderes Ich-Selbst ist!... Wie dumm warst Du, mir zu sagen, sie gleiche mir.... hat mir das nicht Furcht eingejagt! Doch nein! ich bin sicher, sie gleicht Dir, ganz Dir. Wäre ich schön wie Adonis, so wünschte ich doch, sie gliche Dir allein. Weißt Du wohl, was sie thun wird, die Kleine (denn Verstand wird sie haben, in Menge), sie wird von uns Beiden annehmen: von Dir den Teint, die Züge, den Geist, den Charakter, die Anmuth, die Tugenden; von mir die Stimme, die ich hatte, einige erworbene Talente, und die zärtliche, unaussprechliche, unsterbliche Liebe, die für Dich in meiner Seele Seele flammt; von uns beiden den Muth, die Aufrichtigkeit, die Großherzigkeit, das Gefühl: mit einem Wort, die kleine Gabriel-Sophie wird von ihrer Mutter Alles annehmen, was liebenswürdig und gut ist, ihre Eigenschaften und ihre Reize; sie wird ehrfurchtsvoll die Fehler ihres Herrn Vaters bei Seite lassen; von ihm wird sie nur entlehnen, was ihrer Mutter gefallen hat: kurz, ihr Wahlspruch wird der Vers seyn, der ausdrücklich für meine Sophie gemacht zu seyn scheint: Chirede in bel corpo anima bella *)....." In demselben Sinne spricht er sich gegen Lenoir aus: „Ja, es ist das Kind meines Blutes, wenn es auch nicht das des Gesetzes ist. Ich bin diesem Kinde um so mehr schuldig, da es durch meinen Fehler viel einbüßt. Als die Natur

*) Im schönen Körper eine schöne Seele.

es bildete, berechnete sie nicht, ob Frau von Monnier und ich durch den bürgerlichen Vertrag gebunden seien, den man Heirath nennt, sondern sie ließ unser Blut in seinen Adern kreisen. Kurz, ich glaube diesem unglücklichen Kinde mehr schuldig zu seyn, als meinem Sohne von Frau von Mirabeau. Denn wenn ich im Stande wäre, diesen zu vernachläßigen oder zu vergessen, so wachen die Gesetze über ihn und für ihn; aber jenes Kind, ein trauriger Spielball den Schlägen des Zufalls, die es schon vor seiner Geburt getroffen haben, hat keine Zuflucht als meine Zärtlichkeit. Ich bin nicht „der Menschen Freund“, aber ich werde immer der Freund meiner Kinder seyn.“

Diese Zärtlichkeit blieb in Mirabeau fortdauernd und steigerte sich zu tausend Plänen, Sorgen und Rathschlägen über Wartung, Haltung und Entwickelung des Kindes, bei denen der Einfluß Rousseau'scher Ideen nicht zu verkennen ist. Er entwarf sogar eine ausführliche und gründliche Arbeit über die Einimpfung der Pocken. Eine sehr große Zahl von Stellen handelt in den Briefen nur von dem Kinde. Sophie's Freude wird jede Mutter sich vorstellen, die den Vater ihres Kindes liebt. Ihr Ausdruck ist auch hier natürlich und wahr. „O gewiß, die Liebe erhöht unendlich die elterliche Zärtlichkeit! man liebt Alles so sehr, was von dem Geliebten kommt. Wie sollte man nicht seine Kinder lieben, die ein Theil seiner selbst sind? Von allen Verbrechen das abscheulichste begehen gewiß jene Unglückseligen, welche die Frucht ihres Leibes verderben oder sie aussetzen, und das überleben. Jener Beichtvater, der seiner Beichttochter erlaubte, ihr Kind auszusetzen, wenn sie es dreimal geküßt haben würde, hatte wahrscheinlich selbst Kinder und wußte, wie man an ihnen hängt. Kennt man doch kein Thier, das seine Jungen verläßt, obgleich die meisten von dem Vater nichts wissen. Sie lieben also die Kinder um ihrer selbst Willen. Stehlen und Morden, um schnell und leicht sein Glück zu machen, das mag hingehen; aber ein unglückliches Kind erwürgen, das man der Zärtlichkeit eines geliebten Mannes verdankt, und zwar um eine vorgebliche Ehre zu retten, — wie das möglich sei, werde ich niemals begreifen!“

(Fortsetzung folgt.)

P i s a.

(Beschluß.)

Das Baptisterium mit all' seinem marmornen Schnörkelwerk wollte sich durchaus nicht zur Leiter für meine Bewunderung

hergeben, dagegen aber that mein Hochmuth von der Höhe des Glockenthurms herunter einen tiefen Fall. Ich war nämlich mit dem heimlichen Vorhaben nach Italien gekommen, irgend eine Entdeckung zu machen, und nachdem ich lange geschwankt, ob ich den Geburtstag des Vaters Ennius feststellen, die Aussprache des Oskischen Alphabets bestimmen, oder das Grabmal des Aeneas ausfindig machen solle, war ich zuletzt bei dem Entschlusse stehen geblieben, zuerst mich selbst und demnächst die Welt zu überzeugen, daß der hängende Thurm zu Pisa seinen Beinamen lediglich einer optischen Täuschung verdanke, und daß er im Grunde genommen kerzengerade sei. Nun denn, dieser ehrgeizige Vorsatz, ich gestehe es mit Beschämung, ist vollständig gescheitert; nachdem ich den Thurm von allen Seiten, von unten und zuletzt von oben, auf das Genaueste untersucht, muß ich zugeben, daß er wirklich schief ist. Selbst die Streitfrage, ob er absichtlich schief gebaut worden, oder sich nachträglich gesenkt habe, sehe ich mich außer Stand, durch neue Aufschlüsse der endlichen Entscheidung näher zu bringen. Ja, ich habe von der Galerie des Thurms nicht einmal Corsica entdeckt, wie so viele andere Leute vor mir! So wird denn meine Reise ohne alles wissenschaftliche Ergebniß geblieben seyn, denn zu den wichtigen Problemen zurückzukehren, die ich oben genannt habe, fühle ich in dieser Lage nicht mehr den Muth in mir. Jede Aussicht auf den Beifall der Literaturzeitungen und ihres Publikums verloren — es ist sehr schmerzlich!

Diese Betrachtungen würden eine angemessene Begleitung auf den Campo Santo seyn, wenn dieser seines Namens ungeachtet nicht vielmehr ein Museum wäre als ein Kirchhof. Ursprünglich ohne Zweifel zur Begräbnißstätte bestimmt, scheint der Campo Santo diesem Zweck frühzeitig entfremdet zu seyn, wenn er überhaupt jemals wirklich dazu benutzt worden ist. Eine außerordentlich schöne Bogenhalle, ähnlich dem Kreuzgang eines Klosters, umschließt einen großen viereckigen Rasenplatz, auf welchem Nichts zu sehen ist, als vier einsame Cypressen. In der Halle, deren Mauern mit alten Freskomalereien bedeckt sind, hat man eine große Anzahl von Skulpturen der verschiedensten Art und aus den verschiedensten Zeiten aufgestellt, antike Statuen, Büsten, Sarkophage und Säulenknäufe, mittelalterliche Reliefs und Leichensteine, und aus neuer und neuester Zeit einige Denkmäler, die indessen, wie ich glaube, keine Gruft bezeichnen, sondern nur einen Ehrenplatz.

So zahlreich diese Sammlung aber auch ist, so wenig Gegenstände befinden sich darin, an denen das Auge eine reine Freude haben kann. Beiweitem das Meiste ist trümmerhaft, Vieles verstümmelte bis zum Unkenntlichen, und das Neue meistens werthlos. Was vorweg die Fresken betrifft, so sind sie freilich großentheils von berühmten Händen gemalt, aber sie haben durch Zeit und Unbill so sehr gelitten, daß wohl kaum ein Anderer als ein Mann

von Fach ihre verblichenen Ueberreste mit einem nicht erlogenen Interesse betrachten kann. Nicht viel besser steht es um die Werke Griechischer, Etruskischer und Römischer Kunst; es sind meistens Bruchstücke, welche man den Pisanern gegeben oder gelassen zu haben scheint, weil man sie in Florenz verschmähte. Der Künstler mag an manchen derselben dankbare Studien machen können; dem Kunstfreunde bieten sie wenig Anregung und noch weniger Befriedigung. Für mich war von diesen Antiken nur eine einzige von höherem Werth, eine Büste des Brutus, unversehrt als ob sie gestern aus der Werkstatt gekommen wäre. Man erkennt in diesem Kopf allerdings den Römer, es ist aber auch etwas vom Spießbürger darin. Nein, nein, dieser Brutus konnte die Republik nicht retten. Cassius muß aus andern Augen geschaut haben.

Unter den neuern Denkmälern am meisten augenfällig ist das des Herrn Brunicci, Patriciers von Pisa, Französischen Reichsgrafen, Ritters der Ehrenlegion, Großkreuz des und des Toskanischen Ordens, Großherzoglichen Kammerherrn u. s. w., geboren 1758 und gestorben 1829. Das Bildniß des Verstorbenen ist in Form eines unscheinbaren Medaillons am Monumente angebracht, auf demselben aber ist lebensgroß, sitzend und in voller Gestalt dargestellt, eine junge, schöne, üppige Frau, die Gattin des vielbetitelten alten Herrn, welche, wie die Inschrift besagt, das Denkmal al marito desideratissimo lagrimando poneva.*) Möchte wohl wissen, wer von beiden die Wahrheit sagt, ob die Inschrift oder das Bildniß der Frau. Vielleicht indessen lügen sie alle beide.

Das werthvollste Kunstwerk im Campo Santo, oder wenigstens beiweitem das anziehendste für mich, ist ein Denkmal von der Hand Thorwaldsen's, dem Augenarzt Berlinghieri gewidmet. Ein anspruchloses Relief zeigt die Heilung des Tobias, eine Gruppe, die bei der einfachsten Komposition wahrhaft genial erfunden und ausgeführt ist. Thorwaldsen hat mit dieser Arbeit einen sprechenden Beweis geliefert, daß der große Stil die belebende Kraft der Individualisirung keineswegs ausschließt. Daß diejenige Richtung der Alten, und besonders der Griechen, eine musterhafte sei, welche sich ausschließlich dem Typischen zuwendet, davon wird man mich niemals überreden. Den Anforderungen und Bedürfnissen des Götterglaubens mögen jene in absoluter Idealität gehaltenen Bildwerke vollkommen entsprochen haben, das von Religion und Kultus unabhängige Kunstgefühl aber verlangt eine wärmere Ansprache an die Fähigkeiten der Sinne und des Gemüths. Wie sich das Bild z. B. eines Apollo oder eines Merkur in der mythologischen Anschauung des Alterthums dargestellt hat, das weiß ich nicht, und das hat keiner von Denen gewußt, welche seit mehr als tausend Jahren

*) Dem geliebten Gatten unter Thränen errichtet.

gelebt haben, obwohl sich manche von ihnen sehr gelehrt darüber vernehmen lassen. Dem heutigen Geschlechte aber, uns, die wir uns einige dürftige Begriffe von dem Wesen der Olympier aus Büchern mühseiig zusammenlesen, uns wird und muß der Kopf manches berühmten Merkur oder Apollo bei aller wundervollen Formschönheit kalt erscheinen und kalt lassen, was uns dann freilich gewöhnlich nicht verhindert, mit großem Pathos das Gegentheil zu behaupten. Bei der mythologischen Vorstellungsweise der Alten mochte das persönliche Element in den Götterbildern entbehrlich seyn, durch die Auffassung ergänzt werden; wir hingegen, immer vergebens, versuchen, uns die immanente antike Anschauung durch Anstrengung des Verstandes oder der Einbildungskraft anzueignen. Da uns das Verständniß jener Werke der alten Kunst nicht durch den Glauben offenbart wird — so nenne ich der Kürze wegen die mit der Muttermilch eingesogene Vorstellungsweise, die mit der Luft eingeathmeten Empfindungen, die vom frühesten Alter an durch alle Poren eingedrungene Poesie der Götterlehre — so vermissen wir ihnen gegenüber eine sinnliche Vermitteiung; wir vermissen an ihnen die gemeinverständliche Charakteristik, den Ausdruck des individuellen Lebens, die Persönlichkeit. Die neue Kunst, wenn sie mit dem Alterthume zu wetteifern glaubt, indem sie sich in das Reich der Abstraktion wirft, ist auf dem bedauerlichsten Irrwege. Statt des Gedankens, statt der Empfindung, statt der Seele, welche wir von ihr fordern, giebt sie uns Formen und nichts als Formen, welche immerhin klassischen Mustern entlehnt seyn mögen, die uns aber in der Nachbildung natürlich noch weniger sagen als im Original. Freilich ist es leichter, die Form zu finden als den Ausdruck; freilich ist es unendlich schwer, die Grenzlinie zwischen Idealität und Individualität richtig zu treffen; daß aber die vollendete Lösung dieser höchsten Aufgabe der Kunst nicht jenseits der Kräfte der Kunst liege, davon zeugen die Werke eines Thorvaldsen, eines Michel Angelo und eines Murillo.

Ein historisches Denkmal, dessen Namen ich in frühester Jugend mit Grausen kennen gelernt, suchte ich in Pisa vergebens, den Hungerthurm. Ich habe Gerstenberg's berühmtes Drama „Ugolino“ seit jenen Tagen nicht wieder gelesen; aber die Erschütterung, welche es vor mehr als zwanzig Jahren in mir hervorgebracht, zittert noch heute in mir nach, und ich habe Eigenliebe genug, um aus dem empfangenen Eindruck zu folgern, daß es eine gewaltige Kraft seyn muß, welche eine solche Wirkung hervorzubringen im Stande war. Man weiß kaum noch die Stätte zu bezeichnen, wo jene furchtbare Tragödie in der Wirklichkeit gespielt hat — der Hungerthurm ist zerstört. —

Hamburg. Gedruckt in J. B. Appel's Buchdruckerei.

Lesefrüchte
vom Felde der neuesten Literatur
begründet von
Dr. J. J. C. Pappe,
fortgesetzt und herausgegeben von Dr. C. F. G. Müller.
(Expedition: Rathhausstraße No. 10.)

1852. 3ter Band. 17tes Stück.

Mirabeau und Sophie.

(Fortsetzung.)

Bald nach ihrer Entbindung (April 1778) verließ Sophie, nach Anordnung ihrer Familie, Paris und die Anstalt der Mademoiselle Douay und zog sich in das Klarissinnen-Kloster zu Gien zurück, einer kleinen Stadt an der Loire, in der Landschaft Orleannais (Departement des Loiret) nicht weit von Montargis, wo Mirabeau's älteste Schwester Nonne war. Die Ruffey'sche Familie hatte Gien gewählt, weil ein Verwandter und Freund, Herr von Marville, dicht bei der Stadt sein Schloß bewohnte, auch über das Kloster eine Art weltlicher Schutzherrschaft besaß, der fortan als Agent der Eltern und als Vermittler zwischen ihnen und der Tochter auftritt, oft auch mit Mirabeau verhandelt. Das Kind konnte sie nicht mit in das Kloster nehmen, sondern es blieb nach Französischer Sitte in einem Dorfe Deuil bei Paris in Kost bei einer Amme, unter Aufsicht der Mademoiselle Douay. Von allen Seiten war dieses Kind ein Stein des Anstoßes. Die Ruffey'sche Familie betrachtete es als einen traurigen Zeugen der Schande ihrer Tochter und als ein Hinderniß der von ihnen gewünschten Vereinigung derselben mit Herrn von Monnier. Dessen Familie, namentlich die Valdahon's, fürchteten durch die Existenz des Kindes nach dem Tode des Vaters beeinträchtigt zu werden, und suchten aus allen Kräften und mit allen Mitteln den Spruch des Gerichtshofes zu Pontarlier aufrecht zu erhalten, durch welchen Sophie für Ehebrecherin erklärt und mit Verlust aller ihrer Rechte, sowie ihres mitgebrachten Vermögens bestraft worden war. Nach dem Französischen, auch heute noch geltenden Rechtsgrundsatze war mindestens ein langwieriger und zweifelhafter Prozeß gar nicht unmöglich, wenn Sophie und Mirabeau darauf ausgingen, dem Kinde die Rechte eines ehelich geborenen zu verschaffen. Noch vor der Geburt desselben hatte sich Mirabeau

(am 10. November 1777) an Lenoir gewendet und ihm seinen Plan entwickelt: er und Sophie hätten früher beschlossen, dem Kinde den Namen seiner Mutter für immer zu verbergen, folglich auch den des Vaters, auf welchen die Gesetze ihm Anspruch gaben; denn es sei ihnen zuwider, ein fremdes Kind in eine Familie hineinzubringen und er wolle keinem Andern den Vaternamen abtreten. Jetzt aber, im Gefängnisse, bürgerlich todt, ohne Hoffnung auf Freiheit, von Krankheit erschöpft, von jeder Verbindung nach außen hin abgeschnitten, könne er nicht für das Kind sorgen und denke mit Schrecken an dessen mögliche Zukunft; die Interessen der Familie Monnier, die er nur als sehr eigennützig kenne, seien ihm nicht so werth, daß er seinem Kinde nicht wenigstens die Möglichkeit einer gesicherten Existenz verschaffen wolle, indem man ihm den Namen gebe, den das Gesetz ihm zuspreche. Wenn er lebe; wenn er seine Menschenrechte wieder erlange, so werde das Kind sicher nichts von Leuten verlangen, die es alsdann gar nicht kennen werde. Wenn er aber sterbe; wenn die Mutter ihres Vermögens beraubt, ihm Nichts hinterlassen könne, dann werde die Furcht vor einem immer doch zweifelhaften Prozesse die Valdahon's, die Monnier's, die Ruffey's, die ganze Klique, die besser rechnen als fühlen kann, wohl bewegen, ein wenig zu opfern, um Viel zu retten. De Bruguières, jener Polizeibeamte, jetzt ganz im Interesse Mirabeau's, sollte das Kind unterbringen und für die Eltern bewachen und erziehen lassen. Bei diesem Entschlusse blieb es. Als die Existenz des Kindes ruchbar wurde, setzten die Valdahon's Alles in Bewegung, um es gerichtlich für unehelich und nicht befugt zu erklären, ihres Vaters Namen zu führen. „Mein Entschluß ist,“ — schreibt daher Mirabeau — „aus Gabriel-Sophie niemals Fräulein von Monnier zu machen. Vernunft und Ehre, Gewissen und Liebe widerstreben bei mir gleichmäßig. Du mußt im Gegentheil, um ein gutes Abkommen mit den Valdahon's zu treffen, sie durch alle möglichen Mittel über die Zukunft des Kindes sicher stellen; aber bis dahin muß es ihnen als Schreckmittel dienen, sie zügeln, sie vorsichtig machen.“ So erhielt denn auch das Kind den ehelichen Namen der Mutter. Aber auch den Ruffey's war dieß Kind lästig; sie mußten es unterhalten, da es jedenfalls ihrer Tochter angehörte, und ihrer Gesinnung war seine Existenz schon ein Greuel. „Ein Bastard“ — sagt Mirabeau von der Frau von Ruffey — „ist in den Augen einer Frommen viel schlimmer als ein Hippogryph.“ So gingen die Verhandlungen hin und her. Das Kind wuchs auf dem Dorfe in dem Hause des ehrlichen Bauers Jaques Quillot, lebhaft und fröhlich heran, freilich nicht in bester Aufsicht. Wir hören von Brandwunden und Krankheiten, und Mirabeau muß den Arzt von Vincennes, Fontellian, der ihn behandelte und freundlichen Antheil an seinem Schicksale nahm, besonders hinsenden, um Nachrichten zu erhalten und Hilfe zu bringen. Wochen, ja Monate hörte er zuweilen nichts von

dem Kinde. Aber der Eltern Furcht und Hoffnung, die Besorgnisse der Monnier'schen und die Beschämung der Ruffey'schen Familie lös'te mit einem Schlage der Tod. Wenig über zwei Jahre alt, starb das Kind auf dem Dorfe, 24. Mai 1780, an Krämpfen. Mirabeau hat es nur in dem Bilde gesehen, das ihm Lenoir wenige Monate zuvor hatte zukommen lassen. Die Mutter war in ihrem fernen Kloster zu Gien.

Schon viel früher, bei einer Krankheit des Kindes, hatte Mirabeau an Lenoir geschrieben: „Meine Seele ist von Schmerz zusammengedrückt! Ist meine Tochter todt? Ach, mein Herr! daß man es nur ja nicht der allzu unglücklichen Mutter sage! sie ist zu schwach, alle Lasten zu tragen; aber mir, ich bitte Sie, verbergen Sie es nicht. Ich werde sie auf diesen Schlag vorbereiten und er wird weniger schrecklich seyn, wenn er von meiner Hand kommt.“ (25. December 1778.) Jetzt hatte er wirklich diese Voraussetzung, diese traurige Pflicht zu erfüllen. Wir theilen von diesem vortrefflichen Briefe ein größeres Bruchstück mit. „Meine Liebe,“ — schreibt er (28. Mai 1780) — „die Zeit ist gekommen, um mir die Kraft und den Umfang Deiner Liebe zu beweisen. Allerdings habe ich davon schon zahllose Beweise; dennoch aber warst Du einer so bedenklichen Prüfung noch nicht unterworfen. Du weißt es, o Geliebte, meine Zärtlichkeit ist ohne Grenzen; aber sie hat den ganzen Charakter von Wärme und Treue, der mein Wesen ausmacht. Ueberzeugt, daß mein Herz nur die Zuneigung fordert, die es selbst zollt, würde ich mich wenig geliebt glauben, wenn ich nicht einzig geliebt wäre; wenn irgend ein Gegenstand in der Natur Dich von Deiner Leidenschaft abziehen, oder Dir die größten Opfer schwer machen würde. — Aber, mein Gabriel, höre ich meine zärtliche Sophie sagen, zweifelst Du denn, daß irgend ein Opfer, welches es auch ist, wenn es Dir gebracht wird, ein Genuß für mich sei? — Nein, meine Gattin, Abgott meines Herzens, Glück meines Lebens, ich zweifle nicht an Deinem Muthe; ich weiß, daß er Deiner Liebe nicht zu schwer ist. Und dieser Gedanke hat meinen Muth aufrecht erhalten, in diesem Augenblicke, wo ich Etwas von Dir fordern muß, wozu ich kaum die Kraft habe, Dir das Beispiel zu geben.

Theure Freundin! fern von uns die Schonung kleinmüthiger Seelen.... Unser Kind ist nicht mehr! wohlan! ich bleibe Dir: Du liebtest mich in ihm; gieb mir all' die Liebe, die Du ihm schenktest, und Dein bis dahin getheiltes Herz finde seinen Mittelpunkt in einem einzigen Gegenstande. O mein Alles! ich sehe Deinen Schmerz und Du weißt, ob ich ihn theile. Ach, könnte ich nur eben so meine Thränen mit den Deinigen mischen! Die Liebe kann der Natur nicht Schweigen auferlegen, aber sie kann und soll sie trösten; sie kann und muß bewirken, daß traurige Muthlosigkeit nicht den theuersten Interessen, nicht Deiner Gesundheit, nicht Deinem Leben schade. Bringe mir nicht Deinen Schmerz,

aber sein Uebermaaß zum Opfer. Vergieße Thränen! schütte sie in mein Herz! ströme Deinen Jammer aus; aber schärfe nicht seine Spitze, die schon herb genug ist, durch eine Hartnäckigkeit, die Dich Deinen Pflichten entreißen, Deinen Freund zur Verzweiflung treiben und ihm das Leben schrecklich machen würde, mit welchem Du ihn versöhnen sollst. Du kannst es allein! ein schwarzer Schleier verhüllt jetzt das Glück meinen Augen; Du allein, Du, die ihn stets erhobst, Du kannst ihn ganz zerreißen. Du siehst mein Loos! Du siehst, zu welchen Erfahrungen ich bestimmt war. Willst Du, daß mein einziger Trost, die Ueberzeugung unendlich geliebt zu werden, mir auch noch entfliehe? Ja, ich würde glauben, nur schwach geliebt zu seyn, wenn der Tod eines Kindes, das wir, ach! nicht zu überleben glaubten, das wir aber doch sterblich geboren wußten, Dich taub für meine Stimme, für meinen Trost, für meine Liebe machte. Ich weiß, welches Glück Du Dir von diesem Kinde versprachst und mit welcher Lust Du Dich den Plänen für seine Zukunft hingabst. Aber wagst Du zu sagen oder zu glauben, daß es für Dich kein Glück mehr in der Welt giebt, so lange Du Alles für das meinige thun kannst? wenn ich für Dich lebe? wenn vielleicht der Augenblick nahe ist, Dir wiedergeschenkt zu werden? O meine Freundin! haben wir in unsern Erfahrungen nicht genug Grund zu glauben, daß der Tod das schönste Geschenk der Natur sei? Wie vielen Uebeln ist Deine Tochter vielleicht dadurch entgangen! Ueber uns also müssen wir weinen; und die Thränen, welche die Liebe zu uns selbst fordert, dürfen den Schmerz nicht zu sehr verlängern, wenn ein zärtlicheres und edleres Gefühl ihr gebietet, sich zu beruhigen.

Ach! meine Sophie, vor wenigen Monaten noch sagte ich Dir jene rührenden Worte eines Alten: die Leichenbegängnisse der Kinder sind immer zu frühzeitig, wenn die Mütter dabei sind. Der Gedanke ist wahr und rührend. Aber wie viele Mütter verzweifeln über ihre lebenden Kinder! und sage mir, ob Du an der Grenze des Daseyns und des Nichts stehen zu bleiben und in den Büchern des Schicksals zu lesen vermagst. Antwortest Du, selbst bei der Kenntniß der langen Reihe von Uebeln, die Dich erwarteten, möchtest Du leben? Nein, wenn man Dir es anböte ohne die Entschädigung unserer Liebe. Nun wohlan, diese Liebe bleibt Dir; diese Liebe tröstet mich über ein Leben voll Gefahren, Schrecknissen und Schmerzen. Was sage ich? sie macht mich unempfindlich dagegen, indem sie mich mit Dir verbindet, deren ich nicht würdig war, deren Zuneigung ich niemals zu theuer erkauft haben werde. Sophie, ich beschwöre Dich, und ich hoffe, Du wirst es dem Geliebten nicht verweigern, setze Deinem Schmerz eine Grenze! mäßige den gerechten Schmerz, den man Dir zugestehen muß, damit ich über die Folgen eines so schrecklichen Ereignisses für Deine Gesundheit mich beruhigen darf.

Ohne Zweifel wirst Du mich beklagen, daß ich genöthigt bin, Dir diese grausame Nachricht mitzutheilen. Ach! könnte ich dabei Dich in meine Arme schließen, so würden unsere Herzen sich verbinden und gegenseitig kräftigen. Die Trennung verbittert Alles. Ich habe geschwankt, ob ich Dir so bald unseren Verlust sagen sollte; aber die Furcht einer anderen Mittheilung, das Vertrauen in Deinen Muth, die hohe Meinung, die ich von Deiner Zärtlichkeit habe, haben mich bewogen, ohne Umschweif zu sprechen. Ach Sophie! Dein Freund ist nicht weniger unglücklich als Du, wenn er sich mit Deinem Kummer beschäftigt.... Ach, meine großmüthige Sophie, überwältige mich nicht mit dem neuen Strom Deiner Leiden oder Deiner Gefahren! bestrafe uns nicht Beide durch unser Unglück! vergrößere nicht Dein eigenes Leiden! Weine, mein Kind, weine! aber nicht ohne Maaß und Grenze! Dein Schmerz sei sanft und zärtlich wie Du selber. Nicht lange hast Du die Freude genossen, Deine Tochter zu sehen, nicht die Liebkosungen ihrer Kindheit, nicht das Lächeln ihrer Liebe.... Ach, was bedauerst Du da? Du wärest dadurch nur noch unglücklicher; und wenn ich Dir das Glück beneide, sie in Deine Arme geschlossen zu haben, so möchte ich nur eben solche Gründe zum Bedauern haben, als Du.

Wenn die Thränen das Geschick beugten, so würde ich zu Dir sagen: liebe Freundin, laß uns zusammen weinen; laß uns blutige Thränen weinen; alle unsere Tage müssen in Trauer, alle unsere Nächte in Schmerz und Wachen hingehen; unser Leid kommt dem Wesen zu Gute, das wir lieben. Aber die Seufzer bringen die Todten nicht zurück..... O, wie hart und verkehrt sind die Eltern, welche, anstatt ihre Kinder zu genießen und sich ihrer Liebe ohne Rückhalt hinzugeben, anstatt das Maaß ihrer gegenseitigen Zärtlichkeit zu erschöpfen und den Augenblick der Gegenwart zu benutzen, der ihnen kaum noch gehört, sie vielmehr von sich stoßen und unterdrücken, oder für eine Zukunft, die sie nicht sehen werden, die Entschädigung aufsparen, deren Glück nur ein leerer und schmerzlicher Wahn ist!.... Nun, die Kinder solcher Eltern leben und leiden; die zärtlichen Mütter sehen die ihrigen in der Wiege hingerafft! —

Jetzt ist meine Brust erleichtert; aber meine Seele wird nicht ruhig seyn, bis ich von Dir Dein Wort, das Versprechen erhalten habe, Alles der Liebe zu opfern, in ihrem Schooße Hilfe gegen Dein Leid zu suchen und mir die Tiefe und Gewalt Deines Schmerzes nicht zu verbergen.... Beweise mir den Muth, den ich von Deiner edlen Seele erwarte." —

Nicht um die Wahrheit der Thatsache zu erhärten, sondern um darzuthun, was die Menschen dieser Zeit von einander glaubten oder erwarteten, führen wir den Verdacht an, welcher sich in den Briefen der Liebenden ausspricht, daß das Kind nicht eines natürlichen Todes gestorben sei. Lange vorher schon (Septbr. 1779)

schreibt Mirabeau: „Ich sage es rund heraus, daß ich sie für sehr fähig halte, ein Kind zu vergiften, das ihnen unbequem, lästig ist, das sie als mein Blut hassen." — „Sind es wirklich Krämpfe, die sie uns entrissen haben? ..." fragt Sophie in ihrem ersten Briefe; und als bei einer früheren gefährlichen, durch Brandwunden entstandenen Krankheit der Kleinen, die Wärterin gar keine Nachricht davon gegeben hatte, schreibt Mirabeau: „Die Amme hat ziemlich schlechte Gründe dafür angegeben, aber bei ihrem Antheil am Paradiese geschworen, daß Niemand ihr entgegengesetzte Befehle gegeben habe. Das heißt: Kinder in Wartung geben!" —

Sophie'ns Schmerz war groß: „Ach! — schreibt sie mehre Wochen später — hat der Verlust unseres Kindes Dich vom Leben losgelöst? Wenn es Dir zur Last wird, sprich, ich bin bereit! Es ist ein Theil meines Wesens, den man mir entrissen hat. O Gott, mußte ich so bald ihrer beraubt werden! sie war uns also nur vom Schicksal geschenkt, um den unauslöschlichen Schmerz über ihren Verlust in uns zu erwecken, um ohne Aufhören eine schreckliche Besorgniß zu empfinden und um sie endlich ganz zu verlieren!.... Doch, es mag seyn! ich ziehe es doch vor, sie gehabt zu haben; ich genoß das Glück, Dich zum Vater gemacht zu haben; in meinem Schooße trug ich die Frucht unserer Liebe; ich war Mutter. Aber Du, Du hast sie gar nicht gesehn! Dir ward die Freude versagt, sie in Deine Arme zu schließen! ach, warum bist Du immer noch unglücklicher als ich! — Ja, Dich liebte ich in meiner Tochter; auch beweine ich in ihr einen Theil Deines Wesens. Aber ich gestehe Dir's zu, den Schmerz empfinden wir über uns selbst; doch auch über sie, denn Du weißt, ob wir ihr Glück wollten! ob wir uns damit beschäftigten! Aber wir konnten ihr entrissen werden; dann blieb sie in den Händen unserer Feinde, und dafür ist es besser, daß sie todt ist." —

Nach diesem Ereignisse verdoppelte Frau von Ruffey ihre Bemühungen, die Vereinigung ihrer Tochter mit dem alten Gemahle wieder zu Stande zu bringen, und Sophie zeigte sich dem Plane nicht abgeneigt. Unstreitig hielt sie eine Wiedervereinigung mit Mirabeau für unmöglich, und hoffte, durch das Opfer von ihrer Seite die Befreiung desselben aus dem Gefängnisse vielleicht zu befördern. Allein der alte Monnier stand vollkommen unter dem Einflusse seiner Tochter, Frau von Valdahon, so daß man ohne deren Bewilligung weder an ihn schreiben noch mit ihm sprechen konnte. Alt und hinfällig und beinahe ganz blind geworden, bedauerte er im Stillen die Härte, zu welcher er gegen seine Frau sich hatte hinreißen lassen, konnte sich aber der Gewalt der Frau von Valdahon so wenig mehr entziehen, daß selbst sein Beichtvater, der Abbé Pourcherasse, welchen Frau von Ruffey zur Vermittlung aufgefordert hatte, ihn selten allein zu sehen bekam und nur im Geheimen

seine Klagen entgegen nahm. Alle Umgebungen des Greises waren abhängig und im Interesse der Tochter, und diese widersetzte sich entschieden der Wiedervereinigung mit Sophie'n, von welcher allerdings für die Ruhe und das Glück der Familie kein Heil zu erwarten war, und welche zugleich ihre und ihrer beiden Kinder künftige Stellung gefährden konnte. —

Mirabeau war der Meinung, daß Sophie in keinem Falle eher in das Haus ihres Mannes zurückkehren dürfe, als bis das Urtheil des Gerichtshofes zu Pontarlier gegen sie auf Ansuchen des alten Monnier förmlich kassirt sei. Denn nachher sei nichts von ihm, noch weniger von dessen Familie für Sophie zu erwarten, und ihre Lage würde traurig, ja selbst gefahrvoll seyn. Er hielt es weder für klug noch für würdig, die Verzeihung eines Mannes zu erbetteln, der, wenn nur ein Schatten von Ehrgefühl in ihm wäre, sie nicht verfolgen aber auch nicht wieder in sein Haus aufnehmen würde; eifersüchtig sei er gewiß nicht auf den fast 80jährigen Greis, den sie überdieß verabscheue. — Auch dürfe sie nicht zugestehen, daß sie die Ehe mit Herrn von Monnier gebrochen habe: denn er schwöre bei Allem, was heilig sei, daß sie niemals dessen Frau gewesen; ihre Mitgift müsse ihr wieder gegeben werden; dann sollte sie bis zum Tode des Greises im Kloster bleiben dürfen. Unter andern Bedingungen wollte er auch für seine eigne Freiheit von Sophie'n keinen Schritt gethan wissen. Als Herr von Marville bei ihm im Gefängnisse erschien, um im Namen der Frau von Ruffey seinen Einfluß auf Sophie in Anspruch zu nehmen, beharrte er entschieden auf solchen Ansichten, welche auch unstreitig der Ehrenhaftigkeit so wie dem ganzen Verhältnisse am besten entsprachen. Unter diesen Umständen that die junge Frau einen Schritt, der, wenn auch wahrscheinlich aus ehrenvollen und uneigennützigen Beweggründen hervorgegangen, doch mindestens ein zweideutiges Licht auf ihren Charakter wirft. Sie schrieb selbst an ihren Gemahl und bat ihn um Verzeihung; ja, es ist in diesem Briefe die Rede von mehren vorhergegangenen Bitten, die ohne Erfolg geblieben seien. „Ich bin in Verzweiflung, schreibt sie, Ihnen mißfallen zu haben; sagen Sie mir, was ich thun kann, um die Vergangenheit wieder gut zu machen .... ich beschäftige mich nur mit den Mitteln, den Platz in Ihrem Herzen wieder zu erwerben, den ich darin besessen habe; ich werde keinen andern ausschließen; Ihre Seele ist gut und großmüthig genug, um für jeden die Theilnahme zu bewahren*), die ihm gebührt.... Der Vater entschuldigte die Fehltritte des verlornen Sohns (enfant prodigue); ja er empfing ihn mit Güte und Zärtlichkeit: warum sollte ich nicht dasselbe von Ihnen hoffen, dessen Namen ich trage?

*) Sie meint natürlich ihre Stieftochter, Frau von Valdahon.

von einem Manne, dem die Religion so theuer ist? dessen Entfremdung und Abneigung mich so sehr niederbeugen?" —

Sie verbarg diesen Schritt vor Mirabeau, ja sie verleugnete ihn, und dieß ist die einzige Falte ihres Herzens, die wir bis dahin vor Mirabeau von ihr verbergen gesehen haben. Sie hört dadurch vielleicht auf, Heldin zu sein und tritt in das gewöhnliche Gleichmaaß des bürgerlichen Lebens zurück. Sie berechnete dabei auch unstreitig, daß ihr Gemahl sie nicht wieder mit Ehren aufnehmen könne, so lange das gerichtliche Urtheil gegen sie als Ehebrecherin bestand; war dieses aber kassirt, so fiel damit so gut wie unmittelbar auch das Strafurtheil gegen Mirabeau fort. Außerdem wer dessen Lage von der Art, daß eine endliche Vereinigung auch mit seiner Frau zu erwarten stand; ja sie gehörte nach den Absichten des Vaters zu den wesentlichsten Bedingungen seiner Freilassung, und Mirabeau hatte Sophie'n dieses freimüthig und oft auseinandergesetzt. Bei der Unauflöslichkeit ihrer beiderseitigen Ehebande, nach so langer Haft, bei der abhängigen und traurigen Lage Mirabeau's, was konnte sie von der Zukunft noch erwarten? Wie sehr also auch immer ihr Charakter und ihre Lebensanschauung durch das unselige Verhältniß gelitten haben mochten, so glauben wir doch, daß diese geheimen Verhandlungen mit ihrem Gemahl, die allerdings ihren früheren Gesinnungen durchaus widersprechen, bei der unglücklichen, verlassenen Frau zum größten Theile aus edlen und ehrenhaften Beweggründen hervorgegangen seien. Uebrigens blieben sie vergeblich, weil Frau von Valdahon sich entschieden widersetzte.

Wir müssen hier, um Sophie'ns Schicksal zum Abschluß zu bringen, der Zeit und dem Gange der Ereignisse vorgreifen. Der Kelch mußte von Beiden bis auf den Grund geleert werden! und die Sache erhielt erst ihren Schluß, als Mirabeau, aus Vincennes endlich befreit, seinerseits aus eignem Antriebe in Pontarlier die Revision des Prozesses betrieb (seit Febr. 1781). Darüber hier nur so viel, daß er unter Andrem in Folge desselben noch einmal zu Pontarlier sechs Monate im Gefängnisse schmachten mußte! Aber der ungebeugte Muth, die Schärfe des Urtheils, die Energie des Handelns, die unermüdliche Thätigkeit blieben in diesem Riesengeiste auch da noch ungebrochen, und sind eben so zu bewundern, als seine Ehrenhaftigkeit Anerkennung verdient. Denn nur um Sophie'ns Willen focht er die Sache auf's Aeußerste durch. Gegen ihn hatten die Valdahon's keine Ursache zur Feindschaft; der alte Monnier war dem Grabe nahe; der Spruch des Gerichtshofes zu Pontarlier litt in der That an großen und schreienden Unregelmäßigkeiten. Aber er wollte nichts von Königlicher Gnade, nichts von Vergleich hören, als bis er erreicht hatte (14. Aug. 1782), daß Sophie von ihrem Manne getrennt (de corps et de biens), der Spruch gegen sie kassirt, ihr eine lebenslängliche Pension von 1200 Francs gesichert und zugestanden wurde, bis zum Tode des Herrn von Monnier

im Kloster bleiben zu dürfen. Acht Monate nachher (März 1783) starb derselbe, wodurch sie ihre volle Freiheit erhielt.

* * *

Aber diese Freiheit, von Beiden so lange schmerzlich entbehrt, so sehnlich herbeigewünscht, so schön in ihren Briefen mit allem Reiz einer bessern Zukunft geschildert, sie genossen ihrer nie mehr zusammen. Sophie'ns Schicksal verbindet sich nicht mehr mit Mirabeau's Leben. Wir müssen es daher um so mehr als unsere Aufgabe ansehen, Sophie'ns letzte traurige Schicksale hier mitzutheilen, weil auch hierbei Mirabeau's Andenken ungerecht geschmäht worden ist, nicht bloß von Cadet de Gassicourt, dessen flüchtige und sorglose Arbeit (Essai sur la vie privée de Mirabeau) vor den Ausgaben der Briefe aus Vincennes zu stehen pflegt, sondern selbst von solchen Schriftstellern, wie Lacretelle und Schlosser. Gassicourt entblödet sich nicht zu sagen: „Der Prozeß endigte damit, daß Herr von Monnier die Kosten bezahlte und Mirabeau, im ungestörten Besitz seiner Geliebten, verlachte mit ihr die Gutmüthigkeit gekränkter Ehemänner." In entgegengesetztem Sinne, aber ebenso falsch, sagt Lacretelle:*) „Aus Vincennes befreit, vergaß Mirabeau jene Sophie, die seine ganze Seele ausgefüllt zu haben schien, und, allein in der Welt und verlassen, gab sie sich selbst den Tod." Schlosser endlich (Geschichte des 18. Jahrhunderts, V, 25) entstellt ebenfalls die Thatsachen gänzlich: „Die schmähliche Entführung einer angesehenen, verheiratheten Dame, die er, nachdem sie ihm Ehre und Vermögen geopfert hatte, hernach schändlich verrieth und verließ, trieb [illegible] aus dem Vaterlande." —

Wir wissen nicht, ob es uns gelungen ist, die Theilnahme für die Unglückliche zu erwecken, die sie verdient; doch scheint es uns, daß ihr endliches Schicksal dem menschlichen Gefühle nicht fremd seyn wird. Allerdings fehlen gerade hier authentische Nachrichten und Urkunden; und was wir zu sagen wissen, beruht auf mündlichen Mittheilungen. Als nämlich der Adoptivsohn Mirabeau's, Lucas Montigny, sein reichhaltiges Buch herausgab (1835), lebte in Gien noch im höchsten Alter, die Schwester Louise, damals als Krankenwärterin im Hospital, ehemals Nonne in Gien und mit Sophie'n innigst befreundet, so wie der ehrwürdige Dr. Ysabeau, Arzt des Klosters und Freund und Beschützer Sophie'ns, der in den Briefen aus Vincennes sehr oft und in der freundlichsten Art erwähnt ist. Von ihnen erhielt Montigny zu Gien persönlich die Thatsachen, die er mittheilt, mündlich und von Ysabeau schriftlich; eben so lebte damals noch der jüngere Bruder Sophie'ns, welcher nach ihrem Tode ihre sämmtlichen Papiere an sich genommen hatte.

*) Lacretelle, Geschichte Frankreichs während des 18. Jahrhunderts, VI, 19.

Von keiner Seite sind Einwendungen oder Widerlegungen gegen Montigny's Darstellung erhoben worden, der wir aus innern wie äußern Gründen die größte Wahrscheinlichkeit zugestehen müssen. Cadet de Gassicourt*) erzählt dagegen, Mirabeau habe nach seiner Entlassung aus Vincennes den Plan gefaßt, Sophie aus dem Kloster zu entführen, sich den Abdruck der Schlüssel verschafft, gleiche anfertigen und der Gefangenen zukommen lassen und sich Nachts an die Mauern des Klosters begeben; aber ein Wächter benachrichtigt die Aebtissin, und Frau von Monnier wird im Augenblick der Flucht ergriffen; mit Noth entkommt Mirabeau.

Diese Erzählung, voll innerer Unwahrscheinlichkeit, entspricht weder seinem Charakter noch seiner Lage, da er sich dadurch in ein Labyrinth von Schwierigkeiten verstrickt hätte, keine Möglichkeit vor sich sah, mit Sophie'n aus dem Innern Frankreichs zu entkommen und den festen Entschluß gefaßt hatte, dem Prozeß in Pontarlier sich zu unterziehen und dadurch seine bürgerliche Stellung in Frankreich wieder zu gewinnen. Ueberdieß war Sophie damals entweder schon frei, oder hatte doch durch den nahe bevorstehenden Tod ihres Mannes die sichere Aussicht, es zu werden. Auch haben wir gesehen, daß ein solches Unternehmen selbst fünf Jahre früher nicht Mirabeau's Neigungen und Denkungsart entsprach. Aber auch Sophie selbst wäre schwerlich darauf eingegangen, wenn wir nach ihrer nächsten Zukunft urtheilen. Die tiefgebeugte alte Mutter, die der Gram schon dem Grabe nahe gebracht hatte, zeigte sich seit dem Tode des Kindes theilnehmend und herzlich gegen die Tochter: sollte sie jetzt durch einen so unbesonnenen und verwegenen Schritt Schande auf ihre Familie bringen und die Verurtheilung der ganzen Welt von Neuem herausfordern wollen? Außerdem dürfen wir uns nicht verhehlen, daß durch das unselige Verhältniß mit Mirabeau Sophie'ns edle und wahrhaft weibliche Natur unausbleiblich in ihren tiefsten Grundlagen erschüttert seyn mußte! Keine Frau bricht ungestraft das Gesetz der Gesellschaft und die heilige Ordnung der Familie und des Hauses. Freilich war das nicht die Schuld der unglücklichen, in der Blüthe der Jugend schmählich verkauften, niedergetretenen Frau; aber die Folgen blieben dieselben. Es ist ihr Mißgeschick, das wir beklagen, nicht ihre Schuld, die wir verdammen. Und nun Mirabeau ihr gegenüber, durch die Gewalt seiner Empfindungen, wie durch die Ueberlegenheit seines Geistes ganz geschaffen, ein so sanftes, in der Stille der Welt emporgewachsenes, von allen ihren Umgebungen unbefriedigtes weibliches Wesen unwiderstehlich zu fesseln! er, aufgestachelt, empört gegen alle Ordnung der damaligen Welt, die sich ihm niemals als sittliche Macht, stets nur als despotische, vernichtende Gewalt erwiesen hatte! erwachsen, gebildet unter dem Einflusse eines verderbten Zeitgeistes, eines in sich

*) Essai sur la vie privée de Mirabeau, pag. XXI.

zerrütteten, entsittlichten Familienlebens! war er der Mann, die Unregelmäßigkeit und Gesetzlosigkeit eines solchen Verhältnisses durch den vollen Gehalt seines Wesens unschädlich für Sophie zu machen? Wir dürfen nur den Briefwechsel der Liebenden betrachten, um diese Frage zu beantworten. Die Empfindungen, das Gefühl der Liebe ist stark, lebhaft, gegenseitig, ausreichend, die ganze Seele erfüllend; was aber mangelt, ist das Zutrauen, der sichere, unbewußte Glaube aneinander, die Achtung, welche die Bande des Gefühls, zwar nicht stärker, aber dauernd, die Rücksicht, welche den Umgang zwar nicht zärtlich, aber schonend und vorsichtig macht: es war und blieb ein Verhältniß der Leidenschaft, nicht der Ueberzeugung. Zum Lebensglück konnte es nicht führen und trug in mehrfacher Beziehung Keime des Verderbens in sich. Sophie war nicht eine jener vornehmen Damen vom guten Ton, die ihre Liebhaber nach Laune wechselten, und nicht Liebe, sondern nur Koketterie, Galanterie und Sinnlichkeit kannten, die Mirabeau, wie er selbst sagt, zu hunderten gehabt und verlassen hatte: sie war in einer strengen Familie erzogen, jung in jenen stillen, kleinen Ort, an die Seite eines Greises gekommen und wir sahen, wie sie die Liebesbewerbungen des Grafen St. Mauris mit Verachtung von sich wies, und den armseligen, kalten Pflichten ihres Scheinehestandes geduldig sich hingab. Wir legen auch eben kein großes Gewicht auf die Inklinationen, oder wie sonst der Franzose dergleichen flüchtige Aufwallungen der Sinne nennt, die Sophie schon vor Mirabeau's Erscheinen zu zwei jungen Officieren (Sandone, Monperroux) in Pontarlier hatte. Sie theilte das selbst unbefangen Mirabeau mit und dieser erzählt es umständlich in den Dialogen, die er in Vincennes verfaßte, in denen aber viel weniger Wahrheit und Geschichte, als Dichtung und Erfindung zu suchen ist. — (Beschluß folgt.)

Das Winzerfest in Vivis.

Vivis, gewöhnlicher Vivus, heißt der gewerbreiche Hauptort des gleichnamigen Bezirks in dem Kanton Waadt. Die reinlich und nett gebaute Stadt mit ihren schönen breiten Straßen, ihrem geräumigen Marktplatze, ihren 800 Häusern und mehr als 5000 Einwohnern, wird von den Wellen des Genfersees bespült, in den das Flüßchen Vivise mündet, über das eine hübsche Brücke führt. Wohlangebaute Felder, blühende Gärten, reizende Landhäuser, grünende Wiesen, Rebhügel und schattige Spaziergänge bilden die nächste Umgebung des Orts, hinter dem sich die eisbedeckten Gipfel der fernen Hochalpen erheben. Auf den Vorbergen thronen altersgraue Schlösser, liebliche Dörfer liegen in Thalgründen versteckt, bewaldete Hügel, zum Theil auch für den Weinbau benutzt, gewähren ange-

nehme Gesichtspunkte, über den See hinüber schweift das Auge in das erhabene Bergland Savoyen; überall entfaltet sich eine Mannichfaltigkeit von Naturschönheiten, die um so genußreicher ist, als der Mantel hoher Berge die kalten Winde aufhält, das milde Klima dieser geschützten Gegend dem Anbau günstig ist und das Behagen der Menschen befördert.

Kein Wunder, daß dieser schöne Fleck von Gottes Erde jährlich Tausende von Besuchern anlockt. Besonders sind es reiche Engländer, welche dorthin ihre Schritte lenken und mit dem Gold ihrer Insel die Quellen des Wohlstands von Vivis nähren. Aber nicht erst in unseren Tagen erwachte der Sinn für die Reize dieser Landschaft. Schon im grauesten Alterthume ward das Gestade des See's aufgesucht, den wir nach seiner größten Uferstadt den See von Genf nennen, der aber auch der Leman heißt. Diesen Namen soll ihm ein Sohn des Trojanischen Königs Priamus gegeben haben, welcher nach Ilion's Fall hier mit seinen Genossen Zuflucht fand. Aber bereits vor ihm wird Bacchus als der erste Gründer des Weinbaues in dieser Gegend bezeichnet. Das sind Fabeln, und viel gewisser ist es, daß die Mönche des Klosters Montcret, denen Vivis mit seiner Umgebung gehörte, den Weinstock dort anpflanzten. Die Kirche, welche damals das ganze Leben der Menschen in Ernst und Lust umschloß, führte auch die Ernte- und Winzerfeste ein. In feierlichem Aufzuge wurden erst Dankgebete verrichtet, denen Gesänge, Musik und Tänze folgten. Diesen priesterlichen Charakter behielt das Fest bis zur ersten Französischen Revolution. Von da ab ging die Anordnung desselben in Laienhände über, und die im Liede fortlebende alte Götterwelt Griechenland's wurde wieder herauf beschworen, um die Lust vergangener Jahrtausende zu erneuern. Drei Gottheiten sind es, die der Fruchtbarkeit, der Ernten und des Weinbaues, denen eine scherzhafte sinnbildliche Verehrung gewidmet wird: Pales, eine ursprünglich Etruskische — mannweibliche — Gottheit, welche die Felder und Heerden beschützt; Ceres, die bekannte Spenderin des Fruchtsegens, und der Weingott Bacchus.

In solcher humoristischer Weise wurde das Fest zuerst im Jahre 1797 begangen; es wiederholte sich 1819 und 1833, und fand nach achtzehnjähriger Unterbrechung 1851 abermals statt in einer Weise, die alle früheren Festfeiern an Pracht überbieten sollte.

Das ganze vorangehende Jahr hatte man sich in Vivis angestrengt, Vorbereitungen zu treffen. Die Entwürfe und ihre Ausführung beschäftigten alle Gemüther. In wem eine dichterische Ader floß, der ließ sie strömen; die Maler entwarfen Zeichnungen; Gesänge und Tänze wurden eingeübt, Trachten angefertigt, und als die Festzeit sich näherte, ging es an ein Hämmern, Bauen, Einrichten, Kränzewinden, Vortragen, Singen und Tanzen, daß die ganze Bevölkerung von Vivis eine große Schauspielertruppe zu seyn schien, und sich in einem wahren Taumel bewegte. Diese lärmenden Vor-

bereitungen blieben nicht unbeachtet; alle Zeitungen erzählten von dem zu erwartenden Winzerfeste zu Vivis, und nah und fern rüstete man sich, um das ungewöhnliche Schauspiel zu besuchen. Mitte Juli fand eine Art Vorfeier statt, nämlich die Ankündigung des Festes in vollständig kostümirtem Aufzuge.

Endlich erschien der lang ersehnte Tag, und der siebente August war einer der wenigen Tage des Jahres 1851, an dem die Sonne an einem wolkenlosen Himmel aufging. Ihre ersten Strahlen beleuchteten bereits eine kleine in die lebhafteste Bewegung versetzte Welt. Lausanne, Genf und andere Städte am See hatten frühzeitig ihre Thore aufgethan, und die Bevölkerung ergoß sich in Strömen, alle nach dem einen Ziele gerichtet. Dampfschiffe durchfurchten rauchend den See, Omnibus und Fuhrwerke aller Art bedeckten die Landstraßen, und unabsehbare Züge von Fußgängern wanden sich in allen Richtungen durch die schöne im Morgenglanz prangende Landschaft, um eiligen Schrittes dem Festplatze zu nahen. Die Zahl der zum Theil aus weiter Ferne herbeigekommenen Zuschauer wurde auf 60,000 angegeben, von denen kaum 8000 auf den amphitheatralischen Sitzen Platz fanden, die, mit dem Rücken nach dem See gekehrt, den freien Raum begrenzten, der — 210 Fuß lang und 175 Fuß breit — für die Spiele bestimmt war. Wer auf den Gipfel des 50 Fuß hohen Gerüstes zu stehen kam, hatte zwar einen schwindelnden Standpunkt, genoß dafür aber auch die reichste Aussicht. Wandte er sich um, so übersah er den reizenden, von Fahrzeugen belebten See mit seinen schönen Gestaden, von deren jenseitigem Ufer das freundliche La Mellerie herüber lachte; weiterhin St. Gingolph, La Chaumeny, nebst einem Kranze von Landhäusern und Dörfern. Im Hintergrunde ragten die Bergriesen Dent d'Oche, der fünfgezackte Dent du Midi und andere weißleuchtende Häupter hervor. Vor sich sah der Beschauer den gewühlvollen Festplatz, eingeschlossen von freundlichen Häusern, deren Fenster, Balkone und Dächer mit einer buntgekleideten Menschenmenge besetzt waren; dahinter die Stadt, die reiche Landschaft und die das Bild einrahmende Kette der Alpen. Auf allen Gesichtern spiegelte sich der Abglanz des Morgenstrahls, leuchtete die Freude und, einem bewegten Meere gleich, braus'te das Stimmengewirr. Es war ein entzückender Anblick.

Vor der Mitte des Gerüstes erhob sich die Krönungsbühne, deren eiserne Pfeiler mit Blumen umwunden waren. Drei breite Aufgänge führten zu dieser Erhöhung, von denen der mittlere, für den Zug der Winzer bestimmt, mit Kränzen und Teppichen geschmückt war, und oben auf einem Fußgestell das Standbild der Freiheit zeigte. Zur Ausführung der Gruppentänze und Sinnspiele befand sich vor der Bühne ein erhöhter Bretterboden. Auf dem freien Raume bezeichneten bunte Stangen und Wimpel die Plätze für die verschiedenen Festabtheilungen. Ein mit Laub, Tannenreis und

Blumenkörben verziertes Geländer faßte den Spielplatz ein, zu dem drei Triumphthore führten. Links vom Schaugerüst war die Pforte des Frühlings mit Blumen, rechts die des Sommers mit Früchten, und in der Mitte die des Herbstes mit Weinlaub und Trauben behangen. An allen Zugängen hielten Hellebardiere Wache, in mittelalterlicher Rüstung und Kleidung, die Reiherfeder auf dem Barett.

Nach 6 Uhr gab ein Kanonenschuß das Zeichen, daß die Festzüge sich ordnen sollten, welche sich um halb sieben Uhr auf einen zweiten Schuß in Bewegung setzten. Ein dritter verkündete gegen 7 Uhr, daß die Spitze der Züge an dem Triumphbogen angelangt sei. Durch das Herbstthor trat der erste Zug ein, den die alte Schweizergarde in roth und weiß gestreiften Wämsern und weiten Kniehosen, den Brustharnisch mit dem eidgenössischen Kreuze umgeschnallt und das rothe Barett mit weiß wallenden Federn auf's rechte Ohr gedrückt, eröffnete. Die Hellebarden geschultert, unter rauschender Musik zogen sie dem Ehrenrathe voran, der die Preise zu vertheilen hatte. Die zwei zu krönenden und 50 andere Winzer als Ehrenwache mit der Fahne der Gesellschaft, l'Abbaye des Vignerons, folgten ihnen, und während der Ehrenrath die für ihn bestimmten Sitze einnahm, lös'te sich der Zug in malerisch nachlässige Gruppen auf. Auf Bänken rechts und links von der Bühne der Preisrichter nahmen die Winzer Platz. Wieder fällt ein Schuß und unter dem Jubel des Volks halten die Abtheilungen ihren Einzug, jede mit ihrer Musikbande voran. Durch das Frühlingsthor bewegte sich der Zug der Pales; weiß und blau sind seine Farben. Unter einem Thronhimmel von blauen und silbernen Krummstäben ruht die Göttin der Blumen und Wiesen, zu ihren Füßen zwei zarten Knospen gleiche Kinder des Frühlings. Mit tiefblauen Augen, feurig und doch so veilchenscheu, blickt sie auf die Menge und grüßt rechts und links mit der lilienweißen Hand, die einen Blumenstrauß umschließt. Ueber dieser lieblichen Gestalt vergißt man den hohen Priester in seinem blauen weiten Seidenmantel, die Blumenkörbe und ihre Träger, die Kinder mit Turteltauben und die Schaar weiß und blau gekleideter Knaben und Mädchen, die in malerischen Gruppen den von zwei weißen Stieren gezogenen, mit Blumen und Gärtengeräthen verzierten Wagen umgeben. Gärtnerknaben mit Schaufel und Karst und Mädchen mit Blumengewinden, Schäfer mit Krummstäben und Schäferinnen mit Hirtenkellen, junge Lämmer und Ziegen an der Hand führend, folgen. Mäher und Mäherinnen mit Sense und Rechen umgeben einen Heuwagen, auf dem sich eine Heuerin mit zwei Kindern schaukelt. Zwei Alphornbläser, sechs Hirten mit ihren Kühen, ein Wagen mit der Milchwirthschaft der Alm beschließen den Zug, dessen Anzüge in einer idealisirten Bauerntracht, meist weiß und blau, die Gärtner weiß und grün, die Senner in braunrothen Wämsern, bestehen.

Durch das Rosenthor hält Ceres den Einzug. Ihr Gefolge trägt Fruchtkörbe mit Aehren umschlungen; in der Mitte schreitet der beleibte Priester der Göttin in feuerfarbenem Gewande von zwei Gehilfen begleitet. Rothe Ochsen ziehen den Wagen der Göttin, der, als süßeste Reife des Jahres, ein Bienenkorb vorangetragen wird. Sie selbst, eine üppig schlanke Mädchengestalt mit Honiglippen und schmachtend blitzenden Augen, sitzt in zierlicher Bequemlichkeit auf dem Wagen und grüßt mit der Sichel. Zu ihren Füßen spielen zwei schwarzäugige Kinder des Sommers mit Aehrenbüscheln; andere umgeben in weiß und rothen Kleidern den mit Blumen und Früchten geschmückten Wagen. Schnitter und Schnitterinnen mit Sicheln tanzen um einen Erntewagen, auf dem ein Greis mit zwei jungen Mädchen ruht. Drescher und andere Feldarbeiter ziehen dem Pfluge voran oder folgen der Egge. Alle tragen bebänderte Strohhüte; der Müller auf seinem Esel beschließt den Zug.

Bunter, auffallender ist der Bacchuszug, der zum Herbstthore eintritt. Dem grün gekleideten, die Stirn mit Weinlaub bekränzten Priester des Gottes werden Körbe mit Blumen, Früchten und Trauben vorangetragen. Frauen schwingen neben ihm den Thyrsusstab, andere führen zwei prächtige Böcke. Vier weiße Rosse mit Tigerdecken geschmückt, ziehen stolz den Triumphwagen des Gottes, eines niedlichen Knaben, der auf seinem Fäßchen reitet und mit dem Becher jubelnd grüßt. Der rothe Thronhimmel über ihm, von Weinlaub und Trauben umrankt, wird von Winzerstäben getragen, Indier umringen den Gott, zu dessen Füßen zwei muthwillige Faunen kauern, vor denen sich ein erwachsener Faun, eine herrliche Männergestalt, in behaglicher Trägheit dehnt. Zwei Indier in rothem Federschmuck wehen mit Straußenfächern dem Gotte Kühlung zu. Nackte Faunen mit dem Thyrsus, Satyrn in Tigerfellen mit Knitteln, Bacchantinnen — verkleidete Jünglinge — mit Tambourins bilden neben dem Wagen den Hofstaat des Bacchus, der auf seinem Indischen Zuge begriffen scheint. Es störte kaum, daß die Tracht der Indier nicht Morgenländisch, sondern Südamerikanisch war. Der treue Silen auf seinem Esel durfte nicht fehlen. Winzer und Winzerinnen, die mannichfaches Geräth trugen, und andere Personen schlossen diesen Zug.

Nun kam eine Hochzeitsgesellschaft, die der Winter in das heimliche Haus führen soll und der eine Dorfmusik aufspielt. Ein Waadtländer und eine Aargauerin sind die Brautleute. Die Großeltern, die Brautführer, die geladenen Paare, der Hochzeitswagen mit den Brautgeschenken, Gemsjäger mit Hunden und dem erlegten Bock, ein schneebedeckter Wagen mit vier Holzhauern und einem frierenden Greise mit langem Silberbart bilden diese Gruppe. Nachdem diese Züge, an 1000 Menschen, sich passend vertheilt hatten begann das eigentliche Fest, das aus der Preisvertheilung, aus Ge-

sang, Musik und Tänzen — ein nachgemachtes Donnerwetter unterbrach diese in geschickt angeordneter Weise — bestanden. Wir müßten zu weitläufig werden, wollten wir alle diese Spiele schildern, den Inhalt der Lieder wiedergeben und den Eindruck bezeichnen, den das Ganze auf die versammelte Menge hervorgebracht.

Leider blieb das Wetter nicht günstig. Der folgende Tag, der eine Wiederholung des Schauspiels mit mannichfachen Abwechselungen bringen und mit einer glänzenden Erleuchtung der Stadt enden sollte, war durchaus regnerisch, und obgleich man späterhin die Erleuchtung veranstaltete, so war doch das Menschengewühl bereits verstoben und ein großer Theil der Volkslust im eigentlichsten Wortverstande zu Wasser geworden. Volksthümlicher, erheiternder ist dennoch seit lange kein öffentliches Fest, als das zu Vivis am 7. August gewesen. (Weber's Volkskal. f. d. J. 1853.)

Miscelle.

Archäologisches. Die neuesten Entdeckungen, Ausgrabungen ꝛc. in diesem Gebiete dürften hauptsächlich folgende seyn:

1. Der langgesuchte, wirkliche Eingang zur Akropolis in Athen; die zu den Propyläen führende große Marmortreppe. Dazu fast die ganze Pelasgische Ringmauer, von Pentelischem Marmor und Stein; ein Werk aus der Blüthezeit der Kunst und fast in ihrer ganzen Höhe rein erhalten.

2. In Herculaneum, auf Betrieb und bei Anwesenheit des Großfürsten von Rußland, eine hochgewölbte, rothgemalte Decke, mit einer Lampe von Thon und reich verzierten Vasenhenkeln.

3. In Pompeji ein schönes, großes Haus, mit bemalten Säulen, Pilastern, und geschmückt mit großen Wandgemälden.

4. In der Nähe von Wilna, auf den Besitzungen eines Herrn Locki, Polnische Alterthümer, höchst interessante Studien für die Polnische Nationalgeschichte darbietend.

5. In Rom bei Bohrung eines Brunnens, ein prachtvolles Bad, auf der Piazza der heiligen Apostel, nicht weit vom Trajanischen Forum. Die Alabastermauer wurde leider durbrochen.

6. Im Isèredepartement zu Vienne, der Tempel des Augustus und der Livia, eines der herrlichsten Denkmale Altrömischer Kunst.

7. Der Püstrich zu Sondershausen, früher als ein Heidnisches Götzenbild anerkannt, jetzt von Professor Rabe in Berlin als das Stück eines Christlichen Taufbeckens dargestellt. Professor Rabe hat für diese Darstellung vom Könige von Preußen die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft erhalten. (Europa.)

Hamburg. Gedruckt in J. B. Appel's Buchdruckerei.

Lesefrüchte
vom Felde der neuesten Literatur

begründet von

Dr. J. J. C. Pappe,

fortgesetzt und herausgegeben von Dr. C. F. G. Müller.

(Expedition: Rathhausstraße No. 10.)

1852. 3ter Band. 18tes Stück.

Mirabeau und Sophie.

(Beschluß.)

Dennoch, mit welcher Nacktheit wagt es Mirabeau in Briefen, die noch dazu erst durch die Hände der Polizei gehen mußten, die grellsten Schilderungen der Geliebten mitzutheilen! Welche Gemälde zügelloser und verderbter Einbildungskraft entrollt er ungescheut vor ihren Augen! Man wird sagen, das war der Ton jener Zeit; selbst gebildete Menschen nahmen daran nicht Anstoß. Allerdings; und das mag Mirabeau entschuldigen. Aber es ist damit denn auch bewiesen, daß Sophie ebenfalls von der Krankheit ihres Zeitalters, und zwar durch Mirabeau's Mitwirkung, ergriffen war und daß dieß auf ihren Charakter, somit auch auf ihr Verhältniß zu Mirabeau unausbleiblich nachtheiligen Einfluß gewinnen mußte. Und diese Krankheit, ausgehend von der Einbildungskraft, hatte sich natürlich auch in Mirabeau auf die ganze Sinnesart, die ganze Anschauungsweise, so weit es geschlechtliche Verhältnisse betraf, wie in allen seinen Zeitgenossen, unwiderstehlich ausgebreitet. Seine Grundsätze sind auf diesem Gebiete eben so schlaff und lax, als seine Schilderungen üppig und verwerflich. Um näher zu zeigen, was wir meinen, setzen wir hier nur eine Stelle aus den Briefen her; die übrigen können wir nicht mittheilen, ohne die Sitte der heutigen Zeit zu verletzen. „Ja, meine Sophie, die Gräfin V.(ence) ist jedes Lobes würdig; und ich schwöre Dir auf meine Ehre, daß ich ihr keine andere Dankbarkeit schuldig bin, als die eines Freundes, den sie sich verpflichtet hat. Ich habe viele Närrinnen in meinem Leben gehabt, und sogar auch kluge; aber ich war niemals so an eine Frau attachirt, daß ich über sie blind gewesen wäre. Denn es ist die bloße Wahrheit, daß ich nur einmal geliebt habe, und zwar das letzte Mal.... Wir waren oft zusammen eingeschlossen; aber mein Ton und meine Manieren gegen sie

athmeten nur reinste Verehrung und Freundschaft. Frau von B. ist lebhaft und gefühlvoll und ihr Herz mag wohl bisweilen mitgesprochen haben; aber unser Alter war zu verschieden, um eine Wendung zur Liebe hin zu nehmen. Ich habe sogar nicht einmal daran gedacht und ich bin überzeugt, ich würde nicht reussirt haben.... Ihre zweite Tochter ist eins der schönsten Mädchen von der Welt, groß und schlank und lieblich gebaut, ganz Anmuth und Reiz; sie hatte für mich eine rechte Leidenschaft gefaßt, aber ganz geistiger Art; nur bei ihrem Alter und dem meinigen hätte der Teufel sein Spiel haben können, und so ist es wohl möglich, daß Du sie aus meinen Klauen gerettet hast. Jedoch war ich unfähig sie zu attakiren, so lange sie Mädchen war, bei meiner aufrichtigen Zuneigung für die Mutter. Diese kannte mich genug, um ganz ruhig zu seyn, und ließ mich auf meine Ehrlichkeit gewähren; sie sagte bloß einmal zu mir: „Herr Graf, wenn sie verheirathet seyn wird, so machen Sie, wie Sie beide alsdann im Sinn haben werden; aber lassen Sie sie erst verheirathen.“ Niemals fühlte ich mich durch einen Beweis von Vertrauen mehr geschmeichelt und ich zeigte mich dessen würdig.“ — Mit solchen Grundsätzen, die durch seine Erfahrungen so wie durch die Beispiele rings umher nirgend widerlegt wurden, konnte er keine sehr günstigen Ansichten von dem weiblichen Geschlecht im Allgemeinen in sich tragen und, wo er unbedingtes Vertrauen hegte, nur eine Ausnahme sehen.

Wie schwer aber ist es, an eine einzige Ausnahme unter den Menschen durch alle Wechsel der Lage, durch alle Versuchungen der Welt, durch alle Stimmungen des Gemüths einen festen und unerschütterten Glauben sich zu bewahren! So sah denn auch Mirabeau überall Gefahren und Schlingen für die weibliche Tugend, und wenn er eine Frau wirklich liebte, wie es unstreitig bei Sophie'n der Fall war, konnte dieß Gefühl unmöglich ohne die stärkste Beimischung der Eifersucht seyn. „Es scheint mir, schreibt er an Sophie, daß selbst die einfachsten Gunstbezeugungen einer Frau der Liebe allein aufgespart bleiben müssen; sogar gegen ein Wesen Deines Geschlechts sind sie ein Raub an der Liebe: denn wenn ein Mann einen freundlichen Blick von Dir erhielte, so würde mich das zur Verzweiflung treiben.“ Er hat wohl Recht, wenn er seine Ueberzeugung ausspricht, daß ein weibliches Herz nicht fähig sei, eine heftige Leidenschaft in sich zu tragen und zugleich Gefallen an dem Umgange mit andern Männern zu finden; daß selbst lebhafte Freundschaft eine Art Untreue sei, welche die Schwäche der Liebe nur enthülle; wir sehen aber eben dadurch bestätigt, daß sein Verhältniß zu Sophie'n mehr leidenschaftlich war, als ruhige, feste Liebe. Damit stimmt es denn vollkommen, daß Mirabeau sich wiederholt den eifersüchtigsten aller Menschen nennt, daß er sagt: „wenn Du alle die erdolchtest, auf die ich eifersüchtig bin, so würden wir beide bald allein auf der Welt seyn.“

Schon in Amsterdam, im ersten Monate ihrer Verbindung, setzte es ihn in die unbändigste Wuth, als eine Klatschschwester ihm sagte: „Drawemann (der Holländische Sprachmeister) habe Sophie auf der Treppe umarmen wollen; wenn sie nicht sagte, daß er es gethan hat, so sah das mehr nach Schonung aus, um Dich nicht zu sehr zu betrüben, als nach Wahrheit. Ich gestehe, daß meine Eifersucht keine Grenzen hat; Deine Italienischen Sprachstunden legten mich auf die Folter; des Kampfes müde, ging ich lieber fort; oft schmollte ich mit Dir über Deine grammatikalischen Schnitzer, um das wahre Gefühl zu verbergen, das mich übermannte." — So züchtigte der böse Geist jener verderbten Zeit die Menschen durch ihre eigenen Laster! Während der langen Haft sah Mirabeau Vieles in dem Benehmen Sophie'ns, aus der Entfernung, selbst oft krank und in gereizter Stimmung, in desto schwärzerem Lichte. Da jeder Mann damals der Liebhaber jeder Frau war, die ihm gefiel, so wird auch in Sophie'ns Umgebung Keiner genannt, der nicht sofort in Mirabeau's Seele einigen Verdacht erregte. Zwar auf Herrn von Marville, sagt er, war er nicht eifersüchtig; denn es sei ein Greis. Als aber Sophie nach zweijähriger Einsperrung in dem Kloster zu Gien mehr Freiheit erhielt, und manche Bekanntschaften in der Stadt und der Umgebung gemacht hatte, wiederholten sich Mirabeau's Anfälle von Eifersucht und steigerten sich oft zu den heftigsten Vorwürfen.

Sophie hatte damals die Erlaubniß, Besuche in ihrer Zelle anzunehmen, und ein junger Edelmann, Herr von Rancourt, der erst 1832 zu Gien gestorben ist, erregte besonders Mirabeau's Empfindlichkeit. Seine Antworten auf Sophie'ns Entschuldigung werden bald gereizt und sogar bitter. „In jedem Falle wird es nicht meine Schuld seyn", sagst Du von dem kleinen Rancourt. Er mißfällt mir. Ich habe Dir erklärt, ich wolle nicht, daß Du ihn bei Dir empfingest, und das war wohl der Mühe Deinerseits werth, mir zu sagen, daß Du es nicht thun werdest. Wenn Deine Aebtissin nicht weiß, wie unpassend es sei, daß eine junge Kostgängerin, die einen Geliebten hat, einen Mann unter vier Augen sehe, so ist es Deine Pflicht, sie davon zu belehren. Noch einmal, dergleichen Dinge gehören zum Anstand und sind eine Pflicht für Dein Geschlecht. Man empfängt keinen Mann bei sich, wider Willen; also „in jedem Falle wird es Deine Schuld seyn", wenn Du ihn bei Dir empfängst. Mir dünkt, ich hatte Dir das genau gesagt und ich erwartete eine genaue Antwort. Freilich lese ich sie im Grunde Deines Herzens; aber über dergleichen Dinge darf man nicht halbe Worte gebrauchen. Was Teufel geht es Dich an, ob seine Eltern die Wohlthäter des Klosters sind oder nicht sind? ob man um ihrer Almosen willen Rücksichten gegen sie zu nehmen habe oder nicht? Was ist für eine Gemeinschaft zwischen Dir und den Interessen des Klosters?" — „Ich bitte, heißt es später, sage

mir mit dürren Worten, ob Du Herrn von Rancourt wieder gesehen hast, und ob Du ihn wieder sehen wirst. Nicht Du hast zu entscheiden, ob er verliebt in Dich ist, oder nicht; ob es passend oder nicht passend ist, ihn zu sehen. Er reis'te nach Orleans ab, sagte er und sagtest Du. Jetzt scheinst Du nicht mehr auf diese Reise zu rechnen.« — »So oft von diesem Rancourt sprechen, heißt, ihm zu viel Ehre anthun! Deine Entschuldigung überschreitet bei weitem das Maaß der Beleidigung, die ja auch eigentlich gar nicht da war. Ich gestehe, der Ton Deines Briefes hatte mich verletzt; aber Du durftest freilich dem keine große Wichtigkeit beilegen, weil Du nicht erriethest, daß diese Unschicklichkeit mich kränkte. Es war aber bestimmt eine Unschicklichkeit, überall, besonders im Kloster. Uebrigens, thue diesem Schüler nicht die Ehre an zu glauben, daß er mich auch nur einen Augenblick beunruhigt hat. Der Ton Deines letzten Briefes war bitter und scharf; das kränkte mich und ich antwortete lebhaft. Ich bitte Dich deßhalb um Verzeihung. Deine geringsten Wünsche beherrschen mich so ganz; Dein Herz ist mir ein so kostbares Gut und die Eifersucht eine so mit mir verwachsene Krankheit, daß ich nicht kaltes Blut behalte, wenn Du, sicher in dem Bewußtseyn Deiner Gesinnungen, den Mangel an blindem Vertrauen in mir tadeist.« —

Ein anderes Mal ist es ein junger Barfüßermönch, Claude Maillet, der im Kloster als geistlicher Vater wohnt und die Andachtsübungen leitet, Sophie'ns Theilnahme und folglich sofort Mirabeau's Argwohn erregt. Sophie wünschte eine Empfehlung für ihn von Mirabeau; dieser nennt ihn einen Sultan im Mönchskleide und will nichts von ihm hören, je dringender Sophie wird. »Du wirst mich beinahe erzürnen,« — schreibt er — »mit Deinen schlecht begründeten und ungerechten Klagen. Laß uns zusehen, ob ich so sehr im Unrecht bin, wie Du behauptest. Dieß sind die Stellen Deines Briefes, auf die ich antwortete: »Ich glaube Dir versichert zu haben, daß der kleine Bursche nicht wieder kommen werde.« (Du hast mir nichts versichert, denn ich verlange diese Versicherung erst von Dir.) »Ich habe alle Mittel dazu getroffen,« (Du konntest Dir die Mühe nehmen, mir zu sagen, welches die Mittel waren.) »und in keinem Falle wird es meine Schuld seyn;« (diese Phrase ist wirklich ärgerlich, wenigstens nach meiner Ansicht, und ich habe darüber doch zu entscheiden.) »aber ich rechne darauf, daß es damit zu Ende ist.« (Ich rechne darauf: ist das nicht eine kräftige Versicherung?) Dann folgt noch eine Masse platter Redensarten: »es sei unmöglich zu fordern, daß er nicht in's Haus komme«, als hätte ich von etwas Anderem gesprochen, als von Dir und Deiner Stube. Und doch hatte ich förmlich Dein Wort gefordert, diesen Menschen nicht wieder zu sehen. Ich sage Dir, es ist die höchste Unschicklichkeit in jeder Lage, besonders in der Deinigen, in einem Kloster einen Mann in seinem Zimmer zu sehen und

besonders unter vier Augen. Gieb mir Recht oder nicht, wie Du willst: ich glaube und werde glauben, behaupte und werde behaupten, daß ich das ausschließliche Recht habe, in dieser Beziehung zu entscheiden und zu fordern. Wenn Du das nicht glaubst, so sag' es. Ich werde wissen, was ich darauf zu antworten habe.... Aber ich wiederhole Dir, ich bin ganz ruhig über diesen Schlingel. Nur den leichtfertigen Ton liebe ich nicht, den Du bei dieser Sache anstimmtest, und noch weniger die Klagen, die Du jetzt aussprichst. Was das Herz seines Freundes verletzt, das darf man nie leichtfertig behandeln; man muß vollkommen im Rechte seyn und noch etwas darüber hinaus und davon fest überzeugt seyn, um sich beklagen zu dürfen. — »Ich bitte Dich inständig und entschieden, laß Deinen Mönch schmollen und leide keinen besondern Besuch und eben so wenig gemeinschaftliches Mittagsmahl.« — Dann erscheint wieder im Kloster ein anderer junger Mönch, Le Tellier, durch Feuer und Beredsamkeit hervorstechend, und zwischen ihm und Claude Maillet entsteht sogar ein Wetteifer um die Gunst Sophie'ns, der bis zu offnen Anklagen bei der Aebtissin führte und zu vielem Geschwätz in dem Kloster und der kleinen Stadt Anlaß gab. Ob mit Recht oder Unrecht, können wir allerdings nicht entscheiden; von einer gewissen Unvorsichtigkeit mindestens mag Sophie bei der Lebhaftigkeit ihres Temperaments nicht freizusprechen seyn. Entstellt, übertrieben kamen solche Gerüchte zu Mirabeau's Ohren. Der Briefwechsel zwischen den Liebenden bekam alsdann einen ganz andern Charakter. Mirabeau, damals unlängst aus Vincennes befreit, schrieb noch heftiger und gebieterischer, als wir es eben gelesen haben; die Antworten waren bitter. Leider sind diese Briefe der Oeffentlichkeit entzogen. Sophie war tief verletzt; sie glaubte, erzählt Lucas-Montigny (Memoires de Mirabeau V, 58 folg.) unter der vorgeblichen Eifersucht die geheime Absicht eines gänzlichen Bruchs verborgen. Hier bot nun ein gemeinsamer Freund, der Dr. Ysabeau, ihr seine Hilfe und Vermittlung an. Er schrieb an Mirabeau, der damals bei seinem Vater im Schlosse Bignon sich aufhielt, theilte ihm Sophie'ns beunruhigenden Zustand mit und erbot sich, eine geheime Zusammenkunft in Gien zu veranstalten. In der Nacht des dritten Juli 1781 reis'te Mirabeau heimlich in der größten Eile ab und traf in Nogent-sur-Vernisson, ganz nahe bei Gien, mit dem Dr. Ysabeau zusammen. Dieser brachte ihn in einen abgelegenen Garten außerhalb der Stadt; Mirabeau, als Tabulettkrämer verkleidet, erhielt durch den Arzt Eintritt in's Kloster und endlich mit demselben und der im Voraus von allem unterrichteten Nonne, der Schwester Louise, Zutritt in Sophie'ns Zelle. In Gegenwart dieser beiden vertrauten Personen, »die sich nicht einen Augenblick entfernten«, fand nun eine lange und stürmische Erklärung Statt. Mirabeau bestand mit Heftigkeit auf Thatsachen, von denen er nicht sichere Ueberzeugung hatte; Sophie vertheidigte sich

durch Anschuldigungen, die auch ihr von dienstfertigen Leuten zugegangen waren; von beiden Seiten stieg Zorn und Heftigkeit bis zu hohem Grade, und die beiden Liebenden trennten sich in Bitterkeit, um sich niemals wieder zu sehen: alle Verbindungen, selbst die schriftlichen, hörten seit diesem Tage auf.

Acht Jahre vergingen seitdem. Mirabeau führten seine Schicksale weit über die Grenzen seines Vaterlandes nach Deutschland, nach England. Ob er die so heiß, so aufrichtig Geliebte vergaß? ob er ihren schrecklichen Tod erfuhr und betrauerte? — Frau von Monnier blieb in Gien, auch als sie nach dem Tode ihres Gemahls gänzliche Freiheit wieder erlangt hatte; ihre Mutter, tief gebeugt, starb in nicht hohem Alter schon am 18. April 1783, und zu ihren übrigen strengen Verwandten mochte sie mit den Erinnerungen ihrer Vergangenheit nicht zurückkehren. In der Nähe der guten Nonnen, die sie so sehr getröstet hatten, in einem kleinen Hause, welches an das Kloster stieß, im Umgange mit dem trefflichen Dr. Ysabeau und seiner jungen, liebenswürdigen Frau, fand sie allmählich Gleichmuth und Gesundheit wieder. Ob sie noch 1789 des gewaltigen Mannes gedachte, der sie zerschmetternd einst in seine Kreise gerissen hatte? ob nicht gerade dieses ruhmvolle Auftreten des einst so innig Geliebten ihren Tod beschleunigte? ob sie in ihrer Abgeschiedenheit, als ihre Tage sich zum Ende neigten, es noch hörte, wie er seine Donnerstimme in dem brausenden Sturme der Revolution weit über Frankreich hin erschallen ließ? Wir glauben es bejahen zu dürfen.

Das dunkle Schicksal eines menschlichen Wesens verknüpft sich hier mit den großen Umwälzungen des Staates. Im Mai 1789 traten in Versailles die Generalstände Frankreich's zusammen; kurze Zeit darauf war Mirabeau das bekannteste Mitglied derselben, und bei der allgemeinen Theilnahme für diese Angelegenheiten war der Ruf seiner Thätigkeit sicher auch nach dem abgelegenen Gien gedrungen. Wir erfahren ferner aber auch ausdrücklich aus Bailly's Memoiren, daß am 25. Juni 1789 gerade der Pfarrer von Gien es war, der als Abgeordneter der Geistlichkeit in der Nationalversammlung erschien, um sich dem dritten Stande unbedingt anzuschließen und daß sein Erscheinen, wie seine Erklärung mit lautem Beifalle begrüßt wurde. Wie sollte also die Kunde von Mirabeau nicht auch nach Gien gedrungen seyn? —

Allmählich hatte sich der Kreis ihres Lebens erweitert; die liebenswürdige Frau trat mit vielen angesehenen Familien jener reichen und bewohnten Gegend in Verbindung. Ein Officier, Lecuyer, widmete ihr zuerst seine Huldigung; aber sein heftiger, herber Charakter gestattete keine dauernde Verbindung. Später schien sie einem Glück nahe, das sie stets gesucht, nie erreicht hatte. Ein ehemaliger Hauptmann der Kavallerie, Edmund de Poterat, aus der Familie de Thou, 35 Jahr alt, aber schon Witwer einer jungen, früh ihm entrissenen Gattin, lebte mit Schwester und Nichte in der Nähe von Gien auf

seinem Landgute de Thou; sie trafen sich oft in der Gesellschaft. Gleiche Neigungen, Aehnlichkeit des Schicksals brachten sie einander näher und das Verhältniß wurde innig, ja vertraut. Nichts war einer Ehe im Wege. Da ergriff eine schleichende Brustkrankheit den jungen Mann; er siedelte sich nach Gien über und erhielt von Sophie'n die zärtlichste Sorgfalt und Pflege: es stellte sich bald heraus, daß sein Zustand hoffnungslos sei. In diesen Tagen scheint es einen großen Eindruck auf sie gemacht zu haben, daß eine Dame ihrer Bekanntschaft dienstfertig und voreilig sie auf die Stellung aufmerksam machte, in welcher sie nach dem Tode des Verlobten in Gien zurückbleiben würde; die innige Beziehung zu ihm könnte nicht mehr mit dem Schilde der Ehe gedeckt werden; man dürfte sich vielleicht von ihr zurückziehen; sie müßte dann die Stadt verlassen, am besten wohl nach Dijon zu ihrer Familie zurückkehren. Frau von Monnier hörte Alles still an, ohne ein Zeichen innerer Bewegung; sie sagte kein Wort. Wenige Tage darauf starb Herr von Poterat in ihren Armen am 8. September 1789. Dr. Ysabeau und seine Frau boten Sophie'n eine Zuflucht in ihrem Hause; sie sollte sich nicht mehr von ihnen trennen. Sie antwortete dankbar und voll Erkenntlichkeit; sie schien darauf einzugehen und wünschte nur noch einen Tag frei zu haben, um alle Anordnungen in ihrem Hauswesen zu treffen; am folgenden Morgen um 9 Uhr sollte der Doktor sie abholen, der ohnedieß noch eine Berufs-Reise nach der nahen Stadt Briare für den Tag zu machen hatte. Nach dieser Verabredung rief sie ihren Diener und die Schwester Louise: sie habe einen Besuch bei einer Freundin vor; sie gab ruhig alle Befehle für den folgenden Morgen und entließ sie. Allein geblieben, sammelt und versiegelt sie ihre Papiere, schreibt noch einen Brief und begiebt sich dann in ein abgelegenes, kleines Gemach, dessen Thür und einziges Fenster sie sorgfältig verschließt. Zwei Becken voll Kohlen zündet sie an und stellt sie an die Seiten des Lehnstuhls. Um sich durch keine unwillkürliche Regung der Natur von ihrem Vorhaben abbringen zu lassen, bindet sie sich die Füße zusammen und einen Arm an den Lehnstuhl fest. So erwartete sie den Tod.

Am 9. September, Morgens 6 Uhr, kommt der Bediente, um den Umzug zu bewerkstelligen: er findet seine Herrin nicht, die Thür des Kabinets verschlossen; er zerbricht eine Fensterscheibe und sieht die Unglückliche ohne Leben. Schnell verbreitete sich die Nachricht in der kleinen Stadt; Rousseau, der Königliche Prokurator des Gerichts, eilt hinzu; die Thür wird erbrochen, der Selbstmord amtlich festgestellt. Dr. Ysabeau traf die Nachricht auf seinem Rückwege von Briare; was sein Pferd laufen konnte, eilt er zurück; er findet nur noch einen verstümmelten, blutigen Leichnam. Denn der ungeschickte, unwissende Chirurgus des Ortes hatte unter ganz verkehrten Voraussetzungen, die sich auf ihr Verhältniß zu Herrn

von Poterat gründeten, eine Operation vorgenommen, die tödtlich seyn mußte, wenn nicht vorher der Tod schon eingetreten war. — Der hinterlassene Brief war für Dr. Ysabeau: er beauftragte ihn mit der Erfüllung ihres letzten Willens; ihre Papiere vermachte sie ihrem Bruder, ihr geringes Besitzthum den Armen des Ortes. Auf dem kleinen Kirchhofe von Gien ist ihr Grab, ohne Stein, ohne Nachruf, ohne Andenken, vergessen, verschollen! Geboren den 9. Januar 1753, war sie bei ihrem Tode 36 Jahre und 8 Monate alt. —

Ein Polnisches Charakterbild.

In der zweiten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts hatten sich bereits die Nachbarn aus Norden und Westen in die inneren Angelegenheiten Polen's gemischt, die Rechte der Dissidenten zu den ihrigen gemacht, und dem widerspenstigen Krakauer Bischofe Soltyk den Russischen Gesandten, Fürsten Repnin, auf den Nacken gesetzt. Der gute König Stanislaus August verlangte vor Allem Ruhe und Frieden, trat demzufolge auf die Seite der Dissidenten und erregte dadurch allgemeine Unzufriedenheit. Den Mächten trat er nicht energisch genug auf, das Katholische Land schalt ihn, daß er die Interessen der Kirche nicht besser wahrnehme. Die Dissidenten schlossen unterdessen unter den Auspicien von Rußland und Preußen das Bündniß zu Thorn, dem 1767 das von Radom und dann die Huldigung zu Warschau folgte. Die unruhigen Köpfe, Soltyk und Konsorten, nahm Rußland einstweilen unter Verschluß, schürte aber durch diesen Akt der Gewalt das Feuer erst recht an, denn die Konföderation zu Barsk wurde dadurch in's Leben gerufen. An ihrer Spitze stand Joseph Pulawski, der Worckzker Starost; es entstanden zahlreiche Zweigverbindungen, und die Sache nahm, da die Nichtkatholiken die erste Ursache waren, bald den Charakter eines Religionskrieges an, der unter andern im Kiew'schen Kreise das sogenannte Slumaner Blutbad im Gefolge hatte. Pulawski und seine zwei Söhne fochten wie Löwen, und thaten Wunder der Tapferkeit; doch das Geschick war ihm nicht günstig; seine Schaaren schmolzen täglich mehr zusammen, und das kleine, noch übrige Häuflein rettete sich endlich nach Schlesien. Im Lande selbst war durch die Entführung und Gefangennehmung des Königs die Meinung bedeutend umgeschlagen, und dieser Umstand trug gleichfalls wesentlich zur Auflösung der Konföderation bei, die denn auch 1772 wirklich erfolgte. Ein Jahr darauf fand die erste Theilung Polen's statt.

Zu den Wenigen, welche alle diese, so wie auch die folgenden Stürme, von denen das Land bis in das zweite Decennium unseres

Jahrhunderts heimgesucht war, mit durchgemacht hatten, gehörte ein gewisser Gajewski, Edelmann, und zur Zeit der obenerwähnten Konföderation Stellvertreter bei der reitenden Nationalgarde, der ein kleines Vorwerk bewirthschaftete, das er der Munificenz eines Magnaten zu danken hatte. Obgleich der Mann schon seine achtzig Jahre zählte, konnte er doch noch immer für sehr rüstig gelten; er war eine von jenen kurzen und gedrungenen Gestalten, denen die Zeit wenig anhaben kann und die sich in Folge ihrer patriarchalischen Lebensweise lange frisch erhalten.

Getreu der Sitte seiner Väter, ging Gajewski an den Wochentagen im leinenen Kittel hinter dem Pfluge her und war Bauer; kam aber der Sonntag oder ein Feiertag, oder hatte er Geschäfte bei seinem hohen Gönner und Wohlthäter, dem Obersten G., so kehrte er den Edelmann heraus, zog die alte fadenscheinige Uniform, einen blauen Kontusch mit himbeerfarbenen Aufschlägen an, setzte die mit Pelz verbrämte viereckige Mütze auf's rechte Ohr, und schnallte die bügellose Karabele, die so manche Wunde geschlagen, so manche Scharte empfangen hatte, um. Der Oberst liebte den alten Veteranen, ehrte in ihm die Erinnerung an eine thatenreiche Vergangenheit und sah den ruhigen, fast unterwürfigen Alten gern in seinem Hause. Dieser hatte dadurch denn auch manchen Vortheil; bald kam eine Fuhre Heu auf den Hof, bald wurden ein paar Säcke Getreide, ein Fäßchen Wein oder eine Speckseite abgeladen, und fehlte es einmal am Besten, so wurde auch dafür Rath geschafft. Gajewski konnte, so oft er wollte und unangemeldet sich seinem Gönner nahen.

Von diesem Vorrechte wollte er einst Gebrauch machen, als der Oberst gerade Gäste bei sich hatte. In seiner Staatsuniform schritt er auf die Thür des Hausherrn zu, als ihm ein Bedienter den Weg vertrat und ihn bedeutete, er könne den Herrn jetzt nicht sprechen; es seien Gäste da, und er möge nur später wiederkommen.

Ich habe dem Herrn Oberst nur ein paar Worte zu sagen, — erwiderte der Alte — und wollte den ihn Aufhaltenden auf die Seite schieben. — Es geht jetzt nicht, Sie hören ja, der Herr hat Gäste. — Aber ich will ja nur einen Augenblick. . . . — Unmöglich! — Ich muß. . . . — Und ich lasse Sie nicht! —

Der Oberst hatte den Wortwechsel gehört und steckte mit der Frage: „Was giebt's denn da draußen?“ den Kopf zur Thür heraus.

„Sehen Sie nur, gnädiger Herr,“ — zürnte jetzt der Diener — „da sage ich dem alten Herrn, er könne Sie jetzt nicht sprechen; der aber nimmt davon gar keine Notiz, und will durchaus hinein.“

Der Oberst, unwillig, sich in seiner Unterhaltung gestört zu sehen, runzelte die Stirn und rief zornig: „Ach was, ich habe jetzt keine Zeit; der Alte soll mich ungeschoren lassen.“ Mit diesen Worten schloß er die Thür hinter sich zu.

Das war der Dienerschaft, die auf Gajewski, der immer mit einer gewissen Protektormiene auf sie herabsah, einen Zahn hatte, Wasser auf die Mühle. Der Alte wurde bei'm Kragen genommen und nicht auf die feinste Art in's Freie geschoben.

Der Oberst hatte bald den unangenehmen Vorfall vergessen und das unterbrochene Gespräch wieder aufgenommen, als etwas an das Fenster des Gastzimmers klopfte. Der Hausherr öffnete und erblickte einen kleinen Bauernknaben, der auf den Zehen stand, dem Oberst ein Zettelchen in die Hand steckte und dann schnell davon lief. Es enthielt folgende Worte:

„Ew. Hochwohlgeboren!

Nicht meiner nichtssagenden Person, sondern der Uniform wegen, die ich trage und die beschimpft worden ist, sehe ich mich in die Nothwendigkeit versetzt, von Ew. Hochwohlgeboren sofort Genugthuung zu verlangen. Ich warte an der Mühle hinter dem Dorfe.

Dero unterthänigster Diener
Gajewski.

N. S. Ich ersuche Ew. Hochwohlgeboren kein Gefolge weiter mitzubringen, denn auch ich habe nur meinen kleinen Burschen bei mir, und wünsche überhaupt, daß die Sache in der Stille abgemacht werde."

Dem Oberst war die Sache höchst unangenehm. Nicht daß er einen Gang mit der Klinge gefürchtet hätte, denn er war ein tüchtiger Schläger und hatte zahlreiche Beweise seines Muthes gegeben; aber es that ihm wehe, daß er den Alten in der ersten Hitze beleidigt hatte. Er bat die anwesenden Gäste um Entschuldigung, daß er sie eines wichtigen Geschäftes wegen auf einige Augenblicke verlassen müsse, schnallte sich den Säbel um, und ritt, nur von einem einzigen Kosacken gefolgt, nach der Mühle zu.

Gleich hinter dem Dorfe, unweit der sich an ein kleines Gehölz anlehnenden Mühle, stand ein bescheidenes Wäglein, dessen Bespannung, ein alter, schwacher Wallach, die Grashalme abweidete, welche zu seinen Füßen wuchsen. Neben dem elenden Gaule lag ein kleiner Knabe lang auf den Boden hingestreckt und schlief; Gajewski dagegen saß, den Kopf auf beide Hände gestützt, auf einem Bund Heu, das die Stelle des Sitzes zu vertreten hatte, und sang ein geistliches Lied.

Sobald der Oberst an Ort und Stelle angelangt und abgestiegen war, kroch der Alte von seinem Bündel herunter, zog die Mütze und verneigte sich tief gegen seinen Patron. Dieser ergriff sofort Gajewski's Hand und rief: „Was, zum Henker, ist Dir denn in den Kopf gekommen, daß Du Dich mit mir schlagen willst? Ich habe mich gestellt, damit Du nicht denken sollst, ich fürchte mich,

oder achte Dich zu gering; aber dabei muß es auch sein Bewenden haben. Ich gebe zu, daß ich Dich in der Hitze beleidigt habe; dafür bitte ich Dich jetzt um Verzeihung, und bist Du damit noch nicht zufrieden, so komme mit auf den Hof; dort will ich Dir vor allen Gästen Abbitte thun."

— „Ich habe gegen den Herrn Oberst durchaus keinen Groll," — versetzte mit einem tiefen Bückling der Alte — „und es handelt sich hier auch, wie ich bereits schriftlich zu sagen die Ehre hatte, durchaus nicht um meine unbedeutende Person, sondern um den Schimpf, welcher der Uniform angethan worden ist, und den ich auf ihr nicht sitzen lassen darf. Hier kann nur Blut sühnen, und das, sei es auch nur ein Tropfen, muß ich von Ihnen haben."

Mit diesen Worten schritt er zum Wagen und zog unter dem Heu einen alten, rostigen Säbel hervor, der in einer Scheide von Fischhaut steckte und an welchem einige verschossene Schnüre herunterhingen.

— „Aber so nimm doch nur Vernunft an," — rief der Oberst — „wie könnte ich es denn über mein Gewissen bringen, mich mit Dir zu schlagen? Du bist ein alter Mann, dem in früheren Jahren schon der Krieg die Knochen mürbe gemacht hat, ich dagegen ein noch ziemlich rüstiger Bursche, der, wie Du weißt, mit dem Säbel umzugehen versteht. Ich würde Dich ja bei'm ersten Gang niederhauen."

— „Wie Gott will und die heilige Jungfrau," — erwiderte unterwürfig der Alte — „mein Blut ist ja auch kein Wasser, und so wollen wir denn in des Herrn Namen an's Werk gehen."

Nachdem er dieß gesagt hatte, zog er die Klinge aus der Scheide, betrachtete die auf derseben befindlichen Rostflecke, nickte lächelnd mit dem Kopfe und sprach: „Bist eingerostet, alter Freund; hast lange mit der Welt nichts zu schaffen gehabt," — nahm einen Büschel Heu, fuhr damit ein paar Mal über die Klinge weg und sagte dann mit der größten Gemüthsruhe: — „So, nun ist's besser; — die Leute behaupten ja immer, der Rost schade dem Blute."

— „Holla, nur keinen Hohn, Herr von Gajewski," — rief jetzt erzürnt und ganz roth im Gesichte der Oberst — „vergessen Sie nicht, daß Ihr Blut nicht über mich kommen darf. Zur Sache also!"

— „In Gottes Namen," — entgegnete der Alte, machte mit dem Säbel das Zeichen des Kreuzes vor sich auf den Boden, drückte die Mütze, welche er bis dahin ehrerbietig in der Hand gehalten hatte, auf's Ohr, und erwartete den Beginn des Kampfes.

Der Oberst, eben so erbos't, als ungeduldig und nichts eifriger wünschend, als die Sache möglichst schnell abgemacht zu sehen, ging im Gefühl seiner Kraft und Ueberlegenheit dem Gegner rücksichtslos zu Leibe; doch der Alte zeigte bald, daß auch er noch nicht Alles vergessen habe, und wußte mit der Klinge so geschickt umzugehen,

daß der Oberst vollauf zu thun hatte, sich seiner Haut zu wehren, und sich in Kurzem zurückziehen mußte. Gajewski folgte ihm, und hätte ihn mehr als einmal verwunden können; doch es schien, als wollte er seinen Gegner schonen und ihn nur mehr und mehr in die Enge treiben. Plötzlich schlug er dem Oberst den Säbel aus der Hand und rief: „Halt, Herr Oberst, hier kommt ein Zaun. Sie könnten straucheln und sich Schaden thun, und dafür sind Sie mir zu werth.“

Der Oberst sah sich um und erblickte wirklich hinter sich eine niedrige Hecke, über die er leicht hätte stürzen können.

— „Kehren wir um und fangen wir von Neuem an.“

Gesagt, gethan. Der Kampf begann wieder und zwar hitziger, als vorher. Der Oberst war, durch die Erfahrung gewitzigt, jetzt etwas vorsichtiger geworden und mehr auf seiner Hut; doch das sollte ihm nicht viel helfen. Es dauerte gar nicht lange, so hatte ihn Gajewski bis an das Mühlgatter getrieben und rief nun abermals:

— „Halt, Herr Oberst, hier ist ein Gatter und dahinter das Wasser; auf Ihre Gesundheit ist es nicht abgesehen. Gehen wir weiter zurück.“

Dieß geschah denn auch. Der Alte nahm seinen Soldatenmantel vom Wagen herunter, breitete ihn auf der Erde aus, verbeugte sich vor seinem Gegner und sagte: „Ruhen sich der Herr Oberst ein wenig aus. Sie sind, wie ich sehe, müde geworden, und ich kann warten.“

— „Nein,“ — schäumte der Oberst, den der unverhoffte Widerstand auf's Höchste gereizt hatte — „der Komödie muß ein Ende gemacht werden.“

— „Wie's gefällig ist,“ — erwiderte Gajewski, — und die Klingen schwirrten auf's Neue durch die Luft.

Bei'm dritten Gang flog der Säbel aus der Hand des Obersten und der Alte rief:

— „Stehen Sie, Herr Oberst, ich bin befriedigt.“

— „Wie so? Was soll das heißen?“ fragte ihn dieser verwundert.

— „Ich habe, was ich wollte,“ — sagte Gajewski und zeigte auf die rechte Hand seines Gegners, die wie durch eine Nadel geritzt schien, und an der das Blut in kleinen Tröpfchen heruntersickerte — „und jetzt verzeihen Sie Ihrem unterthänigsten Diener den Schritt, welchen er mit blutendem Herzen gethan hat, den er jedoch seiner Ehre schuldig war.“ Mit diesen Worten umfaßte Gajewski die Knie des Obersten.

Dieser hob ihn auf, küßte ihn, nahm ihn mit sich nach Hause, und ließ die Tapferkeit und Zartheit des alten Veteranen in feurigem Ungar hochleben. Die Bitte, mit welcher sich Gajewski zu so ungelegener Zeit eingefunden hatte, fand sofort Erledigung, und der

Alte hatte von nun an erst recht die Vergünstigung, unangemeldet in das Zimmer seines Gönners zu treten. (Grenzboten.)

Der Hohenasperg in Württemberg.

Die Eisenbahn von Stuttgart nach Heilbronn führt über Ludwigsburg. Eine Stunde von letzterer Stadt entfernt, ragt aus der lieblichen Landschaft ein einzeln stehender, kegelförmiger, mit Reben bepflanzter Hügel hervor, dessen ernste Bestimmung die doppelten Gräben und Wälle, die hohen festen Mauern ankündigen. Fragt der Reisende, wen die darüber hervorragenden Gebäude beherbergen, so lautet die Antwort: Es ist das gefürchtete Staatsgefängniß Hohenasperg.

Die Sage über diesen merkwürdigen Berg ragt in ein hohes Alterthum der Deutschen Vorzeit hinauf, weis't ihm aber eine von der heutigen sehr verschiedene Verwendung an. Das Nordische Göttergeschlecht ward mit dem Namen der „Asen" bezeichnet, und die Verehrung desselben war bis in das Schwabenland vorgedrungen. Auf diesem Berge soll ihre Anbetung stattgefunden und er daher den Namen des Asen- oder Götterberges erhalten haben, den spätere Geschlechter in Asberg oder nach jener Mundart, in „Asperg" verkürzten. Die schöne und eigenthümliche Lage des frei stehenden Hügels unterstützt diese Erzählung. Er eignete sich, wie nicht leicht ein anderer Punkt jener Gegend, zu einem Versammlungsorte zerstreut in Wäldern lebender Menschen, die, ohne gebahnte Wege zu besitzen, einer unfehlbaren Warte bedurften, welche weithin im Lande gesehen werden konnte. Dazu kommt die Vorliebe der Deutschen für Naturschönheit, die sich frühe in dem Sinne unseres Volkes entfaltete. Und welchen schöneren Platz hätten sich unsere Altvordern für ihre religiösen Zusammenkünfte aussuchen können, als diese Höhe, von der aus der Blick vom Odenwalde bis zur rauhen Alp — dem Hohenstaufen, Staufen und Rechberg —, so wie östlich gegen den Schwarzwald streift und eine wellenförmige Fläche übersieht, durch welche sich das Silberband des Neckars windet. Die Reize dieser Gegend haben seitdem durch den sorgfältigen Anbau des Bodens, die Erbauung von Städten und Dörfern, die Schifffahrt auf dem Flusse und neuerlichst durch die Anlegung einer Eisenbahn, ungemein gewonnen. Nicht mehr in stiller einsamer Größe, sondern umringt von dem Leben und Treiben der Menschen, würde der Hohenasperg ein entzückender Aufenthalt seyn, wenn er der Sammelplatz froher und glücklicher Menschen, oder ein der Erhebung des Gemüths zu dem Göttlichen geweihter Ort geblieben wäre. Die ihn jetzt bewohnen, werden seiner Schönheit nicht froh, doch davon nachher.

Auf dem Gottesberge wurde in späteren Tagen eine Ritterburg erbaut, die sich im 13. Jahrhunderte im Besitz des Grafen von Asperg befand, und zu Anfang des folgenden Jahrhunderts an die Grafen von Württemberg überging. Unter dem Schutze der Burg ist auch ein Städtchen entstanden, das, auf ein Dorf herabgebracht, den Namen „Unterasperg“ führt.

Ulrich I., geb. 1494, gest. 1550, durch Wilhelm Hauff's Novelle und Uhland's Dichtungen dem Deutschen Volke allgemein bekannter geworden, verstärkte die Befestigungen des Hohenaspergs, dennoch wurde er von Frundsberg, dem Feldherrn des Schwäbischen Bundes, 1520 bezwungen und dem Herzoge erst 14 Jahre später zurückgegeben. Hundert Jahre darauf eroberten die Schweden im Dreißigjährigen Kriege diese Bergveste, von denen sie am 7. Aug. 1635 den Oesterreichern übergeben werden mußte, die sie bis 1650 besetzt hielten. Die in dieser Zeit sehr in Verfall gerathenen Festungswerke wurden zwar zwanzig Jahre später noch einmal ausgebessert, konnten aber doch 1688 und 1693 den Angriffen der Franzosen, welche bei ihrem Abzuge die Mauern sprengten, nicht widerstehen. Den so oft eroberten Hohenasperg erachtete man von da ab nicht länger als einen vertheidigungsfähigen Punkt, zumal bei den Fortschritten der neueren Kriegskunst, die höhere Anforderungen an einen Waffenplatz stellt. Der Grund am Abhange des Berges wurde verkauft und die Sonnenseite desselben mit Reben bepflanzt. Konnte auch die Festung von da an, nach außen keinen erfolgreichen Widerstand mehr leisten, so ließ sie sich doch zu einem Gewahrsam im Innern gebrauchen, und wurde zu einem Staatsgefängniß umgewandelt. Wer erinnert sich bei dem Namen „Hohenasperg“ nicht an die Leiden des Dichters Chr. Friedr. Daniel Schubart, der, weil er in seiner Deutschen Chronik die unbestätigte Nachricht vom Tode der Kaiserin Maria Theresia gebracht hatte, verrätherischer Weise nach Württemberg gelockt, am 22. Jan. 1777 in Blaubeuren verhaftet, und zehn schwere Jahre ohne Untersuchung und Urtheil festgehalten wurde. Erst im Jahre 1787 sah er sich auf Fürsprache des Königs von Preußen freigelassen und zum Direktor der Württembergischen Hofmusik ernannt. Seinem unfreiwilligen Aufenthalte verdanken wir inzwischen die beiden herrlichen Lieder: „Urquell aller Seligkeiten“ und „Alles ist euer!“ die in die besten Gesangbücher Aufnahme gefunden haben.

Eine zahlreiche Bevölkerung erhielt der Hohenasperg in Folge der Ereignisse des Jahres 1848 und des Frühjahrs von 1849. Vom Mai des letzten Jahres bis zum Januar 1850, waren siebzig politischer Vergehungen Angeklagte dort in Untersuchungshaft, und ihre Zahl blieb bis zur Entscheidung des Staatsprozesses in Ludwigsburg fortwährend bedeutend. Daß aber die Behandlung der Gefangenen nicht eben streng ist, ergiebt sich schon daraus, daß mehre, so der

gewesene Reichstagsabgeordnete Rösler aus Oels, die Flucht bewerkstelligen konnten.

Der Hohenasperg dient nicht bloß als Untersuchungsgefängniß; auch nach erfolgter Verurtheilung haben die Gefangenen dort ihre Strafe zu verbüßen. Strenger als die zu Festungshaft verurtheilten Staatsgefangenen werden diejenigen behandelt, welche wegen gemeiner Verbrechen — Betrug, Unterschlagung öffentlicher Gelder, Tödtung u. s. w. — ihre Strafe erleiden. Diese befinden sich in festem Gewahrsam, und dürfen täglich bloß eine Stunde lang unter militärischer Begleitung auf dem Walle sich ergehen. Dagegen genießen diejenigen, welche wegen politischer Vergehen zu einer kürzeren Haft verurtheilt worden sind, die sogenannte Festungsfreiheit, d. h. sie können innerhalb der Festung ungehindert sich bewegen, Besuche annehmen und Briefe schreiben. Bei längerer Dauer der Strafe tritt eine strengere Beaufsichtigung ein.

Die Arrest- und Strafgefangenen stehen in polizeilicher Beziehung unter dem Festungskommando, das die Beschwerden und Streitigkeiten der Gefangenen nach Gutdünken entscheidet. Zwei Pfarrer, ein Protestantischer und ein Katholischer, halten alle Sonntage in einem und demselben Betsaal im Kommandantenbau Gottesdienst. In administrativer Beziehung steht die Strafanstalt unter einem Verwalter, an den die Beschwerden bezüglich Kost, Wäsche und dergleichen zu richten sind. Bedient werden die Gefangenen von sogenannten Hofschaffnern, d. h. Sträflingen, welche gewissermaßen als Begünstigung zur Leistung solcher Dienste gebraucht werden. Eine kleine Bibliothek ist den Gefangenen zum Gebrauch anheimgegeben. (Weber's Volkskal. f. d. J. 1853.)

Der Schwan.

Von Dr. Hermann Masius.*)

Der Schwan ist der Wasservogel in höchster Vollendung, ein ideales Gebilde der Natur: Alles an ihm schön, hehr, voll Majestät. Früh hat sich die dichtende Sage seiner bemächtigt, die Sänger aller Völker haben ihn verherrlicht, und wollen sie sich selbst im Bilde darstellen, so finden sie ein edleres nicht, als ihn, den melodischen Vogel Apollo's.

Langsam und stolz schwimmt er durch den abendstillen Weiher. Kein Blatt regt sich, keine Welle: der Schwan allein zieht seine langen, einsamen Kreise, wie wenn ein lichter Geist der Wasser schweigend dahinglitte, jetzt plötzlich in der Tiefe verloren, jetzt in

*) Aus Dessen „Naturstudien". Leipzig. Fr. Brandstetter. 1852.

erneuetem Glanze emportauchend. Wie blendend schimmert sein schneeiges Weiß; wie prächtig hebt und biegt sich dieser Wellenhals; wie leicht und frei schwebt er dahin, die Schwingen segelgleich gelüftet: jeder Umriß sanft sich schmiegend, jede Stellung seelenvoll, jede Bewegung edel: ein wechselndes Spiel der schwunghaftesten, anmuthigsten Linien, gleich als wisse er, daß die Fluth selber im Anschauen seiner Schönheit weile. — So kreis't er nach der tiefsinnigen Sage des Nordens auf dem Urdarborn, dem heiligen Quell der Zeit, von Ygdrasils, des Weltbaums, Zweigen überschattet. So fährt er nach dem Römischen Dichter den Wagen der meerentstiegenen Göttin über die Wellen. So endlich verstehen wir erst jene lachende, geistvolle Mythologie, die diesen Vogel der reizendsten unter den Sterblichen zum Vater gab, und jenen Ausdruck des Deutschen Gedichts, welches die Walkyrenschönheit Brunhild's zu bezeichnen, kurz von ihr sagt, sie gleiche dem Schwan auf der Welle. — Nicht minder herrlich als sein Schwimmen, ist der Flug des Schwanes; er fährt durch die Lüfte „wie ein Held und Adler", und wie fernhertönende Posaunen oder verhallendes Geläut der Glocken klingt ihr Chor aus der Höhe. Das ist der Schwanengesang: halb Kriegesruf und halb ein Friedenspsalm. Er liebt aber den Frieden mehr als den Streit. „Herrschen Löwe und Tiger auf der Erde, Adler und Geier in der Luft nur durch Krieg und Grausamkeit: so waltet auf den Gewässern der Schwan durch seine Größe, Majestät und Sanftmuth. Sind jene blutige Tyrannen, so ist er Friedensfürst, der erste Bürger eines stillen Freistaats": ruheliebend genug, um nie den Kampf zu suchen, und stark genug, um ihn nie zu fliehen. Furchtlos erwartet er den Adler, und sein Muth und seine Kraft geben ihm den Sieg auch über die lauernde List des Fuchses, ja über das Eisengebiß des Wolfs, die er mit in's Wasser reißt und hinabdrückt. Darum ist es ein schönes Bild, wenn Homer (Iliade 2, 462) die aus den Schiffen in die Schlacht stürzenden Griechen vergleicht mit dem

„Volk langhalsiger Schwäne,
hierhin flatternd und dorthin mit freudigem Schwunge der Flügel,
dann mit Getön absenkend den Flug, daß weit das Gefild schallt."

Aber schöner noch dünkt uns, daß nach Deutscher Ursage über den Häuptern der Heiden Schwäne singend einherziehn, gleich als rufe sie Walhalla zur Unsterblichkeit.

Fühlt der Schwan den Tod nahen, so strömt er sein letztes Leben in erhabenen und entzückenden Melodieen hin: dieß eine Fabel zwar, aber eine der sinnigsten des Alterthums, welches in diesem Vogel die Psyche ahnete und sich ein Bild schuf von der „Lebenweckenden Kraft, die aus den Pforten des Todes uns entgegenweht".

Hamburg. Gedruckt in J. B. Appel's Buchdruckerei.

Lesefrüchte
vom Felde der neuesten Literatur
begründet von
Dr. J. J. C. Pappe,
fortgesetzt und herausgegeben von Dr. C. F. G. Müller.
(Expedition: Rathhausstraße No. 10.)

1852. 3ter Band. 19tes Stück.

Die Dankbarkeit vergiß nicht.

Eine Geschichte aus dem Kriege in Rußland,

von W. O. von Horn.*)

Es ist wohl traurig, daß wir selbst ein Deutsches Sprichwort haben, dessen Inhalt den Beweis giebt, wie selten eine wahre Dankbarkeit in der Welt sei, das Sprichwort nämlich, das es rund ausspricht: Undank ist der Welt Lohn.

Mann sollte meinen, der Dank sei das Allernatürlichste, was ein Menschenherz bewegen müsse, wenn ihm ein Anderer etwas Gutes erwies, und es könne gar nicht anders seyn. Ist ja doch das Thier seinem Wohlthäter dankbar, und der von Gott so reich begabte Mensch sollte es nicht seyn?

Und doch hat leider das Sprichwort nur zu sehr Recht; nur zu oft erleben wir es, daß die unserer Wohlthat vergessen, die ihrer gerade am meisten theilhaftig wurden.

Wenn davon die Rede ist, so hört man oft ein Wort, das ein schweres Urtheil ausspricht, das nämlich: Reiche Leute vergessen gar zu leicht und zu gerne, was ihnen Arme einmal leisteten.

Da freue ich mich denn, meinen lieben Lesern eine Begebenheit erzählen zu können, die von dem gerade das Gegentheil beweis't, und ich bin überzeugt, es kommen ähnliche Fälle viel Tausendmal vor, werden aber selten so bekannt. Eins thut mir nur leid, das nämlich, daß mein Gewährsmann die Namen der beiden so ehrenwerthen Leute nicht genannt hat. Dazu mag er seine Gründe gehabt haben, weil damals beide noch lebten. Und wenn auch, man

*) Aus Dessen „Hand in Hand. Eine Reihe von Geschichten." Stuttgart, C. P. Scheitlin's Verlagshandl., 1852. D. Red.

soll, eines braven Mannes Namen nennen, wenn er es verdient, und sich nicht scheuen! Da ich hier aber nur berichte, so kann ich nichts dafür und denke: Einer weiß die Namen genau und der hat sie auf sein Buch geschrieben — und in dem Buche bleicht keine Tinte und zerreißt kein Papier!

Als der Napoleon noch regirte, und die Menschen auf den Schlachtfeldern hinmordete, kam ihm auch der verwegene Gedanke, nach Rußland zu ziehen, und er dachte nicht daran in seinem Uebermuthe, daß ihm da der Herr im Himmel einen Damm von Eis und Schnee bauen und eine Kälte schicken könnte, die schlimmer in ihren Folgen sei, als der heiße Wind Samum in der Afrikanischen Wüste, vor dessen brennendem Hauche kaum ein Wesen leben kann, und den er auch kennen gelernt hatte in Aegypten.

Er rückte mit dem auserlesensten Heere und mit einer Kriegsrüstung, die kaum ihres Gleichen jemals hatte, in Rußland ein, und dachte schon, er sei Herr der Welt, als droben im Himmel der Herr, der aller Menschen Plane zu Nichte machen kann, und vor dem sich Könige und Kaiser in den Staub beugen müssen, sprach: Bis hierher, und nicht weiter! Die entsetzliche Kälte kam; das Eis und der Schnee kamen mit furchtbarer Macht; der Kreml, das Kaiserschloß in Moskau, ging über seinem Haupte in Flammen auf, und der, welcher so siegesgewiß sich in das kalte Nordland gewagt hatte, mußte unter grauenhaften Umständen fliehen, und seine armen Soldaten starben, wie die Schneeflocken fallen, hin vor Hunger, Kälte und Jammer, und viele treue Mutterherzen sind im Grame um ihre hingeopferten Kinder zur Grube gefahren.

Hab' auch so ein Mutterherz gekannt, und oftmals die heißen Thränen getrocknet mit der Hinweisung auf das Land des Friedens, wo es sein beweintes Kind wiedersehen würde. Und in dieser seligen Hoffnung hat es ausgerungen, und ist hinübergegangen, wo die in Freuden erndten, die in Thränen gesäet haben. Solche Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden!

Unter den Tausenden, welche in Rußland vor Hunger und Kälte starben, war auch manch' Deutsches Herz; denn die Deutschen Fürsten, die in dem Rheinischen Bunde waren, mußten dem Napoleon Truppen stellen, die für seine herrschsüchtigen Plane ihr Blut opfern mußten.

So war denn auch mancher Muttersohn aus dem Bayerischen Lande mitgezogen, der sein Grab in dem eisigen Norden gefunden hat, und ich weiß von Zweien, die auch mitzogen, von denen ich mehr erzählen werde in dieser wahren Geschichte.

Der Eine war eines Bauern Sohn aus Franken, und sein einziger. Reich war der Bauer nicht; auch nicht arm. Er war eben so Einer von den mittelmäßigen, von denen es in der Schrift heißt: Du sollst dich nähren von deiner Hände Arbeit. Wohl dir, du hast es gut!

Als der Seppel, was so viel, als hier zu Lande Joseph heißt, zum Heer gezogen wurde, da gingen dem Vater die Augen über, und es war der Mutter gut, daß sie solch' Herzeleid nicht erlebt hatte. Der alte, biedere, gottesfürchtige Mann mochte denken, wie es in der Schrift steht: Ich bin wie Einer, der seiner Kinder gar beraubet ist; denn der Seppel war sein Ein und Alles, und er hatte nie gemacht, daß über ihn eine Thräne in des Vaters Auge kam, noch ein Kummer in sein Herz.

Man mußte es damals ungefähr, daß Einer, der mit dem Napoleon ziehen mußte, sein Todtenhemd anhatte und wenn er auch blühte, wie eine Rose.

Alle die Thränen halfen nichts; aber das: Behüt' dich Gott, mein liebes, liebes Kind! war mehr werth; denn es lag ein Segen und ein Gebet darin, das allemal ein sicherer Paß ist, als der, den die Polizei ausstellt, weil der liebe Herrgott im Himmel seinen Engeln Befehl thut, daß sie ihn visiren. Und mit solchem Passe zog der Seppel gen München, wurde dort eingekleidet und bewaffnet, und als die Trommel rasselte, folgte er, schweren Herzens, dem Kalbfell nach Rußland. Behüt' dich Gott, mein liebes, liebes Kind! betete das Vaterherz, und betete so alle Abende, die da kamen, und alle Morgen. So schied aus dem stillen Bauernhause in Franken der gottesfürchtig erzogene, einzige Sohn, und ein anderer aus einem gräflichen Schlosse in Oberbayern ging denselben Weg, auch begleitet von einem mit Vaterthränen begleiteten: Behüt' dich Gott!

In Oberbayern nämlich wohnte ein Graf. Er war einer der Reichsten im Lande und hatte auch nur Einen Sohn und Erben. Der machte es, wie's manchmal junge Leute machen, wenn der jugendliche Leichtsinn das Herz bewegt. Es gefiel ihm der hellblaue Rock mit dem rothen Kragen besser, als der bürgerliche, der nur Eine Farbe hat. Und wenn er schon als Bube so ein glänzendes Reiterregiment sah mit den schönen Helmen und blanken Küraßen, so hüpfte ihm das Herz in der Brust und er dachte, so mußt du auch einmal Einer werden, es mag gehen oder brechen!

Sein Vater war in seinen früheren Jahren selber Obrist eines Reiterregiments gewesen, und das war der Grund, daß der Vater dachte: Laß ihm den Spaß; es ist ja Friede! Und ist er's satt, so kommt er schon wieder heim, zu dir. —

Als denn nun der junge Graf, der wohl erzogen war und ein treues Gemüth hatte, seine neunzehn Jahre alt war, da trug er den glänzenden Helm und Küraß, und war kein schönerer Officier in ganz München zu sehen, und es war Friede und Alles gut.

Aber da kam der unglückselige Rheinbund, und die Kriegstrompete erschallte. Da hatten sie's! —

Da war's nichts mit dem Abschied nehmen, denn die Ehre forderte es, daß der junge Graf mitziehe. Freilich bebte in Todes-

angst das Vaterherz, aber die Feldzüge gingen herum, und eine Kugel war für den Jüngling noch nicht gegossen und die Säbel der Feinde prallten ab an Küraß und Helm, weil des Vaters Gebet' dich Gott eine feurige Mauer um den Sohn bildete und eine Wagenburg dazu.

Er kam eben vor lauter Kanonendonner nicht dazu, heim zu gehen, und als der Krieg nach Rußland unternommen wurde, forderte es abermals die Ehre, daß er nicht zurücktrat, sondern mit zog in das Land voll Schnell und Eis, wo's die vielen Franzosengräber gab.

Die Zwei, von denen ich da erzählt, wußten nichts von einander und kannten sich auch nicht, sintemal der Seppel ein Fußgänger war, und der Graf ein Reiter; der Seppel gemeiner Soldat, und der Graf ein Officier. Aber Beide zogen denselben Weg und sollten schon zusammenkommen, wenn Zeit und Stunde da war, denn das Sprichwort sagt: Berge kommen nicht zusammen, weil Thäler dazwischen liegen, wohl aber die Menschen, wenn auch Berge und Thäler dazwischen lägen, wenn's nämlich Gottes Wille so ist.

Anfangs ging Alles gut. So lange sie noch durch das Land zogen, wo die Deutsche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt, waren sie so gut, wie daheim, und sie hatten auch nichts zu klagen, als etwa die weiten Märsche; auch in Polen ging's noch, denn sie hatten vollauf zu leben, und brauchten nicht unter Gottes freiem Himmel zu schlafen; aber als sie in das eigentliche Rußland kamen, da ging's Biff, Baff! Und das Todtschießen und Todtgeschossenwerden ging alle Tage und Hungerleiden kam auch mehr als einmal, denn die Kriegs-Kommissäre, die für die Ernährung der Soldaten zu sorgen hatten, dachten mehr an ihren bodenlos tiefen Geldbeutel, als an das Ernähren der armen Soldaten. Und die Russen waren pfiffig. Die dachten: Kommt nur recht tief in's Land herein. Dann kommt der General Winter, der ein rechter Feldmarschall ist, und läßt seine Truppen in's Feld rücken, nämlich Kälte und Schnee und Eis; dann sollt Ihr etwas lernen, und die Nüsse, die der Euch zu kracken giebt, werdet Ihr nicht aufbeißen! Ueberall zogen sie sich nach leichten Scharmützeln zurück, und die Franzosen waren wacker hinterdrein und der Napoleon dachte: Nur zu! Bin ich einmal in der uralten und reichen Stadt Moskau, so sollen meine armen Soldaten es schon gut kriegen und im nächsten Frühjahr pfeif' ich Euch Russen ein Stücklein, nach dem Ihr tanzen sollt!

Der Mensch denkt's, Gott lenkt's!

Sie kamen mit Ach und Krach nach Moskau — aber da sah's scheu aus! Es waren keine Menschen da! und als sie meinten, sie wollten sich jetzt einmal nach all' den Leiden und Mühseligkeiten den Guten anthun, siehe, da brannte auf einmal die ungeheure

Stadt an allen Ecken, in der Mitte, und hinten; und über dem Kopfe Napoleons brannte das alte prächtige Kaiserschloß, das „der Kreml“ heißt. Und zu essen gab's Nichts, und wer trinken wollte, konnte Wasser haben oder Schnee am Feuer vergehen lassen, so viel er Lust und Durst hatte.

Großer Gott, das war eine Lage zum Verzweifeln! Und kalt war's, daß Stein und Bein zusammenfroren, so kalt, wie es Franzosen und Deutsche daheim niemals gefühlt hatten.

Da war der beste Rath, aufpacken und zurückziehen nach Polen oder Preußen! Das war aber schnell gesagt und langsam gethan, und schwer dazu, denn das Heer war erschöpft; der Lebensmittel gab's wenige und des Hungers viel. Ueberdieß war bald die Ordnung dahin. Jeder wollte sich retten und der Erste seyn, der heimkäme, oder doch dahin, wo's weniger Kälte und mehr zu essen gab. Und überall waren ihnen auf einmal die Russen, besonders ihre leichten Reiter, die Kosacken, im Nacken und machten Gefangene, schossen und stachen todt mit ihren Lanzen, was ihnen in den Wurf und in die Beine kam.

Ein solches Fliehen, ein solcher Jammer, ein solches Elend, wie es die Franzosen da erduldeten, ist noch niemals erhört worden!

Doch — wir müssen noch einmal mit unsern Gedanken in die brennende Stadt Moskau zurück, weil wir sehen müssen, wie es dort unserm Seppel ging.

Sein Regiment nahm ein Quartier, das heißt so ein Viereck von Häusern, das durch vier Straßen gebildet wird, ein, um sich da Wohnungen und Lebensmittel zu suchen; aber die Häuser waren leer und kein Mensch zu sehen. Das war schauerlich! Sie meinten, sie wären in einer Todtenstadt. Viele der jungen Soldaten dachten, sie seien nun die Herren da, und Alles sei ihr Eigenthum. Was sie an Geld und Geldeswerth fanden, das nahmen sie und beluden sich damit, daß sie kaum ihre ledernen Tornister oder Ranzen tragen konnten von Gold, Geld und Geldeswerth. Sie kamen halt wohlfeil dazu.

Seppel und ein anderer Landsmann saßen am heißen Ofen, den sie sich gemacht, in einem menschenleeren Hause, welches, nach Allem, was man sahe, einem Manne gehört hatte, der einen Kramladen, und insbesondere einen von Lebensmitteln hielt.

— „Jockel,“ — sagte Seppel zu seinem Landsmann, der zu Menderschwaig zu Hause war — „ich halte alle die für geborene Narren und Esel, die sich mit Gold und Geld beladen, wie Sackesel. Geld kann man nicht essen, und für unser gutes Geld haben wir auf dem Herwege keine Brotkruste gekriegt. Ich will Dir etwas sagen: hier in der Stadt ist's mit uns aus. Die Brandstätten wachsen überall, und bald kann es uns auch an den Grips gehen. Unseres Bleibens ist nicht. Vorwärts geht's auch nicht, denn wir sind alle so matt, daß uns die eigenen Beine nicht tragen

wollen. Da heißt's: Rückwärts, Marsch! Das wird aber eine Geschichte werden, wie wir noch keine erlebt! Kälte und Hunger sind unsere Gesellen herwärts gewesen, und werden es hinwärts auch seyn, denn so ein Russischer Winter, das hat schon unser Schulmeister in der Schule gesagt, hat seine Mucken und ist zähe. Dazu wird es kommen, daß die Russen, die sich herwärts nicht sehen ließen, uns heimwärts das Geleit geben werden mit Kugeln und Lanzen. Leicht ist da das Beste; aber Eins weiß ich, das über Alles geht, nämlich das Sprüchwort: Ein Stück Brot in der Tasche ist besser, als eine Feder auf dem Hut. Weißt Du was, ich suche in meinen Ranzen so viel Lebensmittel zu kriegen, als ich hereinbringe. Jetzt kann ich ihn noch tragen. Wenn ich aber einmal von den Märschen matt und müde bin, so wird er von selbst alle Tage leichter! Merk's, ich esse alle Tage davon, und da wird's immer weniger.«

Jockel nickte ihm Beifall zu. Es lag auch auf der Hand, daß der Rath gut war.

— »Bringen wir nur das Leben heim, so wollen wir Gott danken,« — fuhr Seppel fort — »das Geld kann uns nicht helfen, nicht satt machen.«

Jockel sagte: »Du könntest Rathsherr zu Nürnberg werden, so klug hast Du das herausgefingert; aber ich mach's, wie Du.«

Nun begannen sie das leere Haus vom Keller bis zum Speicher unter dem Dache zu durchsuchen, wie die Katzen nach den Mäusen.

Im Keller fanden sie zwei Flaschen guten Branntwein, in einer dunkelen Ecke. Das war für Soldaten nicht übel. —

— »Branntwein trinken in der Kälte bringt den Tod,« — sagte Seppel — »denn man wird matt und schläfrig davon, und schläft man ein, so erwacht man erst am jüngsten Tage wieder; aber er kann uns dienen. Ein kleines Schlückchen erwärmt uns in der Kälte. Sie steckten ihn ein. In einem Kasten, der ziemlich verborgen stand, fanden sie einige Bröte und eine Blechbüchse voll gemahlenen und gebrannten Kaffee. Das war mehr werth, als Alles. Als sie aber in die Küche des Hauses kamen und den Rauchfang untersuchten, da sahen sie zu ihrer Freude, daß der Hauswirth vergessen hatte, eine Reihe gesalzner Ochsenzungen mitzunehmen. Jetzt wurden die Tornister von Allem befreit bis auf ein Hemd, ein Paar Socken und ein Paar Schuhe. Aller übrige Raum wurde mit dem Brote und den geräucherten Zungen und der Kaffeebüchse ausgefüllt.

Als die Ranzen tüchtig bepackt waren, erwarteten die Zwei ruhig das Zeichen zum Abmarsch. Das ließ nicht lange auf sich warten, denn die ungeheure Flammensäule der unermeßlichen Brandstätte wälzte sich immer drohender dem Mittelpunkte der Stadt zu, wo die Truppen standen. Man hätte das Feuer schon leiden können, aber das war doch zu viel!

Anfangs ging der Rückzug noch in einiger Ordnung, aber bald ergriff der Todesschrecken die Massen. „Rette sich, wer und wie er kann!“ hieß es alsdann, und Alles ging durcheinander, Reiter, Fußvölker, Artillerie und Gepäckwagen! — Oft stopfte sich in Engpässen die Masse, ja selbst auf freiem Felde, daß es stundenlang währte, bis ein solcher Knäuel sich entwirrte, und es wieder an's weitere Ziehen kam. In solchen Zeiten ist sich leider Jeder selbst der Nächste, und die Liebe wird rar.

Die Kälte war furchtbar. Die Lebensmittel fehlten bald für Menschen und Thiere, und die Straße des Zuges war mit Pulverwagen, Gepäckwagen, Kanonen und dergleichen Fuhrwerken bedeckt, die keine Pferde mehr hatten. An den Wegen lagen die gefallenen Pferde, und, gierig, wie Wölfe, schnitten und hieben die Soldaten sich Stücke des Fleisches ab, um es, wenn sie ermüdet rasten mußten, an einem kümmerlichen Feuer in ihren Feldkesseln zu kochen oder zu rösten, und es dann, noch halb blutig, zu verschlingen, da der Hungertod auf der Zunge saß. Halbe Regimenter, die sich Abends, auf's Aeußerste ermattet, um ihre Feuer zur Ruhe gelegt, waren am Morgen erfroren, und voll Entsetzen flohen die noch Lebenden weiter, und die Kosacken umschwärmten sie, wie lechzende und krächzende Raben, mordeten, raubten, machten Gefangene, kamen und verschwanden wieder mit ihren leichten Rossen.

Kommando und Gehorsam waren Dinge, von denen man nichts mehr wußte, und nach denen auch Keiner mehr zu fragen Lust trug. Da sah man Gemeine und hohe Officiere zusammen wandern. Reiter aller Art ohne Pferde, Soldaten aller Waffengattungen bunt untereinander gemischt. Die Noth hebt halt alle Unterschiede des Lebens auf, wie der Tod, darum reimen sich auch beide auf einander.

Ein Obdach zu finden, war eine Seltenheit, und wenn man einmal so glücklich war, ein Dorf zu erreichen, so waren die Räume so vollgepropft, daß die, welche spät kamen, sich dennoch in ihrer Hoffnung getäuscht sahen und doch wieder unter dem kalten Sternenhimmel schlafen mußten.

Alles menschliche Gefühl schien erstorben. Gefühllos wanderten die, welche noch einige Kraft hatten, an denen vorüber, die sterbend am Wege lagen, und der Anblick der Todten hatte höchstens die einzige Wirkung, daß die noch Lebenden ihre letzten Kräfte anstrengten, schnell weiter zu kommen, und doch hatten sie vielleicht nach wenigen Stunden dasselbe Schicksal, wie die, an welchen sie vorüber geeilt waren ohne Trost und Beistand. Die Armen! Wehe dem, der's zu verantworten hat!

Kehren wir uns jetzt einmal um und fragen, wo ist denn unser Seppel und sein Kamerad Jockel? —

Wir finden sie ungefähr in der ersten Hälfte des Zuges der flüchtenden Armee Napoleons. Was sie so weit voruhin gebracht,

das war eben Seppels weise Vorsicht, nicht Geld und Geldeswerth in den Ranzen zu packen, sondern Lebensmittel. Diese erhielten ihre Kräfte, und durch dieselben waren sie im Stande, der Kälte und dem Marsche zu trotzen. Aber wie mußten sie ihren Reichthum, mit dem sie ohnehin spärlich haushalten mußten, heimlich thun! Hätten's die Andern auch nur gemerkt, sie hätten sie todtgeschlagen ohne Rücksicht, um der Lensmittel willen, denn alle Schonung und Erbarmung war, wie gesagt, am Ende, und Jeder dachte eben nur an sich und seine eigne Noth und Rettung.

Die Kälte stieg mit jedem Tage und jede Nacht brachte viele Hunderte von Todten, und an's Begraben dachte kein Mensch.

Eines Tages wanderten die zwei Landsleute ziemlich rüstig auf der Heerstraße. Man sah nicht weit vor sich ein Dorf, und hoffte ein Obdach zu finden, um einmal schlafen zu können. Da sahen sie in einer Vertiefung, wo der Schnee rings wie eine Mauer aufgethürmt war, und wer weiß, wie viele schon ein Nachtquartier und Todtenbett gefunden hatten, deren starre Leichname die Schneemauer noch höher und gegen den schneidenden Nordwind sicherer machten, eine matte Rauchwolke aufsteigen, und als sie näher kamen, lagen an dem Feuer vier Soldaten, von denen drei für diese Welt ausgeschlafen hatten, und nur Einer noch Leben hatte, der seine Füße gegen das erlöschende Feuer hielt.

— „Ach Gott,“ — sagte Seppel zu seinem Gefährten — „sieh' mal da das junge Blut, das in einer Stunde auch todt ist! Und es ist ein Deutscher Landsmann, ein Bayer, dazu ein Officier und seiner Bursch! Doch auch einer Mutter Sohn und eines Vaters Trost!“

Das Herz in ihm regte sich mit aller Macht. „Wärst du's,“ — dachte er — „und es rettete dich Einer, wie wolltest du Gott danken! Und der Herr Jesus hat gesagt: Was ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen!“

— „Jockel,“ — sagte er in diesem Augenblicke laut und fest — „den nehmen wir mit! er soll nicht hier umkommen. Gott hat mir das Herz bewegt.“

— „Wir haben nicht genug für Dreie!“ sagte Jockel.

— „Gott will, wir sollen ihn retten, ich fühl's, und er konnte mit Wenigem an Brot und Fischlein Tausende speisen und blieben noch viele Körbe voll Brocken übrig, und waren doch alle satt geworden; er wird auch das, was wir haben, uns genug seyn lassen. Ich will weniger essen und ihn retten!“

Jockel brummte und knurrte; aber der Jüngling, der die Worte gehört hatte, streckte beide Arme nach ihnen aus und rief sterbensmatt: „Erbarmt Euch meiner, sonst muß ich hier elendiglich sterben, wie diese!“

Der Jockel wollte nicht dran und sagte: „Er ist ja schon halb

todt! Gieb Acht, wir laden uns eine Bürde auf, die uns selber todt drückt! Laß ihn liegen. Was geht er uns an!"

Aber dem Seppel war das Wort des armen, jungen Blutes durch die Seele gegangen. Er war schon bei ihm. Brach ihm sein Brod und reichte ihm eine Schnitte von der geräucherten Zunge und einen Schluck Branntwein. Jockei wollte allein nicht fortgehen und blieb auch stehen, ob er wohl gleich höchst unzufrieden mit seines Kameraden allzu fixer Barmherzigkeit war, und heimlich fluchte, wie ein Türke.

Der junge Kürassierofficier fühlte sich wunderbar gestärkt. Er richtete sich auf und, auf die Beiden sich stützend, ging er eine Weile langsam fort. Allmählich kam Wärme und Leben in seine Beine, und nach einer halben Stunde konnte er schon allein und ganz wacker gehen.

Der geneigte Leser wird's schon merken, daß das Sprichwort wahr geworden war, daß die Berge nicht zusammenkommen, weil die Thäler dazwischen sind, wohl aber die Menschen, die der liebe Herr im Himmel zusammenführen will — und wenn auch Berge und Thäler dazwischen lägen. Und was die Beiden zusammenbrachte, den braven Bauernsohn aus Franken und den Grafensohn aus Oberbayern, das war das treue: „Behüt' Dich Gott!" das ihre Väter ihnen mitgegeben auf den Weg.

Nach einem langsamen Marsch, weil's eben der Kürassierofficier mit seinen froststeifen Gliedern noch nicht recht fertig bringen konnte, kamen sie in das Dorf und waren glücklich, in einer Stube ein Obdach zu finden, darinnen ein Ofen stand. Holz gab's, weil man Thüren und Treppen und Alles nahm, was eben brannte. Sie machten sich ein Ofenfeuer an, das sie wunderbarlich belebte und erquickte, setzten ihren Feldkessel auf und kochten sich aus der Blechbüchse von Moskau einen Kaffee, und, als sie den getrunken, kochten sie sich drei Stücklein Zunge und aßen jeder eine Schnitte Brot dazu und legten sich dann in der warmen Stube auf den Boden, wickelten sich in ihre Mäntel, nahmen die Ranzen unter den Kopf und schliefen, wie sie seit Moskau nicht geschlafen hatten, und, wie man sagt, wie Kurfürstenhofhund, so herrlich.

Wie erquickt und gestärkt erwachten sie! Noch einmal erquickten sie sich mit Kaffee und Brot, und dann wünschten sie Segen dem entflohenen Bewohner des Hauses, und schritten, nachdem Seppel laut und gläubig gebetet hatte, mit neuem Muthe und neuer Kraft weiter. Allein der Jockei hatte nicht Lust, sein Brot mit dem Landsmann zu theilen. Er ging schon in der folgenden Nacht mit einem andern Trupp weiter und ließ den Seppel und den Kürassier allein wandern.

— „Fahr' hin," — sagte Seppel — „viel bist Du nicht werth! Will uns Gott erhalten, so läßt er uns nicht erkalten!"

Dieß Sprichwort kam ihm jetzt gerade gerecht, und es frischte seinen und seines Leidensgefährten Muth sehr auf.

Schlimm war es, daß der Küraßier schlecht zu Fuß und weich war. Er hatte seine Füße zum Theil erfroren, und bald auch aufgegangen; allein sie waren auch nahe am Ziele, nahe bei Polen nämlich, wo sie eine Aenderung ihres Schicksals erwarten konnten.

Seppel zog einem Todten das Hemde aus, machte Lappen daraus; briet dann ein Stück von einem todten Hunde, den sie am Wege fanden, und ließ das Bißchen Fett, welches herausquoll und briet, mit einer Eisscholle zusammen im Feldkessel kochen. Daraus bildete sich eine Salbe, mit der er die Lappen bestrich, und des Officiers Füße umwickelte. Das that diesem gar wohl und er konnte wieder weiter wandern. Nach unsäglichen Leiden erreichten sie endlich Polen. Jetzt aber war es auch nicht mehr möglich, daß der arme Küraßier weiter konnte. In einem Bauernhause, bei menschenfreundlichen Polen, fanden die beiden Gefährten Unterkunft und liebevolle Pflege für kurze Zeit.

Der Küraßier schrieb von hier aus an seinen Vater und hoffte Geld zu bekommen.

Acht Tage blieb der gute Seppel bei ihm und pflegte ihn, bis seine Füße zu heilen begannen. Da trieb es den Seppel weiter. Er dachte an seinen alten Vater und hatte keine Ruhe mehr.

Als er aber schied, stürzte er seine Kasse, und da er noch dreißig Franken fand, gab er funfzehn dem jungen Küraßier und machte sich zur Weiterreise bereit.

— „Wenn Ihr Geld kriegt, dann könnt Ihr Euch schon weiter helfen,“ — sagte Seppel — „und braucht mich nicht mehr. So will ich denn in Gottes Namen gehen und zusehen, wie ich fortkomme.“

Vergebens wollte ihn der Küraßier bestimmen, sein Geld, das er so nöthig brauchen würde, zu behalten. Er that's einmal nicht anders.

Der Küraßier schrieb sich seinen Namen und Wohnort auf, sagte ihm den seinigen, und weinte heiße Dankesthränen an seinem Halse, und Seppel wurde auch weich unter der Weste.

— „Werde ich gerettet, und ich vergesse Dich, so soll Gott der Herr meiner vergessen in Ewigkeit!“ — Diese Worte sagte, weinend vor Leid über seines Retters Scheiden, der Officier, und Seppel schied mit dem schönen Sprüchlein: „Behüt' Euch Gott!“

Seppel wanderte voll Glauben, der Herr werde dem Küraßier schon weiter helfen, und auch ihn behüten, weiter. Zu seinem Regimente kam er nicht mehr, denn in Sachsen erkrankte er und kam in das Lazareth. Da lag er lange an dem bösen Fieber darnieder, welches damals so Viele hatten, und das so Viele hinwegraffte; allein über ihm waltete Gottes schirmende Hand. Er genas endlich, erhielt einen Paß in die Heimath und trat seine Wanderung an im Vertrauen auf Den, der bis hieher geholfen.

So schlimm auch die Zeit war, und so sehr groß die Gefahr des Krieges, er fand milde Herzen überall, und kam endlich wieder glücklich nach Franken zu seinem Vater, der ihn in seliger Freude in seine Arme schloß, und den Herrn pries aus dankbarem Herzen, der ihm sein Kind bewahrt hatte. Er erhielt seinen Abschied und blieb nun bei seinem alten Vater, den er in seinen Arbeiten als treuer Sohn unterstützte.

An seinen Kürassier dachte er oft, sehr oft, und ob er wohl noch leben möchte; aber er hörte nichts mehr von ihm, vergaß sogar seinen Namen gänzlich, und war Gott dankbar, daß er seinen Abschied hatte, denn sonst hätte er die Freude haben können, noch zweimal mit nach Paris zu wandern, die Leipziger Schlacht gar nicht gerechnet. Seinem Vater, dem er, wie seinen Nachbarn oft und viel erzählen mußte, theilte er denn auch die Geschichte mit dem jungen Grafen mit, und die Bauern sagten: „Der macht's, wie alle die vornehmen und reichen Leute. Sie sehen's für ein Muß an, was Unsereins freiwillig thut; und für den Dank haben sie ein ganz kurzes Gedächtniß. Wir kennen sie!“

Werfen wir den Blick in das Polnische Bauernhaus, wo der Kürassierofficier geblieben war, als Seppel von ihm schied, so änderte es sich da in ganz kurzer Zeit; denn es kam ein Brief aus Deutschland an, der viel Geld brachte. Der junge Mann belohnte seinen Wirth reichlich, und ließ sich einen Wagen so bequem als möglich herrichten. Damit fuhr er nach der nächsten Stadt, wo ein Französisches Lazareth war. Hier weilte er, bis seine Frostwunden geheilt waren, und eilte dann zu seinem Regimente, wo man ihn bereits in die Liste der Umgekommenen gesetzt hatte. Von seinem Regimente war eben nur noch ein Drittheil übrig; die Andern lagen an der Berezina und an anderen Stellen, wo wilde Kämpfe Statt gehabt, oder im Schnee der Steppen, oder waren auf dem Wege, in den Einöden Sibiriens lebendig begraben zu werden als ewige Gefangene; denn von da soll kein Wiederkehren seyn.

Der junge Graf kämpfte alle Schlachten mit auf Seiten der Franzosen, bis auch die Bayern abfielen von dem Tyrannen, der ihre Kinder hingemordet hatte. Das gläubige „Behüt' Dich Gott!“ war ihm auch ein Schild in allen diesen Schlachten gewesen, und war es ihm, bis 1815 der Erbfeind auf dem Felsen im Meere seiner Tage Rest zu verleben gezwungen wurde. — Da erst kehrte er heim in die Arme seines Vaters, der manche Stunde der Angst um ihn verlebt hatte. Aber wie Unrecht thaten ihm die Bauern in Seppels Hause in dem Dorfe in Franken! Mit welcher Begeisterung warmer Dankbarkeit schilderte er seinem Vater das treue Gemüth seines ehrlichen Seppel, dessen Namen und Wohnort er genau kannte; wie heiß war sein Wunsch und der seines Vaters, dem Retter seine Liebe und Dankbarkeit zu beweisen!

Bis zum Herbste 1815 hielt er es aus; dann aber sagte er seinem Vater, er müsse seinem Herzen ein Genüge thun, und seinen Seppel wiedersehen.

— „Wenn er nur noch lebt;“ — sagte er — „wenn er nur in die Heimath zurückgekehrt ist!“

Der Vater sagte ihm nicht, daß er sich bereits nach Seppel und seinen Umständen heimlich erkundigt; sagte ihm nicht, daß er ein Landgut von hundert Morgen, das in dem Dorfe feil gewesen, für sich hatte ankaufen lassen; verschwieg ihm auch, daß er bereits Alles, was er heimlich in seiner Brust trug, hatte richtig und fest machen lassen; aber er hielt nun den ungeduldigen Sohn nicht länger zurück. Sie reis'ten endlich nach Franken ab, Vater und Sohn.

Ich hab's schon oben gesagt, das Seppels Vater kein reicher Bauer war, aber auch grade kein armer. Er kam, wie man sagt, eben so aus. Die fünfundzwanzig Morgen Aecker und Wiesen, die er besaß, waren schuldenfrei, aber es war doch kein Gut, das sich messen konnte mit andern Bauern des Dorfes. Das war auch der Grund, warum in der letzten Zeit Seppel oft tief betrübt war. Schon ehe er hatte Soldat werden müssen, ging er der bildschönen und mildsanften Tochter eines reichen Bauern zu Gefallen, und das Mädchen hatte das schnell weg und war nicht böse darüber; denn Seppel war ein prächtiger Bursche, und eine treue, brave Seele dabei. Die Liebe fragt nicht viel nach Geld und Gut; desto mehr aber die Eltern, und insbesondere, wenn sie reiche Bauern sind. Die Eltern rechnen lieber, als die Kinder, die vor Liebe keine Zeit dazu haben.

Als darum der Lindenbauer, wie sie den alten Vorstelmeyer nannten, weil eine großmächtige Linde in seinem Hofe stand, merkte, daß seine schöne, blühende Crescenz mit dem Seppel wollte Liebhaben spielen, da legte er die Stirn in Falten und sagte zu dem Mädel, es solle sich das vergehen lassen; der Vorstelmeyer nähme keinen Lumpen zum Schwiegersohn; er gäbe seinem Kinde, und jedem derselben fünfzig Morgen mit, und da dürfe der Mann nicht weniger mitbringen, daß er nicht die Schmach erlebe, Eins seiner Kinder in Armuth zu wissen; ein Bauer dürfe kein Bäuerlein zum Schwiegersohn haben.

Crescenz weinte und sagte es ihrem lieben Seppel; der war tief niedergedrückt, und wollte gar nicht mehr froh werden. Der Vorstelmeyer hatte sich aber doch verrechnet, wenn er glaubte, so treue Liebe sei wie sprödes Eisen, das kurz abbricht. Was nun vor den Augen Aller nicht mehr geschehen durfte, das geschah heimlich. Sie sahen sich oft und ihre Liebe wurzelte desto tiefer hinab in die Herzen.

Es giebt aber überall Neidsäcke, auch in Franken, und Märchenträger und Ohrenbläser. Vielleicht war's Einer, der auch die

holdselige Crescenz lieb hatte, oder Einer, der dem Seppel und seinem Vater feind war, kurz und gut, es wurden dem Vorstelmeyer, der auch Lindenwirth, und zwar der einzige Wirth im Dorfe war, gesagt, daß seine Crescenz noch immer den Seppel lieb habe und heimlich mit ihm Abendständchen unter der Linde halte, wenn's dunkel sei; auch, daß der Seppel Abends unter ihrem Fenster stehe und mit ihr plaudere. Da wurde der Lindenbauer wüthend, und mißhandelte Crescenz, und drohte ihr, er würde den Lump, den Seppel, todtschießen, wenn er sich noch einmal erkühne, über seine Hofschwelle oder zu der Crescenz zu schleichen. Zugleich gab er heimlich seinen Knechten Befehl, aufzupassen, den Lump zu fangen, tüchtig abzugerben, und dann ihn zu rufen, nämlich den Lindenbauer.

Die Knechte waren Schulkameraden des Seppel, und hatten ihn lieb, und hätten ihn der schönen Crescenz und sie ihm gegönnt, da sie sie ja doch nicht kriegen konnten. So hatte sich denn der Vorstelmeyer verrechnet. Der Seppel hörte jedes seiner Worte genau wieder, und sah darum seine herzige Crescenz um nichts seltener, nur waren sie pfiffiger geworden und schlauer.

Gerade im Herbst 1815 war es, als eines reichen Bauern Sohn vom nahen Dorfe um Crescenz zu freien anhob. Das war für den Vorstelmeyer eine Freuden-, für seine Crescenz und Seppel eine Hiobspost. Sie wußten's ganz genau, daß der Alte gleich seine Einwilligung geben würde, wenn der Bursch Ernst machte, und dann war's kein Scherz für Crescenz und Seppel.

So war Kummer und Jammer der Beiden nächstes Erbe, als eines Tages eine prachtvolle Kutsche in's Dorf fuhr und am Hofe des Lindenwirths hielt. Das war eine Kutsche, so war noch keine in seinen Hof gefahren. Alles Beschlag am Geschirr der prächtigen Pferde war pures Silber und ebenso die Griffe an den Thüren der Kutsche, und war ein Wappenbild darauf gemalt mit einer goldenen Krone. Auch hatte der Kutscher silberne Borden am Hut und fast meinte der Lindenwirth, es sei der König oder sein Stiefbruder oder dergleichen.

In der Kutsche saßen zwei Herren, ein alter und ein junger. Die stiegen aus und kamen in's Haus.

Der alte Herr ließ sich mit Vorstelmeyer gleich in ein Gespräch ein, und fragte nach dem kürzlich hier feil gewesenen Bauergut.

— „Das hat eine Art:“ — sagte der Lindenbauer — „es sind netto Hundert große, Bayerische Morgen und die Krone unseres Landes. Das Haus ist schön und Ihr könnt's hier am Fenster sehen, es ist mein Nachbarhaus, schief gegenüber, an der Ecke, und ist rosenroth angestrichen. Die Wiesen sind sehr gut und leicht zu bewässern. Da kann ein Pächter fett darauf werden.“

— „Es ist mein!“ sagte der alte Herr.

— „Euer Gnaden gehört's?“ fragte erstaunt der Lindenbauer.

Während nun der alte Herr noch mit ihm über das Gut redete, hatte der junge schnell die Pracht des Mädchens in's Auge gefaßt, welches das schäumende Würzburger Bier kredenzte.

(Beschluß folgt.)

Schiller's Haus in Weimar. *)

„Hier wohnte Schiller." So lautet die Inschrift, welche mit schwarzer Farbe auf eine kleine schmale, zufällig über der Thüre befindliche Steinplatte gepinselt, das Haus an der Esplanade bezeichnet, welches Schiller in den drei letzten Jahren seines Lebens bewohnte. Franz Lißt war es, der mich dorthin führte. Es war ein Eckhaus. Von der Seitengasse kommend, welche in die Esplanade mündet, blickt man durch ein Gitter in das zimmergroße Hausgärtchen, aus dessen Grün uns die Gypsbüste Schiller's entgegenschimmert. Das Haus, obschon sehr gedrückt durch die ungleich höheren und stattlichen Bauten, welche sich seitdem in seiner Nachbarschaft erhoben haben, ist mäßig groß und gerade räumig genug für Bedürfniß und Lebensgenuß einer bürgerlich beschränkten Familie. Fluren und Treppen sind niedrig aber hell. Das Ganze hat einen bürgerlich bescheidenen Anstrich, so bescheiden, daß selbst Goethe's keineswegs großartiges Wohnhaus dagegen gehalten, wie ein Palast erscheint. Schiller kaufte es um den „sehr theuren" Preis von 4200 Gulden. Wir wissen noch den Tag, am welchem er es bezog. Es war der 29. April 1802, und wenige Tage darauf meldete ihm ein Brief der Schwester, daß an demselben Tage seine Mutter gestorben sei. Er empfand es „als eine sonderbar traurige Verkettung des Schicksals." An demselben Tage nahm er drei Jahre später von Goethe an der Schwelle dieses Hauses den letzten Abschied. Es war der Tag, an welchem er zum letzten Male das Theater besuchte, und zurückkehrend sich auf das Krankenlager legte, von dem er nicht wieder erstehen sollte.

Unten, zur Rechten der niedrigen Thür, wohnt der Kustode des Hauses, der zur Linken des Eingangs einen Laden von Gypsfiguren etablirt hat. Schiller's, Goethe's und Herder's Statuetten, Reliefs und Bilder, Ansichten der interessantesten Gebäude Weimars, werden hier im bunten Durcheinander mit gewappneten Reisigen aus

---

*) Aus Adolf Stahr's „Weimar nnd Jena". Oldenburg, Schulze'sche Buchhandlung, 1852. 2 Bde. D. Red.

Gyps, getriebten Vögeln aus Federn und derlei Herrlichkeiten feilgeboten. Das mittlere Stockwerk, in welchem Schiller's Familie wohnte, ist vermiethet, und nur die darüber liegenden Erkerzimmer, die Schiller selbst inne hatte, sind den Fremden als Heiligthum geöffnet, seit die städtische Behörde das Haus käuflich an sich brachte, um es als Erinnerung für die Stadt zu wahren.

Die Räumlichkeiten dieses oberen Erkerstockwerks bestehen aus drei, nach der Straße liegenden Zimmern und einer kleinen Hinterstube. Das erste Zimmer ist wieder, wie im unteren Stockwerk, dem Kustoden überlassen, der seine Gypsfigurenvorräthe darin aufbewahrt. Das etwas größere, darauf folgende Mittelzimmer hat man in einen Salon verwandelt, dessen Ausschmückung auffallend gegen die Gypsvorräthe und eben so auffallend gegen die Einfachheit des dritten Raumes, gegen Schiller's eigentliches Wohn- und Arbeitszimmer absticht. Dennoch ist die gute Absicht, des Dichters Wohnung ehrend zu schmücken, anzuerkennen. Der kleine Salon ist blaßblau gemalt. Embleme auf Schiller'sche Dichtungen bezüglich, umgeben den Plafond. Ein kunstvoll gestickter, durch das ganze Zimmer gebreiteter Fußteppich, gestickte Sessel von den Händen Weimarischer Frauen mit ähnlichen Emblemen geschmückt, ein Gypsabguß der Statue der aufgestützten Muse aus dem Vatikan, bilden ein nicht ungefälliges Ganze, und zeigen, wenn sie auch den historisch monumentalen Charakter beeinträchtigen, doch den löblichen Willen an, den Vorhof des Heiligthums gebührend zu schmücken.

Dieß eigentliche Heiligthum ist das daran stoßende Arbeitszimmer Schiller's. Es hat zwei Fenster nach der Straße, die durch einen breiten Pfeiler von einander getrennt sind, welchen ein Wandschrank ausfüllt. Ein drittes Fenster geht in die Seitengasse; an diesem Fenster steht Schiller's Schreibtisch, so daß er von ihm und dem Fenster der Hauptfronte gleichmäßig Licht erhält. Es ist derselbe Tisch, über dessen Anschaffung Schiller von Jena aus seinem Freunde Körner mit einer gewissen Genugthuung berichtet, „daß er ihm freilich zwei Karolin gekostet!“ Es ist das einfachste Stück Handwerkzeug dieser Art, und dabei so niedrig, daß sich Schiller's unglückliche, seiner Gesundheit so verderbliche Gewohnheit, halb liegend und weit übergebogen zu schreiben, wohl erklären läßt. Ein Auszug dieses Schreibtisches mußte mit halbfaulen Aepfeln gefüllt seyn, deren Geruch für Schiller etwas angenehm Belebendes hatte, während Goethe, als er einmal, ohne das zu wissen, an dem Tische in Schiller's Abwesenheit, um etwas zu schreiben, Platz genommen hatte, davon halb ohnmächtig wurde. Goethe pflegte dieß später wohl als einen Beweis anzuführen, wie verschieden organisirt auch im Physischen Schiller's Natur von der seinen gewesen sei.

Da an einzelnen Stellen der Wände die hellgrüne Tapete mit kleinen dunkelgrünen Sternen noch sichtbar war, die zu des Dichters Lebzeiten die Mauern bekleidet hatte, so ist man bemüht gewesen,

das gleiche Muster herstellen zu lassen, und wieder, wie damals, empfängt der milde Schein der grünen Wände den Eintretenden mit sanfter Umfriedung.

Die Möbel sind von dem einfachsten Holze, hell gebeizt. Die Stühle mit ungefärbtem Leder überzogen. Ein kleines Spinnet, eine Guitarre darüber, deren Saiten längst gesprungen sind, ein Paar kolorirte schlechte Kupferstiche von Palermo, das ist die Ausstattung des Gemachs, zu dem man jetzt noch die Bettstelle gefügt hat, in der Schiller gestorben ist, und das kleine Tischchen von schwarzem Holze, das vor seinem Bette eine unscheinbare Mundtasse und eine eben so einfache Tabacksdose getragen hat und noch trägt. Ueber dem Bette hängt des Dichters Portrait nach Dannecker's Büste, und ein zweites Bildniß in Sepia, das Jagemann nach der Leiche gemacht hat. Es bestätigt, obschon die Züge bereits etwas aufgedunsen erscheinen, die Richtigkeit und Treue des Dannecker'schen Werks, und selbst von der entseelten Stirn, von den geschlossenen Augenlidern leuchtet noch die ganze Hoheit dieses göttlichen Geistes hernieder.

Schiller's Todtenmaske auf seinem Sterbelager liegend, ein Abguß seines ausgezeichnet schön gebauten Schädels, einzelne seiner Kleidungsstücke und ähnliche Erinnerungszeichen, welche die Schiller'schen Kinder hierhergeschenkt, mögen für manche Besucher des Hauses auch ihr Anziehendes haben. Bedeutender waren mir die unter Glas und Rahmen bewahrten Schriftstücke von seiner Hand. Der von ihm geschriebene Theaterzettel zur ersten Aufführung des Tell, dem er dann selbst noch mit Bleistift die Namen der Schauspieler beigefügt hat; ein Brief an den Schauspieler Graff, dem er für die vortreffliche Darstellung des Wallenstein Dank sagt, und endlich ein Brief an seine Schwester, gleich nach der Flucht aus Stuttgart geschrieben, der sich in der rührendsten Weise über seine Verhältnisse ausspricht. Alle diese Sachen sind bereits durch den Druck bekannt gemacht worden, aber man lies't sie mit einer ganz neuen Empfindung an dieser Stätte und in diesen Schriftzügen der eigenen Hand, die voll Freiheit und schwungvoller Großartigkeit von dem Charakter aller gleichzeitigen Handschriften entfernt und durchaus modern sind. Auf einem Tische in der Mitte des Zimmers befinden sich zwei kostbar gebundene Bücher: sie sind das für dieses Haus zusammengebrachte handschriftliche Schilleralbum. Der erste dieser Bände trägt als Schmuck und Reliquie auf dem Deckel unter einer Glaskapsel die goldblonde feinhaarige Locke des Dichters.

Wie Schade, daß die Mittel der Stadt nicht ausreichen, auch Goethe's Haus zum Eigenthume Weimars und dadurch der Verehrung fremder Besucher zugänglich zu machen.

Hamburg. Gedruckt in J. B. Appel's Buchdruckerei.

Lesefrüchte

vom Felde der neuesten Literatur

begründet von

Dr. J. J. C. Pappe,

fortgesetzt und herausgegeben von Dr. C. F. G. Müller.

(Expedition: Rathhausstraße No. 10.)

1852. 3ter Band. 20stes Stück.

Die Dankbarkeit vergiß nicht.

(Beschluß.)

„Hör' mal, mein schönes Kind," — sagte der junge Herr — „lebt der Seppel — noch?" — er nannte Seppels Geschlechtsnamen.

Da übergoß eine Gluthröthe des Mädchens Angesicht und sie sah unter sich, und sagte: „Warum sollt' er denn gestorben seyn? Er ist frisch und gesund!"

Der junge Herr verstand sich auf das Rothwerden der Mädchen, und merkte gleich, daß es da nicht ganz richtig seyn müßte. Er dachte: frisch gewagt, ist halb gewonnen, und fragte: „Ist er Dein Schatz noch?"

Das hörte aber der Alte mit dem linken Ohre, was der junge Herr mit der Crescenz redete, und fuhr schnell drein und sagte: „Nein, junger Herr, das ist ab, und morgen wird die Crescenz die Braut eines Andern. Einem Lumpen, wie der Seppel ist, giebt der Lindenbauer sein Kind nicht, das fünfzig Morgen mitkriegt."

— „Oho," — rief der junge Herr — „macht's nur nicht gar zu schlimm, Lindenwirth. Es ist die Frage, ob er Eure Tochter nimmt?"

„Das müßt' doch kurios kommen!" spottete der Lindenbauer, der hier an seiner Ehre angegriffen und in dem Punkt kitzelig war.

Crescenz war schon bei den ersten Worten ihres Vaters erbleicht und schnell hinausgegangen.

Der alte Herr sah seinen Sohn an und redete ein wenig Französisch mit ihm und erfuhr schnell so, um was es sich hier drehe mit dem Gerede.

— „Ich glaub', mein Sohn hat Recht," — sagte darauf der alte Herr — „denn ich hab' Euch vorhin etwas gesagt, was nicht ganz richtig ist. Das Gut, welches ich gekauft habe, ist nicht mein,

sondern gehört dem Seppel, und da ist er reicher als Euer Kind und wird sich wohl eine suchen, die zu ihm besser paßt! — Leset einmal hier das Papier!«

Darauf zog er eine Schrift mit großmächtigen Siegeln heraus und gab sie dem Vorstelmeyer, der seine Klammerbrille aufsetzte und sie las.

Während des Lesens verfärbte er sich.

— »Das ist ja kurios,« — sagte er mit einem erzwungenen Lächeln — »daß Ihr, Herr Graf, gnädiger Herr, dem Seppel das theure, prächtige Gut schenket. Wie hängt denn das zusammen?«

Da erzählte ihm der Alte die Geschichte der Rettung seines Sohnes, und wie sie, den Sohn und ihn, die Dankbarkeit treibe, dem braven Seppel eine rechte Freude zu machen.

Der junge Herr war während dessen in die Küche geschlüpft, die neben der Stube war, und hatte dort die Hand des weinenden Mädchens ergriffen und gesagt: »Trockne Deine Thränen! Mit der Brautschaft, von der Dein Vater redet, ist's nichts. Glaub' mir, morgen bist Du Seppels glückliche Braut! Ich setze Dir meinen Kopf zum Pfande!« —

Und eben so unbemerkt von Vorstelmeyer schlüpfte er wieder in die Stube, und ließ das erstaunte Mädchen zwischen Furcht und Hoffnung in der Küche zurück.

Der alte Graf hatte während der Zeit seine Geschichte beendet und Vorstelmeyer saß da wie ein Steinbild. Der Aerger, das nicht früher gewußt zu haben, malte sich deutlich auf seinen Zügen und es kam ihm das Niesen an.

— »Nun« — sagte der Graf, der den Bauer vollkommen durchschaut hatte — »hab' ich dem Seppel eine für ihn passende Braut ausgesucht, die so schön ist, wie Eure Crescenz! Doch« — setzte er hinzu — »wir wollen jetzt den Seppel aufsuchen. Habt Ihr Niemanden, der uns sein Haus zeige?«

Der Vorstelmeyer überlegte blitzschnell, hier sei's Zeit, einzulenken, und den Karren aus dem Kothe zu ziehen, in den ihn sein Hochmuth geschoben, und sagte: »Wenn es Euer Gnaden erlauben, will ich Ihnen den Weg und das Haus selber zeigen.«

— »Ei, Ihr werdet doch nicht in des Lumpen Haus gehen wollen?« sagte der junge Herr, spöttisch lachend.

— »Nun —« — stotterte der Lindenbauer — »— ich — thue es ja ihm nicht, sondern Euer Gnaden, und dann — ist er — ja jetzt auch kein Lump mehr, wie — ich aus dem Papier gesehen habe!« —

— »Bei Euch schlägt der Wind schnell um!« lachte der junge Graf.

Sie hatten nicht weit zu Seppels Wohnung.

Er stand mit seinem Vater in der Flur des Hauses, als die Fremden hereintraten.

Beide zogen ihre Käpplein ab und begrüßten die vornehmen Herren etwas befangen, weil sie gar nicht denken konnten, was sie zu ihnen führen könnte.

— „Seppel, mein Lebensretter!“ rief freudig aufjauchzend der junge Graf und fiel Seppein um den Hals.

Seppel hatte ihn, da er einen bürgerlichen Rock und nicht mehr den des Soldaten trug, nicht erkannt; als er aber nun die Stimme hörte, da erkannte er sie wieder und rief freudig bewegt: „Ach Herr Je! der Herr Rittmeister! Denkt Ihr noch an mich?“

Aber der junge Graf ließ gar nicht ab, ihn zu herzen und eine Menge Bauern standen im Hofe, und sahen dem zu. Und als der junge Graf einen Augenblick nachließ, da kam der Alte und ergriff seine Hand mit heißen Thränen in den Augen und dankte ihm tief bewegt für seines einzigen Sohnes Rettung, die er so menschenfreundlich und mit Opfern, die er sich selber auferlegte, bewirkt hätte.

Seppel war ganz außer sich vor Freude, den jungen Mann wiederzusehen, den er liebgewonnen hatte in der kurzen Zeit schwerer Leiden, die aber schwerer wogen, wie oft ein ganzes Menschenleben.

Sie traten in die Stube und nun wurde die ganze Begebenheit besprochen und der junge Graf hob die barmherzige Samariterthat recht hervor und besonders, daß er sein Geld mit ihm ehrlich getheilt, als er geschieden sei, und doch nicht gewußt habe, ob er's je wieder bekommen würde.

Seppel erröthete einmal über das andre Mal und wehrte Alles von sich ab, indem er sagte, der Herr Rittmeister mache aus einer Mücke einen Elephanten, was aber der Rittmeister mit Thatsachen widerlegte, die Seppel doch nicht entkräften konnte. Darauf mußte Seppel erzählen, wie es ihm gegangen. Als er es erwähnte, wie er so schwer erkrankt sei, da rief aus Herzensgrunde der junge Graf: „Ach, mein Gott, warum konnte ich Dich da nicht pflegen? So hätte ich doch einen Theil meiner Schuld abgetragen!“

Als aber Seppel fertig war, bat er den Herrn Rittmeister, ihm doch auch seine Geschicke zu erzählen. Das that er ehrlich und genau, und als er damit fertig war, so rief er aus: „Nun aber wollen wir uns des Lebens freuen. Heute bist Du und Dein Vater mein Gast. Wir haben das Essen bei dem Lindenwirth bestellt, und die schöne Crescenz wird es bereiten!“ —

Seppel gerieth bei Nennung dieser Namen in eine nicht geringe Verlegenheit. Hatte ihm ja doch der Vorsteimeyer seine Schwelle verboten. Was sollte er thun? Sag's gerad' heraus, dachte er, denn der alte Grobian stand ja noch immer neben der Thür, obgleich sich Niemand um ihn kümmerte.

— „Ich darf nicht, Herr Rittmeister,“ — sagte Seppel — „der Lindenwirth hat mir sein Haus verboten.“ —

— „Ach, das war so bös nicht gemeint!“ rief der Wirth, der gleich berechnete, daß seine Zeche um zwei wüchse.

— „Das glaub' ich auch“, sagte lachend der junge Graf und zog seinen Seppel mit sich hinaus und führte ihn an seiner Hand bis in des Lindenbauers Haus und die Andern folgten, und die Bauern standen da und gafften und wußten nicht, was das heißen solle.

Als aber Crescenz ihren Seppel an des jungen Herrn Hand daherkommen sah, floh sie erglühend in die Küche und zitterte am ganzen Leibe vor freudigem Schrecken.

Als sie nun in die Stube traten, sagte der alte Graf, Seppels Hand ergreifend: „Ich bin Dein doppelter Schuldner, Seppel. Eine Schuld, das meinem Sohne gegebene Geld, kann ich bezahlen, und ich will es; aber die andere, die Rettung meines Sohnes vom Hunger- und Erfrierungstode, die ist nicht zu vergelten, dafür bleibe ich und mein Sohn Dir ewig dankbar.“ Und bei den Worten stockte seine Stimme. „Sieh Seppel,“ — fuhr er fort, als er wieder über seine Rührung Herr geworden war — „mich hat Gott reich gesegnet; darum muß ich auch meine Schuld mit Zinsen zurückgeben. Hier ist vor drei Wochen das hübsche Bauerngut verkauft worden. Der Graf, der es kaufte, bin ich. Für mich aber hab' ich's nicht gekauft, sondern für Dich. Hier geb' ich Dir den Kaufbrief. Es ist bei Heller und Pfennig bezahlt, wie die Quittung ausweis't, und schon morgen kannst Du es bestellen. Gott aber wolle es zu einem Segen werden lassen für Dich und alle Deine Nachkommen. Erziehe sie zu so wackern Menschen und guten Christen, wie Du einer bist!“

Er übergab ihm den Kaufbrief.

— „So ist meine Geldschuld abbezahlt; die andere kann nur Gott vergelten und unsere Liebe und Dankbarkeit.“

Der junge Graf weidete sich mit Thränen in seinen Augen an dem maßlosen Erstaunen Seppels. Endlich rief er: „Seppel, es ist Alles so, wie mein Vater sagt, aber was hör' ich? Du wolltest hier des Lindenwirths Tochter gerne haben? Nun, das Mädchen ist wirklich wunderschön, aber sie ist viel zu arm für Dich. Sie ist ein Lumpenmädel gegen Dich. Gieb den Gedanken auf. Ich weiß eine, die eben so hübsch ist, und diese bringt Dir eben so viel, als Du selber hast. Das klappt doch!“

Der Vorsteimeyer wurde bleich, wie Kreide; aber er wagte nicht, ein Wort zu reden. So war er sein Lebtag noch nicht gedemüthigt worden.

— „Ach,“ — sagte Seppel — „wenn Alles so ist, so kann ich's ja nicht annehmen!“

— „Närrchen,“ — rief der junge Graf — „von Annehmen ist ja keine Rede; Du hast's ja. Der Kaufakt lautet ja auf Dich; Du hast's ja bezahlt; die Quittung lautet auf Dich. Und wenn's

auch ein Bißchen mehr ist, so mußt Du bedenken, daß mein guter Vater Dir Judenzinsen gerechnet hat.“

Der alte Graf lachte herzlich. „Du machst mir da einen schönen Namen!“ sagte er.

— „Nun, lieber Vater, wie Sie sie berechnen, zu Anderer Vortheil, das ist nicht gegen das Gesetz! Wollte Gott, es würden so die Zinsen immer berechnet, wenn's zu vergelten gilt, wie hier!“

Der junge Mann war ganz ausgelassen vor Freude. „Seppel,“ — sagte er — „von der Heirath redest Du nicht?“

— „Ach, Ihr Gnaden,“ sagte er — und wurde roth.

— „Nenn' mich Rittmeister, wie in Rußland,“ — rief der Graf — „für Dich bin ich keine „Gnaden“, und rede einmal von der Farbe.“

— „Nun, ich nehm' doch keine andere, als die liebe Crescenz“, platzte er heraus.

— „Da haben wir's!“ — rief der junge Graf — „will der pudelnärrische Kerl das reichste Mädchen ausschlagen und die bettelmäßige Crescenz nehmen!“

— „Ach,“ — bat Seppel — „redet doch nicht so! Es ist Euch doch kein Ernst damit, Herr Rittmeister. Man meint ja, man hörte den Vorsteimeyer reden!“

— „Ach, Seppel, der giebt's heute wohlfeil. Er ist in sich gegangen. Die hundert Morgen Deines Gutes und das seine dazu haben ihn mürbe gemacht. Er giebt Dir herzlich gerne seine Crescenz. Nicht wahr, Lindenwirth?“

Trotzdem, daß der Aerger ihm fast die Galle überschießen mochte, bedachte er doch, daß ihm leicht ein so fetter Eidam entgehen könnte, und sagte: „Es war so bös' nicht gemeint, und ich hab' nichts dagegen!“

Bei dem Worte fuhr Seppel herum, und sah ihn an. „Ist's Euer Ernst?“ fragte er.

— „Warum denn nicht?“ war des Vorsteimeyers Antwort.

Da that Seppel einen mächtigen Satz in die Luft und knallte mit den Fingern. Dann rannte er in die Küche und zog die widerstrebende, schamhaft erglühende Crescenz mit Gewalt in das Zimmer.

— „Crescenz, mein Leben,“ — rief er — „Dein Vater giebt Dich mir! Und der Herr Rittmeister hier ist ein Hexenmeister, der hat's rund gemacht!“

Der Rittmeister trat zwischen sie, ergriff ihre Hände und führte sie zu dem Vorsteimeyer.

— „So legt ihre Hände zusammen, Vorsteimeyer,“ — sagte er — „es muß heute Verlobung seyn!“

Und Vorsteimeyer besann sich keine Sekunde, und legte ihre Hände zusammen, und dann führte sie der junge Graf zu Seppels Vater und sagte: „Segnet Eure Kinder, und Crescenz wird Euch eine gute Tochter seyn, die Euer Alter pflegt!“

— „Und jetzt, liebe Crescenz," — sagte er — „trag' den Verlobungsschmaus auf, und Ihr, Hochzeitsvater, hol't vom Besten aus dem Keller, denn ich zahle Alles und Ihr habt heute den besten Handel gemacht!" —

* * *

Einen froheren Tag verlebten die beiden Grafen seit langer Zeit nicht, als diesen.

Seppel und die schöne Crescenz wurden bald ein Paar, und zogen in ihr neues Haus ein. Und alle Jahre kamen einmal der Graf, sein Vater und seine Gemahlin nebst ihren Kindern zu Crescenz und Seppel, und das waren allemal wahre Freudentage für beide Familien, und eben so mußte Seppel mit Crescenz und ihren Kindern auf des Grafen Schloß jährlich einen Besuch machen, und wurden dann allemal mit des Grafen bester Kutsche abgeholt. Und so ist dieß Band der Liebe geblieben bis vor wenigen Jahren, wo der Tod sie Beide wegnahm. Aber selbst zwischen den Kindern beider so verschiedenartig im Leben gestellten Familien wird es bleiben. Es ist ein schönes Erbe der Väter, und sie haben's ihren Kindern sterbend auf die Seele gebunden.

Die Tanzlustige.

Seelengemälde von Richard Treitschke.*)

Klotilde, das einzige Kind sehr reicher Eltern, verlor im frühesten Alter den Vater. Sie wurde zu einem mehr als gewöhnlich hübschen Mädchen; vorzüglich entwickelte sie eine ganz vortreffliche Figur, und zeigte auch nicht gemeine Gemüths- und Geistesanlagen. Die Mutter bemühte sich sehr um ihre Erziehung und wollte an ihrer Ausbildung Nichts fehlen lassen. Aber diese Frau war zu gutherzig und zu schwach für das einzige so hoffnungsvolle Kind, als daß die Erziehung hätte können vollständig seyn und die Anlagen der Tochter behandelt und ausgebildet worden wären, wie sie gesollt. Wie oft mag das vorkommen. Doch dieß Mädchen war auch besonders schwer zu erziehen. Sie hatte — ein lustiges Naturell. Damit ist nicht Leichtfertigkeit verstanden. Es war vielmehr in ihr

---

*) Aus dem „Pestalozzi-Album." Herausgegeben von Ernst Fischer. Dresden, Meinhold und Söhne. 1852. D. Red.

ein merkwürdiges Verhältniß des sanguinischen und melancholischen Temperaments. Das erstere war überaus bedeutend vorherrschend; das letztere dagegen für Jeden, der sie nicht näher kannte, eigentlich gar nicht bemerkbar. Als Klotilde ihr sechzehntes Jahr erreicht hatte, war ihr Wesen vollständig hervorgetreten. Sie offenbarte sich als ein äußerst lebhaftes, aber in ihrem Verhältnisse zum Männergeschlecht nicht zu sinnliches Mädchen; das versteckte Melancholische schien den Trieb zu dämpfen. Sie zeigte einen aufgeweckten Lerntrieb, ein reges Interesse für Alles; aber freilich dieß nur flüchtig; das Neueste war ihr immer das Liebste. Sehr viel Neigung hegte sie indeß zur schöngeistigen Literatur, vornehmlich zur Märchen- und Fabelwelt; und ebenso fühlte sie sich von der Musik ergriffen, in der sie nicht Unerhebliches leistete. Ueberhaupt ward sie von Allem hingerissen, was ihre warme Phantasie, so zu sagen, überschäumend befriedigte — das Phantastische war ihr Element. Daher nun entsprang die heftigste ihrer Leidenschaften, die alles Andere verschlang, eine lustige Leidenschaft: die Tanzlust. Der Tanz war ihr das Höchste und Edelste von allem Schönen, was auf dieser Welt genossen werden kann. Nur um seinetwillen war sie auch eine Freundin der bunten jungen Männerwelt; sie hatte bloß Theilnahme an den Männern, weil sie des himmlischen Tanzes (wie sie ihn nannte) nothwendige Bestandtheile waren. Sie unterschied sich aber in zweifacher Beziehung von der großen Masse der leidenschaftlichen Balldamen. Einmal war ihr nur eben der Tanz eine Art Dienst heiliger Kunst, der ihr das Leben im Leben erklärte; und dann auch (was damit zusammenhing) übertraf sie durch wahrhaft künstlerische Ausbildung weit alle übrigen jungen Damen der Stadt.

Klotilde's Tanzlust steigerte sich bald so, daß sie daneben kein anderes Vergnügen mehr zu erkennen wußte. Die Lust war bereits zu einer bacchantischen Wuth geworden, als sie siebzehn Jahre erst alt war. Und jede Thätigkeit litt darunter. Sie hielt die Woche für verloren, in der sie nicht wenigstens dreimal bis zum frühesten Morgen hindurch getanzt hatte. Die Zwischenzeit keine anderen Gedanken und Thätigkeit, als Ballgedanken und Erinnerungen, Besorgung des Ballanzugs (worin sie sehr geschmackvoll war); dann etwa eine Stunde Tänze gespielt und dergleichen — nichts weiter. Sie suchte auch jede Gelegenheit zur Befriedigung auf. Im tanzlosen Sommer wohnte sie mit ihrer Mutter auf dem Lande. Da war sie so lange Anregerin bei allen auf dem Lande wohnenden Damen und Herren, bis regelmäßige Sommerbälle eingerichtet wurden. Und wenn keine waren, bewegte sie ihre Freundinnen, sich in der Dorfschenke in die tanzenden Reihen der Bäuerinnen mitzumischen. Und mit welcher Heftigkeit tanzte sie immer!

Die gute Mutter betrachtete die Leidenschaft ihres Kindes als etwas wunderbar Originelles und erfreute sich sehr daran; und die

vortreffliche Kunstfertigkeit ihrer Tochter, die allgemein für die beste und anmuthvollste Tänzerin galt, schmeichelte ihrer mütterlichen Eitelkeit sehr. Dazu kam, daß Klotilde's Gesundheit durchaus nicht darunter litt, auch nicht im leichtesten angegriffen wurde. Es war dieß eine merkwürdige Erscheinung, welche die Aerzte nicht genug bewundern konnten. Ihr Körper war zwar sehr gesund, aber eine derartige Ausdauer gegen Tanzraserei war den Aerzten noch nicht vorgekommen. Sie erklärten, Klotilde's Körper erscheine fast als ein von der Vorsehung zum Tanzen prädestinirter. Indeß gab es doch auch Augenblicke, wo der Mutter unwillkürlich darüber ein unheimliches Grauen ankam. Sie suchte dann ihre Tochter zu bereden, sich doch zu mäßigen, und mit etwas Anderem sich zu beschäftigen. Klotilde aber gab gewöhnlich die phantastische Antwort: Mutter, das Maß ist der Tanz!! — und tanzte fort. —

Noch in demselben Jahre ereignete sich für das arme Mädchen das Allertraurigste. Ihre liebevolle Mutter, die immer leidend war, erlag einer unerbittlichen Krankheit. Die gute Frau hatte einen über alle Begriffe schweren Tod, weil sie es sich nicht möglich denken konnte, daß sie von ihrer geliebten Tochter scheiden sollte. Ein paar Stunden vor ihrem Ende nur schien sie gefaßter zu werden, aber tiefschwermüthig sprach sie zu der in Thränen aufgelös'ten Klotilde: „Meine liebe Tochter — ich lasse Dich allein in der Welt — aber Du bist ein gutes Kind, und es lebt ein großer guter Gott — es wird Dir wohlgehen, mein Kind — denke nur immer an Deine Mutter, die Dich fortliebt. — — Klotilde, aber Eins mußt Du mir versprechen — bitte, bitte, liebe Klotilde — so viel tanze nicht mehr“ — hier verlor sie plötzlich das Bewußtseyn. Nach einer Weile fing sie an zu phantasiren. Klotilde — Mädchen — stammelte sie in längerer Pause — schlechtes Kind — Deine Mutter hast Du erdrückt — Du hast mich zu Tode getanzt — die Ballluft hat mich erstickt!“ — Hierauf verfiel sie in völlige Besinnungslosigkeit. Endlich nach einer Viertelstunde begann sie (wie die Sterbenden in den letzten Augenblicken häufig thun) langsam zu zählen. Sie zählte bis Zwölf. Diese letzte Zahl aber wiederholte sie mit brechender Stimme: Zwölf — Zwölf — Zwölf — Zwölf — so viermal. So verschied sie. — Man hat später diese Scene aus Klotilde's eigenem Munde erfahren.

Klotilde war wie zermalmt. Als sie etwas erwachte, konnte sie sich immer und immer noch nicht fassen — die letzten Worte der Mutter klangen fort und fort ihr vor den Ohren, brachten sie außer aller Fassung. Ihre Verwandten mußten sich sehr sorgsam ihrer annehmen.

Auf das äußere Leben dieses sehr reichen Mädchens hatte der Fall wenig Einfluß. Sie zog in das Haus ihrer Verwandten, einer ebenfalls sehr reichen Familie, der ersten und angesehensten der Stadt. — Ihre kerngesunde Natur ließ sie bald wieder aufblühen.

Ihr Geist jedoch blieb lange noch getrübt seit jener großen Gemüthserschütterung; es waren dadurch ihre melancholischen Säfte ihr gleichsam in den Kopf geschüttelt, schienen sich gar nicht setzen zu wollen. Gleichwohl erschien sie ziemlich ruhig. Aber das Tanzen wollte sie durchaus nun lassen. Sie brachte anfangs den größten Theil des Tags am Flügel zu, und spielte und sang aus Tiedge's Urania nach Himmels Komposition; später Schottische Balladen und Göthische Lieder und dergleichen. Aber bald beschäftigte sie sich fast mit Nichts, als mit Lesen. Und hier fühlte sie von Neuem den ihr angeborenen mächtigen Zug zum Wunderbaren in sich erwachen. Vor gewöhnlichen Liebesromanen und Familiengeschichten ekelte ihr. Sie vertiefte sich in den blendenden Edelsteinschimmer der Märchen Tausend-und-eine Nacht; tauchte sich mit beseligter Hingebung in die warmluftige und duftige Welt der Elfen und Feengeschichten, und durchzog ihren Geist nur mit solchen Gestalten. Sie las manchmal Tage lang, fast ununterbrochen. Diese Lektüre trieb sie zwei volle Jahre fort, ganz und gar ihr hingegeben. Dann aber endlich befand sie sich doch etwas erschlafft, und ihr heller Sinn sagte ihr selbst, daß sie an Lebensfrische abnehme. Sie riß sich also rasch heraus. Es war gerade in der lieblichsten Sommerzeit. Sie entschloß sich schnell und machte mit den befreundeten Familien Landpartieen auf Landpartieen den ganzen Sommer hindurch und bis in den Herbst hinein. Die ganze reizende und mit unzähligen Parks umgebene Gegend um die Stadt, ein paar Meilen im Umkreis hin, wurde von ihr besucht. Auch hierin war sie unermüdlich. Sie tummelte sich und sprang wie ein Kind auf den Wiesen herum. Sie fühlte behaglich die neue Erfrischung des Gemüthes.

Als nun darauf der Winter wiederkam, mußte Klotilde dieß lassen. Was sollte sie jetzt anfangen? Sie griff wieder nach ihren Wunderbüchern. Aber sie wollte doch immer etwas Neues haben, und hatte den ganzen Vorrath beinahe aufgelesen. Daher ließ sie denn bald davon ab. Sie ging nun mit sich selbst zu Rathe, und sagte sich gleich, das sie sich zu leidend gegen das Leben verhalte, daß die Bücherhockerei das Gemüth verderbe; daß sie sich doch durch die Sommerpartieen sehr erquickt gefühlt; daß der phantasiebegabte Mensch doch sich selbst seinen Genuß hervorbringen müßte, und daß dieß eben der weiseste Phantasiegenuß wäre; daß man dazu nicht die Bücher, nein, das bunte schöne Leben selbst durchstreifen und poetische Freuden pflücken müßte, und daß dieß jeder Mensch nach seiner Art, nach seinen eingebornen Anlagen und Kräften zu thun schuldig — kurz gesagt: sie verfiel wieder auf die beste ihrer Künste — auf das Tanzen. Wohl trat ihr einen Moment die Sterbescene der geliebten Mutter vor die Seele und erregte sie — aber doch war jenes Bild etwas bleicher geworden, in den zwei Jahren, wo so viele tausende bunte andere Bilder ihr durch den Kopf gezogen waren. Dann sagte sie sich auch, wie liebevoll ihre selige

Mutter immer gegen sie gewesen sei, und wie sie ihr eigenes höchstes Glück stets nur allein in ihrem der Tochter edeln Lebensgenuß gefunden habe, — dabei brachen ihr reichliche Thränen aus den Augen. Allein die schweren und dunkeln letzten Worte der sterbenden Mutter? Sie waren ihr noch erinnerlich. Aber (so sagte sie sich) gehörten jene Reden der heiteren, gütigen Mutter an? — nein, nimmermehr — es waren nur schreckliche bewußtlose Laute der armen Todeskämpferin. — Ihren früheren Vorsatz hielt sie für unnatürlich, als aus ihrem damals ungesunden Gemüthe hervorgegangen. Seit zwei Jahren hatte sie nicht getanzt; sie empfand jetzt einen wahren Durst nach dieser Herzensbefriedigung, wie sie es nannte: sie besuchte also wieder die Bälle. Gleich wieder ergab sie sich auf das Heftigste diesem Vergnügen, und ihre Lust nahm dadurch nicht ab; immer leidenschaftlicher ward sie, leidenschaftlicher, als je vormals.

Jahre verstrichen nun, mehre Jahre — sie alterte — der Liebe zum Tanzen hing sie fort und fort nach; sie blieb ihm getreu, denn für sie hatte er einmal einen ewig neuen Reiz. Und die Verwandten, wie einst ihre Mutter, staunten über die Originalität des Mädchens, und ließen sie gewähren.

Betrachten wir sie in späterer Zeit. Sie trat in ihr neunundzwanzigstes Jahr — noch der Tanz ihre Lebenspoesie und ihr Alles. Die poetische Lektüre vernachläßigte sie auch nicht, doch war sie nur das Zweite. Verheirathet hatte sie sich nicht, weil — es sich nicht hatte machen wollen. Es läßt sich denken, daß das reiche Mädchen eine Zeitlang stürmisch von Freiern umworben ward. Allein sie war zu sinnvoll, um solche Herren nicht zu durchschauen und alle abzuweisen. Sie verschmähte keineswegs eine Verbindung (obgleich das Liebeselement, als ein feiner Natur nach gediegenes, beständiges, ihr nicht in nöthiger Glut innewohnte), sie besaß ja aber Gemüth und hätte gern einen Gleichgesinnten ihren Mann genannt; hätte z. B. wohl recht sehr gern einem ganz vollendeten jungen Tänzer ihre Hand gereicht, denn mit solcher vollendeten Kunstfertigkeit sah sie nun einmal den vorzüglichen, ihr wenigstens nur erst ganz genügenden Menschen. Ja, sie war sogar auch nicht so überspannt und verblendet, um nicht auch andere edle Männercharaktere recht zu erkennen; gewiß, sie hätte keinem braven Manne sich versagt, wenigstens wenn er nicht ganz phantasielos gewesen wäre. Aber — wunderbar — von diesen hatte Keiner sich gemeldet. So war sie in die Jahre gekommen. Jetzt gab sie diese Hoffnung auf, aber nicht mit großem Entsagungsschmerz. Noch im jetzigen Alter genoß sie ihrer blühenden Gesundheit; noch war sie sehr anmuthig anzuschauen. Sie konnte sich aber über jenen Punkt nicht härmen — dazu war sie zu sehr lustige Fee.

In derselben Zeit nun trug sich das Außerordentliche für Klotilde zu. — Es war im Monat December, als eben Klotilde'ns

neunundzwanzigster Geburtstag herannahete. Die gute Tante, in deren Hause Klotilde wohnte, für ihre Nichte zärtlich eingenommen, fragte diese, welch' ein Vergnügen sie sich wohl zur Feier ihres Geburtstags wünschte; sie möchte nur sich selber etwas bestellen, das sie am meisten erfreuen könnte. Klotilde war freudig aufgeregt durch die Güte ihrer Tante, und antwortete, sie hätte nicht lange zu wählen und bäte im Vertrauen auf ihre Güte um die Erfüllung eines längst im Stillen gehegten, noch nie verwirklichten Wunsches. Was war dieß? Sie erbat sich einen Ball, welcher nicht kürzer als acht Tage dauern sollte; nämlich am Tage nur sollte geruht, aber vom frühen Abend bis zum frühen Morgen ununterbrochen die ganze Woche hindurch getanzt werden. Die Tante schüttelte lächelnd den Kopf; aber die Sache ward dennoch in's Werk gesetzt.

Eine sehr große Gesellschaft ward zusammengebeten. Man war dabei genöthigt, fast für jeden Tag der Ballwoche neue Gesellschaft einzuladen, da muthmaßlich fast Niemand wohl (einige junge übermüthige Wüstlinge etwa ausgenommen) so anhaltende Anstrengung aushalten konnte.

Die Ballwoche und das Rasen begann. Alt und Jung, Männer und Weiber waren wahrhaft entzückt von der unnachahmlichen und elfenhaften Grazie ihrer Wirthin; noch weit mehr aber erstaunt über diese ihnen ganz unbegreifliche Ausdauer, diese Tanzenergie, mit der sie bis an den Morgen und jeden Tag ganz gleich munter und frisch erschien.

In der letzten der Ballnächte brach mit dem Morgen erst Klotilde'ns Geburtstag an. Diese Nacht war die glänzendste, und es waren große Festvorbereitungen dazu getroffen. Es sollte nämlich bis in den Geburtstag hinein getanzt werden; dann eine Viertelstunde nach Mitternacht plötzlich ein prachtvolles Ballet beginnen, ausgeführt vom Chor des Hofoperntheaters. Klotilde wußte genau darum (man hatte gefürchtet, sie wenig zu befriedigen, ohne vorher Alles mit ihr zu besprechen), sie wußte ganz genau darum, und sie freute sich sehr darauf. Aber — wundersam — gerade einige Minuten vor Mitternacht — fühlte Klotilde zum ersten Male eine derartige Müdigkeit in ihren Gliedern, die sie durchaus nicht zu überwinden vermochte. „Ich werde etwas anordnen“, sagte sie zu ihrem Tänzer, und ging mitten aus dem Kotillon hinweg. Sie ging aus dem Ballsaal durch die Reihe an denselben anstoßender wohlgeheizter Zimmer bis in das letzte. Es war auch ziemlich geheizt, aber nur von einer Lampe erleuchtet, die nahe am Erlöschen war. Es diente heute mit als Damengarderobe; Mäntel, Hüte, Pelze &c. lagen rings auf den Stühlen ausgebreitet. Klotilde wirft sich auf eine aus Rohr geflochtene Bank, die statt eines Sopha's an der Wand war. Das düstere Licht beengt sie, sie steht wieder auf, öffnet die auf den Korridor führende Thür, und ruft der Kammerjungfer die

Treppe hinab in das Erdgeschoß hinunter: „Friederike! Licht, Licht! — das ist ja eine fürchterliche Finsterniß hier!“ Sie hört das Mädchen eben noch antworten, da aber stößt ihr ein Windstoß die Thür aus der Hand und schlägt sie zu. Dadurch verlöscht zugleich das matte Lampenlicht. Jetzt, in völliger Finsterniß, war es dem sonderbaren Mädchen weniger bange. Sie fand sich zum Rohrdivan zurück und setzte sich. Die Temperatur im Zimmer, nicht zu kalt und nicht zu warm, behagte ihr recht. Sie empfand sich überhaupt höchst angenehm bewegt.

Jetzt ließ der große Glockenthurm die Mitternachtsstnde erschallen, da versank sie in's Sinnen und malte sich bunte Bilder vor: an heiteres Vergangenes und heiteres Gegenwärtiges dachte sie; an Ballet und Theater; auch an ihren Geburtstag, der ihr trotz ihres Alters immer heiter war; dann an das Märchen von dem alten Mütterlein, die eine ewig junge schöne Prinzessin war; dann hatte sie lachende Zukunftsträume von wirrer und heiterer Gestalt. — Alles Süße, was sie nur in der Brust hatte, holte sie sich vor. Zu diesem Gesinne, wie begleitend, sog sie halb unbewußt die Töne der Tanzmusik ein, die zwar sehr gedämpft, aber um so magischer ihr in's Ohr klangen. Jetzt aber ward ihren doch wohl angegriffenen Gliedern der harte Sitz etwas beschwerlich. „Was bleibt doch die Rieke so lange — wenn ich nur ein Kissen hätte“ — dachte sie. Da eben der Mond (der heute immer düster verhüllt war) hinter eine leichtere Wolke trat, unterschied sie dicht neben sich liegend etwas langes weißes; sie fühlte es an, es war weich, wahrscheinlich ein Damenpelzmantel. Dieß zog sie zu sich hin, um sich einen bequemeren Sitz zu bereiten. — Hu aber — was fühlt sie da?! — Eiskälte dringt ihr plötzlich in die Glieder. Sie will aufspringen, aber es ist, als umklammerte sie etwas — sie stößt einen Schrei aus. In diesem Augenblicke trat der Mond ganz aus den Wolken, klar in's Fenster leuchtend. Hu, was faßte die arme Klotilde?! — Sie sieht es, sie greift es — sie sitzt wahrhaftig auf einer Leiche. Das Blut stockt ihr. Sie macht eine ungeheure Kraftanstrengung loszukommen — aber die Hände von hinten ziehen sie zurück. Jetzt fällt sie, todmatt, doch nicht ohne Bewußtseyn, mit ihrem Kopfe auf den kalten Körper, auf sein Gesicht fällt sie. „Herr Jesus Christus im Himmel!“ stammelte sie zitternd und wimmernd — „meine — meine Mutter!“ — Und nun spricht es dumpf: „Klotilde, Mädchen, schlechtes Kind — Deine Mutter hast Du erdrückt — Du hast mich zu Tode getanzt — ach die Ballluft hat mich erstickt!“ — Da brach Klotilde, entsetzlich schreiend, in Ohnmacht zusammen.

Ihr Schrei war gehört worden. Sofort wogte durch die Flügelthüren unzählige Ballgesellschaft in's Zimmer. Sie fanden sie besinnungslos auf der Rohrbank ausgestreckt liegen. Sonst sahen

sie nichts. Man brachte sie sogleich zu Bett. — Auf diese Weise endigte jene Tanzwoche. — —

(Beschluß folgt.)

Die Fürstengruft in Weimar,

von Adolf Stahr.*)

Ich hatte mir den Besuch dieser geweihten Stätte bis zum Ende meines Weimarischen Aufenthalts verspart, und mich begnügt, zuvor nur in manchen stillen Stunden den Friedhof zu durchwandern, der einem wohlgehaltenen Garten gleich, den einfach schönen tempelartigen Bau der Fürstengruft umschließt.

Auf den Friedhöfen kann man den Charakter einer Stadt und die Gemüthsart und Bildungsstufe ihrer Bewohner kennen lernen. Und da macht es denn einen überaus wohlthuenden Eindruck, wenn man die liebende Sorgfalt gewahrt, mit welcher die Menschen hier zu Lande überall ihrer Todten durch den freundlichen Schmuck ihrer Ruhestätten gedenken. Auch hier in Weimar, wie in Gotha, Eisenach und anderen Thüringischen Orten verdient der Friedhof seinen alten schönen Namen Gottesgarten. Kein Grab erscheint vernachlässigt oder verwildert, fast alle prangen im reichsten Blumenschmucke, und wohlgehaltener Baumwuchs und blühende Gesträuche fassen überall die breiten Wandelgänge ein, welche diesen Garten der Erinnerung in allen Richtungen durchschneiden. Rings an den mäßig hohen Einfassungsmauern ziehen sich die abgesonderten Erbbegräbnisse hin für die Reichen und Wohlhabenden. Aber sie sind meist nur leicht eingefriedigte offene Plätzchen, von denen jedes wieder durch die liebende Sorge der Angehörigen zu einem kleinen Blumengarten umgewandelt ist. An der Mauer sieht man die Inschriften, Reliefbilder und andere sprechende Erinnerungszeichen, fast überall mit Kränzen, Blumenstöcken in Nischen und Blenden heiter geschmückt. In Jena sah ich selbst neben den Inschriften kleine Glasschreine angebracht für die Todtenkränze und ähnliche letzte Liebesgaben. Stolze Prachtgräber mit anspruchsvollen Monumenten in Erz und Marmor sind auf dem Weimarischen Friedhofe kaum vorhanden. Alles ist bescheiden, schlicht und einfach. Neu und auffallend war mir, daß auf den meisten Denksäulen, Kreuzen und

---

*) Aus Dessen „Weimar und Jena". Oldenburg, 1852. D. Red.

andern Bezeichnungsmitteln der Gräber, die Namen und sonstiges Schriftliche in Versen und Prosa fast durchgängig auf kleinen, wenig über handgroßen, eirunden Email- und Porzelanplatten mit hellpolirter Metalleinfassung zu lesen stand, ganz ähnlich den Schildern, welche an den Wohnungsthüren der Lebenden Stand und Beruf anzeigen.

Es war ein regentrüber Nachmittag, als wir in Begleitung des Herrn Bibliothekssekretair Dr. Kräuter die Fürstengruft besuchten.

Auf der sachtansteigenden Höhe, recht in der Mitte des Friedhofs, erhebt sich über einem mehrfach abgestuften breiten steinernen Unterbau ein einfaches tempelartiges Gebäude, von mäßigen Verhältnissen. Es ist mit Vordach und Säulen geschmückt. Durch eine schwere Doppelpforte schreitend gelangten wir in eine gewölbte Rotunde von viereckten Pfeilern getragen, und durch das von oben her einfallende Licht genügend erhellt. Der Raum ist ohne allen Schmuck von Farbe und Stuckzierath, als sollte Auge und Sinn der Eintretenden durch Nichts abgezogen werden von dem, um dessentwillen sie gekommen. Nur eine umgitterte runde Oeffnung in der Mitte zeigt die Stelle, an welcher die Särge der Fürsten mittelst einer Versenkungsmaschine hinabgelassen werden in das unten befindliche Gruftgewölbe. Zur Linken führt eine Steintreppe in mäßiger Windung hinab. Mit der letzten Stufe stößt unser Schritt an die Sarkophage Schiller's und Goethe's. Sie sind ganz gleich gearbeitet, von antiker Form, schlicht und völlig schmucklos, aus dunkel gebeiztem Eichenkernholze. Die Namen Schiller und Goethe, in Lateinischen Metalllettern oben auf dem Sargdeckel angebracht, umschloß je ein Kranz von Lorbeer, der immer erneut wird für die besuchenden Verehrer, welche nach Reliquien verlangen.

Karl August aber ruht nicht, wie die Sage geht, zwischen dem Dioskurenpaar seiner Dichter. Sein großer erzner, reichverzierter Sarkophag steht tiefer in die Gruft hinein. Eichengewinde, Lorbeer und Oelblatt, die Embleme der Gerechtigkeit und Tapferkeit, Schwert und Wage, umfassend, schmücken in getriebener Arbeit den Sarg des ruhmvollsten Deutschen Fürsten, des Mannes, den Deutschland nie und nimmer zu ehren vergessen darf und vergessen wird, so lange die Namen Goethe und Schiller genannt werden. „Gerecht und milde, weise und tapfer" lautet die Inschrift, und sie sagt nicht zuviel von dem Manne, der als Fürst seiner ganzen Zeit ein Vorbild war freiester und edelster Menschlichkeit. Ein kleiner Sarg an seiner Seite birgt Louise'ns sterbliche Hülle. Amalie schläft in der Schloßkirche, wo Herder ruht, während Wieland's Gebeine der Rasen seines friedlichen Osmanstedt umschließt.

Der führende Küster machte Anstalt, noch andere Fürstliche Särge zu erhellen; wir baten ihn, sie in ihrem Dunkel zu lassen. Wer möchte hier in diesen Räumen Anderes suchen und andere

Namen hören, als die unsterblichen, deren Gedenken gerade an dem Orte, der ihre verstäubende Hülle umschließt, in uns die Unendlichkeit und Ewigkeit ihres Lebens und Wirkens mit doppelter Stärke hervorruft. Ein solcher Gedanke aber wird von selbst zum Gebete, dem einzigen, das auch der längst entwöhnten Lippe bleibt, zu dem Gebete, daß nach Besiegung „des Widerstandes der stumpfen Welt“

— Das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag der Edlen endlich komme!

* * *

Schiller's Gebeine wurden hier erst am 17. November 1827 beigesetzt, über zweiundzwanzig Jahre nach seinem Tode, und geraume Zeit nach der Auffindung der sterblichen Reste des Dichters. In der letzteren Zwischenzeit waren sie, und zwar der Schädel getrennt von den übrigen Theilen, provisorisch in der Bibliothek verwahrt geblieben. In jenem Jahre kam König Ludwig von Bayern nach Weimar, Goethe'n an seinem Geburtstage zu beglückwünschen. Man sagt, er habe sich mißbilligend ausgesprochen über diese Art der Aufbewahrung von seines Lieblingsdichters Ueberresten. Der Großherzog Karl August schrieb einige Wochen später an Goethe: „Es wird so verschiedentlich über die Aufbewahrung der Schiller'schen Relikten, seines Kopfs und Skelets, auf hiesiger Bibliothek hin und her geurtheilt, daß ich es für rathsam halten möchte, selbige in dem Kasten, in welchem sie liegen, inklusive des Hauptes, von welchem zuvor noch ein Abguß zu nehmen wäre, in die Familiengruft setzen und aufheben zu lassen, welche ich für mein Geschlecht auf dem hiesigen neuen Friedhofe habe bauen lassen. So Du hiermit einstimmst, so werde ich dem Hofmarschallamte Anweisung geben, Schiller's Ueberbleibsel unter seinen Verschluß, bei meinen Ahnen zu nehmen.“ Vier Wochen später erinnerte er wieder daran in einem Billette durch die Frage: „Wie ist's mit der Beisetzung von Schiller's Ueberbleibseln?“ worauf denn, nachdem inzwischen ein würdiger Sarg nach Goethe's Zeichnung hergerichtet worden war, am gedachten Tage die Beisetzung erfolgte. Fünf Jahre später folgte sein Sterbliches dem großen Freunde nach zur selben Ruhestätte.

Wie Alles in Weimar voll ist von Erinnerungen an die Dichterwerke beider Heroen, so hat auch eine Stelle aus Schiller's Braut von Messina Karl August Veranlassung gegeben zu jener im obern Theile der Gruft befindlichen Einrichtung, durch welche die über jene umgitterte Oeffnung gestellten Särge während des Traueramtes durch eine Versenkung langsam den Blicken der Versammelten entschwinden:

„Und als der Chor noch fortklang, stieg der Sarg
Mit sammt dem Boden, der ihn trug, allmählich
Versinkend in die Unterwelt hinab;
Das Grabtuch aber überschleierte
Weit ausgebreitet die verborg'ne Mündung,
Und auf der Erde blieb der irb'sche Schmuck
Zurück, dem Niederfahrenden nicht folgend."

Miscellen.

Die große Buchdruckschnellpresse in Newyork. Diese riesenmäßige Presse, welche in der Druckerei der „Newyork Weekly Sun" neuerlich in Gang gekommen ist, wurde von Hoe und Comp. in Newyork erfunden und ausgeführt. Sie wird durch Dampfkraft bewegt und hat eine Länge von 40 Fuß bei einer Höhe von 20 Fuß, die in zwei Etagen getheilt ist. Zu der oberen gelangt man auf einer eisernen Treppe. Das Princip, nach welchem der Satz vor sich geht, ist das cylindrische, nach welchem die Typen kreisförmig in dem Umfang einer großen Trommel eingesetzt werden. Dieses cylindrische System war schon 1790 von Nicholson in England erfunden, aber nicht praktisch ausgeführt; die praktische Ausführung gelang erst Applegath in London, 1848; noch verbessert ward es durch Dryden 1849; und in der Amerikanischen Riesenmaschine ist es in Bezug auf die Menge der Abdrücke auf das Höchste ausgeweitet worden. Acht Bogen werden zu gleicher Zeit unter die Trommel geführt und bei einem Umgange derselben sind auch 8 Abdrücke fertig. Durch 8 Führungen werden die Bogen, wie sie aus der Presse treten, auf Haufen gelegt. Die Presse hat 1200 Räder, 400 Scheiben, 202 hölzerne Rollen oder Walzen, 400 Führbänder, 6000 Schraubenbolzen, ungerechnet die anderen Maschinenglieder, und werden sämmtliche zu bewegende Theile durch 500 Yards Riemen und Schnuren in Umtrieb gesetzt. Eine Zählvorrichtung der bewirkten Abdrücke ist vorn an der Maschine angebracht, und sie macht deren 50 bis 60,000 in den drei Stunden von 9 bis 12 täglich. Sechzehn Arbeiter helfen dabei, und diese leisten so viel, als in älteren Zeiten auf der Handpresse 6000 Arbeiter. Diese Schnellpresse steht in einem feuerfesten Gewölbe von 140 Fuß Länge, 20 Fuß Höhe und Tiefe, und kostet 20,000 Dollars.

Hamburg. Gedruckt in J. B. Appel's Buchdruckerei.

Lesefrüchte
vom Felde der neuesten Literatur
begründet von
Dr. J. J. C. Pappe,
fortgesetzt und herausgegeben von Dr. C. F. G. Müller.
(Expedition: Rathhausstraße No. 10.)

1852. 3ter Band. 21stes Stück.

Der Geisterbrunnen.

Aus dem Englischen der Mrs. Margaret Casson. *)

1.

Wo fände sich wohl Jemand, der den Genuß nicht zu schätzen wüßte, zu einer großen Gesellschaft in einem Landhause zu gehören? Ein angenehmer Wirth und eine angenehme Wirthin, gerade sorgsam genug für ihre Gäste, ohne sich allzuviel um sie zu bekümmern; Schönheit, Talent und die Gaben der lebhaftesten Unterhaltung sind die Haupteigenschaften der im Herrenhause versammelten Personen; beständige, jedoch abwechselnde Vergnügungen bilden die Tagesordnung, und jeder junge Herr findet leicht seine ihm zusagende Dame. Gewiß, fände sich irgendwo auf dieser armen alten Welt ein Fleck, wo man so recht von Herzen singen könnte: „Weg mit den Grillen und Sorgen", so müßte es dieser seyn.

Im Herbst 18— war eine derartige Gesellschaft, wie die oben bezeichnete, in Sir John Dalrymple's gastlicher Wohnung versammelt, welche im Westen von Irland, in der Nähe der kleinen Stadt H—— gelegen war. Es war gerade die lustige Jahreszeit für dieses Städtchen — denn, wie an den meisten ländlichen Plätzen, waren dort die Festivitäten nur periodisch — die Einwohner sehr gesellig für so ein paar Monate, und darauf den übrigen Theil des Jahres sich kaum einmal sehend, und nicht viel von einander wissend. Es fanden bei gegenwärtiger Gelegenheit Pferderennen und ein Ball statt, und die ganze Gentry der Grafschaft hielt es für ihre Pflicht, bei dieser Veranlassung ihre Häuser mit Gästen aus der Nähe und Ferne zu füllen. Es war eine fest bestimmte Gesellschaft, die zu

*) Ainsworth's Magazine. July u. August 1852.

Balinaslough Castle — so hieß Sir John Dalrymple's Residenz; das Haus war über und über voll, und die Erfindungsgabe seiner Gemahlin war gewaltig in Anspruch genommen, um so Vielen ein Nachtquatier zu geben; so hatte denn zuletzt etwa ein halbes Dutzend junger Damen ein langes Zimmer im oberen Stock des Hauses theilen müssen, welches »das Barackenzimmer« genannt wurde; ich weiß nicht, wann und warum es diesen Namen erhalten, und jede Untersuchung würde für meine Geschichte unerheblich seyn, aber seit undenklichen Zeiten hatte es so geheißen.

Groß war die Zahl der Gäste, welche unter jenem uralten Dache versammelt waren, aber unter Allen, welche jenen »kapitalen Menschenverein« bildeten, war Kathleen der allgemeine Liebling, welcher Aller Herzen gewann und von Allen am eifrigsten gesucht war. Kathleen O'Brien war das verzogene Kind nachsichtiger Eltern, von Natur kühn, und mit Talenten ausgestattet, welche, unter besserer Leitung, von mächtiger Wirkung hätten seyn müssen: gescheidt, geistreich und angenehm, zeigte sie bei ihrer wilden Irischen Schönheit eine Vereinigung von Reizen, wie man sie selten zusammen trifft; doch durch allzugroße Nachsicht und durch ein Uebermaß von Glück wurde sie leider eigenwillig, ja tyrannisch in der Ausübung ihrer Gewalt; zu bereit, sie zu entfalten, war sie fähig, ihr Glück auf's Spiel zu setzen durch die verwegenen Prüfungen, denen sie Alle um ihretwillen unterworfen zu müssen glaubte. Sie bedurfte der harten, strengen Schule des Mißgeschickes, um sie fügsamer und nachgiebiger zu machen. Ihr lächelten nur blumige Auen, und dieß ist häufig ein viel traurigeres Loos, als das prüfungsvollere Feuer der Trübsal. Nun, es kam zu seiner Zeit; doch für jetzt fort mit ernsten Betrachtungen; was haben diese mit einem Mädchen wie Kathleen zu thun? Ihr leisester Blick, ihr geringstes Wort bezeichnete eine so grundvergnügte Seele, daß ihr bloßer Anblick, glaube ich, schon hingereicht hätte, um den finstersten Einsiedler von seiner Strenge zur Liebenswürdigkeit und Humanität zu bekehren. Und bis jetzt hatte Kathleen noch unangetastet und unverletzt auf den lieblichen Gefilden gelustwandelt; doch Amor, welcher Keinen verschont, übte seine Vergeltung, und, siehe da, Kathleen saß nachdenklich am Fenster des Barackenzimmers, ganz achtlos auf die herrliche Landschaft hinblickend, welche vor ihr ausgebreitet lag. Kathleen nachdenklich! Die Welt hat endlich einmal etwas Neues unter der Sonne entdeckt.

Ich habe gesagt, daß in Sir John Dalrymple's Hause jeder junge Mann seine ihn ansprechende Dame fand, und wirklich hatte sich ein solcher für Kathleen gefunden. Es war eine seltsame Wahl für ein so munteres Wesen, jener kalte Mann mit seiner ernsten, ruhigen Miene, welche in ihrem Ausdrucke fast schwermüthig war. Jedoch war Douglas Osmond kein gewöhnlicher Charakter, wenn auch ein solcher, dem nur wenige Weiber zugelächelt hätten, obgleich alle seine Aufmerksamkeit zu gewinnen trachteten. Allerdings war

er in seiner Art angenehm; aber es lag in seinem Wesen fast etwas Abstoßendes, wiewohl sich dieses Etwas nicht beschreiben ließ, so verschleiert blieb es unter der äußersten Höflichkeit. Er machte den Eindruck eines Mannes, dessen sämmtliches Thun aus dem Kopfe, nicht aus dem Herzen hervorging; selbst seine Liebe schien nur ein kalter Widerschein des warmen, ächten Gefühles zu seyn, so systematisch erschien Alles bei ihm; bei Nichts, was er that, wußte er Andere mit fortzureißen; man konnte kein Interesse für ihn fühlen, es schien ihm unmöglich, sich auf irgend eine Weise Jemanden anzuvertrauen. Er mag unrichtig beurtheilt seyn, wer kann's wissen? Er besaß einen Charakter, den zu errathen das Talent des schärfsten und in den geheimnißvollsten Tiefen des menschlichen Herzens erfahrenen Forschers erforderte. Jedoch in ihm, fühlte Kathleen, habe sie ihr Schicksal getroffen. Einige wollten behaupten, durch seine Gleichgiltigkeit verletzt, als sie sich zum ersten Male sahen, habe sie den Einzigen zu gewinnen gesucht, der ihr seine Huldigung versagte, bis in dem gefährlichen Konflikt sie, die Angreiferin, zum Opfer gefallen. Aber dieß war jetzt nicht der Fall; denn niemals, auch nur für einen Augenblick, hatte sie ihn anzuziehen gesucht. Niemals, niemals! — ich muß gestehen, daß ich zweifle, ob jemals ein Weib von treuem Herzen solch' eine Rolle übernommen. Ich möchte vielmehr einen Satz festhalten, den ich durch's ganze Leben bewährt gefunden habe, und dem ich nachzuforschen und zu folgen liebe, und behaupten, daß hier die Seele ihre andere Hälfte gefunden; daß die Vereinigung eines vollendeten Ganzen nur das Ergebniß einer gegenseitigen Liebe zwischen jenen grundverschiedenen, aber nicht feindseligen Geistern seyn konnte; und daß die lebhaftere Einbildungskraft, die feinere Organisation ihrer Natur zuerst die Entdeckung machte. Bei ihm fanden sich jene Eigenschaften, welche, in Verbindung mit den ihrigen, erst den Charakter zur vollen Entwickelung bringen würden, welchen nur zwei Seelen bilden können, von denen jede einzeln die der andern nothwendigen geistigen Eigenschaften besitzt.

Leser, verstehst Du wohl meinen Satz, und stimmst mit mir überein? Glaube mir, wenn nur dieß sich zusammenfindet, wenn nur diese Abhilfe gefunden ist für das, was einem Charakter noch fehlt, so haben wir den Schlüssel zu vielen Ehen, über welche die Welt erstaunt; und er liegt weit häufiger eben darin, als in der Aehnlichkeit des Temperaments. Einige Geschmacks- und Gefühlsrichtungen muß man gemeinschaftlich haben, für's Uebrige jedoch muß durch sein ganzes geistiges Wesen, durch seine ganze Lebensanschauung ein Theil die Mängel des andern ergänzen. Hätte man diesen Satz besser beachtet, so würde der heilige Name der Liebe weniger entweiht werden, wovon wir leider so oft Zeugen seyn müssen; der unglücklichen Heirathen, jetzt leider so zahlreich, würde es verhältnißmäßig nur wenige geben; Und warum? Weil die Welt Gold und Besitz, Reichthum und Land, Macht und Rang liebt,

und weil die Weisen dieser Welt vor jenem falschen Flitter ihre Kniee beugen, bis die wirklichen und ächten Güter ihren Blicken in nebelhafte Ferne entschwinden; weil sie mit fieberhafter Hitze den falschen und trügerischen Götzen, ihrem eigenen Machwerk, nachlaufen, statt ihre beiderseitige Stütze in jener sanften Gegenliebe, in jener wahren Liebe zu suchen, welche den Tod überdauert; — denn nur diese bildet das einzig ächte Band der Vereinigung zwischen Mann und Weib — und nur diese allein bildet für einen jeden von Beiden während ihrer Pilgerschaft hienieden den treuen Gefährten.

Und Kathleen sitzt noch gedankenvoll am Fenster. Douglas Osmond hat damit begonnen, sie als ein schönes Bild zu bewundern. Allmählich zu ihr hingezogen, hat er in dem ihn umgebenden muntern Kreise an sie, und nur an sie denken gelernt; aber sein vorsichtiges Wesen hält noch seine natürlichen Liebesausbrüche zurück, und wehrt ihm, den Gefühlen nachzugeben, welche wider seinen Willen von Tag zu Tag in seinem Herzen mächtiger werden; — er ist gerade noch im Schwanken zwischen Rückzug und Vorschreiten. O Kathleen! nimm Dich zusammen; zeige Dein wahres Selbst; laß ab von Deiner thörichten Verwegenheit — von dem Versuchen Deiner Macht. Verzogenes Kind, halt ein, denn Dein Glück steht auf dem Spiele — Dein Leben — Dein Glück, Kathleen!

* * *

(Fortsetzung folgt.)

Die Tanzlustige.

(Beschluß.)

Klotilde ließ sich eine ganze Woche lang nicht sehen. Doch allen den Vielen, die sich nach ihrem Befinden erkundigen ließen, wurde gesagt: sie befinde sich jeden Tag besser, und würde recht bald wieder ganz wohl seyn. Und dieß war die Wahrheit. Allein sie nahm durchaus keine Besuche an.

Aber nach Verlauf von acht Tagen ließ sie ihre sämmtlichen Verwandten beiderlei Geschlechts, deren nicht wenige waren, auf eine bestimmte Vormittagsstunde zu sich bitten. Sie kamen und freuten sich, Klotilden so wohl aussehend wie immer zu finden. Nur waren sie verwundert über den ungewöhnlichen melancholischen Ausdruck ihres Gesichts. Jedem, der kam, sagte sie sogleich: sie hätte ihren Verwandten etwas ihnen gewiß wohl nicht Gleichgiltiges, sie selbst, Klotilden, Betreffendes, zu eröffnen. Als Alles versammelt war,

begann sie mit ernstem Tone eine Rede sehr ernsten Inhalts. Sie erzählte zuerst von den letzten Worten ihrer sterbenden Mutter, und wie ihr der Geist ihrer Mutter vor acht Tagen erschienen und die nämlichen Worte ihr schrecklich wiederholt. Sie hatte dieß bis heute Niemand mitgetheilt; Alles staunte und sah sie an. Sodann fuhr sie fort mit sehr bewegter und Alle ergreifender Stimme, jene Erscheinung als eine von Gottes allgerechtem Rächerfinger herrührende zu bezeichnen, und sich einer abgrundtiefen, sittlichen Selbstverwahrlosung anzuklagen und das Teufelsblendwerk des Tanzes zu verfluchen (dieß Alles ihre Ausdrücke). Hierauf schwieg sie eine Weile; dann hub sie wieder an in festem, doch milderem Tone, und sprach davon, daß die Allbarmherzigkeit Gottes doch noch eine Umkehr ihr möglich gemacht; sie habe zwar lange gezweifelt, weil ihr Rückfall in die von der Mutter verfluchte Tanzlust unwiderleglich ihr als eine unverzeihbare Sünde wider den heiligen Geist erschienen, und sie würde noch jetzt daran zweifeln, wenn ihr nicht Gott auf eine ganz besondere Weise seine Gnade versichert. Wir führen jetzt Klotilde'ns eigene Worte an. „Diese besondere Gnade“ — sprach sie, feierlich abgemessen und mit einem verzückten Blicke — „ward mir schon zweimal gewährt, und mein weltliches Herz hat sie nicht gesehen und nicht verlangt. Dank Dir, Gott, daß ich sie das dritte Mal erkannt. Und hätte ich dieß nicht, so loderten schon jetzt die Flammen der Hölle hoch über mir zusammen. Ich will es Euch nicht verbergen, meine lieben Freunde. Viermal hat meiner Mutter Todesmund das: Zwölf ausgesprochen. Dieß: Zwölf aber ist Verkündigung des großen Strafgerichts über mich in diesem jetzigen Jahre. Doch dreimal droht und wartet das Strafgericht, bevor es verdammt und spricht das: Zwölf aus; das vierte Mal verdammt's. Das erste: Zwölf ist das jetzige Jahr (das zwölfte ist es nach der Mutter Tod) — ich habe auf diese Warnung nicht gehört — das zweite ist der zwölfte Mond, in dem ich einst geboren — ich habe auf diese Warnung nicht gehört — das dritte endlich ist die zwölfte Stunde in jener letzten Frevelnacht, da erbarmte der Schöpfer sich seiner Kreatur und sprach im mächtigen Zorne zu mir — auf diese Warnung habe ich doch gehört. So hat mich der liebe Gott, mit dem vierten Zwölf, mit dem ew'gen Tod verschont! — Glaubt aber nicht, meine lieben, guten Freunde, daß ich zur Frömmlerin nun werde — o, nein, ich will ein wahrhaftes Leben führen, will den Menschen Gutes thun und für sie unendlich sorgen und arbeiten, will so mein Herz veredeln und Gott näher bringen.“ — — Als sie ausgesprochen, sagte einer ihrer Verwandten, ein junger Mann, leise zu seinem Nachbar in Italienischer Sprache (weil er meinte, Klotilde verstände diese Sprache nicht): „Die Unglückliche — wenn sie wüßte — daß es gerade zwölf Minuten über Mitternacht war, als wir damals ihren Schrei hörten — ich sah nach der Uhr“ — — Aber Klotilde verstand die

heitere Italienische Sprache. Sie war ihr jetzt nicht heiter. Plötzlich fuhr sie, eine Rasende, vom Stuhle auf, und rannte und tobte im Zimmer herum. Sie war ganz von Sinnen — es war gräßlich anzusehen — sie wollte immer mit dem Kopfe wider die Wand rennen. Man hielt sie nur mit großer Anstrengung fest, und man mußte sie binden. Alle Anwesenden wußten nicht, wie ihnen geschah. —

* * *

Diese Geschichte hat ein junger Arzt erzählt, der sie — aus Klotilde'ns eigenem Munde weiß. Er hat sie im Irrenhause zu Zeiz getroffen. Bloß alle zwölf Tage hat sie einen Tag lang Anfälle von Tobsucht, welche leider für unheilbar erklärt worden sind. Sie verfällt dann in einen rasenden Tanz oder in eine tanzende Raserei; lacht und weint abwechselnd, und wiederholt unzählige Mal jene Worte ihrer sterbenden Mutter. Außer dieser Zeit aber ist sie sich vollkommen ihrer Vergangenheit und ihres ersten, sowie ihrer wiederholten wahnsinnigen Anfälle bewußt; sie erzählt davon mit vieler Klarheit und Ruhe, nur läßt sie sich das nicht nehmen, daß ihr die Mutter wirklich und leibhaftig erschienen sei. Uebrigens spricht sie ihr Vertrauen auf die Güte Gottes aus. — Ihr körperliches Aussehen ist noch merkwürdig blühend, fast reizend. —

Die Erdbeben.

Von Dr. J. Meyer.*)

Unter allen vulkanischen Erscheinungen, welche die Allgewalt der im Verborgenen wirkenden Naturkräfte offenbaren und die Menschen mit Furcht und Schrecken erfüllen, sind die **Erdbeben** diejenigen, welche den erschütterndsten Eindruck auf das Gemüth machen. Sie sind von Innen heraus wirkende Erschütterungen des festen Erdbodens, und von Erdfällen, Erdschlipfen und Bergstürzen zu unterscheiden, da nicht nothwendig ein Erdbeben anzunehmen ist, wenn eine Masse ihrer Stütze beraubt wird und das Gleichgewicht verliert. Die Erdbeben geben sich durch schnell auf einander folgende senkrechte, oder horizontale, oder rotatorische Schwingungen zu erkennen. Offenbar sind diese drei Bewegungen in sich verschie-

---

*) S.: Dessen Lehrbuch der astronomischen und physikalischen Astronomie. Zürich, Verlag von Meyer und Zeller, 1852. D. Red.

den, es scheint aber doch keine allein ein Erdbeben von einiger Bedeutung zu bilden, und Humboldt, der in beiden Welttheilen, auf dem festen Lande und zur See, eine beträchtliche Zahl von Erdbeben erlebt hat, sagt ausdrücklich, daß ihm die zwei ersten Arten der Bewegung sehr oft gleichzeitig geschienen haben. Am seltensten und immer nur bei den gewaltigsten Erschütterungen ist die rotatorische oder wirbelnde Bewegung wahrgenommen worden, welche am meisten gefahrbringend ist. „Umwenden von Gemäuer ohne Umsturz, sagt Humboldt, Krümmung von vorher parallelen Baumpflanzungen, Verdrehung von Aeckern, die mit verschiedenen Getreidearten bedeckt waren, sind bei dem großen Erdbeben von Riobamba, in der Provinz Quito (4. Februar 1797), wie bei dem in Kalabrien (5. Februar — 28. März 1783) beobachtet worden. Mit dem letzteren Phänomen des Verdrehens und Verschiebens der Aecker und Kulturstücke, von welchen gleichsam eines den Platz des anderen eingenommen, hängt eine translatorische Bewegung oder Durchdringung einzelner Erdschichten zusammen. Als ich den Plan der zerstörten Stadt Riobamba aufnahm, zeigte man mir die Stelle, wo das ganze Hausgeräth einer Wohnung unter den Ruinen einer anderen gefunden worden war. Das lockere Erdreich hatte sich wie eine Flüssigkeit in Strömen bewegt, von denen man annehmen muß, daß sie erst niederwärts, dann horizontal und zuletzt wieder aufwärts gerichtet waren. Streitigkeiten über das Eigenthum solcher viele hundert Toisen weit fortgeführten Gegenstände sind von der Audiencia (dem Gerichtshofe) geschlichtet worden.“

Für das Umwenden von Gemäuer, Verdrehen einzelner Theile von Obelisken ohne Umsturz hat das Erdbeben von Kalabrien mehre Beispiele geliefert; bei dem Erdbeben, welches 1818 Catanea verwüstete, wurde eine große Steinmasse 25° von Osten nach Süden gedreht, und bei demjenigen, welches 1822 Chili erschütterte, wurden mehre Häuser und Mauern gedreht und 3 Palmen wie Weiden um einander geschlungen. Einfache und kleinere Schwankungen des Bodens geben sich gewöhnlich unter der Form von Wellenbewegungen kund. Vereinzelte, doch oftmals ziemlich heftige Bewegungen scheinen von senkrechten Stößen herzurühren. Diese Art der Bewegung, welche meist in einem einmaligen Auf- und Absteigen des Bodens mit nachfolgenden leichteren Erzitterungen besteht, hat sich, nach Humboldt, sehr auffallend bei'm Umsturz der Stadt Riobamba gezeigt, wo viele Leichname der Einwohner auf einen mehre hundert Fuß hohen Hügel geschleudert wurden. Auch bei dem Erdbeben von Kalabrien (1783) wird als merkwürdiges Ereigniß erzählt, daß ein Mann nebst seiner Frau und einem Esel mit dem Boden, worauf sie gingen, aufgehoben, und über einen Fluß geworfen wurden, ein anderer Mann aber saß auf einem Citronenbaum, während derselbe ausgezogen und eine Strecke fortgeschleudert wurde. Es scheint, daß bei allen großen Erdbeben die Bewegung

in der Gegend der heftigsten Einwirkungen einer rotatorischen gleiche, die den einfachen Stoß umgiebt, und sich von ihm aus in Undulationen nach allen Seiten in die benachbarten Gegenden fortpflanze.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß unterirdische, nach Oben drängende Gewalten als die Ursache der Erdbeben angesehen werden müssen, und da bei heftigen Erschütterungen der Boden nicht selten zertrümmert wird und Spalten reißt, so lernt der Beobachter daraus zunächst die Richtung und dann vielleicht auch die Ursache kennen. Sind die entstandenen Spalten von gleicher Richtung und unter sich parallel, so weisen sie auf kleinere Erdbeben mit Wellenbewegung hin; gehen die Spalten strahlenartig von einem Mittelpunkte aus, so wird man unwillkürlich an einen senkrechten Stoß erinnert; bilden sie Bogen um einen Mittelpunkt, so hat man an eine rotatorische Bewegung zu denken.

Da gewöhnlich mehre Erdstöße auf einander folgen, so gilt es, namentlich in Beziehung auf die Erklärung früherer Erdbildungsphänomene, die Aufgabe, in Erfahrung zu bringen, ob die auf einander folgenden Stöße dieselbe Stelle treffen, oder einander in derselben Richtung folgen, oder endlich, ob sie sich über eine gewisse Fläche vertheilen. Ein Beispiel für den zweiten dieser drei Fälle ist das Erdbeben, welches im Jahre 1783 Kalabrien verwüstete, denn seine drei Hauptstöße vom 5. und 7. Februar und 28. März lagen in einer Linie hinter einander, jeder Stoßpunkt vom andern etwa 5 bis 6 Meilen nordostwärts entfernt. Die Bebungen schienen sich vom Aetna aus unter dem Meere durch fortzupflanzen, welches man damals so auffallend fand, da der Boden aus Granit und Gneis besteht, jedoch nichts weiter als die große Tiefe der vulkanischen Heerde beweis't. Die Erschütterungslinie folgte dem Hauptkamm der Kalabresischen Gebirgskette, und hielt sich auf dem westlichen Abhange derselben gegen Sicilien hin. Aus dieser Lage erklärt es sich, warum die Gegenden von Kalabrien so grauenvoll verwüstet wurden, während die Ostseite ziemlich verschont blieb. Die Bebung war am stärksten bei dem Städtchen Oppido, und verbreitete sich über eine Fläche von 80 Quadratmeilen, wo an 400 Städte und Dörfer von Grund aus zerstört und eine Menge großer Schlünde geöffnet wurden. Daß die Ostseite so wenig litt, scheint man daraus erklären zu müssen, daß der starke Gebirgsstock den Erschütterungswellen nach dieser Seite hin einen Damm entgegensetzte, und sie durch seine Festigkeit schwächte, wie Burmeister annimmt, oder mit Humboldt daraus, daß, weil die Gebirgsketten auf großen Spalten erhoben seien, die Wände dieser Höhlungen die Richtung der den Ketten parallelen Erschütterungswellen begünstigen.

Es scheint demnach, daß Gebirgszüge die Fortpflanzung eines Erdbebens in der Richtung ihrer Streichungslinie weit eher zulassen, als senkrecht gegen dieselbe. Eine Bestätigung dieser Annahme geben die Erdbeben in den vulkanenreichen Kordilleras de los Andes

von Südamerika, deren Kamm, von Feuerland an nordwärts, dann nordwestlich ziehend, sich nördlich von Quito in zwei Aeste spaltet, wovon der östliche als Küstenkette von Venezuela auf die kleinen Antillen übergeht, unter dem Meere hin Portoriko erreicht und neben Haiti, Jamaika und Kuba nach Yukatan zurückkehrt. Alle die großen und furchtbaren Erdbeben, von welchen dieser Theil von Amerika so oft heimgesucht wird, lagen innerhalb der Streichungslinie des bezeichneten Gebirgszuges, und entfernten sich im Ganzen nur sehr wenig von ihm.

Es sind indeß Beispiele bekannt, daß Gebirgskämme und mehre Gebirgsketten von Erdbeben in fast senkrechter Richtung durchschnitten worden sind. Dieser Fall kommt häufig vor in Mexiko, wo die Stoßlinie nicht dem Hauptgebirgszuge, sondern der diesen durchsetzenden Vulkanenreihe von Westen nach Osten folgt, welche die Fortpflanzung der Erdbeben in dieser Richtung zu bedingen scheint. Noch auffallender sind folgende Beispiele, bei denen solche begünstigende Bedingungen nicht angetroffen werden. In Südamerika durchbrechen die Erdbeben, nach Humboldt, die Küstenkette von Venezuela und die Sierra de Parime gleichzeitig; in Asien haben sich die Erdstöße von Lahore und vom Fuß des Himalaya (22. Januar 1832), quer durch die Kette des Hindu-Kho, bis Badakschan, bis zum oberen Oxus, ja bis Bokhara fortgepflanzt; ein anderes Erdbeben ging zwischen Genua und Voghera quer durch den Apennin. Wenn übrigens die Erschütterungswelle längs einer Gebirgskette fortläuft, so bemerkt man bisweilen, sagt Humboldt, eine Unterbrechung an gewissen Punkten. Die Undulation schreitet in der Tiefe fort, wird aber an jenen Punkten an der Oberfläche, welche die Indianer „Brücken" nennen, nicht gefühlt.

Die Fortpflanzung der Erdbeben geschieht mit einer Geschwindigkeit von 5 bis 7 geographischen Meilen in der Minute. In dem Erdstrich, in welchem der Stoß von gleichmäßig leitenden Schichten, wie von einem gemeinsamen Centrum aus, fortgepflanzt wird, werden die Schwingungen sich um so weniger fühlbar machen, je weiter die einzelnen Punkte von derjenigen Stelle entfernt sind, auf welche der Erdstoß wirkte. Wenn dieser Fall eintritt, so läßt sich um die Schwingungen eine Kurve ziehen, die man den Erschütterungskreis nennt. Es giebt Gegenden, die zu zwei sich schneidenden Erschütterungskreisen gehören; so steht z. B. der südliche metallreiche Theil des Altai, nach Humboldt, unter dem zweifachen Einflusse der Erschütterungsheerde vom Baikalsee und von den Vulkanen des Thianschan. Man hat auch beobachtet, daß sich die Erschütterungskreise in Folge eines einzigen sehr heftigen Erdbebens erweitert haben. Der Erschütterungskreis mancher Erdbeben ist ungemein groß gefunden worden, so z. B. derjenige des Erdbebens, welches am 1. November 1755 Lissabon zerstörte. Derselbe umfaßte einen Erdraum, der an Größe viermal die Oberfläche von Europa übertraf, und

dieser Erdraum erbebte gleichzeitig; die Erschütterungen wurde in den Alpen, an den Schwedischen Küsten, in den Antillischen Inseln, in den großen Seen von Kanada, wie in Thüringen und in den kleinen Binnenwassern der Baltischen Ebene empfunden. Nicht alle Erdbeben wirken aber in dieser Art, vielmehr pflanzen sich viele nur nach einer bestimmten Richtung, und innerhalb derselben gleichfalls mit ungleicher Intensität, fort. Für solche Erdbeben macht Burmeister auf den merkwürdigen Umstand aufmerksam, daß, während bei starken senkrechten oder rotatorischen Bewegungen die Oberfläche und besonders die auf ihr befindlichen Gebilde des menschlichen Kunstfleißes vollständig zertrümmert zu werden pflegen, bei den gradlinig fortschreitenden Erschütterungswellen nur die senkrecht gegen die Stoßlinie stehenden Gegenstände zertrümmert werden, die ihr folgenden oder parallelen dagegen unversehrt bleiben. Diese Thatsache ist wichtig, weil sie dem Beobachter bei Untersuchung der Trümmer ein Mittel an die Hand giebt, die Richtung des Erdbebens zu erkennen.

Den Volksglauben, daß gewisse Witterungsverhältnisse, wie Windstille, drückende Hitze, Nebel, veränderte Luftelektricität, sichere Vorboten von Erdbeben seien, erklärt Humboldt für irrthümlich, indem sowohl seine eigene Erfahrung, als diejenige anderer Beobachter in den an Erdbeben reichsten Gegenden lehre, daß Erdstöße bei dem reinsten, völlig dunstfreien Himmel und frischem Ostwinde, wie bei Regen und Donnerwetter gefühlt worden seien; man dürfe daher meteorologische Zeichen nicht als allgemein bedeutsam, als mit der Erschütterung zusammenhangend betrachten. Doch fügt er hinzu: „Wenn aber auch an dem Tage des Erdbebens selbst oder einige Tage vorher kein meteorologisches Zeichen die Erschütterung verkündigt, so ist doch der Einfluß der Jahreszeiten (der Frühjahr- und Herbst-Aequinoktien), der Eintritt der Regenszeit nach langer Dürre unter den Tropen, und des Wechsels der Moussons, für die der allgemeine Volksglaube spricht, nicht darum ganz wegzuleugnen, weil uns bis jetzt der genetische Zusammenhang meteorologischer Prozesse mit dem, was in dem Innern der Erdrinde vorgeht, wenig klar ist. Numerische Untersuchungen über die Vertheilung der Erdbeben unter die verschiedenen Jahreszeiten sprechen für die Epochen der Tag- und Nachtgleichen.“ Auch die Neigung der Magnetnadel ist bei einzelnen Erdbeben verändert gefunden worden, selbst an entfernten Orten, wohin das eigentliche Erdbeben nicht reichte, ebenso der Luftdruck, indem der Barometer sank. Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß in gewissen sehr heftigen Erderschütterungen der Atmosphäre etwas mitgetheilt werde. „Während des langen Erzitterns des Bodens in den Piemontesischen Thälern von Pelis und Clüsson wurden bei gewitterlosem Himmel die größten Veränderungen in der elektrischen Spannung des Luftkreises bemerkt“ (Humboldt).

Gewöhnlich bemerkt man bei Erdbeben ein unterirdisches Getöse, ähnlich dem Rollen beladener Wagen auf Steinpflaster oder

entferntem Donner, anderemale ist dasselbe rasselnd und klirrend, wie bewegte Ketten, oder hellklingend, als würden verglas'te Massen in unterirdischen Gewölben zerschlagen. Dieses Getöse ist aber keinesweges größer, wenn die Erschütterungen stärker sind, der größte Stoß bei dem furchtbaren Erdbeben von Riobamba war z. B. von gar keinem Getöse begleitet, und das ungeheure Getöse, welches nicht im Centrum der Bewegung, sondern unter dem Boden der Städte Quito und Ibarra vernommen wurde, entstand, nach Humboldt, erst 18 bis 20 Minuten nach der eigentlichen Katastrophe. Ebenso wurden lange nach dem großen Erdbeben von Neu-Granada (16. November 1827) im ganzen Caucathale ohne alle Bewegung von 30 zu 30 Sekunden mit großer Regelmäßigkeit unterirdische Detonationen gehört. Wenn Erdschichten gute Leiter des Schalles sind, so wird das unterirdische Getöse oft in ungemeiner Entfernung von seinem Ursprungsorte vernommen. So erzählt Humboldt, daß man in Caracas, in den Grasfluren von Calaboza und an den Ufern des in den Orinoco fallenden Rio Apure, in einer Landstrecke von 2300 Quadratmeilen, überall am 30. April 1812, ohne alles Erdbeben, ein ungeheures donnerartiges Getöse gehört habe, als 158 Meilen davon der Vulkan von St. Vincent in den kleinen Antillen aus seinem Krater einen mächtigen Lavastrom ergoß. Es war also der Entfernung nach, als wenn man einen Ausbruch des Vesuv im nördlichen Frankreich vernähme. „Diese Schallphänomene, wenn sie von gar keinen fühlbaren Erschütterungen begleitet sind, lassen einen besonders tiefen Eindruck selbst bei Denen, die schon lange einen oft erbebenden Boden bewohnt haben. Man harrt mit Bangigkeit auf das, was nach dem unterirdischen Krachen folgen wird. Das auffallendste, mit Nichts vergleichbare Beispiel von ununterbrochenem unterirdischen Getöse, ohne alle Spur von Erdbeben, bietet die Erscheinung dar, welche auf dem Mexikanischen Hochlande unter dem Namen des Gebrülles und unterirdischen Donners von Guanaxuato bekannt ist. Diese berühmte und reiche Bergstadt liegt fern von allen thätigen Vulkanen. Das Getöse dauerte seit Mitternacht den 9. Januar 1784 über einen Monat. Es war (vom 13. bis 16. Januar), als lägen unter den Füßen der Einwohner schwere Gewitterwolken, in denen langsam rollender Donner mit kurzen Donnerschlägen abwechselte. Das Getöse verzog sich, wie es gekommen war, mit abnehmender Stärke. Es fand sich auf einen kleinen Raum beschränkt; wenige Meilen davon, in einer basaltreichen Landstrecke, vernahm man es gar nicht. Fast alle Einwohner verließen vor Schrecken die Stadt, in der große Massen Silberbarren angehäuft waren; die muthigeren, an den unterirdischen Donner gewöhnt, kehrten zurück und kämpften mit der Räuberbande, die sich der Schätze bemächtigt hatte. Weder an der Oberfläche der Erde, noch in den 1500 Fuß tiefen Gruben war irgend ein leises Erdbeben bemerkbar. In dem ganzen Mexikanischen Hochlande ist nie vorher

ein ähnliches Getöse vernommen worden; auch hat in der folgenden Zeit die furchtbare Erscheinung sich nicht wiederholt. So öffnen und schließen sich Klüfte im Innern der Erde; die Schallwellen gelangen zu uns oder werden in ihrer Fortpflanzung gehindert.«

Die Erdbeben sind viel häufiger, als man glaubt, und wahrscheinlich giebt es, die ganze Erde zusammengenommen, keinen Monat, vielleicht keinen Tag, an dem die Erdoberfläche an irgend einem Punkte nicht erbebte, so daß demnach das Innere des Erdballs ununterbrochen gegen das Aeußere reagirt. Nicht selten erbebt die Erde unausgesetzt mehre Tage lang und fern von allen Vulkanen. Am östlichen Abfall des Mont Cenis, in den Vereinigten Staaten nördlich von Cincinati und im Paschalik von Aleppo hat man Erschütterungen beobachtet, welche Monate lang fast zu jeder Stunde gefühlt wurden. Die Verbreitung der Erdbeben ist eine sehr allgemeine, und es giebt nicht viele Gegenden, welche niemals dergleichen hatten. Indeß ist ihre Frequenz auf verhältnißmäßig wenige Erdstriche beschränkt, und während eine Gegend Jahrhunderte lang frei bleiben kann, werden andere alljährlich davon heimgesucht. Die große Erdbebenzone Südamerikas ist schon angegeben worden, in Mexiko ist dieselbe, wie wir ebenfalls wissen, von Westen nach Osten gerichtet. In Asien sind drei Erdbebenzonen, die fast parallel von Westen nach Osten ziehen, nämlich eine nördliche von der Uralmündung bis Irkutzk, eine mittlere vom Aral bis nach China, und eine südliche durch die Länder am Himalaya. Dazu kommt noch ein mächtiger Bogen von den Andamanen durch Sumatra, Java, die Philippinen, Japan, die Kurilen, Kamtschatka und die Aleuten, wo sich diese Zone an die Nordamerikanische anschließt. In Europa haben wir zwei Erdbebenzonen, die eine zieht von den Pyrenäen durch die Alpen bis zum Kaukasus, die andere, mit dieser parallel, von den Azoren bis Syrien über beide Küsten des Mittelmeeres. Innerhalb dieser Zonen sind die Erdbeben häufiger, stärker, andaurender und zerstörender als in anderen Gegenden, und die Richtung der Stöße und Erschütterungen folgt fast immer der Streichungslinie dieser Zonen. Die Erscheinung der Erdbeben ist übrigens ganz unabhängig von der Natur der Gebirgsarten, in denen sie sich äußert; selbst in den lockersten Alluvialschichten Hollands hat man Erdstöße verspürt. Doch sind Holland, Norddeutschland, Preußen und Polen, Mittel- und Nordrußland, Neusibirien von Erdbeben so gut als ganz verschonte Gegenden, ebenso Nordafrika von Tripolis bis zum Nildelta, das Kapland, einzelne Theile der Vereinigten Staaten und fast der ganze südliche Theil der Ostküste Südamerikas.

Die Wirkungen heftiger Erdbeben sind im höchsten Grade fürchterlich, ja sie sind mit Recht die gefürchtetsten aller Schrecknisse, furchtbarer als Feuer- und Wassersnoth, selbst wenn zu beiden sich Stürme gesellen und die tobende Windsbraut sich der Flamme be-

mächtigt, oder die Wasserfluthen über die Ebene treibt. Den angeborenen Glauben an die Ruhe und Unbeweglichkeit der festen Erdschichten vernichtet ein Augenblick, und wenn die Erscheinung in ihrer Heftigkeit begonnen hat, so kann weder Erfahrung, noch Muth, noch Geistesgegenwart den Rettungsweg ausfindig machen. Das Furchtbare der Erscheinung bringt bei Menschen und Thieren dieselbe ängstliche Unruhe hervor. Schweine, Hunde und Geflügel werden besonders davon ergriffen, und die Krokodile des Orinoko, sagt Humboldt, sonst so stumm als unsere kleinen Eidechsen, verlassen den erschütterten Boden des Flusses und laufen brüllend dem Walde zu. Die Zerstörungen der Erdbeben werden noch dadurch vermehrt, daß sie nicht bloß örtlich sind, ihre Erschütterungen durchzucken vielmehr fast gleichzeitig große Provinzen; ganze Städte mit allen ihren Bewohnern sind durch sie in einem Augenblicke von der Erde verschlungen worden, die festesten Mauern wurden zertrümmert, Berge entstanden, andere stürzten ein, ja selbst das Klima einiger Gegenden erlitt bedeutende und dauernde Veränderungen, wie z. B. das von Quito in Südamerika. Es ist noch keine Aeußerung einer Kraft bekannt geworden, durch welche oft binnen wenigen Stunden und selbst Minuten eine größere Zahl von Menschen getödtet worden wäre; 200,000 Menschen kamen in Kleinasien und Syrien im Jahr 526 um's Leben, 60,000 in Sicilien im Jahr 1693; bei dem Erdbeben, welches am 1. November 1755 Lissabon zerstörte, fanden 24,000 Menschen ihren Tod; in Kalabrien rechnete man bei dem großen Erdbeben im Februar 1783 über 30,000 Todte; in dem Erdbeben, welches 1794 am 4. Februar Quito verheerte, wurden 40,000 Menschen auf ein Mal getödtet; 30 bis 40,000 in dem Erdbeben von Riobamba 1797, und von den Schrecknissen solcher Katastrophen, denen Syrien so oft ausgesetzt ist, zeugt noch das neueste Ereigniß im Jahr 1822, indem in einer Nacht 8 Städte, jedes einzelne Dorf, jede einzelne Hütte in Schutthaufen verwandelt wurden, wenigstens 20,000 Menschen umkamen und eben so viele schreckliche Verstümmelungen erlitten.

Bei dem Erdbeben von Lissabon wurden ferne Quellen in ihrem Laufe unterbrochen, die Teplizer Thermen versiegten und kamen, Alles überschwemmend, mit vielem Eisenocker gefärbt zurück. In Cadix erhob sich das Meer zu 60 Fuß Höhe, während in den kleinen Antillen, die gewöhnlich nur 26 bis 28 Zoll hohe Fluth urplötzlich tintenschwarz 20 Fuß hoch stieg. Während der Erdstöße mancher Erdbeben wurden heiße Dämpfe, heißes Wasser, irrespirable Gase (Mofetten), Schlamm, schwarzer Rauch und selbst Flammen ausgestoßen. „Während des großen Erdbebens von Lissabon, sagt Humboldt, sah man nahe bei der Hauptstadt Flammen und eine Rauchsäule aus einer neu gebildeten Spalte des Felsens von Alvidras aufsteigen. Der Rauch war jedesmal um so dicker, als das unterirdische Getöse an Stärke zunahm. Bei der Zerstörung von

Riobamba 1797, wo die Erdstöße von keinem Ausbruch der sehr nahen Vulkane begleitet waren, wurde die Moya, eine sonderbare, mit Kohle, Augitkrystallen und Kieselpanzern von Infusorien gemengte Masse, in zahlreichen kleinen, fortschreitenden Kegeln aus der Erde hervorgehoben. Der Ausbruch des kohlensauren Gases auf Spalten während des Erdbebens von Neu-Granada (16. November 1827) im Magdalenen-Thal verursachte das Ersticken vieler Schlangen, Ratten und anderer in Höhlen lebenden Thiere. Auch plötzliche Veränderungen der Witterung, plötzliches Eintreten der Regenzeit zu einer unter den Tropen ungewöhnlichen Epoche sind bisweilen in Quito und Peru auf große Erdbeben gefolgt. Werden gasförmige, aus dem Innern der Erde aufsteigende Flüssigkeiten der Atmosphäre beigemischt? oder sind diese metereologischen Prozesse die Wirkung einer durch Erdbeben gestörten Luftelektricität? In den Gegenden des tropischen Amerikas, wo bisweilen in zehn Monaten kein Tropfen Regen fällt, halten die Eingeborenen sich oft wiederholende Erdstöße, die den niedrigen Rohrhütten keine Gefahr bringen, für glückliche Vorboten der Fruchtbarkeit und Regenmenge."

Eine Kraft, welche Städte zertrümmert und die Bewohner unter den Trümmern derselben begräbt, Häfen zerstört, Straßen unwegsam macht und die fruchtbarsten Thalebenen in Seen verwandelt oder mit den Trümmern der sie begrenzenden Berge bedeckt, eine solche Kraft ist gewiß den Fortschritten der Civilisation und Volkswohlfahrt nicht förderlich; und dennoch sind die Erdbeben, wenn gleich so oft die Quelle des Schreckens und des Todes, betrachtet man ihre Wirkungen auf eine Reihe von Jahrhunderten, gegenüber der fortschaffenden und nivellirenden Kraft der Gewässer sehr wohlthätig, indem sie einen wesentlichen Theil von dem Mechanismus bilden, durch welchen die Integrität der bewohnbaren Oberfläche erhalten und die Existenz und Fortdauer des festen Landes gesichert wird.

Unter den Wirkungen der Erdbeben haben aber für uns hier diejenigen Veränderungen das meiste Interesse, welche durch sie die Erdoberfläche selbst erleidet. Es ist wahrscheinlich, ja gewiß, daß in den früheren, der ersten Bildungsepoche des Erdkörpers näher stehenden Zeitaltern solche Veränderungen großartiger, gewaltsamer, weiter verbreitet waren als jetzt; doch bewirken auch jetzt noch heftige Stöße Niveauveränderungen, bedeutende Hebungen oder Senkungen der Erdoberfläche. Hebungen des Bodens haben wir von Erhöhungen desselben zu unterscheiden; letztere entstehen durch Abschwemmen von Gebirgstheilen, welche in die Ebene geführt werden, durch Deltabildungen u. dgl. m. Durch diese Wirkungen wird der Boden mit neuen, von Außen darüber geführten Massen bedeckt, und die frühere Oberfläche dem Auge entzogen, der Boden wird erhöht. Wenn aber der Boden von Innen heraus durch eine nach Oben drängende Gewalt seine absolute Lage ändert, so ist dieß eine Erhebung, die vorher schon vorhandene Oberfläche ist dieselbe,

und es ist keineswegs nothwendig, daß sie mit fremdartigen Massen bedeckt werde. Solche Erhebungen nun sind oft sehr beträchtlich, wie besonders folgende Beispiele, die ich statt vieler anderer wähle, zeigen können.

Am 19. November 1822 wurde die Küste von Chili durch ein sehr zerstörendes Erdbeben heimgesucht, der Stoß wurde gleichzeitig auf einer von Norden nach Süden gehenden Längenerstreckung von 1200 Englischen Meilen wahrgenommen, und St. Jago, Valparaiso und einige andere Orte wurden größtentheils zerstört. Am anderen Morgen zeigte es sich, daß die ganze Küste um Valparaiso auf mehr als 100 Englische Meilen Länge über ihr früheres Niveau emporgehoben worden war, zu Valparaiso betrug die Erhebung 3, zu Quintero ungefähr 4 Fuß, ein Theil des früheren Bettes blieb bei hoher Fluth trocken, der Ankergrund im Hafen von Valparaiso ist seichter geworden, und verschiedene ältere Strandlinien wurden emporgehoben und kamen zum Vorschein. Um die ungeheure Größe der Veränderung, welche diese einzige Erschütterung veranlaßt hat, besser zu schätzen, ist zu bemerken, daß das Areal der bewegten Gegend der Hälfte von der Größe Frankreich's gleich kommt. Lyell schätzt die Masse von Felsen, die durch diese Bewegung zu dem Festlande von Amerika gekommen, oder die vorher unter, nach den Stößen über dem Meeresniveau befindliche Masse, zu 57 Englischen Kubikmeilen. Weil aber die ganze Mächtigkeit der Felsmassen zwischen der Oberfläche von Chili und dem unterirdischen Heerd der vulkanischen Wirksamkeit sich vielleicht auf eine Meile Tiefe beläuft, so ist das Volumen der Masse, welche den Platz verändert hat und im Mittel 3 Fuß gehoben worden ist, wohl dreißig Mal größer, als obige Zahl angiebt.

Nicht minder großartig, als diese Hebung in Chili, ist das Phänomen, welches der Bildung des neuen Mexikanischen Vulkans Jorullo voranging, bei dessen Entstehung der unterirdische Prozeß mit einer Kraft gewirkt hat, die erstaunenswürdig ist. Die Gegend, welche der Schauplatz dieser Erscheinung war, bestand vorher aus einer von Basaltbergen umgebenen, überaus wohl angebauten Ebene von 2400′ Meereshöhe. Im Juni des Jahres 1759 vernahm man dort, nach v. Hoff, ein schreckliches unterirdisches Getöse, das von häufigen Erdstößen begleitet war und 50 bis 60 Tage lang dauerte. Mit Anfang September schien die Erde wieder beruhigt zu seyn. Allein in der Nacht vom 28. auf den 29 September erneuerte sich das Getöse; der bis dahin ebene, 4 Quadratmeilen große Landstrich erhob sich gleich einem Gewölbe, das an seinem Rande 12 Meter Höhe über dem alten Flächenstand der Ebene, in der Mitte aber gegen 160 Meter hat. Noch jetzt erkennt man in den zerbrochenen Felsschichten die Grenzen dieser Erhebung. Dabei sollen auf einer Ausdehnung von mehr als einer halben Quadratmeile Flammen hervorgebrochen und Trümmer durchglühter Felsen

bis zu einer ungeheuren Höhe emporgeschleudert worden seyn, und man soll durch eine von vulkanischem Feuer durchglühte Aschenwolke gesehen haben, wie die erweichte Decke der Erde aufschwoll, gleich dem sturmbewegten Meere.

Aus den vielfachen Spalten, in die das Gewölbe zerriß, kamen kleine Kegel von 6 bis 10 Fuß Höhe hervor, welche die Eingebornen Hornitos (Oefen) nennen. Diese stießen noch im Anfang unsers Jahrhunderts, als Alex. von Humboldt diese Gegenden besuchte, dicken Rauch aus; bei vielen derselben hörte man damals noch unterirdisches Geräusch, und das Thermometer stieg in ihren Oeffnungen auf 76 ° R. In der Mitte dieser Oefen, und aus einem Riß, der sich von Nordnordwest nach Südsüdost hinzieht, sind sechs größere Trümmerhaufen, jeder 5 bis 6 Meter hoch, emporgestiegen, unter ihnen aber und auf derselben Linie der Hauptvulkan Jorullo, mit einer Höhe von 1500 Fuß. Dieser stand von seiner Entstehung an unaufhörlich in Flammen, schleuderte glühende Massen aus, und blieb bis Mitte Februar 1760 in fortdauernder Thätigkeit. Die emporgeschleuderten Massen sind schlackige und basaltische Laven, welche Bruchstücke von Urgebirgsarten enthalten, und die ausgeworfene Asche bedeckt eine Gegend von 48 Meilen Halbmesser rings um den Auswurfspunkt. Zwei Flüsse, welche die frühere Ebene bewässerten, verloren sich in der Nacht nach dem ersten Ausbruche; dafür sieht man jetzt in dem aufgetriebenen Boden etwas weiter gegen Westen zwei Flüsse, welche sich als warme mineralische Quellen von etwa 41 ° Wärme ergießen. Eine ganz ähnliche Erscheinung ereignete sich, nur nach viel kleinerem Maßstabe, am Geburtstage des Jorullo im Jahre 1538 bei Puzzuoli am Golf von Neapel. Häufige Erdbeben hatten diese Gegend schon zwei Jahre vor dem Ausbruche erschüttert, als am 28. September des genannten Jahres zwischen dem See Averno, dem Monte Barbaro und der Solfatara Flammen aus der Erde hervorbrachen; zugleich entstanden dort Spalten im Boden, aus denen Wasser sprang, während das Meer sich vom Ufer auf 200 Schritte weit zurückzog und den trockenen Grund sehen ließ. Hierauf, am 29. Sept., öffnete sich nahe am Meere ein Schlund, aus welchem unter lautem Donner Rauch, Flammen, Schlamm, Bimssteine und andere Steine ausgeworfen wurden. Dadurch entstand in ungefähr zwei Tagen ein Berg, der 413 Fuß Höhe und 8000 Fuß Umfang an der Basis hat, der Monte cenere oder Monte nuovo. Am 6. Oktober hörten die Eruptionserscheinungen auf, und als man den Berg bestieg, fand man auf seiner Höhe eine trichterförmige Oeffnung, einen Krater. Seit dieser Zeit ist aus dem Monte nuovo kein Ausbruch mehr erfolgt. Der neben dem Monte nuovo liegende Monte barbaro ist wahrscheinlich auf gleiche Weise entstanden. (Fortsetzung folgt.)

Hamburg. Gedruckt in J. B. Appel's Buchdruckerei.

Lesefrüchte
vom Felde der neuesten Literatur
begründet von
Dr. J. J. C. Pappe,
fortgesetzt und herausgegeben von Dr. C. F. G. Müller.
(Expedition: Rathhausstraße No. 10.)

1852. 3ter Band. 22stes Stück.

Der Geisterbrunnen.

(Fortsetzung.)

2.

Die ganze Gesellschaft machte einen weiten Spaziergang. In der heitersten Laune, unter Lachen und Plaudern waren sie aufgebrochen; man hätte denken sollen, daß nichts als Freude in der Welt seyn könne; und die liebliche Physiognomie der Natur war eben so lächelnd wie die ihrige. Douglas und Kathleen gingen zusammen, wie jetzt meistentheils geschah. Noch hatten sie keine Worte der Liebe gewechselt; aber ist wohl in Augenblicken tiefer Empfindung der Schmuck der Worte nöthig? der Dichter sagt:

„Verkehrt hat meine Seele häufig mit Dir ohne Wort."

Und so ging's auch mit unserer Heldin und ihrem Geliebten. Es war die Kindheit ihrer Liebe, und sie verweilten bei der heitern Stunde, nicht geneigt, ihren süßen Zauber dadurch zu brechen, daß sie durch einen Namen ihr Wirklichkeit gäben. Bis jetzt noch hatte Kathleen bei ihm ihre gewöhnliche anmaßende Machtentfaltung zurückgehalten, kaum bemerkte er bei ihr diesen Charakterfehler; und seine Liebe zu ihr schien die Härte seines Wesens gemildert, schien ihm ein neues Leben eingehaucht zu haben — fast war er jetzt in freudiger Stimmung. Die Zeit war schon vorwärts geeilt. Ich habe mich nicht aufgehalten mit Erzählungen von den Pferderennen, von dem Balle: sie glichen allen vorangegangenen Pferderennen und Bällen; sie waren vorüber, und als sich die Gesellschaft zu diesem Spaziergange in Bewegung setzte, waren nur noch zwei Tage bis zu ihrer Trennung, vielleicht auf Nimmerwiedersehn. Kathleen war diesen Tag unwiderstehlicher als je, und von der Tiefe seiner Empfindung eingenommen — endlich wußte er auch für sich einzunehmen! — und auf jenem Spaziergange sprach Douglas zum ersten

Male ein Wort von Liebe. Er wartete auf ihre Antwort — ungeduldig wandte er sich zu ihr. Ihr alter rebellischer Stolz kämpfte mächtig in ihrem Herzen; und dennoch — seltsamer Widerspruch! — liebte sie ihn, ja mehr als sie sich selbst gestehen mochte. Und so standen sie zu einander. In demselben Augenblick wurde Kathleen durch eine andere Stimme aufgeschreckt, welche sich in ihrer unmittelbaren Nähe vernehmen ließ.

— „Miß O'Brien, ich bin abgesandt, um Sie zu bitten, daß Sie sich der übrigen Gesellschaft anschließen mögen; man will gern George Wilson bewegen, einen „Liebessprung“ zu machen, und Sie sollen kommen und Ihren Einfluß geltend machen; sein Muth nimmt schon jeden Augenblick wunderbar zu.“ — —

Kathleen gehorchte lachend, und, ihrem Führer folgend, befand sie sich bald mitten unter dem muntern Haufen. Auf der äußersten Höhe des Hügels, den sie erstiegen hatten — so vollständig auf dem Gipfel, daß, ehe man dort oben ankam nicht das Allergeringste davon zu bemerken war — befand sich ein weit klaffender Spalt: ein Naturspiel oder ein Aufruhr der Elemente hatte dort den Hügel in zwei Kegel getheilt, zwischen denen diese furchtbare Lücke sich mächtig gähnend erhob; und nun suchte die Gesellschaft George, den schwachen jungen Mann, zu bereden, daß er hinüberspringen solle. Schon lange hatte er der Gesellschaft zur Zielscheibe ihrer Witze gedient, und war bisher von ihr zum vollkommenen Don Quixote gemacht durch die Ritterthaten, die sie unter Gelächter ihn hatte unternehmen lassen; aber dieß war schon eine viel ernstere Sache, und jetzt zeigte sich selbst George schon etwas hartnäckig. Die Sache, ganz im Scherz begonnen, fing bereits an, den Charakter des Ernstes anzunehmen, und mehr als eine schöne Dame suchte die Treue ihres ergebenen Verehrers dadurch auf die Probe zu stellen, daß sie ihn einlud, das furchtbare Gottesurtheil zu versuchen.

— „Geschwind, Kathleen,“ — rief Isabella Graham, auf sie zueilend — „komm und wende Deine Bitten an, um diesen zaghaften Ritter zu bewegen, daß er „den Liebessprung“ wage. Sicherlich wird es Dir gelingen, obgleich es allen Anderen fehlgeschlagen ist bei dem seinwollenden preux chevalier des dames.“ *)

— „Das ist schwerlich zu verwundern,“ — sagte Osmond, bei diesen Worten ganz ruhig in den vor ihm liegenden Schlund hinabsehend — „es ist auch ein entsetzliches Wagestück.“

— „Und doch“ — sagte Lady Dalrymple — „ist es schon einmal unternommen und vollbracht worden.“

— „O wie? — und wann? — bitte, sagen Sie's uns, beste Lady Dalrymple“ ließ sich's aus der ungestümen Gruppe vernehmen.

— „Da wenden Sie sich an die Unrechte,“ — sprach sie lächelnd — „die Gabe des Sagenerzählens ist mir leider nicht

*) Beherzten Ritter der Damen.

verliehen; doch es war vor Alters — ein grausamer Vater und zwei verzweiflungsvolle Liebende liegen natürlich der Erzählung zum Grunde; und der alte Lord erwiderte auf die dringenden Vorstellungen des jungen Ritters, er werde zur Vermählung seiner schönen und einzigen Tochter, der Erbin seines weiten Landgebietes, mit dem Gegenstande ihrer Wahl nun und nimmermehr seine Einwilligung geben, es sei denn, daß der tapfere, aber besitzlose Ritter den erwähnten Abgrund überspringe; und der junge Mann vollbrachte es — er wagte sein Leben für die „Dame seiner Liebe“, und gewann sie — und so gelangten die Landgüter der Fitz-Clares an die Familie der Dalrymples. Sie sehen also, es wurde für keine geringe That geachtet, da es selbst in jenen Tagen ritterlicher Kühnheit für unausführbar galt — wenn es auch, der Gefahr zum Trotz, ausgeführt wurde; doch „Liebe siegt über Alles“, das ist, glaube ich, die Moral meiner Geschichte.“

— „O! um solches Ziel und um solchen Preis ließ sich's wohl versuchen,“ versetzte George, indem er sich schaudernd abwandte.

Douglas zuckte die Achseln. Kathleen sah die Bewegung, und das stolze Blut stieg ihr bis in die Schläfe.

— „Mr. Osmond,“ — sprach sie bei Seite zu ihm — „wollen Sie nicht um meinetwillen den gefahrvollen Sprung Dalrymple's unternehmen?“

— „Es war ein grausamer Vater, Miß O'Brien, nicht eine hartherzige Geliebte, die den kühnen Ritter zu dem entsetzlichen Wagniß trieb.“

— „So ist denn der Geist des Ritterthums erloschen;“ — versetzte das Mädchen spöttisch — „war's in dem fraglichen Falle auch ein grausamer Vater, so haben doch die Ritter vor Zeiten kühnere Thaten als diese vollbracht, um der Liebe willen, die sie für die Frauen jener schönen Tage empfanden.“

Osmond betrachtete sie mit ernstem Blicke, und trat an den Rand der Klippe. Es lag etwas in seinem Blicke, was ihr nicht gefiel, und innerlich gekränkt, und entrüstet über ihre fehlgeschlagene Erwartung, schwieg Kathleen.

— „Keiner will sich dazu hergeben, Kathleen — auch nicht Einer; solche Entartung ist doch höchst traurig“, sagte Isabella.

— „Auch Sie nicht einmal, Miß O'Brien, können über einen so ergebenen Anbeter gebieten“, bemerkte Kapitain Cunningham, mit einem höhnischen Blicke auf Osmond, auf den er durch und durch eifersüchtig war, mit jenem liebenswürdigen Hundeneid, welcher so häufig menschliche Naturen auszeichnet. Er wußte wohl, daß er für seine Person das schöne Mädchen nicht gewinnen konnte, aber er verabscheute von ganzer Seele den Gedanken, daß ein Anderer vielleicht glücklicher seyn werde. Der tapfere Kapitain war einer von Miß O'Brien's ergebensten Bewunderern, aber Kathleen war er in der Seele zuwider. Sie warf einen Seitenblick auf ihren Vereh-

rer; er sprach mit Isabella, augenscheinlich unbekümmert um Alle, die um ihn her standen. Aergerlich über seine anscheinende Gleichgiltigkeit, im innersten Herzen gereizt durch Kapitain Cunningham's Spöttereien, da er von allen Männern gerade der war, von dem sie's am wenigsten leiden konnte, empörten sich alle schlimmen Seiten in ihrer Seele, und gewannen die Oberhand. Sie hielt einen Blumenstrauß in der Hand. O Kathleen! — und noch dazu ein Geschenk von ihm! erst vor so kurzer Zeit erhalten — von ihm gepflückt, während Du mit ihm jenen glücklichen Spaziergang auf der Terrasse machtest, ehe Du diesen Hügel hinaufstiegst. Sie nahm darauf die Blumen, und warf sie in nicht zu verfehlender Richtung über den Spalt, mit den Worten:

— „Mr. Osmond, ich gebe Ihnen, als einem guten und treuen Ritter, meinen Auftrag, mir diese Blumen wiederzubringen, mit der Bitte, eine That zu wagen, welche die Andern sämmtlich verweigern.“

— „Eine herrliche Forderung, Osmond, von der unvergleichlichen Königin der Schönheit!“ lachte Kapitain Cunningham.

— „Ja,“ — sprach Osmond mit leiser Stimme zu Kathleen — „es ist eine herrliche Forderung von der stolzen Krone der Schönheit, aber nicht von dem Herzen des Weibes, an das ich glaubte und welches ich liebte. Wünschen Sie wirklich, daß ich es thue, Miß O'Brien?“ setzte er sorglos und mit lauter Stimme hinzu.

Kathleen würde jetzt zurückgezogen haben — wie gern! — doch abermals verbot es ihr verirrter Stolz, und sie nickte mit dem Kopfe. Er wandte nun einen Blick auf die vorliegende Aufgabe, und darauf einen zweiten auf sie, welche er als sein Ideal aller Vollkommenheit so inbrünstig geliebt hatte; alsdann schickte er sich an, sein Unternehmen auszuführen.

— „O! nicht doch, Kathleen — nicht im Ernst — es ist ja ein tödtliches Wagestück!“ riefen die Damen mit wildem Geschrei, Isabella voran und am heftigsten; aber Kathleen schien wie in Stein verwandelt.

Ein Augenblick der Ungewißheit — während sie noch sprachen, war es schon geschehen, und Douglas stand unverletzt auf der andern Seite — in der That ein großer Abgrund war zwischen ihnen! — O! welches Gefühl der Erleichterung, gab dieser Anblick ihnen allen, als sie nach ihrer Angst tief aufathmeten, und die Todtenstille, welche die entsetzten Zuschauer behauptet hatten, dem lauten, aufrichtig gemeinten Lobes- und Beifallsrufe wich, womit Osmond begrüßt wurde, als er sich langsam um die Felsklippe herumwand, um sich der Gesellschaft auf der Spitze des Hügels wieder anzuschließen. Er beachtete ihn nur wenig, und noch weniger die lebhaften Glückwünsche, als er ihnen näher kam. Apathisch, und wie einer, der noch ein nothwendiges Geschäft zu vollbringen hat, ging er gerades-

wegs auf den Fleck zu, wo Kathleen stand — nicht mehr die stolze, gebieterische Kathleen, sondern das zitternde, aufgeregte, erröthende Mädchen — und gab ihr die so theuer erworbenen Blumen — erlangt um das kostbare Opfer eines Lebensglückes! Seine wunderbare Selbstbeherrschung verließ ihn selbst damals nicht, und eine blumenreiche Rede, ganz in der Sprache des alten Ritterthums gehalten, an „die reizende Königin der Schönheit“ gerichtet, wurde von Allen vernommen. Aber zu der Dame, welche er geliebt hatte, sprach er mit leiser Stimme:

— „Unterpfand gegen Unterpfand, Miß O'Brien, — Unterpfand gegen Unterpfand: die Blumen sind abermals die Ihrigen, aber meinerseits nehme ich das Herz zurück, welches ich Ihnen das erste Mal so thörichter Weise entgegenbrachte; freudig gab ich es hin, aber noch weit freudiger fordere ich eine so gering geschätzte, so leicht angeschlagene, so übel angewandte Gabe zurück.“

Er wandte sich und verließ sie. Und sie? Für einen Augenblick aufgeschreckt, verwirrt durch ihre eigene Handlung und deren verhängnißvolle Folgen, stand sie wie unbeweglich an den Boden festgekettet; und darauf, wie schon zuvor manches andere blutende Herz gethan, lehrte sie ihren „weiblichen Stolz ihre weibliche Liebe verbergen“, und zu Kapitain Cunningham gewandt, ließ sie gegen diesen irgend eine schnell hingeworfene Bemerkung fallen, und wurde nach und nach anscheinend so munter wie je. Aber es kam nicht aus dem Herzen, jenes künstliche Lachen, jene glänzenden schnellen Erwiderungen. Mechanisch that der Geist sein Amt; innerlich wühlte ein rasender Schmerz, und wie litt sie! Als sie den Platz verließen, wandte sie sich noch einmal um, und blickte nach Douglas: auch dieser schien ruhig, weit ruhiger als sie selbst; aber seine unverstörte Miene bot für das, was inwendig in seiner Seele vorging, der Forschung oder Auslegung ein weites Feld.

Und so geht häufig ein Akt im Drama des Lebens über die Bühne; in einer kurzen Stunde kann auf diese Weise das Glück oder Unglück eines Lebens geschaffen oder zerstört werden — kann von jenem Augenblicke an bis in die Ewigkeit bleiben, oder schon im Moment seines Entstehens zu Grunde gehen; und die Umgebungen sehen nichts von Allem, was schon vor der wirklichen Erscheinung vorangegangen ist! Ach! das Leben führt uns auf weit geschicktere Weise zum kräftigsten Mitwirken, als irgend eine Bühnenkunst uns zu lehren vermag; und es ist wenig zu fürchten, daß wir das einmal Gelernte wieder vergessen.

Sie verließen den Platz, wo so viele Dinge vorgegangen waren, ungekannt von jener Menge; und sie wanderten ihres Wegs nach Hause, bis sie die Gartenterrasse vor dem alten Schlosse erreichten. Hier begegneten sie ihrem Wirthe, Sir John Dalrymple. Ich entsinne mich nicht mehr, ob ich erwähnt habe, daß er die Gesellschaft nicht begleitete. Er verwunderte sich über ihre lange Ab-

wesenheit, und natürlich war er bald im Besitz der ganzen Geschichte.

— „Du lieber Himmel! Osmond, lieber Junge,“ — rief er aus — welche Tollheit! Wahrlich, Sie haben alle Ursache, dankbar zu seyn, daß Sie mit dem Leben davon gekommen sind; zum Entsetzen, in der That, war das Unternehmen. Miß O'Brien, eine Anklage auf Todtschlag sollte billig gegen Sie erhoben werden; oder vielmehr,“ — setzte er hinzu, als er bemerkte, daß Kathleen wirklich bestürzt aussah — „oder vielmehr der einmal von einem unserer Irländischen Schwurgerichte gefaßte Ausspruch gelten: Nicht schuldig, aber es wäre besser, wenn sie es nicht wieder thäte.“

Sie versuchte zu lachen.

— „Miß O'Brien“ — sagte Osmond, seine Augen auf das arme Mädchen richtend — „hält die Gefahr nur für unbedeutend, das Wagen eines Menschenlebens nur für geringfügig, im Vergleich zu dem Gehorsam gegen ihre Befehle — ich darf wohl von einer Dame nicht sagen, gegen ihre Launen!“

Der gutmüthige Baronet sah wohl, daß hier Etwas nicht richtig war.

— „Es war schade,“ — hub er an — „daß ich nicht mit dabei war, um einen so tollen Haufen von jungen Leuten in Ordnung zu halten; meine gute Frau ist wohl schwerlich der Aufgabe gewachsen. Miß O'Brien, zur Strafe für ihre Grausamkeit müßten Sie eine Wallfahrt nach dem Geisterbrunnen machen, und dort das Schicksal einer jungen Dame kennen lernen, welcher so folgsame Ritter zu Gebote stehen, um bereitwillig ihre leisesten Wünsche zu erfüllen. Aber wo ist sie? — in die Luft verschwunden?“ fuhr er umherblickend fort.

Kathleen hatte sich entfernt, sie konnte es nicht länger ertragen; so weit hatte sie's ausgehalten, aber ihre Körper- und Geistesstärke verließen sie in gleichem Maße, deßhalb war sie entschlüpft. Und sie sitzt nun wieder am Fenster, wie wir sie schon zu Anfang beobachtet haben, das müde Haupt auf die Hand gestützt. „Wie schmerzt mir der Kopf!“ murmelte sie. Gedanken und Sprache schienen gänzlich dahin zu seyn, alle Ideen waren verwirrt; die Schläfe zitterten ihr, das Herz schien ihr stillzustehen; solch' ein dumpfer, dumpfer Schmerz — nicht eine Thräne wollte den brennenden Augen Erleichterung bringen. Und in diesem Zustande verweilte sie, bis sie lebhafte Schritte herannahen und lebhafte Stimmen durch die Gänge wiederhallen hörte, und die muntern Gefährtinnen, welche mit ihr das Zimmer theilten, hereintraten. Das arme Mädchen versuchte sich herauszureißen; sie fühlte wohl, daß sie Alles verbergen müsse. Was hätte sie nicht darum gegeben, in jenem großen Hause nur einen kleinen Winkel für sich zu haben! ach, um nur allein zu seyn! Sie habe, sagte sie, die Terrasse verlassen, denn sie sei müde gewesen, und so weiter; und ihr Mäd-

chen rufend, begann sie die nöthigen Vorkehrungen zur Abendtoilette zu treffen. Wie seltsam ist doch die mechanische Art und Weise, womit wir über solche Dinge hinwegkommen, wo alle andere Anstrengung unmöglich scheint!

Isabella kam zu ihr.

— „Du hättest doch Sir John's Erzählung noch mit anhören sollen, Kathleen.“

— „O, ich habe sie wohl gehört — das Verdikt des Irischen Schwurgerichtes meinst Du doch?“

— „Nein, nein,“ — erwiderte die Andere lachend — „die Sage vom Geisterbrunnen — so etwas Furchtbares; dennoch habe ich Lust, es selbst zu versuchen.“

— „So erzähle mir doch, Beste,“ sprach Kathleen, höchst erfreut, sich der Anstrengung des Sprechens überhoben zu sehen.

— „Liebstes Kind, ich habe nicht Zeit; ich werde nimmermehr fertig zu Tisch. Es war eine lange, lange Geschichte, doch das Ende derselben ist dieß: Wegen einer schrecklichen Sünde einer der Ahnfrauen dieses Hauses ist der kleine Brunnen da im Park spukhaft geworden; und das Mädchen, welches den Muth hat, zur Hexenstunde um Mitternacht, und zwar in einer Freitagsnacht, eine Wallfahrt dahin zu unternehmen, ein Taschentuch in's Wasser zu tauchen, und, auf dem großen Steine an der Vorderseite des Brunnens niederknieend, ein Gebet zu sprechen, das wirklich an keine geringere Person gerichtet seyn darf, als an seine satanische Majestät selbst, und dann wieder nach Hause zu gehen, und das Taschentuch zum Trocknen an's Feuer zu hängen, wird dadurch belohnt, daß sie keinen Geringeren erblickt, als den Helden, welchen sie nach Fügung der Umstände heirathen wird.“

Kathleen that einen raschen, lebhaften Blick, als die Geschichte zu Ende war, und dann, achtlos das Gesicht nach einem Strauß von weißen Rosen hinwendend, welcher den Abend ihr kleines Haupt schmücken sollte, und anscheinend mit deren Anordnung beschäftigt und für nichts Anderes Sinn habend, bemerkte sie bloß:

— „Welch' ein schrecklicher Gedanke! Aber jetzt eile, und kleide Dich an, liebe Isa, oder Du wirst wirklich nie fertig werden.“

* * *

(Fortsetzung folgt.)

Die Entwerthung des Goldes.

Die Frage, welchen Einfluß die so ungeheuer vermehrte Goldproduktion in Californien und Australien auf den Werth dieses Metalles haben werde, ist eines der interessantesten Probleme der Gegenwart. Gold und Silber sind so gut Waare wie Getreide, Kaffee, Zucker oder Wolle, und ihr Preis hängt lediglich von der Lebhaftigkeit des Verlangens danach ab, mit anderen Worten, von dem Verhältniß zwischen Vorrath und Bedarf, von dem verhältnißmäßigen Ueberfluß, oder der verhältnißmäßigen Seltenheit des edlen Metalles auf dem Markte. Nur dadurch genießen diese beiden Metalle einen Vorzug vor anderen Waaren, daß wegen ihrer Schönheit und Dauerhaftigkeit ihr Werth auf der ganzen Erde gleichmäßig anerkannt ist, was sie zum allgemeinen Tauschmittel gemacht hat. Wenn nun aber der jährliche Zufluß eines dieser Tauschmittel sich plötzlich vervierfacht, so muß man zu dem natürlichen Schlusse kommmen, daß der Werth dieses Tauschmittels verhältnißmäßig sinken, und der Preis der dafür eingetauschten (damit bezahlten) Waaren steigen müsse. Das ist jedoch bis jetzt nicht der Fall gewesen, und eben so wenig hat sich der Cours des Silbers im Vergleich zu dem des Goldes wesentlich verändert, obgleich dem Gewichte nach jetzt nur 5 bis 6mal mehr Silber als Gold erzeugt wird, während in den letzten Jahren vor der Entdeckung der Californischen und Australischen Golddistrikte das Verhältniß ungefähr wie 1 zu 20 war. Diese scheinbare Anomalie findet jedoch ihre Erklärung bei näherer Betrachtung des Sachverhältnisses, und es läßt sich immer noch mit Sicherheit behaupten, daß, wenn die vermehrte Zufuhr des Goldes nur noch einige Jahre anhält, ein allmähliches Sinken des Goldeswerthes eintreten, und daß man für dasselbe Kapital weniger Arbeit erhalten wird, als bisher. Nur wird die Differenz nicht so groß seyn, als man auf den ersten flüchtigen Blick meinen sollte.

Der hauptsächlichste bei der Lösung dieser wichtigen Frage zu beachtende Punkt ist das Verhältniß zwischen dem bereits auf der Erde vorhandenen Vorrath und der jährlichen Zufuhr an edlen Metallen. Alle Angaben dieser Art können natürlich nur auf Vermuthungen beruhen, aber die besten Autoritäten schätzen die im Verkehr befindliche baare Münze in runden Zahlen auf 2800 Millionen Thaler, wovon 1050 Millionen auf Gold und 1750 Millionen auf Silber kommen würden.

Betrachten wir zuvörderst das Gold allein. Die Hauptzufuhr desselben kam vor 1848 aus Rußland. Dort gewann man im Ural und im Altai 1847 circa 120,000 Mark Gold oder über 26 Millionen Thaler. 1840 gewann man nur 16,000 Mark, aber der Ertrag der Minen nahm stetig zu, bis er die oben angegebene höchste Höhe erreichte. Die ganze übrige Erde lieferte 1847 50 bis 55,000 Mark. Seit der Entdeckung von Californien ist jedoch die

Produktion außer allem Verhältniß gestiegen. Leon Faucher schätzt in einem Artikel in der **Revue des deux mondes** das in Rußland und auf der übrigen Erde außer in Californien und Australien jährlich gewonnene Gold auf 140 Millionen Francs, während auf Californien allein 300 und auf Australien 160 Millionen Francs kommen. Eine zuverlässige Englische Quelle, der Börsenbericht der Times, rechnet sogar für die Zukunft auf eine jährliche Zufuhr von wenigstens 25 Millionen Pfund Sterling, und behauptet, daß sich jetzt schon für 30 Millionen Pfund Sterling Gold mehr auf dem Geldmarkt befänden, als vor 1848, so daß der Goldvorrath um 20 Procent zugenommen hätte, und demnach das Gold um so viel billiger hätte werden müssen.

In einem Lande wie England, wo Gold das alleinige gesetzliche Werthmaß ist, hätte man dieß zuerst durch eine entsprechende Preiserhöhung aller übrigen Erzeugnisse der menschlichen Industrie fühlen sollen, und dennoch ist dieß nicht geschehen. Die Erklärung dieses Räthsels liegt in der Natur des Geldes. Allerdings hat die Vermehrung nur in Gold stattgefunden, aber so lange es noch Länder giebt, wo sowohl Gold wie Silber gesetzliche Werthmaße sind, müssen die Wirkungen der Vermehrung des einen Metalls sich zugleich auf das andere ausdehnen. So wie ein Metall häufiger wird, verdrängt es das andere aus dem Verkehr, und die Ueberfülle von Gold wird so vermindert, und an seine Stelle eine bedeutende Quantität des aus dem Verkehr verdrängten Silbers auf den Metallmarkt geworfen. Vor den Californischen Entdeckungen war sowohl in den Vereinigten Staaten, wie in Frankreich, Silber das Haupttauschmittel, weil es seit längerer Zeit schneller als das Gold zugenommen hatte, und wer Zahlungen zu machen hatte, zog es daher als das beste Ausgleichungsmittel vor. In Frankreich betrug der Unterschied gegen das Gold nie mehr als 2 Procent, während es in Amerika nur ein Bruchtheil war. Als jedoch das Californische Gold auf den Markt kam, verschwand der Unterschied bald, und Silber wäre dann verhältnißmäßig das theurere Metall geworden, wenn nur die naturgemäße Deplacirung nicht stattgefunden hätte. Als 100 Francs in Gold, anstatt 102 Francs in Silber werth zu seyn, im Werthe um einen Bruchtheil unter 100 Francs dieses letztern Metalls fielen, wurde es sofort vortheilhafter, in Gold zu zahlen, und das Silber zum Marktpreis zur Ausfuhr zu verkaufen. Auf diese Weise kam das Gold in großen Massen nach Frankreich, während es in den Vereinigten Staaten das gewöhnliche Verkehrsmittel wurde. So beschränkten sich die Wirkungen der vermehrten Goldzufuhr nicht nur auf das letztere Metall, sondern dehnten sich auf Gold und Silber aus, und anstatt der 20 Procent, wenn die Vermehrung nur Einfluß auf die Gesammtsumme des Goldes gehabt hätte, würde der Unterschied nur $7^1/_2$ Procent betragen, weil er sich auf die ganze Cirkulationssumme in Gold und Silber vertheilt.

Es ist daher gar nicht zu verwundern, daß bis jetzt noch keine sehr auffällige Störung stattgefunden hat, denn es läßt sich mit Grund annehmen, daß eine Entwerthung des Goldes, die so gering wie 7½ Procent war, durch Verhältnisse von entgegengesetzter Wirkung fast vollkommen wieder gut gemacht worden ist. Wenn die vermehrte Goldzufuhr die Tendenz hatte, die Preise um 7½ Procent zu steigern, so hatten dagegen die Einführung des Freihandels und die Aufhebung der Schifffahrtsgesetze, indem nun mehr Güter auf den Markt gebracht wurden, eine sehr entschiedene Tendenz, die Preise herabzudrücken. Außerdem ist während der Unruhen auf dem Kontinent sehr viel baares Geld dem Verkehr ganz entzogen worden, und zuletzt ist noch in Betracht zu ziehen, daß die Fortschritte der Industrie und die in Folge derselben eintretende Vereinfachung der Arbeit die Preise ebenfalls fortdauernd fallen machen. Dadurch erklärt es sich genügend, warum bis jetzt die vermehrte Zufuhr des Goldes noch keine Entwerthung des Geldes überhaupt zur Folge gehabt hat.

Dieses Verhältniß kann jedoch nicht sehr lange so bleiben. So lange noch Silber in Ländern zu verdrängen ist, wo es in Folge des Vorhandenseyns eines doppelten Werthmessers dem Schuldner freisteht, entweder in Gold, oder in Silber zu bezahlen, werden die Wirkungen der vermehrten Produktion auf beide Metalle ausgedehnt bleiben, und keine größere Erhöhung der Preise eintreten. Aber die Zeit muß sehr bald kommen, wo eine fernere Deplacirung des Silbers nicht mehr möglich ist, und dann wird die Produktionszunahme nur auf das Gold wirken. Diese Zeit schlägt der Börsenbericht der Times auf möglicherweise vier bis fünf Jahre an, wonach aber die nach dem Goldwerth gemessenen Vermögensverhältnisse eine viel raschere Störung erleiden würden. Dabei ist nur noch zu berücksichtigen, daß die alljährliche Vermehrung des Goldes inzwischen den Procentsatz der Entwerthung vermindert; denn wenn der gegenwärtige Goldvorrath von 1050 Millionen Thalern vielleicht auf 1750 Millionen gestiegen ist, könnte eine Zunahme der Produktion, die durch ihre Einwirkung auf die erste Summe eine Preiserhöhung von 10 Procent hervorgebracht hat, nur eine weitere Erhöhung von 6 Procent bewerkstelligen. Das würde zugleich ein Korrektiv einer etwaigen noch größeren Goldproduktion seyn.

Auch ist nicht zu vergessen, daß die größere Billigkeit des Goldes den Reiz, welches zu produciren, vermindern würde, denn wenn sich die Quantität des Goldes verdoppelt, so würde der Goldgräber heute zwei Unzen haben wollen, wo er sich früher mit einer begnügte. Diese der Entwerthung des Goldes ungünstigen Verhältnisse sind jedoch von sehr untergeordneter Bedeutung, wenn man bedenkt, daß bei einer jährlichen Goldproduktion von 25 Mill. Pfd. Sterling, (wie sie jetzt ist) 16 Jahre genügen, um die Gesammtsumme der jetzt im Verkehr befindlichen edlen Metalle — Gold und

Silber in eins gerechnet — zu verdoppeln, also den Werth aller vorhandenen Kapitalien um 50 Procent zu vermindern.

Bevor wir fragen, in wiefern diese Entwerthung der Goldkapitalien auf den Kontinent sich erstrecken würde, wo bisher Silber vorherrschend als Werthmesser gegolten hat, müssen wir erst noch sehen, in wie weit die Zunahme der Goldproduktion den relativen Werth der beiden Metalle verändern wird. Die Produktion des Silbers ist eben so großen Schwankungen unterworfen gewesen, wie die des Goldes. Das 17. Jahrhundert producirte 1 Pfund Gold gegen 60 Pfund Silber; im 18. Jahrhundert war das Verhältniß wie 1 zu 30; zu Anfang des 19. Jahrhunderts floß wieder das Silber reichlicher und das Verhältniß wurde 50 zu 1; gegen 1847 aber, wo der Russische Goldbergbau seinen Höhepunkt erreicht hatte, erlangte das Gold abermals ein Uebergewicht, und das Verhältniß wurde wie 1 zu 20. Aber obgleich letztere Veränderung ziemlich schnell eingetreten ist, hat sie doch keine fühlbare Veränderung in dem gegenseitigen Werthe der beiden Metalle hervorgebracht. Gegenwärtig werden jährlich über 4. Mill. Mark Silber gewonnen, aber bei der starken Zunahme der Goldproduktion kommen nur $6^{3}/_{10}$ Pfund Silber auf 1 Pfund Gold, und dem Werthe nach liefert das Silber zu der Gesammtproduktion von edlen Metallen 30 Procent. Verschiedene Umstände haben bisher verhindert, daß eine erhebliche Erhöhung seines Werthes eingetreten ist, und werden dieß auch wahrscheinlich für die Zukunft verhindern. Die Aussicht auf einen höhern Preis und das Sinken der Quecksilberpreise haben die Produktion vermehrt, und bei der längern Ausdauer der Silberbergwerke, während sich die einzelnen Goldwäschereien bekanntlich sehr rasch erschöpfen — steht eine stetige Zunahme zu erwarten. Auch das sehr stark mit Silber versetzte Australische Gold — auf 3 Mark Gold eine Mark Silber — verspricht nicht unbedeutende Zufuhr. Ferner hat das schon oben angeführte unbedeutende Sinken des Goldwerthes sehr viel Silber aus dem Verkehr getrieben, und es durch Gold ersetzt, so daß das Bedürfniß nach Silber als Verkehrmittel nicht unbedeutend abgenommen hat. Noch viel mehr hat die Nachfrage nach Silber dadurch abgenommen, daß sämmtliche Kontinentalstaaten, mit Ausnahme Frankreich's, höchst bedeutende Summen Papiergeld in Umlauf gebracht haben, das außer in Oestreich und Rußland im Verkehr eben so gern wie Silber genommen wird. Selbst der durch größere Billigkeit und Schnelligkeit erleichterte Verkehr ermöglicht jetzt einen rascheren Umtausch des baaren Geldes, was einer Vermehrung desselben gleich kommt. Das dürfte genügend erklären, weßhalb trotz der enorm gesteigerten Goldproduktion der relative Werth des Silbers sich nicht vermehrt hat.

Viel eher ließe sich erwarten, daß auch auf dem Festlande das Gold allmählich und ganz von selbst zum alleinigen Werthmesser würde, denn bei jedem noch so geringen Anziehen des Silberpreises

würde eine neue Summe dieses Metalls aus dem Verkehr verschwinden, um als Tauschmittel durch Gold ersetzt, und zu Zwecken der Kunst und Industrie verwendet zu werden, bis, wie in England, nur so viel übrig bliebe, als zu den Zwecken des kleinen Verkehrs nothwendig ist. Alsdann würde die Goldzufuhr auf die Kapitalien des Kontinents genau so wirken, wie auf die Englischen. Natürlich würden dabei die Rentiers, die ihr Geld in Hypotheken und Staatspapieren angelegt haben, am schlimmsten fahren. Angenommen, der Geldwerth wäre um die Hälfte gesunken, so würden sie für ihre 5 Procent Zinsen nur so viel Brot, Fleisch und Luxusartikel kaufen, als sie jetzt für 2½ Procent Zinsen bekommen. Besser würden sich dagegen die Besitzer von Eisenbahnaktien und die Grundbesitzer stehen. Erstere können mit Sicherheit auf eine Vermehrung ihrer Einnahmen rechnen, da das reichlich vorhandene Geld den Verkehr beleben würde, und das Bodenkapital der Grundbesitzer würde in demselben Maße zunehmen, als das Gold sich entwerthet. Wie stark diese Entwerthung seyn wird, läßt sich bis jetzt allerdings noch in keiner Weise übersehen, und kann darf man annehmen, daß sie sich so hoch wie 50 Procent belaufen werde, aber aller Wahrscheinlichkeit nach wird sie immer noch bedeutend genug seyn, um die Arbeitskraft gegenüber dem bloßen Kapital in erheblichen Vortheil zu stellen. (Grenzboten.)

Die Erdbeben.

(Fortsetzung und Beschluß.)

Wenn uns die Erhebung der Küste von Chili in verkleinertem Maßstab ein Bild von der Erhebung der Kontinente über das Meeresniveau giebt, so erhalten wir durch die Bildung des Jorullo Aufschlüsse über die Entstehung von Vulkanen mit offenen Kratern, in denen eine bleibende Verbindung des Erdinnern mit der Atmosphäre errungen ist. Nicht immer vermögen jedoch die empordrängenden Gewalten diese Verbindung herzustellen, anderemale werden durch sie einzelne Theile der Steinborke unseres Planeten zu ungeöffneten, domförmigen Massen emporgehoben, oder es werden die gehobenen Schichten durchbrochen, ohne daß ein eigentlicher Ausbruchskrater entsteht, und dergestalt nach Außen geneigt, daß auf der entgegengesetzten inneren Seite ein steiler Felsrand sich bildet. Dieß sind die Erhebungskrater, unter welche Humboldt auch den Monte nuovo bei Puzzuoli rechnet. Die Erhebung der Küsten von Chili erinnert an die denkwürdige Beobachtung des allmähligen Emporsteigens der Schwedischen Küsten, welches gleichfalls als die

Wirkung der Reaktion des Erdinnern gegen seine Oberfläche zu betrachten ist. Da nun dieses Emporsteigen ein ganz allmähliches, nur in einem Zeitraum von etwa 100 Jahren leicht bemerkbares ist, so hat man versucht, dasselbe als Wirkung einer Ausdehnung durch erhöhte Temperatur vorzustellen, und stützte sich dabei auf Versuche, die angestellt worden sind, um das Verhältniß zu bestimmen, nach welchem Bausteine bei einer gegebenen Temperaturzunahme sich ausdehnen. Man fand, daß sich feinkörniger Granit bei 1° F. in dem Verhältniß von 0,000004825, weißer krystallinischer Marmor 0,000005668, rother Sandstein 0,000009532, oder ungefähr doppelt so viel als Granit ausdehnte. Nach diesem Gesetz der Ausdehnung würde eine Sandsteinmasse, die eine Englische Meile mächtig wäre und deren Temperatur um 200° F. (17°,8 R) erhöht worden, die darüber gelagerten Felsarten 10 Fuß über ihr früheres Niveau emporheben. Nimmt man aber an, daß ein Theil der Erdrinde von 100 Englischen Quadratmeilen und von gleicher Ausdehnbarkeit eine Temperaturzunahme von 600° oder 800° F. erlitten habe, so würde dieß eine Emporhebung von 2 bis 3000 Fuß veranlassen (Lyell). Mit Hülfe eines solchen Agens hat man die stufenweise Emporhebung von Schweden zu erläutern gesucht, was indeß, wie man sieht, dem allgemeinen Begriff der Vulkanität nicht widerstreitet.

Es ist natürlich, daß, wenn Erdbeben in den Bereich von Meeresküsten fallen und unter dem Meere hinziehen, sich die Erschütterungen und Schwingungen des Bodens auch dem oceanischen Wasser mittheilen werden, und die dadurch verursachten Aufregungen dieses Elements geben sich bald durch Sinken, bald durch Erheben des Meeres kund. Das bereits erwähnte Zurückweichen des Meeres bei'm Emporsteigen des Monte nuovo war die natürliche Folge von der mit diesem Emporsteigen zugleich erfolgten Hebung des benachbarten Bodens. Ein wirkliches Steigen und Fallen des Meeres zeigte sich bei dem ausgebreiteten Erdbeben von Lissabon; an den östlichen und westlichen Küsten des Atlantischen Oceans bemerkte man Schwankungen, die an mehren Stellen so bedeutend waren, daß sie Ueberschwemmungen zur Folge hatten, und deren Wirkungen sich in die Nordsee hinein erstreckten; an allen Küsten der Westindischen Inseln stieg die Fluth zu ungeheurer Höhe empor, der Tajo begann anderthalb Stunden nach dem ersten Stoße zu schwellen und hob sich 40 Fuß höher, als zur Zeit der stärksten Fluth; bald darauf wich er plötzlich so sehr zurück, daß das Flußbett trocken wurde, und dieser Wechsel, welcher jedesmal 4 Minuten erforderte, kehrte dreimal wieder; selbst viele Seen, namentlich die Schweizerseen, wurden erschüttert. Während des Erdbebens, welches am 7. Juni 1692 Jamaika erschütterte und Kingston fast ganz zerstörte, gerieth das Meer in eine solche Aufregung, daß es in die Straßen der Stadt drang und eine große Fregatte, welche auf der Werfte

lag, mitten unter den Häusertrümmern niedersetzte. Noch gewaltiger waren die Meeresbewegungen, die am 28. Oktober 1746 angeblich zu einer Höhe von 80 Fuß emporstiegen und das Fort Callao mit seinen 5000 Einwohnern so vollständig vernichteten, daß nach dem Rücktritt des Wassers nur noch die Grundmauern der Festungswerke sichtbar waren; mehre Schiffe, die im Hafen lagen, flutheten über die verschlungenen Häuser weg und 4 strandeten 1 Stunde landeinwärts zwischen Landhäusern und Gärten. Auch auf offenem Meere sind die Bewegungen des Oceans verspürt worden, und wenn die Beispiele geringer an Zahl sind, so kommt dieß daher, daß es zufällig ist, wenn Schiffe sich gerade an der Stelle der Bewegung befinden.

Außer diesen Erschütterungen sind auch Erhebungserscheinungen im Meere wahrgenommen worden, in Folge welcher sich neue Inseln bildeten. Im Jahre 1795 bemerkte man an einem isolirt im Meere liegenden Felsen in den Aleuten, westlich von Unalaschka, Dampf, welcher diesen Felsen umhüllte; als im Jahr 1800 sich die furchtsamen Einwohner wieder in seine Nähe wagten, fanden sie, statt des ihnen wohlbekannten Felsen, eine Insel, in Gestalt eines Piks, welcher Dampf ausstieß. Bis zum Jahre 1802 wurde Unalaschka unaufhörlich von Erdstößen erschüttert. Von dieser Zeit an hörte das Brennen des neuen Vulkans auf, dagegen wüthete der Vulkan von Unalaschka desto heftiger, und bald nachher brannten dieser, der Vulkan auf der Insel Umnak, und der neu entstandene abwechselnd. Im Jahre 1806 hatte die neue Insel einen Umfang von 4 geographischen Meilen und einige tausend Fuß Höhe. Ein ähnlicher Ausbruch im Meere von Unalaschka erfolgte im Jahr 1814, da dort abermals eine Insel emporstieg, die einen bedeutenden Umfang und einen Pik von 3000 Fuß Höhe hatte. Die bedeutende Größe dieser beiden Inseln und ihre Dauer lassen annehmen, daß sie nicht von Auswürflingen, Schlacken und Bruchstücken aufgehäufte Massen, wie etwa der Monte nuovo, sondern eine der merkwürdigen blasenartigen Erhebungen seyn mögen, deren Beispiele sich in so vielen altvulkanischen Bergen zeigen (v. Hoff). Verwandte Bildungen sind auch im Aegäischen Meere beobachtet worden, namentlich bei Santorin, Therasia und Aspronisi. Therasia soll im Jahr 233 vor Christi von Santorin nach einem heftigen Erdbeben getrennt worden seyn. Im Jahr 196 vor Chr. Geb. stieg in der Mitte des Golfs von Santorin Hiera oder Alt-Kameni (alte brennende Insel) empor; im Jahr 19 unserer Zeitrechnung erschien Thia über der Oberfläche des Wassers, wurde aber bald mit Hiera verbunden. Im Jahr 1573 ward Klein-Kameni gebildet und durch wiederholte Ausbrüche stieg ein kleiner Kegel und Krater hundert Fuß hoch empor.

Am 27. September 1650 fand 3 oder 4 Meilen nördlich von Santorin unmittelbar nach heftigen Erdbeben ein Ausbruch Statt,

durch den zwar keine neue Insel entstand, aber der Meeresboden an dieser Stelle bedeutend erhöht wurde. Endlich in den Jahren 1707 und 1709 entstand Neu-Kameni zwischen Alt- und Klein-Kameni, auf welcher ein Vulkan in den Jahren 1711 und 1712 fernere Ausbrüche hatte und einen Kegel von 330 Fuß Höhe bildete (Lyell). Es giebt somit zwei Verbindungskanäle zwischen der Atmosphäre und den vulkanischen Heerden von Santorin. Diese Insel bildet mit Therasia und Aspronisi einen Krater, der durch die Einbrüche des Meeres geöffnet wurde, und in dessen Mitte während der historischen Zeit Eruptionskegel aufstiegen. Gegen diese zu bestehen die Kraterwände aus Trachyt, einer vulkanischen Steinart, am äußeren Umfange aber aus Thonschiefer, dessen Schichtungsflächen, wie es die Erhebung mit sich bringt, gegen das Meer hin abfallen.

Nicht allemal aber sind diese neuen Inselbildungen von Dauer, wie folgende Beispiele uns lehren. Im Jahre 1811 am 13. Juni beobachtete der Englische Schiffskapitain Tillard in der Gegend der Azoren einen Ausbruch, durch den eine Insel bis zu 300 Fuß über das Meeresniveau erhoben wurde. Sie hatte auf dem Gipfel einen deutlichen Krater und 900 Toisen im Umfang. Tillard nannte die Insel nach seinem Schiffe Sabrina. Dieses Eiland war aber von keinem Bestand; denn im Jahre 1812 war es schon zur Sandbank geworden und ward später vom Meere ganz verschlungen. Aehnliche Erscheinungen wurden in den Azoren zweimal früher, in dem Jahre 1638 und 1720, beobachtet. Eine gleiche Erhebung und auf derselben vulkanischen Linie fand in Folge eines Ausbruchs im mittelländischen Meere Statt. Die Stelle, wo der Ausbruch erfolgte, ist ungefähr in der Mitte zwischen dem Sicilianischen Städchen Sciacca und der Insel Pantellaria, und das Meer hatte vor dem Ereignisse an dieser Stelle eine Tiefe von 100 und mehren Faden. Der Englische Schiffskapitain Swinburne, der am 28. Juni über diese Stelle fuhr, empfand in seinem Schiffe mehre Erdstöße, an demselben Tage und den vier folgenden verspürte man in Sciacca und quer durch Sicilien bis Palermo ebenfalls Erdstöße. Am 8. Juli beobachtete der Sicilianische Schiffskapitain Trefiletti emporsteigende Wassermassen und Rauchwolken, in denen es blitzte und donnerte. Der Ausbruch selbst dauerte ungefähr bis in die erste Hälfte des August. Am 12. August sah man von der Sicilischen Küste keinen Rauch mehr, und am 25. August wurde die neue Insel von mehren Personen besucht, welche auf derselben heiße Dämpfe aus Spalten aufsteigen sahen. Der größte Umfang der Insel betrug 3000 Fuß und hatte an den höchsten Stellen 300 Fuß Höhe. Sie bestand aus lockeren Massen, aus Sand, sogenannter vulkanischer Asche, aus Schlacken in kleinen Stücken, von geflossener Lava oder gehobenen Steinmassen war nichts wahrzunehmen. Die Gestalt war die eines vulkanischen Ausbruchkegels oder Kraters, von

ungleich erhobenem Rande und einer kesselförmigen Vertiefung im Inneren. Nach beendigtem Ausbruch übte das Meer an dem neuen Gebilde seine zerstörende Kraft aus, und im December 1831 soll von der Insel schon nichts mehr zu sehen gewesen und an der Stelle derselben 24 Klafter Tiefe gefunden worden seyn (v. Humboldt). Beachtenswerth ist der Umstand, daß die großen Vulkane des mittelländischen Meeres zur Zeit, als die Insel entstand, und eine geraume Zeit vorher, geruht hatten. Weil nun die unterirdischen elastischen Stoffe durch die gewohnten Kanäle keinen Ausweg gefunden hatten, so suchten sie sich denselben durch den Ausbruch bei Sicilien, der die Stelle von Eruptionen des Vesuv und Aetna vertrat. —

Das Gegentheil von Erhebung ist das **Sinken** des Landes, wovon es viele Beispiele giebt. So hat man in Westgrönland, in Dalmatien und auf Schonen ein bemerkbares Sinken des Bodens beobachtet; von besonderem Interesse ist in dieser Beziehung ein aus der Römerzeit stammendes Gebäude bei Pozzuoli. Der Fußboden desselben wird bei'm höchsten Wasserstande einen Fuß hoch vom Meere bedeckt. Von 46 marmornen und granitenen Säulen, die früher zum Gebände gehörten, stehen nur drei marmorne aufrecht. Diese haben vom Fußgestell an bis zwölf Fuß aufwärts eine glatte, unbeschädigte Oberfläche, und hierauf folgt ein 12 Fuß hoher Gürtel von Löchern der Bohrmuscheln (Phoiaden), welche lange gearbeitet haben müssen, weil die Löcher groß, tief und zahlreich sind. Aus diesen Verhältnissen schließt nun v. Hoff, daß erstlich bei Erbauung des Gebäudes der Boden höher über dem Meere gelegen haben müsse als jetzt, da ihn der hohe Wasserstand überschwemmt; daß ferner dieser Boden in einer späteren Zeit 24 Fuß unter der Meeresfläche gelegen haben müsse, weil sonst die Pholaden die aufrecht stehenden Säulen nicht bis zu 24 Fuß über dem Pflaster hätten anbohren können; daß drittens dieser tiefe Stand unter Wasser lange genug gedauert haben müsse, damit eine solche Arbeit dieser Thierchen an den Säulen vollbracht werden konnte; daß viertens der untere, von den Bohrmuscheln nicht angegriffene Theil dieser Säulen durch irgend eine Hülle gegen ihre Angriffe geschützt seyn mußte, und endlich, daß eine letzte Veränderung im Verhältnisse des Wasserstandes zu der Landhöhe an dieser Stelle vorgegangen seyn müsse, welche die Ruinen in die Lage brachte, in welcher wir sie jetzt finden. In Betracht der Zeit, in welche das Versinken und Wiedererheben des Bodens, auf welchem jenes Gebäude steht, gefallen war, nimmt v. Hoff an, daß der Ausbruch der Solfatara im Jahre 1198 das Versinken des Landes und der Ausbruch des Monte nuovo 1538 die Wiedererhebung dieser Stelle bewirkt habe.

Hamburg. Gedruckt in J. B. Appel's Buchdruckerei.

Lesefrüchte
vom Felde der neuesten Literatur
begründet von
Dr. J. J. C. Pappe,
fortgesetzt und herausgegeben von Dr. C. F. G. Müller.
(Expedition: Rathhausstraße No. 10.)

1852. 3ter Band. 23stes Stück.

Der Geisterbrunnen.

(Fortsetzung.)

8.

Als Miß O'Brien an jenem Abend in's Gesellschaftszimmer eintrat, da hätte Niemand in der lebhaften, strahlenden Schönheit das niedergeschlagene, verzweifelte Mädchen wieder erkennen sollen, welches noch so kurz vorher an jenes Fenster gelehnt saß. Was den Wechsel hervorgebracht hatte, das wußte Keiner; aber selbst Douglas stieß einen Seufzer aus, als er sie anblickte, und fühlte, wie sie für ihn verloren sei. Am folgenden Tage war es ganz dasselbe. Kathleen war in wilder Erregtheit; die hektische Röthe der Aufregung zeigte sich auf ihren Wangen und ein unnatürlicher Glanz in ihren großen dunkeln Augen, aber es diente nur, ihre ungewöhnliche Schönheit zu erhöhen, und vermehrte noch die Bewunderung, die sie erregte. Gegen Abend wurde sie unruhig, ihre Munterkeit war mehr aufgeregter Art; und als sie sich auf ihr Zimmer begab, um sich zum Diner anzukleiden, da hatte sie versichert, sie sei müde, sie werde sich frühzeitig zur Ruhe begeben, und hatte ihr Mädchen gebeten, ihr ein kleines Zimmer anzuweisen, wo sie schlafen könne, und das Bett, welches sie im Barackenzimmer habe, dahin zu bringen.

— „Das ist mein Zimmer, Fräulein, so ein elender Platz ist nicht passend für Sie.“

Sie bestand darauf, und führte als Grund an, daß sie im Barackenzimmer niemals ordentlich schlafen könne: durch so viele Personen in einem Zimmer, werde die Luft beklommen.

Abigail, welche an die Grillen ihrer jungen Herrin gewöhnt war, machte keine weiteren Einwendungen; und diese sagte ihr, da sie am folgenden Tage einen weiten Weg vor sich hätten, so solle sie nicht zu lange schlafen, und die andern jungen Mädchen brauchten nichts von der Veränderung zu wissen. Osmond hatte während

dieser ganzen Zeit nicht ein Wort mit ihr gesprochen, außer wo er gelegentlich genöthigt war, ihr die gewöhnlichen geselligen Höflichkeiten zu erweisen. Was sie fühlte, das ließ sie äußerlich nicht merken. Sie benahm sich bei Tische, während des ganzen Abends, wie sie es den Tag über gethan hatte, und beharrte bei dem Entschlusse, die muntere Gesellschaft zeitig zu verlassen. Sie war müde — sie wollte sich wirklich entfernen; und unter vielen Klagen über ihre Grausamkeit entfernte sie sich auch. Es wurde einer von ihren vielen Grillen zugeschrieben — sie war stets unabhängig, und hatte dadurch die Macht erlangt, sich unbestritten und fast unbemerkt in einem weiteren Spielraum zu bewegen, als viele Andere; die Welt giebt lieber Solchen nach, die es für gut finden, sich die Macht anzueignen. So verließ sie denn die Gesellschaft, aber nicht um zu schlafen — nicht um zu ruhen. Leser, es war Freitag Nacht.

* * *

4.

Wenn das Gemüth in Verwirrung und in Verzweiflung ist, wenn Ungewißheit schwer auf der Seele lastet, auffallend ist's, wie wir alsdann nach dem wildesten und abenteuerlichsten Plane greifen, wie wir an der geringsten Kleinigkeit hängen, und darauf unsere Hoffnungen gründen. Peinlich und krankhaft empfindlich, werden wir zu solchen Zeiten den schwächsten Aberglauben, das einfachste Wort als unsern Retter begrüßen, und darauf bauen wie auf ein Orakel. So war es auch mit Kathleen. Nicht an Kummer gewöhnt, alle Tage in Luxus und Unthätigkeit lebend, hatte der erste rauhe Lufthauch des Mißgeschickes sie zu Boden geworfen. Isabella's wildromantische Erzählung war ihr als ein Schutzengel erschienen. Ach wie häufig halten wir absichtlich den bösen Engel für den guten! Es schien ihrer aufgeregten Phantasie, als sei ihr die Sage nur zu dem Zwecke erzählt worden, sie zum Versuche anzureizen; augenblicklich hoben sich ihre Lebensgeister. Dazu folgerte sie, der Schreck und die Gefahr, die sie liefe, würden ihrer Schuld zur Sühne dienen. Die Thatsache, daß sie um seinetwillen die Gefahr suche, würde sicherlich Alles wieder ausgleichen, was Douglas ihretwegen erduldet. Ihn für immer zu verlieren! das war unmöglich! Ihr ungestümer Sinn ließ sie nicht ruhen und das Ergebniß der Zeit abwarten. Das Leben war ihr jetzt ein Stillstand und eine Stockung; sie mußte handeln, sie mußte das Schlimmste kennen lernen; die verschleierte, verhängnißvolle Zukunft durfte nicht vor ihren Augen verborgen bleiben, — sie wollte in ihre Geheimnisse eindringen, sie wollte ihre künftige Bestimmung erfahren. Die Seinige zu seyn,' oder? — doch die Verneinung hielt sie nimmer für möglich — es konnte nicht seyn; sein war sie, sein und

nur sein auf ewig. Einmal mit sich einig, übersah sie jedes Hinderniß. Sie betrachtete nur das Ende, und dieses schmückte ihre lebhafte Einbildungskraft mit den glänzendsten Farben, welche der kühnsten Phantasie zu Gebote stehen. Sie traf ihre Vorkehrungen, sie wollte der Ueberlegung keinen Raum in ihrer Brust gönnen, und die Zeit ist jetzt gekommen, wo sie sich auf ihre gefährliche Wallfahrt begeben muß.

* * *

5.

Die alte Thurmuhr schlug drei Viertel auf Zwölf, ehe Kathleen in Stand gesetzt war, das Schloß zu verlassen. In ihrer Gemüthsaufregung hatte sie alle Gefahr übersehen. Sie war wie eine Träumende; als sie jedoch die kleine Thür schloß, welche nach der Terrasse führte, und nun ganz allein und schutzlos dastand, umweht von der kalten Nachtluft, da wurde sie in einem Augenblick ruhig und auf eine Art empfänglich für die Beschaffenheit der That, welche sie vorhatte. Aber nun ging es nicht mehr, zurückzutreten, und, halb ärgerlich über ihr eigenes Herzklopfen, verfolgte sie ihren Weg durch das einsame Gesträuch nach dem jetzt verlassenen Park, an dessen Eingange der kleine Brunnen lag, an dessen magische Kraft das arme Mädchen so unbedingten Glauben hegte.

Die Nacht war wild und stürmisch. Die Wolken jagten rasch über die Oberfläche des Himmels dahin, bald jeden Stern verdunkelnd, bald hie und da einen zitternden Lichtstrahl durch ihren Schleier hindurchscheinen lassend, gleichsam als Hoffnungsstrahl für das wandernde Mädchen; bald heulte der Wind laut und heftig durch die Bäume, bald milderte er sich bis zum sanftesten Geflister. Es entsank ihr das Herz; jedes fallende Blatt, jedes Wehen der Zweige auf den alten Bäumen erschreckte sie, und mit sinkendem Muthe dachte Kathleen oftmals an die Rückkehr; doch dann wieder — zur Ungewißheit zurückzukehren — Schande über dieses Schwanken! War es nicht um seinetwillen, daß sie dieß Alles wagte? — und ihr falsches Raisonnement gewann wieder die Oberhand. O! ihn zu verlieren, in Furcht und Ungewißheit, lange, müde Tage fortzuleben! — lieber jede Gefahr, das Schlimmste erfahren, als diese schreckliche, herzzerreißende Ungewißheit! Und darauf ihren Shawl enger um sich ziehend, ging sie in ihrem verhängnißvollen Irrthum weiter.

Sie stand jetzt an dem alten Brunnen. Es war ein wunderlicher, geisterhafter Platz. Das tiefe schwarze Wasser, noch tiefer und schwärzer erscheinend durch das grüne Moos, welches hie und da an den Seiten des alten grauen Steines wuchs; und dazu die alte Eibe, die den Brunnen überschattete, welcher in einem kleinen

Hohlwege lag, über ihm Alles hell und üppig, in seiner unmittelbaren Nähe Alles düster und traurig — es sah aus wie ein Fleck von übler Vorbedeutung, als ruhte darauf das Brandmal der Schande, welche der Fluch des Bösen gebracht! Als sie dastand, da hörte sie deutlich die Mitternachtsstunde schlagen, langsam tönten ihre Schläge von der entfernten Uhr herüber. In demselben Augenblick trat der Mond, welcher vorher unter der Wolkenhülle nur ein eigenthümliches graues Dämmerlicht entsandt hatte, in seiner ganzen Klarheit hervor. Der Wind erhob sich mit furchtbarem Brausen, und strich durch die Bäume, das Wasser im Brunnen aufwirbelnd, und die ohnehin rauhe Nacht zu einer eisigen Kälte steigernd; und vor der krankhaft erregten Phantasie der einsamen Beschauerin der Scene schwebten düstere Schatten mitten durch das ungewisse Licht. Wenn gleich mit zitternder Hand, so begann doch das Mädchen, als in der Ferne der Glockenschlag ertönte, ihren mystischen Zauberspruch, und tauchte das Taschentuch in das dunkle Gewässer; mit zitterndem Blick sah sie sich darauf ringsum, als sie es wieder herauszog, und es triefend vom Brunnen abwärts hielt, als fürchtete sie jeden Augenblick irgend eine grauenvolle Schreckgestalt erscheinen zu sehen. Und nun im nächsten Augenblick war sie wieder sie selbst; frischen Muth schien sie wieder gewonnen zu haben, und auf den Stein niederknieend, setzte sie ihre grausige Aufgabe fort, die sie sich selbst auferlegt hatte. Mit fester, unerschrockener Stimme wiederholte sie den furchtbaren Anruf, und sich wieder erhebend, stand sie da wie eine Wahrsagerin der alten Zeit, mit der ihr eigenen sorglosen Kühnheit, und mit dem furchtbarsten Verlangen, Den zu erblicken, welchen vor sich zu citiren sie sich noch vor wenigen Augenblicken gescheut hatte.

„Ich fürchte Dich nicht,“ — sprach sie — „willst Du denn nicht zu mir kommen? willst Du nicht Deiner eifrigen Hörerin die Zukunft verkünden, deren Dunkel sie zu durchdringen verlangt und wagt? Habe ich Allem getrotzt, um ohne Kunde und Aufklärung von meiner mitternächtlichen Forschung zurückzukehren? Willst Du denn nicht kommen?“

Und immer von Neuem rief die aufgeregte Kathleen zu ihrer Hilfe die furchtbaren unsichtbaren Geister herbei, aber kein Laut durchdrang die Stille der Nacht, als der Wind; dieser heulte wiederholt um sie her und trug, wie er sich hören ließ, gleichsam Töne von spottendem Dämonengelächter auf seinen Flügeln daher, welche wieder in der Ferne verhallten. Und mit einem Lächeln, halb spottend über ihre eigene Leichtgläubigkeit, halb die Ohnmacht ihres im Dienste derselben stehenden Willens verhöhnend, wandte das Mädchen sich hinweg von der Scene ihrer unheiligen Wallfahrt.

* * *

(Fortsetzung folgt.)

Die Pariserinnen.

Von Friedrich Szarvady.*)

Börne sagt irgenwo, die Frauen sind Koffer mit sieben Vorhängeschlössern, und er hätte hinzufügen können, daß, wenn wir schon hinter das Geheimniß dieser undurchdringlichen Sieben gekommen, uns erst ein spöttisches Fragezeichen entgegenlächle. Die Frauen sind geborne Diplomaten und sie bewahren ihr Arkanum eifersüchtiger, als die Aegyptischen Priester das Monopol ihrer Wissenschaft. Sie sind wahre Adeptinnen, sie sterben mit ihrem Geheimnisse. Die wenigen Frauen, welche das weibliche Logenthum enthüllen zu wollen sich den Anschein gaben, haben ebensowenig als die Schriftsteller über Freimaurerei das eigentliche Geheimniß dieser, das Wesen des weiblichen Herzens aufgedeckt. Man hat nicht genug gewürdigt, daß George Sand, die am geeignetsten wäre, den Columbus dieses unbekannten Landes abzugeben, zuvor in Männerkleider schlüpfte, gleichsam um zur Beruhigung ihrer Schwestern anzudeuten, daß sie als Mann schreibe und das Allerheiligste verschleiert lassen wolle, wie bisher. Nur die Anmaßung der Männer, die sich als Herren der Welt geberden und ihre Einfalt, die an diese Herrschaft glaubt, konnte hoffen, einen Blick auf den Grund dieses tiefen Sees zu werfen. Die Stirn der Frauen kann selbst im höchsten Affekte glatt und ohne Falten bleiben, der reizende Mund kann lächeln, auch wenn das Herz in Zorn erbebt, das Auge, jener Spiegel der männlichen, blickt heiter und unbefangen, selbst wenn die Seele der Frau aufwogt wie ein tobendes Meer. Und wir sollten mit dem gewaltigen Feinde fertig werden! Ein Champollion konnte wohl nach jahrelanger Bemühung, nach unausgesetzten Studien die Hieroglyphen entziffern, wer wagte es aber, auf einer weißen Marmorplatte lesen zu wollen, auf der Nichts geschrieben steht?

Was den Frauen vollends die entschiedenste Ueberlegenheit dem starken Geschlechte gegenüber verleiht, das ist die Gewalt, die sie über die Bewegungen ihrer Hände besitzen. Sie spielen unbefangen mit ihren Locken oder halten die Hände ruhig im Schooße in Situationen, in denen wir die Faust ballen oder die Finger krampfhaft zusammenziehen. Talleyrand glaubte was Wunder für ein großes Wort gesprochen zu haben, als er sagte, die Sprache des Menschen wäre nur geschaffen, um seine Gedanken zu verheimlichen. Der große Diplomat hat nur unsere Schwäche gebrandmarkt. Die Lüge

*) Aus Dessen „Paris. Politische und unpolitische Studien und Bilder. 1848—1852." 1r Band. Berlin, Verlag von Franz Duncker. 1852. D. Red.

ist das non plus ultra der männlichen Diplomatie und darum ist diese auch so unbedeutend im Vergleiche mit der weiblichen. Was unsere Sprache verheimlicht, das verrathen die Geberden, das enthüllen unsere Mienen, das plaudert unser Blick aus. Nur die Frauen verstehen es, ohne zu lügen, das Gegentheil von dem zu sagen, was sie nicht gestehen wollen; aus ihren Geberden ist nichts zu lesen, was nicht gelesen werden soll. Sie verstehen es, jene Harmonie, jenes Ensemble in ihr Wesen zu legen, welche das Genie bezeichnen.

Man erwarte darum auch in den folgenden Blättern keinen Schlüssel zum weiblichen Herzen. Der Verfasser hat keine so große Anmaßung und es wäre eine doppelte, die Pariserinnen enträthseln zu wollen. Die folgenden Betrachtungen enthalten bloß unverfängliche Anschauungen eines Profanen, der Muth genug hat, zu erzählen, was er zu sehen geglaubt, aber nicht das Unmögliche leisten will, das heißt sehen im Dunkeln und mit den Händen greifen, was ungreifbar wie das Licht.

Jean Paul hat im Titan die Aehnlichkeit der Franzosen mit den Frauen ebenso treffend als witzig auseinandergesetzt, und es ist gut, bei Beurtheilung der Französinnen, die vorzüglich weiblichen Eigenschaften der Französischen Männer nicht aus dem Gesichte zu verlieren. Wenn schon diese, Beweglichkeit des Geistes, Witz, praktische Anschauung des Lebens, gesellige Liebenswürdigkeit, Duldsamkeit, Lebenslust und Heiterkeit in einem Maße besitzen, wie keine andere Nation, so gilt dieß von den Französinnen und insbesondere von den Pariserinnen in noch höherem Grade. Diese Vorzüge des weiblichen Geschlechtes konnten sich auch ungestört entwickeln, weil die Männer sie stets achten und hochstellen. Der Kultus, welcher in Frankreich den Frauen gezollt wird, ist der beste Maßstab für die Civilisation dieses Landes, und die Humanität des Französischen Volkes hat wieder in dem mächtigen Einflusse der Frauen ihren Grund. Es ist keine Zufälligkeit, daß die Französische Sprache uns mit einem Begriffe bereicherte, der in alle civilisirten Sprachen übergegangen, weil er eben nicht übersetzt werden kann. Die Maitresse bezeichnet die Stellung, welche die Frauen in Frankreich einnehmen, am besten. Die Französische Frau ist die Herrin, so will es die Sitte. Keine Revolution konnte hieran etwas ändern und der Code Napoleon ist in dieser Beziehung nur ein todter Buchstabe geblieben. Die Franzosen haben die Monarchie abgeschüttelt, aber die Alleinherrschaft der Frauen lassen sie sich gefallen. Diese wissen es freilich vernünftiger zu machen als die Regirungen: sie befehlen nicht, sie besitzen die Kunst, den eigenen Willen für den Willen des Mannes gelten zu lassen, und dieser gehorcht, wo er zu befehlen scheint. Es ist dieß die einzig mögliche wirksame Regirung, weil nicht die That, sondern der Wille gelenkt wird.

Welchen Einfluß die Französischen Frauen auf die Gesellschaft in Frankreich ausgeübt, dieß zeigt uns die Geschichte Franz I., Heinrich's IV. und Ludwig's XIV. deutlich genug, und nicht minder groß war ihre Einwirkung auf die Ausbildung der Sprache. Diese kann ihre weiblichen Eigenschaften nicht verläugnen. Ihr Kreis ist beschränkt, aber sie ist klar und genau wie der weibliche Gedanke. Sie ist witzig, kokett, glänzend, vorzüglich für den geselligen Umgang geeignet und zeichnet sich namentlich durch jene innere Höflichkeit aus, welche mit ihr in alle Kreise der Gesellschaft überging. In Frankreich ist es eine Kunst grob zu seyn. Man kann Ungezogenheiten begehen, sich Unhöflichkeiten zu Schulden kommen lassen, aber echter, wirklicher, unmittelbarer, fast hätte ich gesagt — Deutscher Grobheit ist die Französische Sprache unzugänglich. Sie ist mit Monsieur's und Madam's so verbarrikadirt, daß keine rechte Grobheit durchdringen kann. Selbst der Witz der Franzosen ist weiblicher, das heißt humaner Natur, er ritzt kaum die Haut auf, er schlägt nicht mit Keulen, wie der Englische. Der Französische Witz ist ritterlich und tritt immer so auf, daß er sich vor Frauen zeigen darf und in der besten Gesellschaft. Rabelais ist der einzige Satiriker, der diese Schranken durchbrechend sich in unbegrenzter Frechheit bewegte, sein Beispiel steht noch unnachgeahmt da. Der Einfluß der Frauen auf die Französische Sprache veranlaßte Molière zu einem allerliebsten Schwanke „les précieuses ridicules“ und obgleich die manierirte Zierlichkeit, welche der unsterbliche Dichter darin geißelt, später glücklich wieder überwunden wurde, so hat sich doch Manches aufrecht erhalten, was dem Französischen Volke von der Coterie Rambouillet als guter Geschmack diktirt wurde. Die Französische Gesellschaft war von jeher ein Turnier, wo Geist und Witz in die Schranken traten und holde Frauen den Preis der Liebe ertheilten, die Revolution hat diese Herrschaft der Frauen nicht suspendirt, wie die Roland, Tallien beweisen. Selbst Napoleon, der nur mit Kanonen konversirte, fürchtete Madame Staël, und zwar nicht bloß als Schriftstellerin, sondern als Frau. Mit der Restauration sehen wir die lange leer gebliebenen Zirkel wieder belebt werden und Frau von Staël, deren Tochter, Mad. Récamier u. s. w. wußten in ihren Salons junge, damals meist noch unbekannte Männer um sich zu vereinigen, die später in der Kunst, Literatur oder in der Politik die bedeutendsten Rollen spielten.

Die Frauen in Frankreich haben ihre Stellung, dem Menschengeschlechte zur Verschönerung und Erleichterung des Lebens zu dienen, von jeher richtig aufgefaßt, und wenn wir sie in den niedern Klassen als thätige Geschäftsleute finden, so sehen wir sie in den höheren dem Kultus der schönen Künste zugethan, wie in keinem anderen Lande. Musik und Malerei werden hier vom weiblichen Geschlechte gleich sorgfältig gepflegt, und der Fremde kann im Studiensaale

des Louvre oft mehr Frauen vor den Staffeleien sitzen sehen als Männer.

Die Französische Frau hat eine freiere Stellung, weil die Gesellschaft überhaupt eine freiere ist, und sind einmal die sogenannten Sklavenbande der Ehe vor dem Maire angelegt, dann ist sie Herrin ihres Schicksals. Der Mann ist nur das Titelblatt, sie ist das Buch, der Mann ist Prokuraführer, die Gebieterin ist sie. Ihre bevorzugte Stellung ist übrigens durch alle Anschauungen der Franzosen geheiligt. Dort wo Feinheit, guter Geschmack, schöne Aeußerlichkeiten, glänzendes Wesen und gesellige Vertraulichkeit über Alles geschätzt sind, wie in Frankreich, ist es natürlich, daß den Mittelpunkt der Gesellschaft das Weib bilde. Die Erziehung der Mädchen hat darum auch vorzüglich diese Eigenschaften im Auge, und man darf nur einen Spazlergang in den Tuileriengarten machen, um sich davon zu überzeugen. Die kleinen Wesen, die daselbst oft von einem zahlreichen Zuschauerkreise über ein Seil springen oder blinde Kuh spielen, beginnen die erste Stufe der Koketterie, sie lernen frühzeitig den Werth äußerlicher Vorzüge kennen. Es ist eine militairische Pflanzschule für weibliche Generale, und manchem der kleinen Engel steht im schelmischen Auge eine Reihe von Romanen geschrieben, welche später vielleicht einem der glücklichen Jungen, die sich um sie herumtummeln, das Herz zerbrechen dürfte.

Man darf darum nicht glauben, daß unter den Pariser Frauen die sogenannte Häuslichkeit, auf die sich die Deutschen Frauen vielleicht etwas zu viel zu gute thun, zu den großen Seltenheiten gehöre. Es giebt in Paris sehr viele Mütter, die nur ihren Kindern und ihrer Familie leben. Selbst manche Schauspielerin, Sängerin und Schriftstellerin ist außerhalb ihres künstlerischen Berufs fast eine Philisterin und ganz Hausfrau und Wirthin. Die Pariserin par excellence wird diese Lorbeeren nicht als ihren höchsten Ehrgeiz betrachten, sie sieht das Leben von einem anderen Standpunkte aus. Wir wollten hier bloß andeuten, daß in Paris auch die Freunde des Familienstillebens ihre Tempel und ihre Altäre haben. Der Deutsche Leser wird in seiner Gerechtigkeitsliebe um dieser Wenigen willen der Leichtfertigkeit der Uebrigen vergeben. Wollte doch auch der liebe Hergott Sodom verschonen, wenn er auch nur einen Gerechten daselbst gefunden hätte. Vielleicht läßt der Schwefelregen, den der heilige Univers auf das moderne Sodom vom Himmel herabfleht, auch bloß darum auf sich warten.

Die eigentliche Pariserin ist ein Wesen à part, und meine Feder zittert vor Angst, indem sie diesen zarten Gegenstand in einigen flüchtigen Strichen zu schildern versucht. Gehört doch so viel dazu, die Pariserin aus dem Trosse des weiblichen Paris auch nur herauszufinden. Es ist nämlich eins von den vielen Vorurtheilen, welche die Fremden über Paris haben, zu glauben, daß jedes Mitglied der weiblichen Gesellschaft von Paris auch eine Pariserin

sei. Nicht einmal jede Herzogin oder Marquise des Faubourg St. Germain ist es, während wieder von mancher Grisette das Gegentheil gesagt werden kann. Auch sind nicht alle Pariserinnen und vielleicht die wenigsten von Paris. Die Provinzen sind für die Hauptstadt, was ein Ackerbautreibender einem Fabrik-Staate. Sie liefern da' Rohprodukt und Paris giebt ihm diejenige Gestalt und Form, welche seinen national ökonomischen Werth ausmachen. Paris macht, aber erzeugt nicht alle Pariserinnen.

Es ist fast unmöglich zu sagen, was eigentlich eine Pariserin sei, leichter wäre es, zu bestimmen, was keine Pariserin sei. Ein Mädchen ist keine Pariserin, und eine Pariserin konnte keine Jeanne d'Arc seyn, nicht bloß weil diese Jungfrau von Orleans gewesen. Ein Pariser Mädchen kann geistreicher seyn als ein Deutsches, es mag einen zierlicheren Knix machen, artig schwatzen, eine Romanze hübsch singen oder ein Etude von Chopin artig vortragen, sie mag noch viele andere Vorzüge haben, aber sie ist keine Pariserin. Diese muß eine Frau seyn, oder doch eine seyn können, das wäre festgestellt. Hiermit ist zwar noch nicht viel gewonnen, denn die Pariserin erkennt man eben nur an einem gewissen je ne sais quoi, das indéfinissable ist, wie Madame Sévigné sagen möchte.

Die Frauen sind Heliotropen, und die Liebe ihre Sonne. Die Kennzeichnung der Pariserin dürfte daher leichter werden, wenn wir sie in ihren Beziehungen zum Manne betrachten, was bei ihr nicht selten sagen will, in ihren Beziehungen zum Interesse, zum Ehrgeize, zur Eitelkeit und zum Vergnügen. Die Deutschen mögen sich immerhin glücklich schätzen, wenn diese Schilderung bloß auf die Pariserin paßt, die Deutschen Frauen werden ohnehin manches Kompliment auf sich beziehen und den Tadel ihren Nachbarinnen unverkürzt belassen.

Die größte Tugend der Pariserin ist, daß sie in unerbittlicher Feindschaft mit der Langeweile lebt, sie wird auch oft untreu aus Langeweile, so wie schon Napoleon Revolution kommen sah, weil sich Madame Europa langweilt. Frankreich ist aus demselben Grunde der Monarchie untreu geworden, denn Frankreich ist in dieser Beziehung ganz Pariserin und die Monarchie, selbst Louis Philipp's Barrikaden-Monarchie, fing an langweilig zu werden wie ein Ehemann. Die Pariserin verzeiht die Langeweile nie, noch eher die Dummheit, so lange diese komisch genug bleibt, um zu unterhalten. Die Pariserinnen lieben nämlich mit dem Geiste und nicht mit dem Herzen; sie sind selbst sentimental mit dem Geiste. Sie schreiben auch darum keine langen Liebesbriefe, weil es ihnen nicht darum zu thun ist, ihre Gefühle auszusprechen, sie wollen bloß ihren Geist zeigen und dazu genügen wenige Zeilen. Ein geistreicher Schriftsteller macht die richtige Bemerkung, daß die Pariserin die Briefe ihres Geliebten in die Tasche steckt, während die Deutschen Frauen sie sorgfältig im Busen verbergen. Eigentliche Untreue kann man

der Pariserin nicht vorwerfen, da nur das Herz wirklich untreu werden kann, die Pariserin vergißt bloß, und dieß ist ein Grund ihrer langen Jugend, während die Männer in Paris früh alt werden. Eine Deutsche wird still, wenn sie verliebt ist, bei der Pariserin ist das Gegentheil der Fall. Wenn sie anfängt, ihren Geist anzustrengen und glänzen zu lassen, dann interessirt sie gewiß Jemand. Sie umgiebt sich mit einer Dornenhecke von Spott und Ironie, aber nur der Fremde sticht sich daran, der Pariser weiß, daß er mit einem Satze drüben ist. Uebrigens braucht man die Pariserin nicht erst zu erobern, es genügt in der Regel, sie herauszufordern, und ist man eine Berühmtheit in irgend einer Sphäre, so kann man sich sogar das Herausfordern ersparen. Ihre Hingebung ist oft nur Laune und Neugierde, und die Pariserin hat für diese ihre Erfindung ein eigenes Wort: le caprice, das unübersetzbar ist wie maîtresse, nachgeahmt wurde es schon von den alten Griechinnen. Le caprice ist die Absolution für alle Sünden, die sich die Pariserin selber ertheilt, und zwar ohne Beichte. Einem Caprice zu Liebe entsagt die Pariserin ihrem Throne, legt das Scepter aus der Hand und kann sich in einen Zierbengel oder Dummkopf verlieben. Im Grunde darf sie sich auch Vieles erlauben, weil sie geistreich macht und wie Pygmation todten Marmor belebt oder wie Moses lebendige Quellen dem starren Felsgesteine entlockt. Wer dem Zauberstabe der Pariserin widersteht, aus dem ist eben nichts zu machen. Ihr Geist kennt keine Hindernisse, und wenn die Pariserin mit einem Manne allein ist, versteht sie alle Sprachen, sie ist Hellseherin und erräth die Gedanken, vielleicht weil sie zugleich Magnetiseur und dieselben erzeugt. Darum fühlt man einer Pariserin gegenüber auch keine Verlegenheit, selbst wenn man die Sprache nicht versteht. Sie geht auf jede Anschauung ein, sie verzeiht jede Eigenthümlichkeit, die einen Sinn hat, sie macht gern Zugeständnisse und ist nicht ausschließlich, nur ihre Eitelkeit darf nicht verletzt werden. Eifersucht ist ihr fremd, weil sie vor dem Lächerlichen zurückschreckt, aber sie haßt ihre Nebenbuhlerin und verzeiht dem Manne die Beleidigung ihres Stolzes nie. Sie wird sich alle Mühe geben, ihn wiederzugewinnen, um ihr Königliches Recht der Initiative nicht gefährden zu lassen. Gelingt es nicht, dann ist sie bloß des Princips wegen unglücklich, und wehe dem Armen, der die Aufgabe übernommen, sie zu trösten. —

Der Leser sieht aus diesen Bemerkungen, daß die Pariserin ihre eigene Anschauung der Liebe besitzt, in Deutschland macht man's anders. Dort beginnt die erste Station bei einem Händedrucke, die zweite ist ein Kuß u. s. w.; in Paris kommt man oft mit dem Siege zugleich bei der ersten an. In Deutschland haben die Eisenbahnen bloß den eigentlichen Verkehr umgestaltet, in Paris ist die Thurn- Taxis'sche Schneckenpost in jeder Beziehung veraltet. Die Sauerstoff- Atmosphäre von Paris, in der Alles schneller lebt und

lichter brennt, übt ihren Einfluß selbst auf die fremden Frauen aus und diese wissen sich das Bürgerrecht zu verdienen. Die Engländerinnen zwar nie, und die Deutschen nur selten.

Die Pariserin hat bloß Passionen, selten eine Leidenschaft, und vom Weibe hat sie bloß die Reize. Dieß verhindert sie nicht, ihrem Geliebten jedes Opfer zu bringen, sogar ihr Interesse, aber es ist eine berechnete Aufopferung. Sie weiß, daß in der Liebe Geben das größte Glück sei, und darum giebt sie auch Alles. Sie kann aus Liebe naiv werden wie ein Kind, wenngleich nicht unschuldig, und so lange der selbstgeschaffene Zauber währt, duldet sie von ihrem Gebieter Alles, sie fügt sich willig jeder Laune. Dieser Zauber wird von ihrem Geiste heraufbeschworen, das Herz wird nur leise davon berührt. Ist sie aber einmal von einer wirklichen Leidenschaft erfaßt, hat das Herz den Geist entthront, dann hört sie auch auf Pariserin zu seyn und wird es nie mehr wieder. Ein Atheist, der zu zweifeln anfängt, ist kein Atheist mehr, und bei der Pariserin ist hésiter choisir, um mich des schönen Ausdrucks von Lamotte zu bedienen.

Wie für den Franzosen überhaupt, ist der Kampf für die Pariserin die Hauptsache. Ruhe ist ihr Tod und der Weg das Ziel. Darum ist auch die Toilette ihre wichtigste Sorge, weil diese ihre gefährlichste Waffe ist. Jede Pariserin ist in dieser Hinsicht ihr eigener Kriegsminister, und was man Pariser Mode nennt, ist ein Vorurtheil, das auch nur für den Fremden existirt. Die Pariserinnen sind Proudhon längst vorausgeeilt, in der Mode sind sie Anarchistinnen und opfern auf dem Altar der individuellen Freiheit. Dem allgemeinen Geschmack machen sie eben nur allgemeine Zugeständnisse, beeilen sich aber, im Einzelnen wieder zurückzunehmen, was sie im Großen zugestanden. Sie thun den Modistinnen, wie die Regierungen den Verfassungen gegenüber. Diese Methode giebt der äußeren Erscheinung der Pariserin jenen Reiz, den sie vor allen anderen Frauen voraus hat. Sie braucht gar nicht hübsch zu seyn, denn selbst die Häßliche weiß ihre wenigen Reize so geltend zu machen, daß man geblendet wird und erst von seinem Irrthum zurückkommt, wenn es bereits zu spät geworden.

Der gute Geschmack der Pariserin ist subjektiv und objektiv zugleich, sie allein versteht es, einem schönen Kleide oder einem modernen Hute zu widerstehen, wenn sie nicht mit ihren Reizen stimmen. Die Pariserinnen sind Koloristinnen, die Engländerinnen und auch die Deutschen sehen mehr auf die Zeichnung. Die Pariserinnen sind Blumen, die Farbe und Duft zugleich haben, sie sind Rosen, die Engländerinnen sind Tulpen. Der gute Geschmack ist in Paris so zu sagen in der Luft, und wem eben nicht jeder Schönheitssinn fehlt, der wird nothwendiger Weise in die Sphäre hineingezogen, man lernt hier sich kleiden und rüsten. Die Toilette ist

darum auch nicht immer das richtige Kriterium der Pariserin, aber woran man die Pariserin unfehlbar erkennt, das ist ihr Gang.

Man hilft sich gewöhnlich damit, von der Pariserin zu sagen, sie gehe nicht, sie schwebe bloß; das ist sehr bequem, aber nicht wahr. Ich behaupte im Gegentheil, daß nur die Pariserinnen und allenfalls auch die Spanierinnen zu gehen verstehen. Die Engländerin tritt auf, sie marschirt; die Italienerin rutscht, die Berlinerin trippelt, die Wienerin watschelt, die Sächsin schleicht und Alle bewegen sich bloß mit den Füßen. Nur die Pariserin versteht es, Rhythmus in ihren Gang zu legen, ihre Bewegungen sind wie eine liebliche Musik und stehen im Einklange zu ihrem Wesen. Die Pariserin weiß stets einen günstigen Gesammteindruck durch ihre ganze Erscheinung geltend zu machen. Die Haltung des Kopfes, die Rundung der Arme, die leisen Schwankungen des Oberleibs stimmen mit den sylphenhaften und musikalischen Bewegungen der Füße überein. Der kleine Fuß berührt die Erde leise nur, aber mit Sicherheit, er fällt anmuthig nieder und erhebt sich elastisch wieder, ohne daß die Pariserin aufhört zu gehen. Sie springt nicht, sie tänzelt nicht, sie ist nicht geziert; ihre Kunst ist so vollendet, daß sie zur ungekünstelten Natürlichkeit wird. Wie wesentlich der Gang zur Erscheinung der Pariserin beitrage, dieß beweis't der Umstand, daß sie eine ganz andere Art des Ganges hat, je nachdem sie am Arme ihres Mannes, am Arme des Geliebten, des Bruders oder allein geht. Man kann auch schon von ferne erkennen, ob der Begleiter der Pariserin ihr Mann sei oder nicht, was gewiß seine guten Seiten hat. In den Flitterwochen mag der Mann mit dem Geliebten wohl zuweilen verwechselt werden, dann hat die Verwechselung aber auch nichts zu sagen. Die Pariserin geht neben ihrem Manne, mit ihrem Bruder, an der Seite ihres Vaters, aber sie schmiegt sich an den Geliebten und thut, als ob sie von diesem getragen würde. Während es ihr in den ersten Fällen darum zu thun ist, selbst gesehen zu werden, ist es ihr im letzten Falle Hauptsache, daß ihr Geliebter bemerkt werde. Sie zeigt sich mit ihrem Manne oder ihren Verwandten, aber sie zeigt den Geliebten, wenn sie mit diesem geht.

Wem der Gang noch nicht Lavater'scher Leitfaden genug, der mag das Auge der Pariserin fragen. Wenn sie mit dem Geliebten geht, so sieht sie diesen an, während sie am Arme ihres Mannes gerade vor sich hinblickt. In beiden Fällen bemerkt sie Alles, was um sie vorgeht, weil sie gewohnt ist, mit den Augenwinkeln zu sehen. Sie schaut sich nie um und Niemand an, sie sieht im Fluge, wie der Adler, und behält noch Zeit genug, doppelte Buchhaltung über die Eroberungen zu führen, die sie gemacht.

Im Salon und im Theater, überhaupt sitzend ist die Pariserin schwerer zu erkennen; man wird der Gefahr ausgesetzt, manche für eine Pariserin zu halten, die es doch nicht ist. Sehen wir

aber zwei Damen in einem Salon anscheinend mit einander im Gespräche vertieft und Niemand bemerkend, aber lächelnd, wie man nur dem Geliebten zulächelt, dann können wir keck „Pariserin" in ihren Reisepaß stellen. Die Pariserin liebäugelt nämlich nicht mit dem Blicke, und nur sie versteht es, mit dem Lächeln zu kokettiren. Sie weiß ihrem Geliebten vor aller Welt die geheimsten Dinge zuzulächeln, ohne ihn auch nur ein einziges Mal anzuschauen. Dasselbe kann von der Limonadière, der dame de comptoir in einem Kaffeehause gesagt werden, eben so gut als von der Frau des Bourgeois, die in ihrem Laden thront.

Die Pariserin hat keinen Stand, sie hat ihren Beruf, und ihre Beschäftigung ist bloße Zufälligkeit. Sie fühlt ihre angeborene Ueberlegenheit, bleibt unter allen Verhältnissen Pariserin und findet sich auch darum leicht in alle. Nirgends sieht man Frauen so schnell vom Reichthume zur Armuth, vom Ueberflusse zum Mangel häufiger und mit so viel Resignation übergehen, als in Paris. Sie behalten ihre Heiterkeit, weil sie wissen, daß sie den Geist verlieren müßten, um für immer besiegt zu werden. Ninon de Lenclos war eine Pariserin und Marion de Lorme auch. Fräulein Lavallière war keine und die Dubarry noch weniger, und zwar aus verschiedenen Gründen. Madame Recamier war die erste Pariserin, die Muth hatte, eben so viel Herz als Geist zu zeigen. Aspasia hätte eine Pariserin seyn können.

Der Spielberg in Mähren.

Brünn, die schöne, gewerbfleißige, von mehr als 40,000 Seelen bewohnte Hauptstadt des Markgrafthums Mähren, am Zusammenfluß der Zwittawa und Schwarzawa gelegen, war in früheren Zeiten die Residenz mächtiger Fürsten. Die Kriege der Mährischen Fürsten mit den Fränkischen Kaisern endeten damit, daß Swatopluk sich von ihnen unabhängig machte und den Staat Groß-Mähren gründete, der mit den Magyaren in häufige und blutige Kämpfe gerieth. Nach manchem Schicksalswechsel kam Mähren in der zweiten Hälfte des eilften Jahrhunderts an Böhmen, deren Könige es oft an nachgeborene Söhne oder Verwandte zu Lehn gaben. Mit Wladislaw, dem Bruder König Przemysl Ottokar's I., begann wieder eine fortlaufende Reihe Mährischer Markgrafen, die sich auch gegen die Einfälle der Tataren, eigentlich Mongolen, behaupteten.

Die Krone Böhmen fiel an das Haus Luxemburg, und Kaiser Karl IV. belehnte seinen Bruder Johann Heinrich mit Mähren, dem 1375 sein Sohn Jodokus folgte. Mit seinen Brüdern in

häufigen Kriegen, entriß er diesen die Antheile, welche sie am Lande besaßen, erbte auch die Lausitz dazu und wurde kurz vor seinem 1411 erfolgten Tode zum Deutschen Kaiser gewählt. Nach ihm fiel Mähren als Böhmisches Lehn an König Wenzel IV. zurück, sowie nach dessen unbeerbtem Ableben an Wenzel's jüngern Bruder, Siegmund, König von Ungarn, der es 1423 an seinen Schwiegersohn, Herzog Albrecht von Oesterreich, abtrat. Mathias Corvinus, König von Ungarn, setzte sich jedoch auch in den Besitz von Mähren, und behauptete sich darin von 1469 bis an seinen 1490 erfolgten Tod. Mähren wurde hierauf abermals ein Nebenland Böhmens, bis Ludwig II. in der Schlacht bei Mohaks gegen die Türken fiel und sein Reich 1526 an Oesterreich kam.

In dieser ganzen wechselvollen Zeit war das von den Slaven erbaute Brno = Furth — woraus der Deutsche Name Brünn entstand, während ihn Andere von dem Mährenherzoge Bryno ableiten — Hauptstadt des Landes und auf einer dicht dabei gelegenen, 816 Fuß hohen Anhöhe, welche den Namen des Spielbergs trägt, hatten die Fürsten des Landes ihre Residenz erbaut und durch starke Befestigung vor feindlichem Anfalle gesichert. Allein die alterthümlichen Hallen, von deren Fenstern aus mächtige Fürsten die zu ihren Füßen liegende Stadt und ihr blühendes Land weithin überschauten, wo prächtige Feste und frohe Gelage gefeiert worden waren, sagten dem Geschmack einer verfeinerten Zeit nicht mehr zu. Nachdem im Jahr 1805 die Franzosen die Festungswerke von Spielberg gesprengt, wurde das Schloß zum Theil abgetragen und der Ueberrest diente als Zuchthaus und Staatsgefängniß. Hier endete der Pandurenoberst v. d. Trenk, der im Oesterreichischen Erbfolgekriege stets die Vorhut führte, und dessen Unmenschlichkeit in Bayern heute noch unvergessen ist. Hier büßte F. Z. M. v. Mack, der seine Kriegskenntnisse überall, nur nicht auf dem Schlachtfelde und im Augenblicke der Gefahr zu bewähren wußte, seine im Kriege von 1805 begangenen Fehler und die Kapitulation von Ulm. Hierher wurden im April 1822 Graf Silvio Pellico, Graf Gonfalonieri und mehre ihrer Freunde gebracht, nachdem sie in Venedig, des Carbonarismus verdächtig, zum Tode verurtheilt worden waren.

Durch die Schilderung, welche Silvio Pellico in seinen „Gefängnissen“ von dem Spielberg entworfen hat, ist man noch heut zu Tage gewöhnt, denselben als eine furchtbare Festung anzusehen, wo einige hundert unglückliche Sträflinge in unterirdischen, feuchten, luft- und lichtleeren Kerkern, unter der Last ihrer Ketten, bei schlechter und unzureichender Nahrung ihr Leben hinschleppen. Glücklicherweise lauten die Berichte des Ritters Appert über den Spielberg vom Jahre 1847 ganz anders, und wir freuen uns, dieselben unserer Mittheilung zu Grunde legen zu können.

Auf einer Anhöhe erbaut, welche die Stadt und die Umgebung beherrscht, liegt dieses unermeßliche Gefängniß sehr gesund und viel-

leicht nur zu luftig. Die Zellen der politischen Gefangenen sind kleine, aber reinliche, luftige und erträglich möblirte Zimmerchen; sie enthalten drei Betten und eben so viele Bewohner, die somit von der Traurigkeit und der grausamen Langeweile der Einsamkeit befreit sind. Zweimal des Tages dürfen sie in einem Hofe spazieren gehen, von wo sie die Aussicht auf das freie Feld genießen. Die Gefangenen sind zu gar keiner Arbeit gezwungen; die Briefe ihrer Angehörigen, von welchen jedoch die Behörde vorher Einsicht nimmt, werden ihnen regelmäßig zugestellt. Die Nahrung besteht aus weißem Brot, einer Fleischsuppe und Fleisch mit Gemüse oder Obst. Wenn sie Geld haben, können sie sich kaufen lassen, was ihnen beliebt. Die Zahl der übrigen Gefangenen, die meistens wegen sehr schwerer Verbrechen zum Tode verurtheilt und dann vom Kaiser begnadigt waren, arbeitet gemeinschaftlich in verschiedenen Zweigen der Industrie. Die Kosten für die politischen Gefangenen belaufen sich etwa auf täglich 1 Fl. 30 Kr., für die übrigen Verurtheilten nur 30 Kr., woraus sich zur Genüge auf den bedeutenden Unterschied in der Behandlung und Verköstigung schließen läßt. Jede Zellenabtheilung hat mehre Verurtheilte, welche dazu bestimmt sind, den innern häuslichen Dienst zu verrichten; sie werden aus der Mitte derjenigen Sträflinge gewählt, welche bereits seit langer Zeit Beweise ihrer aufrichtigen Reue gegeben haben, und erhalten dafür etwas mehr und bessere Kost.

Die Gesammtzahl der Aufseher erreicht die beträchtliche Höhe von 200, wovon immer 80 auf einmal im Dienste sind. In Betreff der alten Kerker, welche bereits seit langer Zeit nicht mehr bewohnt werden, bemerkt Ritter Appert, daß sie nach dem einzigen Kerker, der sich noch in demselben Zustande befindet, wie sie unter Joseph II. alle waren, keineswegs den darüber veröffentlichten Schilderungen entsprochen haben können. Wohl dringt kein Lichtstrahl hinein, aber die Mauern sind allenthalben mit dicken Eichenbrettern überkleidet, ebenso der Boden, was das Durchdringen der Feuchtigkeit unmöglich macht. Die Zelle, welche Silvio Pellico bei seiner Ankunft auf dem Spielberge bewohnte, lag zwar im Erdgeschoß, aber keineswegs so ungesund, und sie war auch dem Zutritte der Luft und des Lichts nicht verschlossen. Sobald jedoch das erste Stockwerk vollendet und zur Aufnahme von Sträflingen eingerichtet war, wurde Silvio Pellico eine sehr gesunde und reinliche Wohnung angewiesen, die Appert durchaus nicht schlechter fand, als die kleinen Zimmer in den minder vernachläßigten Gefängnissen Frankreichs und Deutschlands. Uebrigens hat die Regirung beschlossen, das Erdgeschoß nicht mehr bewohnen zu lassen, und da die Gefangenen aller Bekenntnisse in der Verrichtung ihrer Andacht durch Nichts gehindert werden, so beansprucht Ritter Appert nur drei Verbesserungen für die politischen Gefangenen: daß ihnen die Ketten abgenommen werden, daß sie ihre Privatkleider behalten, und daß man ihnen erlaube

zu schreiben, wie auch sich von Zeit zu Zeit in gemeinschaftlichen Sälen zur Erholung zu versammeln, so lange sie von dieser Begünstigung keinen Mißbrauch machen. Durch Erfüllung dieser drei Wünsche, schließt er, würde der Spielberg den besten Gefängnissen Europa's gleich gestellt werden.

(Weber's Volkskal. f. d. J. 1853.)

Miscellen.

Bevölkerung Berlin's. In den Jahren 1565—1618 hatte Berlin durchschnittlich 12,000 Einwohner. Der 30-jährige Krieg reducirte diese Zahl auf die Hälfte; doch nahm die Zahl dann wieder rasch zu, und war im Jahr 1680 bereits wieder auf nahe an 10,000 gestiegen. Sie vergrößerte sich sehr bedeutend durch die Französische Einwanderung. Zu Ende des Jahres 1685 betrug die Bevölkerung 17,500 Einwohner, worunter etwa 5000 Französische Protestanten. Bis zum Jahr 1700 wuchs sie auf 29,000, dann aber folgte ein ungeheurer Aufschwung. Im Jahre 1712 zählen wir 61,000, im Jahre 1740 90,000 Einwohner, darunter freilich 20,000 Soldaten. Im Todesjahr Friedrich's betrug die Zahl 147,000, darunter nahe an 34,000 Soldaten. Im Jahr 1804 war die Einwohnerzahl 182,000, darunter über 25,000 Soldaten; im Jahr 1810 170,000, darunter 12,000 Soldaten. Nach dem Ende des Französischen Krieges wächst die Bevölkerung in einer unerhörten Weise. Im Jahr 1822 finden wir 209,000; 1828 257,000; 1837 285,000; 1840 330,000 (im Verhältniß zur Gesammtbevölkerung des Preußischen Staats wie 1 : 45). Das Wachsthum war seitdem von der Art, daß man einen jährlichen Zuwachs von etwa 15,000 Menschen annehmen konnte. Die Bevölkerung betrug im Februar 1848 404,800. Seitdem hörte die Zunahme auf, das Sinken war aber doch nicht beträchtlich, nur wenig unter 400,000. Mit dem Oktober 1849 beginnt wieder eine regelmäßige Steigerung, bis sie im December 1851 wieder die Zahl von 436,000 erreicht; darunter sind 10,000 Juden.

(Jahrbuch f. Volkswirthschaft u. Statistik, Leipzig 1852.)

Hamburg. Gedruckt in J. B. Appel's Buchdruckerei.

Lesefrüchte
vom Felde der neuesten Literatur
begründet von
Dr. J. J. C. Pappe,
fortgesetzt und herausgegeben von Dr. C. F. G. Müller.
(Expedition: Rathhausstraße No. 10.)

1852. 3ter Band. 24stes Stück.

Der Geisterbrunnen.

(Fortsetzung.)

6.

„Wo ist Miß O'Brien?“ — rief der unermüdliche Kapitän Cunninghame am nächsten Morgen bei'm Frühstück, als er, seinen Teller mit den verschiedenen, in reichlichem Maße vor ihm stehenden Lieblingsspeisen anhäufend, sich nach dem zweiten Gegenstande seiner Herzensneigung, der schönen Kathleen, umsah, und sie vermißte — der tapfere Vertheidiger seines Vaterlandes war nämlich so etwas von einem Gourmand — „wo ist Miß O'Brien?“

— „Wo ist Miß Myrtle, Cunninghame?“ sang sein Wirth.

— „Ich will doch nicht hoffen,“ — sagte Mr. Graham — „daß wir so einen Fall erleben, wie bei'm jungen Lochinvar, gesetzt, wir könnten auf irgend eine Weise den Osmond, dieses merkwürdige Exemplar von Verständigkeit, in einen so lustigen Kavalier umwandeln. Er ist in rasender Eile diesen Morgen schon mit den Lerchen ausgeflogen; in der That, ich will mich jetzt darnach umhören, ob er ganz unbewaffnet und ob er allein ausgeritten ist!“

— „Ich kann Ihnen die Versicherung geben, mein Bester,“ — erwiderte Kapitän Cunninghame, der bei diesen Worten ein tüchtiges Stück Trüffelpasteten zu sich nahm — „Miß O'Brien hat viel zu viel Verstand, um jenen äußerst langsamen jungen Mann zu bewundern; sie hat ihn in der That kaum beachtet — (dürfte ich bitten, Lady Dalrymple, noch etwas Kaffee?) — seit er jenen höchst merkwürdigen Akt der Tollheit vollbracht, den Sprung über den Felsen. Sie kümmert sich um ihn nicht mehr als — als —“

— „Als Sie um die Trüffelpastete;“ — wandte George Wilson ein — „jetzt, glaube ich, macht sie die schlafende Schöne, und schafft einen guten Zauber daraus, und wenn ich noch bedenke,

wie zeitig sie gestern Abend sich zurückzog, so erwartet sie wohl noch, daß sie, o tapferster Kapitän, als der „ihr bestimmte Zauberprinz", sie aus dem Schlafe wecken. Fühlen Sie schon die Wirkung irgend einer „flisternden Stimme?" — Hat sich der Zauber schon auf Ihrem Lebenspfade vernehmen lassen?"

Der so Angeredete wollte schon eine Antwort beginnen, als die Thür aufging, und der Gegenstand der Verhandlung hereintrat, da waren des tapfern Mannes Worte leider für immer der Nachwelt verloren. George Wilson aber benutzte die Gelegenheit, Isabelle'n zuzuflistern:

„Nun, gleicht nicht Cunninghame durchaus dem Bilde des „Zauberprinzen", wie Ihre ganze Einbildungskraft ihn sich nur vorstellen konnte, Miß Graham?"

— „Ei, mit freudestrahlenden Augen und leichteren Füßen, als der Fuchs," erwiderte Isabella, satirische Blicke werfend auf die sehr unzauberische Erscheinung des vor ihr befindlichen Herrn.

— „Entschieden charakteristisch für den großen Mann, Miß Graham, war eine Trüffelpastete der Gegenstand, den er suchte," — erwiderte der junge Wilson — „dann bewegt sich der magische Ton in seinem Herzen schneller und immer schneller, dann schwingen sich seine Lebensgeister wie eine Lerche empor. Sicherlich müssen Sie mit mir übereinstimmen; sehen Sie ihn doch nur einmal an."

— „Sie gefallen sich gewiß darin, Mr. Wilson, daß sie Traumbilder im wachen Zustande sehen;" — lachte Isabella — „aber statt Kapitän Cunninghame, sehen Sie nur einmal Kathleen an; was mag ihr angekommen seyn? Hier ist kein Traumbild, sondern die allertraurigste Wirklichkeit. Wie krank sieht sie aus!"

— „Miß O'Brien sieht wirklich krank aus," — versetzte George, sorglos nach ihr hinsehend — „sie hat sich übermäßig angestrengt. Wahrlich, es ist ein Glück für uns alle, daß die Gesellschaft heute aufbricht; bliebe sie noch viel länger, in der That, wir würden sämmtlich einen kleinen Theil des Balinaslougher Kirchhofes in Anspruch nehmen; und zu sterben, und auf unsere Gräber setzen zu lassen „An Lustigkeit gestorben", das würde doch wirklich eben keine sehr erbauliche Idee für uns selbst, und schwerlich den Vorübergehenden eine nützliche Lehre seyn."

— „Gewiß nicht. Nun wohl, ich hoffe, es ist wie Sie sagen; aber ich muß doch gestehen, daß mir Kathleen aussieht, als litte sie von etwas mehr als bloßer Anstrengung."

Kathleen, wie ich schon erwähnte, war in's Zimmer getreten. Sie war todtenbleich; und es war offenbar, daß ihre großen dunklen Augen, welche zu einer unnatürlichen Größe angewachsen schienen, auf irgend einen erschreckenden Gegenstand vor sich hinschauten, von dem sie vergebens ihren Blick abzuwenden suchten. Welchen

Gegensatz bildete sie gegen ihr früheres Wesen, wie es sich an dem nämlichen Frühstückstische zu zeigen pflegte, wo sie als das wahre Bild eines sonnigen Frühlingsmorgens erschien! Jetzt war Alles nur Anstrengung. Sie nahm den leeren Platz ein zwischen Sir John Dalrymple und Kapitän Cunninghame; unwillkürlich schauderte sie, als sie sich setzte, und wandte sich mit schlecht verhehltem Widerwillen von ihrem unglücklichen Anbeter ab zu dem gutmüthigen Baronet.

— „Nun, meine Schönste,“ — fragte dieser — „wo sind Sie denn gewesen? Man hört hier so viele Besorgnisse über die Ursache Ihrer Abwesenheit, so viele Aeußerungen des Bedauerns und der Klage! Wollen Sie uns vielleicht allmählich Ihre Gegenwart entziehen, um uns an den Verlust zu gewöhnen, den wir ertragen müssen, wenn wir Sie gänzlich verlieren? Da finden Sie schon einige traurige Lücken, wenn Sie sich am Tische umsehen: Osmond hat uns bereits heute Morgen verlassen; er erschreckte uns alle gestern Abend, als er uns seine beabsichtigte Abreise ankündigte. Wir hofften, er sollte noch etwas länger bleiben; aber er wollte durchaus fort, und ist sein Entschluß einmal gefaßt, so sind die Gesetze der Meder und Perser bei all' ihrer Unveränderlichkeit noch Nichts im Vergleich mit seinen Vorsätzen.“

— „Kathleen,“ — unterbrach ihn Lady Dalrymple — „ich hoffe, Sie fühlen sich heute Morgen beruhigt und reisefähig. Haben Sie gut geschlafen?“

— „Gut geschlafen? — ich! nein — ja — wie so?“ stotterte Kathleen.

— „Nun, liebes Kind, Sie brauchen nicht so bestürzt auszusehen. Ich fragte nur darnach, weil Sie uns gestern Abend so früh verließen.“

— „O,“ — erwiderte das Mädchen, welches sich bedeutend erleichtert zu fühlen schien — „ja ganz natürlich that ich's.“

— „Du hast alle Vorsicht getroffen, Kathleen, um Dir eine gute Nachtruhe zu sichern;“ — sagte Isabella — „denken Sie sich, Lady Dalrymple, sie ist aus dem Barackenzimmer desertirt nach —“

— „Man muß niemals aus der Schule schwatzen, Miß Graham,“ — sagte Sir John mit verstelltem Ernst (denn er sah, wie Kathleen zitterte und jeden Augenblick blasser wurde) — „ich nehme Miß O'Brien unter meinen Schutz, und will nicht, daß man sie mit Fragen neckt. Sie sind sehr angegriffen, wie ich sehe,“ — fuhr er mit leiserer Stimme, zu Kathleen gewandt, fort — „ich will schon Sorge für Sie tragen, denn Sie sind durchaus unvermögend, die Spöttereien dieser lachlustigen, unbesonnenen jungen Damen zu ertragen. Ich sagte Ihnen von Osmond: nun, er wollte fort, und er trug mir auf, sämmtlichen Damen seine Empfehlung zu machen, worunter Sie natürlich mit begriffen waren; auch fragte ich ihn, ob er nicht noch eine besondere Botschaft für Sie habe?“

— „Haben Sie's wirklich gethan, Sir John?“

— „Ja, und er erwiderte: „Für Miß O'Brien, nein; wie so? Machen Sie ihr meine Empfehlung wie den übrigen Damen; es sei denn, daß Sie ihr noch sagen wollen, ich fühle keine schlimme Wirkungen von meinem Sprunge; nein, vielmehr das Gegentheil. Ich bin überzeugt, sie wird sich freuen, dieß zu hören, nach dem Kompliment, welches sie mir gemacht hat, indem sie mich auserkoren, zu ihrer Unterhaltung dieses Stück auszuführen.“ Und in der That,“ — fuhr Sir John breit tretend fort — „ich war sehr erfreut, das zu hören, und sagte ihm, ich sei überzeugt, auch Sie würden es seyn, denn es war doch ein entsetzliches Wagestück von seiner Seite. Ich glaube, das war Alles. Osmond ist so ein wunderlicher Kauz, man kann nicht aus ihm klug werden.“ Und so ließ denn Sir John sich noch des Breiteren über ihn aus, als den vermeintlich willkommensten Gegenstand der Unterhaltung, den er für die arme Kathleen auswählen könne. Der arme gutmüthige, kurzsichtige Sir John! Er zeichnete sich niemals dadurch aus, daß ihm tiefe Blicke in so vielverschlungene Dinge gelangen, wie die Operationen des menschlichen Herzens, und hatte gar keine Ahnung, daß jedes seiner Worte ein Dolchstich in die Brust seiner unglücklichen Zuhörerin war.

Die längste Stunde muß doch endlich einmal vorübergehen, und auch jenes unendliche Frühstück erreichte doch zuletzt seine Endschaft, und Kathleen sah sich befreit von ihrem unbewußten Peiniger. Als sie ihm entschlüpft war, und nun eben auf der alten Treppe angelangt war, blieb sie unschlüssig stehen.

— „O Ruhe, Ruhe! wo kann ich Dich finden? wo kann ich Dich finden? wo kann ich hingehen? O! könnte ich doch mein müdes Haupt niederlegen und sterben!“ murmelte sie für sich hin.

— „Entschuldigen Sie, Fräulein, um welche Zeit soll der Wagen hier seyn?“

Es war ihr Mädchen, welches heraufkam, um sie zu suchen.

— „Je eher, je besser, Morgan; so schnell wie möglich.“

— „O Himmel! Miß O'Brien, wie krank sehen Sie aus!“ — rief die Magd — „Bitte, Fräulein, legen Sie sich doch so lange nieder, bis der Wagen kommt.“

— „Aber wo soll ich denn hingehen?“ erwiderte Kathleen in ihrer Hilflosigkeit.

— „Gehen Sie, Fräulein!“ — rief die verlegene Abigail — „Freilich, das Barackenzimmer ist den Augenblick gerade etwas laut, denn sie sind alle in Unruhe bei'm Packen; aber mein kleines Stübchen, Fräulein, wo Sie letzte Nacht geschlafen haben, ist ganz ruhig.“

— „Letzte Nacht!“ — sprach Kathleen, mit so viel Schrecken in ihrem Blick, daß die erschrockene Magd in äußerster Bestürzung zurückfuhr — „O, nein, nein, niemals, Morgan, niemals kann ich den Raum wieder betreten; Du weißt es nicht, kannst es nicht

wissen —“ Darauf, durch die entsetzten Blicke der Magd wieder zu sich kommend, brach sie ihren Satz ab, und setzte hinzu: „Aber ich erschrecke Dich; Du hältst mich für toll, und ich glaube selbst, ich bin es zu Zeiten; doch geh', Morgan, und verlaß mich; ich will warten in diesem kleinen Zimmer, und wenn Alles in Ordnung ist, so komm und sage mir Bescheid.“

Das Mädchen gehorchte nach einigem leichten Widerstreben, und erzählte Allen, die ihr begegneten, wie verstört und wild ihre junge Herrin aussehe, „als hätte sie einen Geist gesehen, Mary,“ sagte sie zu einem der andern Dienstmädchen.

* * *

7.

In dem kleinen Boudoir hat Kathleen sich auf die Kniee geworfen; rasch fließen ihre Thränen, und mit schweren Seufzern hebt sich ihr traurendes Herz.

— „O! Douglas, Douglas!“ —. seufzte sie in ihrer Todesangst — „Ach! auf immer für mich verloren! fortgegangen ohne einen einzigen freundlichen Blick — ohne ein einziges freundliches Wort! Ach! hätte ich ihn nur noch einmal sehen können, wenn auch nur auf einen Augenblick, um ihm zu sagen, daß ich nicht die herzlose Kreatur bin, wofür er mich hält! O Douglas, Du mein eigen! Mein eigen!“ — rief sie auffahrend aus, mit ironisch gekräus'ter Lippe — „Mein! — jetzt nicht mein! Erwäge und denke, wer jetzt der Meinige ist! Gedenke der Bestimmung, die jetzt kalt und trübe vor mir liegt! Douglas, Douglas!“ — und abermals sank sie zu Boden, um seinen Namen zu seufzen, um ihn vergebens zu rufen, um ihre eigene wahnsinnige Thorheit zu tadeln — „und Du mußt mir eine solche Botschaft, mußt mir so grausame Worte hinterlassen, um für immer zu scheiden!“

Von Neuem wurde ihre Einsamkeit unterbrochen — kein Friede, keine Ruhe mehr für Kathleen. Sie wurde vom Boden aufgehoben; ihr Haupt ruhte auf Lady Dalrymple's gütiger Schulter, und Liebesworte ergossen sich in Strömen auf das arme traurige Herz: „Theuerste Kathleen! sagen Sie mir doch, was Sie drückt; lassen Sie sich doch von mir trösten,“ und so fort, doch vergeblich; sie antwortete nur mit Thränen und schweren Seufzern.

Auf einmal, mit einem wilden Schrei riß das Mädchen sich los aus den schützenden Armen ihrer Freundin. „O Gott! Da, da! Sehen Sie, da vor Ihnen! Da sind sie wieder! — Einer! — Alle! O Schrecken und Grausen! O retten Sie mich doch! — Seyn Sie barmherzig und retten Sie mich vor ihnen!“ Und mit einem zweiten wilden, herzzerreißenden Schrei, das Gesicht in den Falten des Kleides ihrer erschreckten Freundin verbergend, sank Kath=

leen ohnmächtig auf den Fußboden nieder. Sie erwachte nur, um von Neuem in Bewußtlosigkeit zurückzufallen. Ein Anfall von Ohnmacht folgte dem andern; endlich ganz und gar erschöpft, schlug sie die Augen auf, doch nur um zu bitten, daß man sie nach Hause bringen möge, damit sie diesen Ort verlassen könne; sie könne nicht — sie wolle nicht dort bleiben — es sei zu schrecklich. Vergebens wurde ihr vorgestellt, wie ungeeignet ihr Gesundheitszustand zum Reisen sei; vergebens suchte man sie zu beruhigen — und sagte ihr, man wolle ihre Eltern holen lassen — und Alles und Jedes für sie thun. Sie blieb taub gegen alle Bitten; sie wollte und mußte fort. „Es sei ihr nicht möglich," — versicherte sie — „noch eine Nacht hier zu bleiben." Sie wurde so heftig, daß zuletzt selbst der zu ihrer Hilfe herbeigerufene Arzt es gleichfalls für besser erklärte, wenn sie abreise, und wenn man ihrem Willen nicht widerstrebe: und so verließ Kathleen denn Balinasiough Castle, in Begleitung Isabelle'ns, mit der sie ein inniges Freundschaftsbündniß geschlossen hatte.

Die Trennung einer großen munteren Gesellschaft erweckt allemal ein betrübendes Gefühl; denn was bis dahin die fröhliche Gegenwart ausmachte, das tritt nun in's Gebiet der Vergangenheit, und nimmt Platz unter den Grenzsteinen, welche in jener schattigen Region stehen, um den Wanderer, wenn er seine Reise den Lebensberg hinauf verfolgt, an das zu erinnern, was er dahinten gelassen, wenn er in seinem ermüdenden Aufsteigen dann und wann Halt macht, um sich umzuwenden, und die dunklen Fernsichten der Gegend zu betrachten, welche er durchwandert hat; oder unter den Denksteinen auf dem Gottesacker des Gedächtnisses, welche die Ruhestätte bezeichnen, und die Erinnerung an unsere Begrabenen und Verlorenen — an unsere Freuden und Betrübnisse frisch und grün erhalten. Und wie doppelt traurig erschien Kathleen der Kummer, den sie jetzt erfuhr! Ein Grenzstein, ein Denkmal ragte dießmal wirklich in ihrer Erinnerung hervor, welches von jeder Stelle aus sichtbar blieb, wohin die Wanderung ihrer Seele sie führen mochte; ihr ganzes Leben hindurch mußte sie sich dorthin wenden, aber keine Heiterkeit wollte sich damit verbinden; es zeigte sich ihren Blicken mehr als das am Wege stehende Kreuz, welches die Stelle an der einsamen, traurigen Straße bezeichnen soll, wo der ermordete Leib ruht, denn als der Reliquienschrein, dem sich der Anbeter zuwandte, um vergangener Gelübde und vergangenen Glückes zu gedenken, und sich heiliger und reiner für die Erinnerung zu fühlen! — Traurig in der That war ihre Rückkehr nach Hause, und tief betrübend war es für ihre liebenden Eltern, die Veränderung zu sehen, welche mit ihrem Liebling vorgegangen war. Früherhin, obwohl Heiterkeit und Geselligkeit liebend, schien sie doch stets zufrieden mit den stillen Freuden ihres Hauses; jetzt schien Veränderung ihr einziger Wunsch zu seyn — ein beständiges Verlangen, von Ort zu Ort zu wandern.

„Sie lebe nur," — sagte sie — „um ihrem Verhängniß entgegenzugehen." — Die Eltern sannen über ihre Worte nach, aber sie verstanden sie nicht.

* * *

8.

— „Isabella, ich kann es nicht länger aushalten!" — rief Kathleen eines Abends, als sie in das Zimmer trat, wo ihre Freundin sich ruhig am Kamin mit ihrem Buche unterhielt — „es ist so tödtend, dieses Leben — so marternd — so ängstigend; so kann ich nicht leben!"

Erstaunt blickte Isabella auf. „Was ist denn so marternd und ängstigend für Dich, meine Theuerste?"

Das Mädchen antwortete nicht. Sie stand am Feuer und betrachtete das Lodern der Flamme; plötzlich ging sie quer durch's Zimmer nach dem Fenster, und den Vorhang zurückschlagend, blickte sie ernst nach dem düsteren Himmel. „Wie starr und kalt sieht doch Alles aus!" — sprach sie — „elend und trübselig!"

— „Ein Novemberabend gewährt niemals einen lebensvollen Anblick", bemerkte Isabella.

— „Warum hast Du den Vorhang niedergelassen, Isabella?"

— „Um den Trübsinn zu verbannen, worüber Du klagst, und um das Heulen jenes ermüdenden Windes zu vergessen", erwiderte ihre Freundin.

— „Ich habe es gern," — sagte Kathleen — „es ist das Einzige, worauf ich jetzt achte; es klingt wie Geistertöne, welche in ihrem Kerker über ihre Sünden klagen. Ich lebe, wenn ich jenes klägliche Aechzen höre."

Isabella betrachtete sie mit ängstlichen Blicken.

— „Soll ich den Vorhang offen lassen, Isa?" fuhr Miß O'Brien fort.

— „Ja liebes Kind, wenn Du willst; aber sicher ist es nicht weise, solchen krankhaften Phantasien nachzuhängen," — sprach sie, als Kathleen fortwährend in die Nacht hinausblickte — „sie häufen sich in Deiner Seele an, und machen Dich so unzufrieden. Ich möchte Dir nicht gern Lehren geben, theuerste Kathleen; aber wolltest Du Dich nur zwingen, ihnen gleich bei'm Aufkommen zu widerstehen, Du würdest viel glücklicher seyn. Eines Jeden Leben bringt Pflichten mit sich, die erfüllt seyn wollen."

— „Pflichten!" — murmelte Kathleen indem sie das Fenster aufstieß und hinaussah — „Pflichten! ich sage Dir, Isa," — fuhr sie fort, als sie es wenige Augenblicke darauf mit ungestümer Bewegung wieder zumachte, und sich ihrer Freundin näherte — „ich sage Dir, Isa, es bleibt nur eine Pflicht für mich übrig; ich habe keine Zukunft, als Traurigkeit und Gewissensbisse!"

— „Kathleen," — sagte Isabella, kaum wissend, was sie sagen, wie sie das Mädchen trösten sollte, so traurig stand sie vor ihr da — „wolltest Du mir nur die Ursache Deines Kummers sagen — wolltest Du Dich nur von mir trösten lassen. Mitgefühl muß den Kummer lindern, welcher sich ihm anvertraut, wenn es ihn auch nicht gänzlich entfernen kann."

Miß O'Brien fuhr fort, die Zierathen auf dem Kaminsims zu ordnen. Endlich fragte sie: „Hast Du leidlich starke Nerven, Isa?"

— „So ziemlich;" — antwortete Isabella lachend — „doch wie so?"

— „Fürwahr, es ist kein Gegenstand zum Lachen; sie müssen stark seyn, wenn Du im Stande seyn willst, mich anzuhören."

— „Glaube mir nur, beste Freundin, meine Liebe zu Dir würde sie nöthigen Falls so stark machen, wie Du nur irgend wünschen könntest; aber ich fürchte nicht, daß Du sie so entsetzlich auf die Probe stellen könntest."

— „Ich kam diesen Abend zu Dir, Isabella," — fuhr Kathleen fort, welche ihrem eigenen Gedankenzuge nachging, und ihrer Freundin Worte kaum beachtete — „um Dir Alles zu sagen; aber das Herz will mir jetzt versagen. Ich habe mich gesehnt, habe darnach geschmachtet, Dir meine Sünde — meine Strafe zu erzählen; doch vorhin sind mir die Worte auf den Lippen erstorben; jetzt sollst Du Alles hören. Aber halte Dich nicht über mich auf, und lache nicht über mich; meine Erzählung ist wahr, so ungläubig Du auch seyn magst."

— „Ich will mich nicht über Dich aufhalten, noch Dich auslachen, Kathleen; Du kannst Dich auf mich verlassen."

— „Nun so setze Dich hier an's Fenster; der Kamin ist kein Platz für solche Erzählung wie die meinige. Hier, mit dieser traurigen Scene vor uns, kann ich Dir besser Alles sagen, was ich mitzutheilen habe;" und darauf, zu den Füßen ihrer Freundin, sich auf die Erde setzend, das Haupt auf Isabella's Kniee gelehnt, und das Gesicht in die finstere Nacht gewandt, hub Miß O'Brien an: „Vielleicht hast Du niemals gewußt, ja niemals geahnt, Isa, daß ich Douglas Osmond liebte? Und dennoch war's so. Er besaß mein ganzes Herz — ich liebte ihn, wie ich nur lieben kann, das heißt, von ganzer Seele. Während meines kurzen Traumes von Glückseligkeit fühlte ich, daß ich ein ganz anderes Wesen geworden, — höher, besser waren meine Gesinnungen, und ich fühlte, daß das Geheimniß meiner Lebensbestimmung gelös't war. Ich verlor seine Liebe! Durch mein unbesonnenes Handeln vernichtete ich mein Glück, gerade als es erst mein eigen wurde. Wie der fabelhafte Becher von Edenhall nahm es meine gesammte bessere Natur, meine edleren, feineren Gefühle mit sich fort. Ich verlor alle Selbstbeherrschung; ich fühlte mich leichtsinnig und verloren." Hier hielt sie inne, und fuhr darauf fort: „Erinnerst Du Dich, Isabella, wie

wir auf die Terrasse zurückkehrten, und Sir John uns seine Legende erzählte, und wie Du sie mir wiedererzähltest?«

— „Ja wohl — aber warum?«

— „Ist Dir's gar nicht aufgefallen, Isa, daß ich die letzte Nacht, welche ich zu Balinasiough zubrachte, das Barackenzimmer verließ, — daß ich hernach so krank war?«

— „Nein.«

— „Isabella, ich versuchte den Zauber! Ich erfüllte im Ernst, was mir so scherzend an die Hand gegeben wurde, — ich ging zum Geisterbrunnen!«

— „Kathleen!«

— „Ja, ich begab mich dahin. Ich konnte das Meer von Ungewißheit nicht ertragen, auf welchem ich hin und hergetrieben wurde, — ich entschloß mich, das Schlimmste kennen zu lernen. Ich ging, und mußte büßen — o wie schwer mußte ich büßen! — für meine wahnsinnige Thorheit! . . . . . Als ich von der Scene meiner mitternächtlichen Wanderung zurückkehrte, da fühlte ich meine Lebensgeister wild aufgeregt. Der Gedanke, daß ich meinen Zweck erreicht hätte, theilte mir neues Leben mit; und als ich meine Schritte zurück lenkte, da erschien mir die Nacht so lieblich, so ruhig und wolkenlos, wiewohl noch kurz zuvor so gänzlich verschieden, ich fühlte, ich hätte dort Stunden lang verweilen können; ich fühlte keine Furcht — mein Herz war stark, meine Pulse gingen ruhig; — aber die Vorsicht wehrte meinem Wunsche, und da ich meine nächtliche Wanderung entdeckt zu sehen fürchtete, so eilte ich fort zur Terrassenthür. Ich erreichte sie in Sicherheit, und gelangte zu dem kleinen Zimmer, welches jetzt das meinige war. Ich fühlte mich sehr müde und geneigt, die ganze Sache als Scherz zu behandeln, und nachdem meinen wiederholten Anrufungen am Brunnen so vollständige Nichtachtung zu Theil geworden, da war mir kaum noch daran gelegen, den Zauber zu vollenden; doch, kaum etwas dabei denkend, hängte ich das noch triefende Taschentuch über den Stuhl und schlief bald darauf ein. Jetzt gieb Acht, Isa,« — rief Kathleen, das bisher zurückgelehnte Haupt erhebend, und ihre Blicke sehr lebhaft auf Miß Graham's Gesicht werfend — „ich weiß nicht, wie lange ich geschlafen hatte, als ich durch einen leisen Ton aufgeweckt wurde, und, zu meinem Schrecken, die Thür langsam aufgehen sah. Mein Zimmer war sehr klein, und ich konnte mit einem Blicke mein ganzes Gebiet übersehen. Auf einen Augenblick vergaß ich Alles, und meinte, Jemand habe seinen Weg verfehlt; aber ich sah das Taschentuch, und gewahrte die dunkle Gestalt, welche so geräuschlos hereinkam, und darauf erinnerte ich mich! Sie kam herein, das Gesicht von mir abgewandt — an Umrissen einem Manne gleichend, aber doch so unirdisch — ein unbeschreibliches Grausen! Sie trat ruhig und still zum Kamin. Zitterst Du, Isa? Ich that es nicht, nachdem meine erste Furcht vorüber war; denn

ich glaubte, es sei Douglas, und ich fühlte mich so gottlos glücklich, daß mein Gebet erhört sei. Der Unbekannte stand am Fußende des Bettes; so nahe, daß er es fast berührte. Er bückte sich über das Taschentuch, und darauf sich umwendend, richtete er seine Geisterblicke auf mich! O hilf, gütiger Himmel, Isabella! welche Todesangst überkam mich in jenem Augenblick! — er war es nicht — nicht Douglas, um dessentwillen ich Alles gewagt hatte — nicht er war's, den ich erblickte, sondern ein Fremder, — einer, den meine Augen niemals gesehn! So langsam wie sie hereingekommen war, verließ die Geistergestalt mein Zimmer wieder, und ich war wiederum allein — einsam im Geiste wie in der Wirklichkeit."

(Fortsetzung folgt.)

Tanz, Gesang und Blumen in Paris. *)

Diese heitere Dreifaltigkeit spielt eine große Rolle in Paris, und nicht selten steckt auch das Mysterium der Dreieinigkeit dahinter, welches in der Liebe seinen Ausdruck findet. Es giebt wohl keine Stadt, wo Tanz, Gesang und Blumen so gepflegt würden, wie in Paris, und gewiß nirgend Frauen und Mädchen, die sich besser darauf verständen, als die Pariserinnen. Ihre große Vorliebe für Blumen würde allein genügen, ihren Sinn für Schönheit zu beweisen, wenn es dafür überhaupt noch eines Beweises bedürfte. Es macht einen wohlthätigen Eindruck auf den Fremden, den guten Geschmack hier so allgemein verbreitet zu sehen. Es ist dieß die wahre Demokratie, in welcher sich die ärmeren Klassen erhoben fühlen, und was ästhetischen Geschmack betrifft, ist das Französische Volk als Gesammtheit das künstlerischste der Welt. Hiervon kann man sich bei'm Ouvrier, bei der Grisette überzeugen, nicht bloß in den Arbeiten, durch welche sie die Mode der civilisirten Menschheit beherrschen, sondern auch durch die geistige Richtung, welche sich bei allen Klassen in so auffallender Weise bethätigt.

Der Sinn für Blumen und die durch diesen hervorgerufene Vollendung der Gartenzucht der Pariser ist auch nur eine Seite der ästhetischen Geschmacksrichtung derselben. Hier sind die Blumen kein ausschließliches Privilegium der Aristokratie oder des Geldreichthums, hier werden die Penaten der ärmsten Familie damit geschmückt. Man kann einem armen Mädchen mit einem Blumen-

---

*) Aus Szarvadi's Paris. Politische und unpolitische Studien und Bilder. 1r Bd. Berlin, Verl. von Franz Duncker. D. Red.

stocke eine eben so große Freude machen, als durch ein Toilettenstück. Die Pariserin betrachtet die Blumen auch wie die Toilette als eine Ergänzung ihrer Schönheit, sie mag diese nun in kleinen Töpfchen vor dem Fenster stehen haben, oder als Sträußchen an den Busen stecken.

Die Blumenmärkte gewähren einen interessanten Anblick, nicht bloß der reizenden Waare willen, sondern mehr noch wegen der reizenden Käuferinnen. Des Abends und des Morgens wimmeln die Blumenmärkte von jungen Mädchen und Frauen, die mit sehnsüchtigen Blicken nach den duftenden Nebenbuhlerinnen hinsehen. Die Pariserin besucht den Blumenmarkt ungefähr wie ein Büchernarr bei Antiquaren herumwühlt, auch ohne Absicht etwas zu kaufen. Wenn noch einige Sous in der Tasche klingen, dann behält die Leidenschaft freilich Recht bei Beiden und die Sparsamkeit kommt immer zu kurz dabei. Manche Tugend hier ist am Dorn einer schönen Rose hängen geblieben, so wie sich manches Herz am Dorn der beschenkten Rose wund gestochen. Die Pariserinnen pflegen ihre Blumen wie die Mutter ihr Kind, sie hängen mit weiblicher Neigung an ihnen. Diese allgemeine Liebe für Blumen hat bei einer so großen Stadt natürlich auch ihre national = ökonomische Bedeutung, und es werden hier jedes Jahr für acht Millionen Franken Blumen in Umsatz gebracht. Die Blumenzucht muß unter solchen Umständen einen hohen Grad von Vollkommenheit erreichen, und daß dieß auch der Fall sei, das kann man in jedem Blumenladen, so wie in den häufigen öffentlichen Blumenausstellungen erkennen. Manche der Pariser Gärtner leisten Außerordentliches und es flößt unwillkürlich Achtung ein vor dem Geiste der Menschen, der die Natur in solchem Maße sich botmäßig zu machen versteht. Mit Jahreszeit und Klima spielt er wie mit ganz unerheblichen Schwierigkeiten, aber selbst Farbe und Gestalt umwandeln sich unter seinem Hauche; die Natur muß erbeben im Gefühle ihrer Sklaverei und zugleich Stolz fühlen, ob der wunderbaren Schöpfungen, zu denen sie des Menschen Wille drängt. Wenn schon die Zucht unsere Bewunderung erregt, so wird diese durch die geschmackvolle und passende Zusammenstellung dieser Meisterwerke der Natur noch erhöht. Das Auge hängt mit Wollust an diesem wunderbaren Farbenglanze, denn sie wissen eine gewisse musikalische Harmonie in ihre Anordnung zu legen. Was hier von den Blumenausstellungen gesagt wurde, dieß gilt auch von der Anordnung eines Straußes. Die Pariser Blumenhändlerinnen sind Künstlerinnen in ihrem Fache und man kann sich nichts Sinnigeres, Geschmackvolleres denken, als so ein Pariser Bouquet. Die Blumistinnen machen ganz eifrige Studien und sie haben sich auch eine Theorie abgezogen, welche die allgemeinen Grundsätze, die zehn Gebote ihrer Kunst enthält. Handelt es sich erst um einen Strauß für eine Toilette, dann wird man von einer Blumenverkäuferin, die etwas auf ihren Ruf hält, ver-

nommen wie in einem Paßbureau. Da wird nach Farbe der Kleider, nach den Haaren, nach der Größe der Dame gefragt, und zuweilen sogar nach dem Verhältnisse, in dem man zu ihr steht. Dafür sind diese Blumenkünstlerinnen auch gar nicht verlegen, einen anständigen Preis für ihre Produkte zu verlangen, und der Käufer hat oft Gelegenheit, mit den Dornen der Pariser Blumen Bekanntschaft zu machen, noch ehe er diese berührt. Die Abstufungen der Blumenhändlerinnen sind zahlreich und die Blumen theilen das Schicksal ihres menschlichen Ebenbildes; wenn ihre Jugend schwindet, werden sie entfernt und wandern von Stufe zu Stufe abwärts, bis sie sich auf der Gasse befinden und uns geradezu aufgedrungen werden. Das Bouquet, das gestern noch so stolz und vornehm im Auslegekasten der Madame Prevost im Palais national zu uns heraussah, bittet heute schon mitleidig um Erhörung und macht uns in der Person eines wandernden Blumenmädchens recht zudringlich den Hof.

Bei dieser innigen Bekanntschaft der Pariserinnen mit den Blumen und bei ihrem vertraulichen Umgange mit denselben ist es kein Wunder, wenn sie ihnen die Natur abgelauscht haben und so gelungene Nachahmungen davon liefern. Die Pariser Kunstblumen sind eine wahre Herausforderung der Natur und sie leisten das Höchste, was man beanspruchen kann. Die Königin von Spanien ist offenbar meiner Meinung, denn sie hat dem Französischen Kunstblumisten Constantin einen Orden verliehen, und trotz des Skandals, den die Auszeichnung in diplomatischen Kreisen verursachte, muß doch zugegeben werden, daß die Könige von dieser ihrer Gnade schon einen unwürdigeren Gebrauch gemacht haben.

Die Blumenliebhaberei ist also eine der heftigsten Passionen der Pariserin und diese durchzieht das Leben auf blumigen Pfaden. Die Grisette sieht in den Blumen den einzigen Luxus, den sie sich erlauben darf, und oft auch den einzigen Trost inmitten der Einsamkeit ihres traurigen Lebens. Den einzigen Trost, sagte ich, der Leser verzeiht es mir, wenn ich diese Uebertreibung gleich widerrufe, denn oft ist dieser einzige Trost bloß nur eine liebe Erinnerung an einen andern Trost, der des Abends von der Werkstätte heimkommt und im angrenzenden Stübchen oder in jenem gegenüber, seine Heimkehr durch ein gesungenes Signal ankündigt, um sie vielleicht später durch ein geküßtes ganz außer Zweifel zu stellen.

Und habe ich da nicht vom Liebe gesprochen? Kann ich den Blumen die Rolle des tröstenden Schutzengels ausschließlich zuschreiben, so lange noch Béranger und die anonymen Volkssänger im Munde der lieben Jugend leben und von den Wänden der Mansarden und Ateliers wiederhallen? Das Lied spielt in Paris eine große Rolle, und wer an Rouget de Lisle denkt, der wird es gern glauben. Der Einfluß der politischen Chanson auf die Revolution ist noch lange nicht genug gewürdigt worden und Béranger sowie

Pierre Dupont haben mehr Antheil an der revolutionairen Stimmung des Pariser Volkes, als die meistgelesenen Journale. Wenn das politische Lied in den Ateliers wieder seine Stimme erklingen läßt, dann sind auch die Barricaden oder wenigstens der Appetit nach solchen nicht mehr fern. Die hiesige Polizei, die das Verbieten mit solcher Lust betreibt, daß sie sich bald selber das Erlauben verbieten dürfte, hat es in ihrer Raffinirtheit doch noch nicht so weit gebracht, diesem gefährlichen Gegner zu Leibe zu gehen. In den Cafés chantants und im Cabaret hat sie der politischen Chanson die Mundsperre schon angelegt, aber bis in die Ateliers wagten sich die dreispitzigen Hüte der ordnungs-fanatischen Gensd'armen noch nicht.

Was dem Arbeiter die politische Chanson, das ist der Arbeiterin das Liebeslied, die Romanze, das **Chanson pur sang**, Béranger. Wir haben bereits erzählt, wie öffentliche populaire Gesanglehrer hier die neuen Lieder in den Gassen absingen und zugleich verkaufen. In den unzähligen Cafés chantants aber ist die Universität der Romanzensängerinnen zu suchen. Hier lernt die Arbeiterin ihre musikalischen Neuigkeiten kennen, obgleich in letzterer Zeit die Primadonnen dieser Anstalten ihren Ehrgeiz leider auf die Italienische Oper geworfen haben, was der armen Grisette schmerzlich genug ist, da sie um ihre hohe Schule kommt. Ein neues Lied verbreitet sich hier fast mit eben der Schnelligkeit, mit der eine politische Neuigkeit die Stadt durchfliegt, ganz unserer Telegraphenzeit würdig. Das System des gegenseitigen Unterrichtes ist in dieser Hinsicht in voller Blüthe. Zwei Freundinnen aus der Arbeitsklasse werden, wenn sie sich seit längerer Zeit nicht gesehen haben, gewiß nicht Abschied von einander nehmen, ohne vorher gegenseitig Erkundigung eingezogen zu haben, ob kein neues Lied in der Kehle stecke. Wer will es den armen Geschöpfen verargen, wenn sie sich die Mühe ihres oft eben so schwierigen als wenig einträglichen Tagewerkes auf diese unschuldige poetische Weise zu versüßen suchen?

Das Lied ist für die Arbeiterin aber keineswegs bloß ein willkommener Trost der Einsamkeit, es ist oft die Noahtaube, welche zur Dachstube hinausfliegt, um den Oelzweig einer beginnenden Bekanntschaft heimzubringen. Gar oft beginnt der Roman in dem Dachstübchen mit einem Liede, das ein aufmerksamer Nachbar nachsingt, um die Vortheile der Begleitung auf praktische Weise darzuthun. Die neugierige Pariserin möchte gern zum Fenster gehen, um das von ihrem Gesange herbeigelockte Echo ein wenig in der Nähe zu betrachten, und da erweis't sich denn die moral-philosophische Nützlichkeit der Blumentöpfe, welche bloß zum Schmucke des Dachstübchens bestimmt schienen. Man thut, als ob man an den Blumen etwas zu richten, als ob man sie zu begießen, oder zu beschneiden hätte, und blickt dabei verstohlen zum Nachbar hinüber. Ist dieser so glücklich, genehm befunden zu werden, dann fallen die Strahlen des scheimischen Auges immer senkrechter auf das vis à

vis, bis sie ganz grußrecht geworden und ein bon jour oder bon soir gewagt werden darf. Daß es nicht bei diesen Einleitungen bleibt, dafür sorgt wieder das Lied, denn entweder singt der Nachbar eine neue Romanze, oder die Nachbarin eine von jenem nicht gekannte Chanson, jedenfalls haben sie etwas von einander zu lernen, und das ist ein Vorwand, nähere Bekanntschaft anknüpfen zu wollen. Kann man einem Nachbar oder einer Nachbarin eine solche Kleinigkeit verweigern? Und dann singt es sich viel harmonischer zu Zweien! Die Blumen vor dem Fenster haben auch nichts dawider, sie erhalten bald neue Gesellschaft, denn der Nachbar kann nicht umhin, seine Dankbarkeit für die erhaltene Musiklektion durch das Geschenk einiger Blumentöpfe an den Tag zu legen. Die Lektionen häufen sich, denn unser Nachbar ist wißbegierig und so fleißig in diesen Gesangstudien, daß er in kürzester Zeit nichts mehr von seiner Nachbarin zu lernen hat. Die Rollen werden aber bloß gewechselt und nun ist an ihm die Reihe, seiner Nachbarin die Sehenswürdigkeiten von Paris zu zeigen, was gewöhnlich nur ein Umweg nach einem der vielen Bälle ist, mit denen Paris jeden Tag so reichlich gesegnet ist.

Der Tanz theilt sich mit dem Liede und mit den Blumen in das Herz der Pariserin, die eine Freundin von Bewegungen in jeder Bedeutung des Wortes ist. Darum kann man auch sagen, daß in Paris immer ein bewegtes Leben herrsche, und wenn der Telegraph den Deutschen Fürsten die tröstliche Nachricht zublitzt, daß Paris ruhig sei, hat man das nur dahin zu verstehen, daß noch keine Barrikaden gebaut werden. Sonst könnte man eben so gut von einer Walpurgisnachtfeier, von einem Hexensabbath sagen, daß es ganz ruhig dabei hergehe. Der Französische Tanz, und darunter verstehe ich die Quadrille, ist nichts weiter als eine Konversation, an welcher auch die Füße Theil nehmen, und dieß gilt eben so gut von der Salonquadrille als von deren ungezogenen Schwester, die in Mabille, im Chateau rouge u. s. w. wegen ihres heftigen Temperamentes und wegen ihrer revolutionairen Ausbrüche unter Aufsicht der Polizei gestellt ist. Im Salon geht man fast, süße Geberden und Sprache benehmen sich anständig, man drückt sich im Vorbeigehen die Hände und die Augen machen den Dolmetsch dieses getanzten Romans. Die Mama steht oder sitzt hinter dem Rücken ihrer wohlerzogenen Tochter und beobachtet deren Bewunderer, um gelegentlich einen Mann und nicht bloß einen Tänzer für sie zu erspähen. Haben die Tanzenden kein näheres Interesse an einander, dann ist die Quadrille eine Heuchelei, eine Lüge, wie die sogenannte gute Gesellschaft überhaupt. Die Mädchen und Frauen benutzen die Gelegenheit zur unschuldigen Koketterie und lassen sich ihre schöne Toilette und ihre kleinen Füße bewundern, was denn doch auch eine angenehme Emotion ist. Der Tanz selber wird dann zur unbedeutenden Plauderei, man tanzt vom Wetter oder banale Komplimente

oder im besten Falle nichtssagende Neckereien, und ist froh, wenn das Orchester den letzten Takt zum erlösenden Stücke spielt.

Ist aber ein tanzendes Paar ein wirkliches Paar, wo das Herz sich zum Herzen gefunden, dann ist jede Figur das Kapitel eines Romans, und man braucht nur die Blicke und das Lächeln der Tänzerin, die Miene des Tänzers abzuschreiben und die Liebesgeschichte ist fertig. Im Allgemeinen ist der Salontanz für den Zuschauer interessanter, denn die Pariserinnen, die schon im Gehen Künstlerinnen sind, besitzen in ihren tanzenden Bewegungen nicht weniger Anmuth, und ihre gefällige Gefallsucht, ihre wettkämpfende Eifersucht macht den Tanz zu einer Art Olympischer Spiele, in denen die anständigste Art kokett zu seyn, körperliche Grazie, den Preis zugesprochen bekommt. Ist der Tänzer der Tänzerin nichts, dann ist er eben auch gar nichts und der Zuschauer Alles.

Bei'm Volke ist die Quadrille gleichfalls nur eine erhöhte Konversation, hier wird der Tanz schon ernster genommen. Man unterhält sich lauter und nachdrücklicher. Man merkt es diesen Paaren an, daß sie sich keine nichtssagenden Dinge zu sagen haben, und daß es ihnen um einen Spaß zu thun sei. Da geht's fröhlicher her, und obgleich die Bewegungen nie den Anstand und die Schicklichkeit verletzen, hört man doch schon freiere Propos hindurch, und die stets lachende Tänzerin zeigt uns, daß man ihr schon einen derben Spaß zutrauen könne. Die Tugend hat dabei nichts zu verlieren, denn Zimperlichkeit ist keine Unentbehrlichkeit in ihrem Gefolge. Da kommt es auch nur darauf an, daß man lustig sei und die Füße plaudern diese Heiterkeit, die im Blute und in der Jugend stecken, ganz redselig aus. Da giebt es keine satirischen Bemerkungen, keine ironischen Ausfälle, keine skandalöse Chronik, weil es auch keine geheime Intriguen giebt. Man unterhält sich, weil man lacht, und man lacht, weil man sich unterhält.

Ganz anders verhält es sich mit dem Tanze jener elegantesten Welt, welche in Paris nicht selten auch die schönste ist, ohne darum die elegante und schöne zu seyn. Hier schweigt das Herz und der gute Anstand gänzlich, und die tolle Laune, die erzwungene Tollheit nimmt das Wort. Dieses Tanzen ist die vergnügungssüchtige Ungeduld der Blasirtheit, aus sich selber heraus zu kommen, und es ist sehr charakteristisch, daß man sich gar nicht Zeit läßt, Hut und Mantel abzulegen. Dieses Treiben gemahnt an die Juden, die ihr Osterfest vor dem Auszuge nach Aegypten feiern. — Es ist ein merkwürdiger, eigenthümlicher, oft drolliger Anblick, aber es hat etwas Unangenehmes. Die Bewegung, die hier herrscht, die Erregtheit, die Unersättlichkeit, die wunderbare Unermüdlichkeit haben etwas Unerquickliches, weil sie im Kopfe ihren Ursprung finden, nicht im Herzen und nicht einmal im Blute. Diese drolligen Figuren, diese drastischen Sprünge, sie sind der Ausfluß übermüthiger Laune, herausfordernder Ausgelassenheit, man macht sich gegenseitig über

einander lustig. Man thut leidenschaftlich ohne Leidenschaft, man travestirt die Liebe, es ist das getanzte Konkubinat. Dieser Sinnestaumel ist zwar nicht ohne Anmuth, aber es bleibt die Anmuth lasterhaften Leichtsinns, es ist ein glänzender Witz, über den man lachen muß, auch wenn er nicht ganz sauber gewaschen ist. Man lacht im Grunde auch nicht mehr als man tanzt, und die unmöglichen Bewegungen mit Händen und Füßen, oft mit dem ganzen Leibe, sind nichts als ein plastischer, oft zu plastischer Witzkampf, den die feindlichen Parteien gegen einander ausfechten. Je derber und toller ein Ausbruch auf der einen Seite, um so derber und toller wird die Erwidernng auf der anderen. Es ist eine getanzte Nachahmung von Boccaccio's Decamerone, aber ohne dessen Poesie, nur die Pointe ist dieselbe. Wirklich interessant wird dieser Spektakel bloß im Opernballe, weil er hier durch das Massenhafte an Großartigkeit gewinnt und auch naturgemäßer ist. Die Maskenkleider deuten gleich von vorn herein, daß man eben die Vernunft zu Hause oder in einer Flasche Champagner gelassen habe.

Verführerisch ist dieser Tanz aber keineswegs, weder auf den Maskenbällen, noch außerhalb derselben, weil er bereits einer Karikatur, selbst der sinnlichen Leidenschaft geworden. Er macht bei weitem nicht den Eindruck, den ähnliche Tänze der Spanierinnen üben. Bei diesen wird unser Schönheitssinn in Anspruch genommen, weil diese glühende Plastik keuscher Leidenschaft die Grenze des Schönen um keine Linie überschreitet. Wir bewundern hier nicht bloß die unenthüllten Formen: die Anmuth der Geberden, der Reiz der Bewegungen entzücken uns in gleichem Maße. Der Tanz entwickelt sich rasch vor unserem Blicke wie ein Traum, Alles schwimmt in einander, es wird ein feenhaftes Ganzes. Da ist keine Spur von der unnatürlichen Ausgelassenheit des Cancans, ebenso wenig als von den lüsternen Pas der bezahlten Koketterie wie bei unsern Ballettänzerinnen. Am Spanischen Tanze ist Alles natürlich, schön, die Leidenschaft eine wirkliche liebedurchglühte. Die Spanierin ist auch herausfordernd, aber nicht aus unverschämter Koketterie, wie die Heldinnen von Mabille, sondern im Drange ihrer heißen Gefühle. Sie ist anmuthig und graziös, nicht studirter Weise wie eine civilisirte Dame, sondern wie ein naives Naturkind. Bei den Spanierinnen erkennt man noch das Ursprüngliche des Tanzes, man steht so zu sagen an seiner Wiege. Wir begreifen, wie die Religion, das heißt die Liebe zu Gott, und später jene zu seinem Ebenbilde mit ihrem heiligen poetischen Hauche diese schönen Affekte wach gerufen. Der Spanische Tanz ist eine Hymne oder ein Liebesdrama, nach Umständen auch eine Tragödie, der Französische Tanz hingegen ist eine anmuthige Unterhaltung, ein konversirter Roman, wie der Salontanz, oder eine ausgelassene Ironie wie in den öffentlichen Tanzsälen und im Opernballe.

Hamburg. Gedruckt in J. B. Appel's Buchdruckerei.

Lesefrüchte

vom Felde der neuesten Literatur

begründet von

Dr. J. J. C. Pappe,

fortgesetzt und herausgegeben von Dr. C. F. G. Müller.

(Expedition: Rathhausstraße No. 10.)

1852. 3ter Band. 25stes Stück.

Der Geisterbrunnen.

(Fortsetzung.)

„Du warst im Traum, liebe Kathleen," sprach Isabella besänftigend zu ihrer aufgeregten Freundin.

— „Im Traum! Ich wußte wohl, daß Du es für einen Traum halten würdest; aber es war kein Traum, Isabella. Erinnere Dich, was ich gethan hatte; ich hatte den Bösen angerufen, und bekam Antwort. Aber unterbrich mich nicht; Du weißt noch nicht Alles — es ist noch mehr zu sagen von jener Schreckensnacht. Ich bin von Natur beherzt, und da ich mich auf einer ungewohnten Höhe der Aufregung befand, so fühlte ich die Furcht nicht, die ich mir vorher vorgestellt haben mochte. Ich vergoß darauf bittere Thränen — jetzt kann ich's nicht; und ich lag da mit dem Gedanken an meine verlorne Liebe, und haderte mehr mit meinem Schicksale, als daß ich zitterte, wie manches andere Mädchen gethan hätte. Ich glaube, ich muß aus reiner Erschöpfung wieder eingeschlafen seyn, aber nur um meine Augen zu dem nämlichen Erwachen wieder zu öffnen. Als die Thür sich zum zweiten Male in ihren Angeln drehte, da muß ich gestehen, daß ich wirklich zitterte, und mein Gesicht vor dem herannahenden Gegenstande zu verbergen suchte; aber nein, meine Augen blieben unwillkürlich an den Fleck geheftet, gefesselt. Der düstere Schatten trat wieder herein — und abermals blieb sein Gesicht vor mir verborgen. Um das Schreckliche der Scene noch zu erhöhen, war das Feuer fast schon ausgebrannt, und nur das Mondlicht schien in's Zimmer herein, und ließ durch seine blassen, krankhaften Strahlen einen jeden Gegenstand nur noch geisterhafter erscheinen. Es herrschte eine schauerliche Stille, und wahrhaft grauenvoll war es, die stummen Bewegungen meines gespenstischen Besuchers zu beobachten. Wie sein Vorgänger, machte er sich mit dem verhängnißvollen Taschentuche zu thun; bald

darauf jedoch zeigte er mit einem dämonisch triumphirenden Lächeln meinen erschreckten Blicken sein Gesicht, und ließ mich — o Isabella! halte mich — o Isabella, Isabella! — Kapitän Cunninghame's verhaßte Züge sehen! Ich wollte laut aufschreien, aber ich vermochte keinen Laut hervorzubringen, und mit unirdischem Hohngelächter verschwand die Gestalt vor meinen Augen. Abermals hatte ich den Geliebten verfehlt. Ich schien an den Fleck gefesselt; ich konnte nicht aufstehen; ich konnte nicht um Hilfe rufen. Mein einziger Gedanke war, die kleine Thür zu bewachen, um zu sehen, was für neue Schreckensgestalten noch hereintreten würden. Endlich raffte ich meinen ganzen Muth zusammen, und bückte mich vorüber, riß das Taschentuch von seinem Platze herunter, und warf es auf die Erde, an's äußerste Ende des Zimmers; mehr konnte ich nicht thun, denn die Thür öffnete sich von Neuem, und abermals erschien mein Schicksalsgespenst. Auch da noch schöpfte ich frische Hoffnung mitten unter meinem Schrecken. Am Ende könnte er es doch seyn, und der Gedanke machte mich kühn. Die Gestalt kam näher, sie lehnte sich über den Stuhl, und, o Isabella! sie ging weiter bis an den Platz, wo das Taschentuch lag; sie nahm es vom Boden auf, und hängte es wieder über den Stuhl, worauf sie sich nach mir wandte, und mich mit schwermüthigem, vorwurfsvollem Blicke zu betrachten schien, wie ich dalag, ängstlich hoffend und zugleich fürchtend, ihr Antlitz zu sehen. Er war's nicht, Isabella. Ich wußte nicht, wer; es lag mir gar nicht daran, es zu wissen. Da es nicht Douglas war, was kümmerte mich's? Ich hatte Leben, Hoffnung — Alles, Alles gewagt, um elend, vernichtet für immer zu seyn! Keine Hoffnung, keine Buße hinfort für mich. Still! noch nicht Isabella" (als sie sah, daß ihre Freundin das Wort nehmen wollte). „Als sie verschwand — diese traurige, düstere Gestalt — da ließ sich rings um's Haus ein durchdringendes Jammergeschrei vernehmen, darauf in Zwischenräumen dreimal wiederholt, erklang ein Ton wie von einem Requiem für Verstorbene, und dann wieder jenes Klagegeschrei; ich konnte es nicht länger ertragen — ich fiel in Ohnmacht. Als ich wieder zu mir selbst kam, war bereits heller Sonnenschein, die Vögel im muntersten Gesange, die ganze Natur schön und herrlich; doch mir war noch der Ueberrest der Schrecknisse vor Augen, die ich erlebt hatte — das Erste, was meine wachenden Augen erblickten, war das Taschentuch! Ich habe es noch, Isabella — ich bewahre es, wie einen Schatz. Nicht wahr, eine furchtbare Reliquie zum Verehren? Aber jedes Mal, wenn ich eine schmerzliche Erinnerung in meinem Herzen fühle an einen Menschen, den ich innig liebe — und so seltsam es scheinen mag, es kommt dann und wann eine Erinnerung, es bricht trotz alle dem gelegentlich eine Hoffnung hervor — so sehe ich nach meinem Taschentuche, und wie der Frost die Blätter und Blumen zerstört, so sinken meine Hoffnungen matt und welk

vor meiner Reliquie in Nichts zusammen. Mein Mädchen kam fast unmittelbar nach meinem Erwachen zu mir herein, und ich erfuhr von ihr, daß man mein Entfernen aus dem Barackenzimmer entdeckt habe. Doch jetzt machte mir das keine Sorge. Was war mir daran gelegen, was man von mir dachte oder sagte! Ich hatte mein Schicksal erfahren — ich war nicht länger in Ungewißheit — ich wußte Alles. Konnte ich auch Alles ertragen? Wie ich Kraft hatte, aufzustehen, mich anzukleiden, hinunter zu gehen, das weiß ich nicht; aber mit einer Art von Verzweiflung kam ich darüber weg, und mehr todt als lebendig gelangte ich in's Frühstückzimmer. Du weißt das Uebrige. Es ist eine wunderliche Schicksalsgeschichte, Isabella, nicht wahr?“ sprach Kathleen, plötzlich ihre Freundin sehr ernsthaft anblickend.

— „Wirklich furchtbar, meine Liebe; ganz entsetzlich.“

— „Kannst Du Dich da noch wundern, daß ich krank darnach wurde, Isa? — daß auch meine Nerven unterlagen?“

— „Nein, Beste; aber glaube mir, es war nur ein Traum — ein Phantom Deiner überreizten Phantasie.“

— „Isabella, Du darfst es nicht so nennen. Ich wußte wohl, wie's kommen würde, daß mir Niemand glauben, sondern Alle es von dieser Seite ansehen würden; aber es war nicht so — jene furchtbare Erscheinung war keine Vision. Wäre sie das gewesen, würden mir dann nicht bekannte Gesichter vor Augen getreten seyn statt der fremden Gestalten? O Isabella! Du kennst es nicht, mögest Du es niemals kennen lernen, das Elend, ohne Hoffnung zu erwachen, mit Kummer schlafen zu gehen, eine Vergangenheit zu haben, von der man sich abwenden muß, eine Gegenwart ohne Zweck; eine Zukunft, die, wenn sie einen Zweck hat, nur darum da ist, um ihm zu begegnen, und dann mit Allem zu Ende zu seyn. Weine nicht um mich, Isabella,“ — fuhr sie fort, als Isabelle'ns Thränen zahlreich und heiß bei der traurigen Schilderung flossen — „Thränen sind nicht für mich. Ich habe Dir's erzählt, damit Du mir helfen mögest, und meinen Eltern — nicht diese Geschichte erzählen, denn Keiner von Beiden würde sie glauben, oder sie würden sonst unglücklich seyn — sondern ihnen sagen, ich müsse diesen Ort verlassen — ich müsse umherwandern, um mein Schicksal aufzusuchen — ich würde wahnsinnig werden, wenn ich hier bliebe! Und Isabella, Du mußt bei mir bleiben; ich kann's nicht ertragen, mich von Dir zu trennen, meine theure, liebe Isabella; und jetzt, wo Dein Bruder sich verheirathet, kann er Dich unmöglich noch ferner nöthig haben. Ich bin sehr traurig, sehr gebrochenen Herzens. Du wirst doch bei mir bleiben, nicht wahr, Isabella?“

Ihre Eltern haben ihre Wünsche erfüllt, ihre Freundin ist bei ihr geblieben; und es wandert nun jenes arme ruhelose Geschöpf von einer wechselvollen Scene zur andern!

* * *

9.

Es war ein glänzender Ballabend; lieblich und fröhlich erscholl die muntere Tanzmusik, leicht glitten die Gestalten der Tänzer dahin — die munterste, die lieblichste von allen war Kathleen. Wer hätte wohl bei'm Anblick jenes reizenden Gesichtes das darunter verborgene Gift ahnen mögen, welches jene junge Seele verzehrte? Eine eifrige Gruppe stand ja um sie her — um den allezeit bewunderten Liebling, um sie, die so fesseln und bezaubern konnte. Plötzlich hielt sie inne — ihre Farbe erblaßte — ihre Hand erzitterte; noch ein Augenblick, und sie stand an Isabella's Seite.

— „Wirst Du mir jetzt endlich glauben?“ — die Stimme war so ruhig und sanft, und Isabella stutzte, ohne zu wissen, warum, bei diesem ruhigen Tone — „willst Du mir jetzt endlich glauben, daß es kein Traum war? — jetzt, wo er vor Dir steht, meine erste Schicksalsbestimmung, mein gespenstischer Bräutigam?“

— „Vor mir, wo denn? — wen meinst Du?“

— „Der da mit dem schöngelockten blaugekleideten Mädchen tanzt.“

— „Kathleen, ich hoffte, die Zeit hätte jene wilde Täuschung zu nichte gemacht.“

— „Meinst Du wirklich?“ — erwiderte sie traurig — „Da es keine Täuschung ist, so läßt es sich nicht so leicht zu nichte machen.“

— „Und doch schienst Du letzthin so glücklich, so gleich- Deinem eigenen theuren Selbst, ich war fest davon überzeugt.“

— „Ach! dieses hohle, falsche Leben, hat es auch Dich getäuscht? Die Natur bestimmte mich zu etwas Besserem, als dazu. Und hast Du noch erst zu lernen, Isa, je tiefer die Gefühle, desto weniger erscheinen sie sichtbar an der Oberfläche? Uebrigens freue ich mich, daß Du mich für fröhlich und glücklich gehalten. Ich wünschte dafür gehalten zu werden; aber das, meine ich, ist mir gerade vom Schicksal bestimmt, ich sollte jetzt sehr munter und glücklich seyn.“

— „Um Dich zu überzeugen, an welcher Täuschung Du leidest, Kathleen, so wisse, der Herr, den Du meinst, ist Mr. Vernon, und er ist versprochen mit Miß Melville, der jungen Dame, mit der er eben jetzt tanzt.“

— „Gleichwohl ist es der mir vom Schicksal Bestimmte.“

— „Aber Du willst doch keine so grausame, so verrätherische Rolle spielen, und ihn zu gewinnen suchen, und zwar auf Kosten fremden Glückes?“ sagte Miß Graham.

— „Ich ihn zu gewinnen suchen! Ich strebe nicht darnach. Ich habe durchaus keinen Wunsch, ihn zu gewinnen; dessenungeachtet wird er mein seyn — nicht aus freien Stücken, der Himmel weiß es, Isabella. Möglicherweise kann es auch mein Schicksal seyn, auf Andere sowohl als auf mich selbst Unglück zu häufen. Es würde schwerlich eine meines Verbrechens würdige Strafe seyn, wenn mein Elend rein selbstsüchtiger Art wäre, und nur mich selbst träfe“, erwiderte Miß O'Brien verzweiflungsvoll.

— „Darf ich meinen Freund, Mr. Vernon mit Ihnen bekannt machen, Miß O'Brien?“ — ließ sich in ihrer Nähe eine Stimme vernehmen — „er ist sehr begierig, Ihre Bekanntschaft zu machen.“

Nach wenigen Augenblicken schon befand sich Kathleen mitten unter dem Haufen der Tänzer; sie tanzte mit Mr. Vernon. Und er kam diese Nacht zum Wahnsinn, zur Raserei verliebt nach Hause. Kathleen's verhängnißvolle Schönheit hatte ihre Wirkung gethan; seine früheren Gelübde und Versprechungen, seine verpfändete Liebe, Alles war vergessen; grausam opferte ihr bethörter Anbeter um ihretwillen der armen Ida Melville gebrochenes Herz; und nur ein kurzer Zeitraum war seit ihrem ersten Zusammentreffen verflossen, als Kathleen bereits ihr Jawort gegeben, und — als Braut am Altar niederkniete. Aber „es war bereits der Fluch hereingebrochen“, und auf's Bitterste rächte sich das der armen Ida geschehene Unrecht. Die Erinnerung an die frohe Hochzeit, an die blasse schöne Braut hatte kaum aufgehört, Gegenstand des Gesprächs zu seyn, die Blumen, mit denen sie ihren Pfad bestreut sah, waren kaum verwelkt, die Erinnerung an den Ton ihrer Brautglocken war kaum aus ihrer Seele entschwunden, als Kathleen bleich, stumm und gebrochenen Herzens an ihres Gatten Leiche stand! Ein leidenschaftlicher Jagdliebhaber und verwegener Reiter, war er mitten in seinem Lieblingsvergnügen vom Tode ereilt worden.

* * *

10.

Ein Jahr ist verflossen seit Kathleen's Witwenstand, und noch einmal weilt sie unter Sir John Dalrymple's Dach; aber nicht zu Balinaslough — dahin vermochte sie nicht zu gehen. Bis dahin war ihr Kapitän Cunninghame noch nie wieder in den Weg gekommen, und schon begann sie wieder frei aufzuathmen; das überwältigende Entsetzen, welches der Gedanke an die zweite Schicksalsheirath stets in ihr erregt hatte, schwand allmählich aus ihrer Seele. Aber ihr grausames Verhängniß verfolgte sie auch damals noch. Sie hatte den Sturm heraufbeschworen; und mußte seine Wuth aushalten.

Es war an einem Frühlingsmorgen, und Kathleen saß ruhig bei ihrer Arbeit an Lady Dalrymple's Seite, und fühlte sich äußerst glücklich — doch die arme Kathleen schien dazu verdammt, daß Freude ihr stets nur die Verkünderin von Trauer seyn sollte — als Sir John in's Zimmer trat.

— „Ich erfahre so eben, mein Kind“, — sagte er zu seiner Frau — „daß Cunninghame in der Nachbarschaft ist. Ich habe mein Pferd bestellt, um zu ihm hinzureiten, und ihn einzuladen, daß er herkomme.“

Arme Kathleen! wo sind nun deine Zauberbilder von Glück-

seligkeit? — zertrümmert, vernichtet! Sie begab sich auf ihr einsames Zimmer; einen Augenblick lang stand sie da, die Hand gegen ihr wild pochendes Herz drückend, um sein Pochen zu stillen; den nächsten schon nahm sie die verhängnißvolle Reliquie von ihrem Platze herab, und, wie gewöhnlich, übte diese ihren wunderbaren Einfluß. Als sie dieselbe betrachtete, ging rasch die mitternächtliche Erscheinung vor ihrer Seele vorüber — die Todesangst — die unabänderliche Bestimmung! und ihre besseren Gefühle erlagen unter der Macht des Zaubers. Es war ein seltsamer Charakter; so achtlos in ihrem Unternehmen, und doch ein so wackeres Herz, womit sie ihrem Verhängniß entgegen ging. Das Schlimmste war jetzt gekommen; das Schreckliche der Vorahnung hatte mit der Wirklichkeit aufgehört, und in diesem Geiste kam sie ihm entgegen — ohne Gemüthsbewegung und voller Resignation. „Konnte sie Alles ertragen?" wie sie einst gefragt hatte, als sie entsetzt vor dem Schicksale zurückschreckte, welches ihr bevorstand. Ja, fürwahr mit einem Muthe, der einer besseren Sache würdig gewesen wäre.

Er kam — um sie zu bewundern, weit mehr noch als in den Tagen ihrer mädchenhaften Schönheit — sie zu lieben, so weit sein Herz der Liebe fähig war — um sie anzuhalten, und sie zu gewinnen. Und abermals stand Kathleen am Altar, und entweihte die heilige Stätte mit den falschen Gelübden, die sie aussprach, als sie einen Mann zu lieben und zu ehren versprach, den sie nicht ehrte, und den sie nicht lieben konnte. Es war eine unglückliche Ehe; nicht ein einziges Interesse, nicht eine einzige Neigung hatte das unglücklich vereinigte Paar mit einander gemein: unliebenswürdig, engherzig, in jeder Hinsicht Kathleen nachstehend, wurde Kapitän Cunninghame sehr bald eifersüchtig auf den überlegenen Geist seiner unglücklichen Gattin.

Nichts kann eine unedle Natur so sehr ärgern, als eine beständige Verbindung mit der ihr entgegengesetzten; es treibt sie fast zur Raserei, und obwohl die Personen sich's niemals selbst gestehen mögen, so liegt es doch tief in dem Innersten ihres Herzens, es stachelt und drängt sie mit der unwillkürlichen Vergleichung, und treibt sie an, den unglücklichen Gegenstand ihrer Eifersucht die kleine Tyrannei auf's Bitterste fühlen zu lassen, so gemein, wie nur ein solches Gemüth sie auszuüben vermag. Und wiewohl es noch Augenblicke gab, wo Kapitän Cunninghame sich stolz fühlte auf sein liebliches Weib, so war sie doch jetzt sein eigen, ihre Schönheit übte nicht mehr die Gewalt, die sie einst über sein Herz besessen, und Kathleen war täglich und stündlich der Gegenstand der mürrischen Streitsucht eines übelgelaunten Mannes, das Opfer seines eigensinnigen Temperamentes; ihre seiner fühlende Seele wandte sich mit Ekel von ihm ab. Doch war auch sie in ihrer Art schuldig: sie machte keinen Versuch, die Verachtung zu verbergen, welche ihres Mannes Benehmen bei ihr hervorrief; mit einem gewissen Stolz und

Hohn kam sie ihm entgegen, und suchte in einem Kreislaufe von sinnlosen Gemüthserheiternngen den Frieden, welchen das Haus ihr versagte, während er gleichfalls seinen eigenen Weg ging, und in dem leidenschaftlichsten Jagen nach seinen Lieblingsunterhaltungen, dem Würfelbecher und dem Pferderennen, seine Sorgen zu verscheuchen suchte.

Der Tod ihres Vaters, welcher um diese Zeit stattfand, entzog der unglücklichen Frau fast den einzigen Trost, den sie besaß; und da diese Schranke hinweggeräumt war, so wurde ihres Mannes Benehmen nur noch rücksichtsloser; auch sein Vermögen begann schon ernstlich zu leiden unter den starken Angriffen, die seine Verschwendung darauf machte. Und dieß sollte Kathleen ertragen! — sie, die in Luxus und Unthätigkeit erzogen war — sie mußte für einen Mann geboren seyn, den sie haßte und für den die Pflicht niemals der Leitstern seiner Handlungen gewesen war.

Sie lebten in einer kleinen Stadt an der See, und Kathleen wurde jeden Tag kleinmüthiger und verzagter. Eines Abends vornehmlich wurde ihr die Last unerträglich — die Einsamkeit ihres Hauses so drückend, sie konnte nicht darinnen aushalten; in Gottes freier Natur mußte sie Trost, in der reinen Himmelsluft Erleichterung suchen. Und es war ein so lieblicher Abend, mit Wolken und Schatten untermischt; hie und da brach noch ein Blick der untergehenden Sonne durch den Schatten, um die Scene zu heben und zu beseelen. Mrs. Cunninghame lenkte ihre Schritte nach einem ihrer Lieblingsplätze auf den Klippen, deren hervorragende Spitzen über die weite See hinüberhingen, welche unaufhörlich mit ihrem heftigen Getöse gegen den Fuß der Felsklippen anschlug. Es war ein einsamer Platz, aber er stimmte recht gut zu ihrer trostlosen Niedergeschlagenheit: und so saß sie dort, lauschend dem wilden Geschrei der Seevögel und dem Rauschen der Wogen, ganz dem Kummer ihres Herzens hingegeben. Sie fühlte sich jenen Abend so eigenthümlich traurig, und „der Abendstille lindes Wehen schien sich in Töne zu wandeln", die ihr längst vergangene Tage zurück riefen — die Freuden ihres Jungfrauenstandes, die heiteren Stunden ihrer Jugend — Tage, deren Rückerinnerung sie gegenwärtig kaum ertragen konnte. Und unter den verschiedenen Gedanken, welche sich in ihrem Gedächtnisse einander wild durchkreuzten, drängte sich bald einer in den Vordergrund, indem er sich klar und deutlich aus dem Ideengewirre loswand. Sie schien sich in ihrer Phantasie wieder zu Balinaslough zu seyn — wieder mit dem Geliebten; abermals wandelten sie ihren Weg, jene lachende Gruppe, längs der Terrasse, den Hügel hinauf — abermals horchte sie den Worten der Liebe, die dem Munde des Einzigen entströmten, den sie jemals wahrhaft geliebt hatte. Zurück wichen ihre Gedanken, bis die Gegenwart sich in die Vergangenheit zu versenken schien; selbst der Gruß von Land und Meer, als sie dessen Rauschen ihr Ohr lieh, erschien ihren

aufgeregten Sinnen als Vorbild ihrer eigenen Bestimmung. Hatten sie sich nicht gefunden, nur um sich wieder zu trennen? und das durch die ungestüme Natur des einen, und durch den hartnäckigen Widerstand des andern Theiles? Und als sie, die Gattin eines Andern, nun auf diese Weise, ihrem Geiste umherzuschweifen gestattete, ohne Beschränkung und ohne Vorwurf, da stützte sie das Haupt auf die Hand, und es entsank ihr der Muth. Ach! Kathleen, hat die Erfahrung Dich noch nicht gelehrt, gleich im Anfang dem ersten hinterlistigen Geflister des Versuchers zu widerstehen? Gestatte ihm nur erst den Zugang, und der Widerstand ist nicht mehr so leicht. Als sie das Haupt wieder erhob, da — stand Douglas in eigener Person vor ihr.

— „Mr. Osmond!“ rief sie aus, erschrocken und bestürzt aufspringend.

— „Endlich sehen wir uns wieder“, begann er nach den ersten Begrüßungen mit seiner ruhigen, leidenschaftslosen Stimme, und setzte sich bei diesen Worten an ihre Seite, so gefaßt, als hätten sie sich erst gestern getrennt, und als haftete keinerlei Erinnerung an ihrer Trennung.

— „Ja endlich. Wußten Sie, daß ich hier sei?“

— „Nein,“ — erwiderte er — unser Zusammentreffen war reiner Zufall. In meinem Kummer habe ich die Welt durchwandert, ich suche nach Glück, und kann es nicht finden; und ich bin erst kürzlich aus der Fremde zurückgekehrt. Gestern Abend langte ich hier an, und angezogen von der Schönheit der Gegend, entschloß ich mich, einige Tage hier zu verweilen. Ich muß gestehen, daß ich überrascht war, Sie hier zu finden, die ich weit entfernt glaubte; aber Sie waren so tief in Gedanken verloren, daß Sie mich nicht bemerkten. Was war denn der Gegenstand Ihres tiefen Nachdenkens, wollen Sie mir es nicht mittheilen?“ Sie antwortete nicht, sondern saß regungslos wie eine schöne Bildsäule, mit unverwandten Blicken in die See hinausstarrend. „Es ist eine lange Zeit, daß ich so nicht mit Ihnen zusammen war,“ — sprach er endlich in etwas barschem Tone — „wenn ich nicht irre, so war's das letzte Mal auf dem Gipfel eines Hügels.“ Noch immer keine Antwort; Kathleen pflückte in nervöser Aufregung die kleinen Blumen, welche neben ihr wuchsen. „Pflücken Sie diese Blumen für mich,“ — fuhr er fort — „um mich abermals zu bereden, daß ich zu Ihrer Erbauung beweisen soll, wie der Geist des Ritterthums noch nicht erloschen sei? Verzeihen Sie mir, daß ich Ihre eigenen Worte wiederhole“, und dabei heftete er zum ersten Male seinen Blick auf sie, indem er ihre veränderte Miene beobachtete.

— „Sie sind sehr grausam, Mr. Osmond.“

— „Wirklich? Und wer hat mich dazu gemacht, Kathleen? Welches Weib trieb mich, als meine von Hause aus harte Natur unter ihrem sanften Einflusse erweicht und veredelt wurde, auf mich

selbst zurück, um zwanzig-, ja hundertmal härter zu werden, als zuvor, und für immer alle besseren Gefühle zu ersticken, welche ich neben meinen vielfachen Fehlern besitzen mochte?“ sprach er in freundlicherem Tone.

Mrs. Cunninghame schauderte, und ihre Finger spielten eilig mit den Blumen, die sie noch in der Hand hielt.

— „Wahrlich, Sie waren damals sehr grausam, sehr unerbittlich,“ — sagte sie mit leiser Stimme, zuletzt so leise, daß er kaum die Worte verstehen konnte — „ja sehr grausam war die Strenge, womit Sie den einen unbesonnenen Machtversuch von mir bestraften.“

— „Den einen unbesonnenen Machtversuch, Kathleen; haben Sie wohl nachher irgend Betrübniß gezeigt über das, was Sie gethan? Konnte ich Sie wohl für etwas Anderes halten, als für eine herzlose Kokette, als ich nach Allem, was vorgefallen war, bemerkte, wie Sie nach wie vor glücklich, munter und lachend blieben, wie Sie die vorhin mir ganz zu eigen gehörenden freundlichen Blicke an Andere verschwendeten, wie Sie stets der Mittelpunkt des glänzenden Zirkels blieben, die Erste bei jeder neuen Unterhaltung, und augenscheinlich ganz gleichgültig gegen mich und gegen unser Verhältniß zu einander?“

— „Ich folgte nur meiner Bestimmung, ging nur meinem Schicksale entgegen“, sprach sie, noch eben so traurig.

— „Bestimmung! Schicksal!“ — rief Osmond ungeduldig — „alle schwachen Menschen reden von Bestimmung und Schicksal; sie lassen sich vom Strome ihrer Neigungen willenlos forttreiben, und sagen dann zur Entschuldigung ihrer Irrwege, es sei Bestimmung und Schicksal. Glauben Sie mir, es giebt gar Nichts der Art, wie Bestimmung und Schicksal, außer dem, was eines Menschen starker Arm sich selbst bereitet. Verzeihen Sie mir, Kathleen, es war nicht meine Absicht, solche harte Ausdrücke auf Sie anzuwenden; aber es verdrießt mich, solche Worte von Ihren Lippen zu hören.“

Abermals verstummte sie.

— „Haben Sie kürzlich von Dalrymples gehört?“ fragte er, das Schweigen unterbrechend; denn es fing an drückend zu werden, und er fühlte, daß er etwas sagen müsse.

— „Nein; ich glaube, sie sind jetzt in Irland.“

— „Zu Ballinaslough Castle?“

— „Ja.“

— „Wie geht es denn Mr. O'Brien?“

— „Meinem Vater?“ — stotterte Kathleen, auf ihr Trauerkleid blickend — „ich bin jetzt eine Waise.“

— „Verzeihen Sie, ich wußte es wirklich nicht,“ — sagte Osmond — „ich hörte wohl von Mrs. O'Brien's Tod, aber nicht von dem seinigen. Nun, mit wem sind Sie denn hier?“

— „Mit meinem Manne," sagte Kathleen überrascht.

— „Mit Ihrem Manne!" — rief Osmond — „ich bin ja heute ganz unglücklich mit meinen Irrthümern. Ich meinte — ich hätte gehört, Mr. Vernon sei gleichfalls todt."

— „Ja," — sagte Kathleen — „aber ich — ich bin wieder verheirathet."

— „Sie, Kathleen! verheirathet! Zum zweiten Mal Ihrem ersten Versprechen untreu," — murmelte er zwischen den Zähnen — „und wer, wenn ich fragen darf, ist denn jetzt Ihr Gemahl?"

Kathleen's zarte Gestalt bebte krampfhaft zusammen, als sie mit gebücktem Haupte zu ihm sagte: „Kapitän Cunninghame."

— „Cunninghame," — rief er aus — „o, Weib, Weib!" — sprach er bei sich selbst; darauf begann er laut — „Und vermuthlich, Kathleen, folgten Sie Ihrer Bestimmung, — gingen Ihrem Schicksal entgegen, auch bei dieser Heirath?"

— „Ja, so ist's," — antwortete sie achtlos — „spotten Sie meiner soviel Sie wollen."

— „Ach!" — sagte er, indem er aufstand, und rasch einige Schritte auf der Klippe entlang machte — „Und" — setzte er plötzlich wieder umkehrend hinzu — „wo ist denn Kapitän Cunninghame diesen Abend? wie geht's zu, daß er seine schöne Frau so allein und unbegleitet umherwandern läßt? Ich sollte denken, Cunninghame wäre gerade der rechte Mann zu einem Ausfluge nach dem Seeufer gewesen, mit „einer Seele, die fähig ist, die Majestät der Scene zu fassen," und so weiter."

— „Mein Mann," — sagte Kathleen, die einen leichten Nachdruck auf den Ausdruck legte, und deren gebrochenes Herz bei jedem von Douglas ausgesprochenen Worte die entsetzlichsten Foltern ausstand, „mein Mann ist zum — Pferderennen gegangen, und kommt erst heute Abend wieder zurück."

— „Ach! so hat denn auch die Ehe den tapfern Kapitän noch nicht einmal dahin bringen können, daß er seine Liebhaberei für dergleichen Vergnügungen aufgegeben hätte! Vermuthlich jedoch besucht er solche Scenen jetzt nur noch selten, und hat den Schauspielbesuch ganz aufgegeben, kurz gesagt, ist als Ehemann ein häuslicher Charakter geworden?"

Kathleen erwiderte Nichts, aber ach! jene tief bedeutsamen Blicke, welches Wort thaten sie kund!

— „Armes Kind!" — sagte er halb mitleidig — „Sie haben viel gelitten, seit wir uns zum ersten Mal sahen; aber es hat Sie nicht verändert, Kathleen; der Kummer hat Sie damit verschont, seine Zeichen auf Ihre Wangen einzugraben."

Und es war ganz so wie er sagte: es schien ein Theil ihrer vom Schicksal verliehenen Mitgift, daß sie ihre Lieblichkeit behalten sollte; geblieben war, geblieben war ihr die Blüthe ihrer Wangen, das Leuchten ihres Auges, ihre Gestalt hatte nicht das Geringste

von ihrer Anmuth verloren, noch ihr Schritt von seiner Leichtigkeit; kurz, es war kein äußerlicher Verlust zu bemerken, das sauber gehaltene Grab, welches jene schwer leidende Seele umschloß, gewährte einen reizenden Anblick.

— „Ich muß mich nach Hause begeben,“ — sagte sie, als sie noch etwas länger dort gesessen hatten, fast ohne ein Wort zu sprechen — „es ist schon spät, ich darf nicht länger bleiben.“

— „Gute Nacht denn,“ — sagte Douglas, der sich erhob, ohne die geringste Bemühung, sie zurückzuhalten — „ich darf doch wohl bisweilen kommen und Sie besuchen?“

— „Ja, gewiß; wollen Sie nicht gleich mitkommen?“

— „Nein, für heute Abend danke ich Ihnen; ich muß meinen Spaziergang noch weiter fortsetzen.“

Aber er setzte seinen Spaziergang nicht weiter fort, sondern blieb stehen, und beobachtete, wie ihre Gestalt sich den Pfad hinabzog; und darauf setzte er sich hin, wie sie vor ihm gethan, das Gesicht mit den Händen bedeckt, und es rannen dem strengen, kalten Manne die heißen Thränen über die Wangen, wie einem kleinen Kinde — das erste und letzte äußerliche Zeichen von Gemüthsbewegung, welches Douglas Osmond jemals verrathen.

* * *

(Beschluß folgt.)

Eine Norwegische Landschaft.*)

— Während ich mich ankleidete, beobachtete ich von dem Fenster meines Zimmers aus die Abwechselungen von Licht und Schatten, die über die breite Seite des Gousta-Fjeld dahin zogen. Er war noch immer von Wolken umgeben, als ich aber auf die kleine Aue hinab ging, konnte ich den Gipfel sehen, der von diesem Punkte aus das Ansehen eines abgestutzten Kegels hatte. Er war von einer Abdachung steiler Klippen umgeben, deren Furchen mit Schnee angefüllt waren, während die zwischen den weißen Streifen scheinbar in regelmäßigen Zwischenräumen hervorragenden nackten Felsenrücken eine gewundene Krone bildeten, wie sie dem riesenhaften Monarchen, der über ein ungeheures Gebiet des umliegenden Landes hoch emporragte, mit Recht zukam. Norwegens Gebirge sind nicht in Vergleich zu bringen mit jenen ausgedehnten Gebirgsketten von scharf begrenzten Umrissen und von hohen Gipfeln überragt, welche, aus der Ferne gesehen, anderen Alpenlandschaften so großartige und erhabene Züge verleihen. Gousta-Fjeld, obgleich bis zu einer

*) Aus: Norwegen und sein Volk, von Thomas Forester. Aus dem Englischen von Lindau. (Dresden, Kuntze.) 1852. D. Red.

Höhe von 5540 Fuß ansteigend, ist vielleicht der vereinzeltste Berg der Norwegischen Gebirge. Vom Fuße der Klippen, die seinen Gipfel krönen, steigen seine Abhänge in steilen Schwingungen bis zu der Thalebene des Maan herab, und sein unterer Theil ist mit Wald bekleidet. Das Auge umfaßte die schönen Verhältnisse dieses Riesen mit einem einzigen Blicke.

So vergingen einige Stunden des Morgens. Der Rest des Tages wurde in einem glücklichen Zustande ruhigen Behagens, welchem die überstandenen Mühen und die Aussicht auf die uns noch bevorstehenden größeren Beschwerden einen doppelten Reiz gaben, an dem Ufer des Flusses zugebracht, zu Wanderungen durch den Wald und zur Ersteigung der Abhänge des Gousta-Fjeld verwendet. Welche reine heitere Luft durchwehte dieses hohe abgeschlossene Thal. Wie reizend waren die sonnigen Lichtungen im Dickig, welche ein Teppich von üppig prangenden wilden Blumen und köstlichen Waldbeeren bedeckte. Und wie großartig war der Wald, der den Fuß des Berges schmückte! Wie andere Wälder, zu weit entlegen, um von Menschen heimgesucht zu werden, waren Zeit und Sturm die einzigen Gewalten gewesen, welchen die stattlichen Bürger dieses Waldes sich hatten beugen müssen, und er zeigte die großartigen rührenden Züge, die dem Urwald eigenthümlich sind: die stattlichen Gestalten einzelner Bäume, welche den Stürmen von mehr als hundert Wintern widerstanden hatten; die malerische Erscheinung anderer, die entwurzelt quer auf den geraden Stämmen eines jüngeren Geschlechtes lagen, deren vereinigte Kraft unter dem ungeheuren Gewichte zu zittern schien — ein Bild der Jugend, die das Alter stützt — und endlich das Rührendste von allen, jene eisgrauen schimmligen Riesen des Waldes, die in allen Graden des Verfalls auf dem Boden lagen. Wir hatten hier Gelegenheit, unsere Schätzung hinsichtlich der Höhe, welche die Fichte an günstig gelegenen Stellen erreicht, zu berichtigen; wir hatten uns nicht verrechnet; es kostete sechzig Schritte, um die Länge einiger dieser hingestreckten Säulen zu messen. Auf einen der Stämme, der noch immer seine gerundeten Formen besaß, setzten wir den Fuß, die ausgedorrte Faser vermochte dem schwachen Drucke nicht mehr zu widerstehen, und unser Fuß drang bis tief in das Innere einer Masse, die als Bauholz zu einem stattlichen Schiffe benutzt, stolz den Wogen des heftigsten Sturmes getrotzt haben würde. So muß Alles, was erhaben, Alles, was stark, Alles, was mächtig ist, endlich in Staub zerfallen!

Um halb vier Uhr nächsten Morgens strahlte die Sonne bereits auf die geriefelte Krone des Gousta-Fjeld; über seinem Gipfel schwebte eine leichte fast unbemerkbare graue Wolke. Wir beschleunigten die Vorbereitungen zu unserem Aufbruche, und wanderten in nordöstlicher Richtung thalaufwärts. Für einige Stunden gingen wir durch grüne Wiesen und kleine Kornfelder mit zerstreuten Häusern, die auf dem schmalen Raume zwischen dem Flusse und den Bergen lagen.

Nachdem wir hierauf durch ein kleines Dorf gegangen waren, wurde die Gegend etwas unfreundlicher, und wir traten in einen Wald von Zwergbirken, welche über dem Flusse hingen, der unterhalb, von zahlreichen Stromschnellen unterbrochen, brausend dahin floß. Bei einer Ecke des Weges uns zurückwendend, lag der Gousta-Fjeld, über die niedrigeren Höhen des Thales sich erhebend, in seiner ganzen Majestät vor uns — nicht mehr wie von Dål ausgesehen, sondern stolz aufsteigend bis zur ganzen Höhe seines stattlichen Kegels, dessen schneeiger Gipfel leicht gekerbt erschien, während die Abhänge mit großen Schneeflächen bedeckt waren. Mein Gefährte skizzirte eilig die Umrisse dieses großartigen Bildes, ich aber ging langsam weiter, bis ich bei einer neuen Wendung des Weges in einer Ferne von ungefähr einer Norwegischen Meile, wo die Reihe dunkler Klippen den obersten Theil des Thales verschlossen, eine leichte am Horizonte schwebende Wolke bemerkte. Sie war so leicht und flüchtig, daß es für jeden, der weniger aufmerksam nach den ersten Anzeichen des Wasserfalls gespäht hätte, schwer zu entscheiden gewesen seyn würde, ob sie der Erde oder dem Himmel angehörte. Ich wollte nicht im Voraus den Anblick eines Schauspiels genießen, von welchem wir uns einen so großen Genuß versprachen; ich ging daher zurück und verkündigte freudig meine Entdeckung. Als wir hierauf weiter gingen, und bei jedem Schritte die Züge des herrlichen Schauspiels deutlicher hervortreten sahen, stieg unsere Begeisterung immer höher. Wir hätten bis jetzt, wäre jene kleine Wolkensäule nicht gewesen, noch nicht bestimmen können, von welchem Punkte aus der Wasserfall, dessen fernes Brausen wir jetzt zu vernehmen begannen, vor unserem Auge erscheinen würde.

Aber die Gegend wurde, auch von dem Wasserfalle abgesehen, je mehr wir uns dem Ende des Thales näherten, im höchsten Grade anziehend. Die Berge bildeten einen weiten Halbkreis, durch welchen sich eine frischgrüne Landenge zog, die von einem der tieferen Abhänge ausging, und sich fast über die ganze Thalebene erstreckte. Gerade über, aber jenseits des Halbkreises zeigte sich die steile Klippenmauer, durch welche mittelst einer Schlucht der Fluß seinen Weg nimmt. Auf der einen Seite erhoben sich mächtige Massen nackter Gebirge in steilen Umrissen, von deren Fuße aus grüne Abhänge in sanften Wellen sich hinab in das Thal verliefen. Einige waren mit zackigen Fichten, andere mit hangenden Birken bekleidet, und bildeten mit der langen Wiesenfläche den Vordergrund des Bildes. Auf der anderen Seite waren die Abhänge der Berge bis zum Gipfel mit Fichtenwaldung bedeckt. Im Hintergrunde erhob sich über die ganze Umgebung die gerundete Masse eines der Gebirge weit nach Südwesten in der Richtung nach dem Mids-Vand. Zur Rechten sah man den Gipfel des aus dem Thale des Maan nach dem Hochlande führenden Passes, wo er sich eben durch eine Schlucht der umliegenden Berge um einen der steilen Gipfel wand. Dieß

war das Bild, dessen einzelne Züge unter den fortwährend wechselnden Wirkungen der Farben, des Lichts und des Schattens, und unter dem zunehmenden Tosen des Wasserfalls allmählich vor unseren Blicken sich entfalteten, während wir unseren Weg längs der Schluchtufer verfolgten. Der eigenthümliche Charakter des Ganzen war anmuthig und harmonisch, nicht ohne einen gewissen Anflug von Majestät, aber nicht jenen höchsten Grad von Großartigkeit erreichend, der andere und wildere Naturbilder wahrhaft erhaben machte.

Ungefähr eine Stunde von unserem ersten Ansichtspunkte wurde das Bild, welches ich zu beschreiben versucht habe, durch die Erscheinung des Hauptgegenstandes, des Wasserfalls selber, vervollständigt, und unser Weg führte uns gerade zu dessen Vorderseite. Die auffallendsten Züge, die uns hier zunächst entgegen traten, waren zwei senkrechte Felsenmassen, deren jene wenigstens 500 Fuß hoch war und die auf entgegengesetzten Seiten schroff als die Außenwände der steilen Klippe hervortraten, welcher der Wasserfall durch eine Kluft entströmt. Diese mächtigen Säulen bildeten den Eingang, das Riesenportal einer ungeheuern Höhlung, welche den Wasserstrom aufnimmt. Ihre scharfen eckigen Umrisse standen in auffallendem Kontraste mit den Abhängen und Schwellungen der umliegenden Höhen und den Dunstwolken über ihren Gipfeln. Aber wer soll die Tiefen jener dunklen Höhle erforschen und all die Wunder eines der geheimnißvollsten Schreine der Natur verkünden! Welche Feder, welcher Pinsel könnte das immer wechselnde Spiel der Schaumwolken entsprechend darstellen, die jene Höhlung erfüllten, — die drohend und wirbelnd vom leisesten Windhauch hin und hergetrieben wurden und leicht wie Luft über dem unterhalb schäumenden und siedenden Kessel schwebten!

Eben so unmöglich ist es, mehr als einen schwachen Begriff von der Masse des Wasserfalls zu geben, wie sie in einer einzigen ungeheuern Säule sich in die Tiefe stürzte. Ich spreche von einer Masse. Es war vergeistigtes Wasser; es schien während seines Laufes durch das gewundene, von Stromschnellen zerrissene Bett, in welchem es oberhalb des Wasserfalles tobte, seine Natur verändert zu haben, und ergoß sich lufterfüllt über den Abgrund, nicht sowohl in einer ununterbrochenen Masse, sondern vielmehr in einzelnen auf einander folgenden weißen Dampfgewinden, die leicht und schwebend von dem Gipfel herabstürzten, als hätte das Element seine specifische Schwere verloren, und aus den dunklen Höhlen unterhalb wieder sich erhebend, in jenen phantastischen Gestalten emporstiegen, die ich zu beschreiben versucht habe. Das Herabfallen jeder Welle des mächtigen Gießbaches war von einem zischenden Tone begleitet, nach welchem der Wasserfall „Rjukan“ — der dampfende oder schnaufende Wasserfall benannt worden ist — von dem heiseren Athemzuge des geheimnißvollen Geistes, der, seitdem es in dieser wunderbaren Werkstätte Zeit gegeben hat, mit unermüdlicher Thätigkeit gearbeitet und mit unaufhörlichen Schlägen diese aus Dampf und Wasser gemisch-

ten Massen herabstürzen lassen wird, bis jene endliche Katastrophe kommt, wo eine noch stärkere Naturmacht selbst das feste Bauwerk dieser Granitfelsen vernichtet.

Der gewöhnliche Punkt für eine nähere Ansicht des Wasserfalls ist eine kleine grasige Plattform, die auf dem rechten Ufer ungefähr zwei Drittel über dem Fuße des Wasserfalls hervorspringt. Wir erreichten sie, indem wir von dem Pferdeweg, den wir bisher verfolgt hatten, ablenkten und ziemlich eine Stunde lang über bewaldete Klippen kletterten. Die Steigung war steil und beschwerlich, die Hitze drückend und ich war froh, als ich mich keuchend auf das Gras werfen konnte, das den Abhang bedeckte und wo das Auge alle Einzelheiten des herrlichen Schauspiels überblicken konnte, während mein jüngerer und kühnerer Gefährte in das Dickig drang und nach dem Fuße der Klippen hinabkletterte. Man hatte uns von einem Wege gesagt, auf welchem man nach dem Oberlande gelangen könnte, ohne nach dem Pfade zurück zu kehren, welcher mit einem Umwege nach dem bereits erwähnten Passe führte. Wir verfolgten diesen Pfad längs der abhängigen Flächen schlüpfriger Felsen, die am Fuße des Wasserfalles in das Becken versanken, durch Spalten und über Klippen, welche kaum Raum zum Fußen boten; wir kletterten von einer Felsenplatte zur andern und hielten uns an verbuttete Büsche und hervorstehende Felsenspitzen, die beide nur einen sehr unsicheren Halt gewährten. Ueberhangende, senkrecht sich erhebende Felsen über uns, und tausend Fuß unter uns das tosende Wasser — es erforderte unseren ganzen Muth, unsere ganze Gewandtheit und Ausdauer. Ein Fehltritt w .r unvermeidliches Verderben gewesen. Auf halbem Wege stand in einem Spalte des nackten Felsens eine vereinzelte Fichte, die ihre verwitterten und verstümmelten Glieder über den gähnenden Abgrund streckte, aber troß aller Einwirkungen des Sturmes sich noch immer mit festen Wurzeln in dem Spalte erhielt. Mit Sicherheit uns an ihren kräftigen Stamm lehnend, gönnten wir uns einige Augenblicke der Erholung und begannen dann auf's Neue die mühsame Arbeit, den gefährlichen Pfad zu erklimmen, der uns endlich auf die Landfläche oberhalb des Wasserfalls brachte.

Es war ein mit grobem Kräuterwerk bewachsenes, von Felsenmassen beschwertes Moorland. Die Gegend hatte plötzlich einen anderen Charakter angenommen; die Fichte wich der Zwergbirke und der Saalweide. Es gab hier eine neue Flora von den prächtigsten lieblichsten Farben, und das Hochland erstreckte sich in wellenförmigen Schwingungen weit hinaus nach der blauen Kette ferner Gebirge. Bisher hatte uns unser Weg, obgleich er sich zuweilen bei dem Uebergange aus dem einen Thal in das andere erhoben hatte, noch nicht über die Region der Fichten hinausgeführt. Wir waren bis hierher durch Gegenden gereiset, die uns einige der überraschendsten Wald- und Thallandschaften Norwegens gezeigt hatten — und was könnte es Anziehenderes geben als ein fruchtbares Norwegisches Thal!

Wie schön sind die Landschaften am Nid, in Sillejord, Hjerdal, am Tind-Soe und vor allem am Maan-Elv, dessen Thal wir eben verlassen hatten. Aber hier oben in dieser höhern Region war die Luft rein und erquickend, nachdem die schwüle Atmosphäre des Gebirgspasses hinter uns lag, den wir zur Mittagszeit verfolgt hatten — vor uns lag eine unbegrenzte Aussicht über blaues Hochland und schneebekappte Gebirge, und wie anziehend war der Vorschmack von dem Hirtenleben, das in dieser unermeßlichen Einsamkeit, die wir jetzt betraten, das einzige Zeichen von Civilisation war.

Wir hatten so lange bei dem Wasserfall verweilt und der Ausgang aus dem Thale war so beschwerlich und ermüdend gewesen, daß es fast vier Uhr Nachmittags war, als wir den Gipfel des Passes erreichten. Es gab für eine Entfernung von sechs bis sieben Norwegischen Meilen kein anderes Haus, von welchem wir irgend eine Kunde hatten, als das des „guten Gunnuf“ in Baagen und dieses war noch zwei Norwegische Meilen entfernt. Dagegen konnten die ersten Saeter oder Milchhütten der Sommerweiden nicht weit mehr entfernt liegen, und dort konnten wir Erfrischungen erhalten, deren wir sehr bedurften. Der fast unbetretene Weg über Moor und Sumpf und Steine und durch die grasigen Becken, die gewöhnlich einen kleinen See oder Sumpf umgaben, schien endlos zu seyn, bis endlich am Ufer eines dieser kleinen Seen, umgeben von abhängigen Höhen, auf welchen Heerden von Kühen weideten, die ersehnten Hütten vor unseren Blicken erschienen. Ein Schwein und eine Ziege wurden einstweilen aus einer dieser Hütten verjagt, um den ungewohnten Gästen Platz zu machen, und wir schlürften, auf einem Holzklotz sitzend, in einzelnen Zügen die köstliche Milch, die man uns gastfreundlich vorsetzte. Das Gefäß enthielt wenigstens eine halbe Gallone, aber die Milch dieser Hochlandmilchereien ist zwar von der vortrefflichsten Art, jedoch so leicht, daß sie den Magen nie zu beschweren scheint. Die Abendmahlzeit, ebenfalls aus Milch bestehend, siedete in einem ungeheuren eisernen Topfe, der über einem neben dem Eingange angebrachten plumpen Herde hing. An den rohen Baumstämmen, welche die Wände bildeten, waren Breter befestigt, die mit Milchnäpfchen und Käsen angefüllt waren. Zwei blondhaarige Mädchen standen dieser Milchwirthschaft als Leiterinnen vor. Es waren heitere Geschöpfe, deren frohe frische Laune vielleicht nur von ihrem Erstaunen über das Erscheinen von Fremden, die noch dazu Engländer waren, übertroffen wurde. Sie lachten über jedes Wort, das wir zu ihnen sprachen, nöthigten uns, reichlich von ihrer Milch zu trinken und nahmen nicht ohne großes Widerstreben die kleine Münze an, die wir ihnen als Erkenntlichkeit für ihre Gastfreundschaft in die Hand drückten — die Gabe war offenbar etwas eben so Unerwartetes als Ungewöhnliches. — So erquickt zogen wir weiter und erreichten das Haus des „guten Gunnuf“ in Baagen. —

Hamburg. Gedruckt in J. B. Appel's Buchdruckerei.

Lesefrüchte
vom Felde der neuesten Literatur
begründet von
Dr. J. J. C. Pappe,
fortgesetzt und herausgegeben von Dr. C. F. G. Müller.
(Expedition: Rathhausstraße No. 10.)

1852. 3ter Band. 26stes Stück.

Der Geisterbrunnen.

(Beschluß.)

11.

Und Kathleen begiebt sich nach Hause, und ihr Mann ist eingetroffen, und mit ihm einige Freunde; schon hat sie das ermüdende Diner überstanden, und nun sitzt sie für sich allein, und ihre Einsamkeit wird durch Nichts unterbrochen als durch die gelegentlichen Ausbrüche des lauten Gelächters, welches von den unten befindlichen Zechern zu ihr heraufdringt. Und wie sie nun ihren Gedanken nachhängt, empört sich ihr Innerstes; Angst und Verzweiflung scheinen allein ihr Theil! Doch wozu Dein Schicksal anklagen, Kathleen! Hast Du nicht den Dämon zu Hilfe gerufen? und als er auf Deinen Ruf nicht antwortete, hast Du nicht Deine Bitten erneu't? Und jetzt, da er erschienen ist, wie darfst Du wohl murren, jetzt, wo Du Dein Schicksal kennst? O! welcher Kontrast zwischen jenen Menschen und Douglas! Und doch zürnet sie sich selbst wegen der Vergleichung. Und die Tage eilen dahin, und Douglas zögert noch. Und nun ist er bei ihr, und noch immer die nämliche ruhelose, verzehrende Traurigkeit der Seele, „der Zauber des Lebens vernichtet.“ Und Douglas fühlte seine Macht, und triumphirte im Bewußtseyn derselben; sie gefiel ihm, diese Rache — sie wissen zu lassen, daß sie ihm Leiden bereitet — zu sehen, wie sie ihren Verlust fühlte. Wie er ihr gesagt, hatte das Mißgeschick ihn nur noch härter gemacht; die Welt war ihm eine strenge Pflegemutter gewesen; und der einzige Sonnenblick, welcher auf seinen Pfad gefallen war, hatte die Dunkelheit nur noch größer — noch sichtbarer gemacht. Gewiß hätte er nicht mit Willen der armen Kathleen weh thun mögen, selbst nicht in Gedanken; ja noch mehr, er hatte ein Gesetz für Recht und Unrecht, welches er auf's strengste befolgte; aber jener hochherzige Grundsatz,

„das Rechte zu wissen und zu thun“, die tiefsinnige Liebe, in der ganzen Schönheit ihrer Uneigennützigkeit, welche Alles hingeben, ja die Liebe selbst zum Opfer bringen lehrt, wenn es das Wohl des geliebten Gegenstandes erfordert, war ihm nicht eigen. Ihm selbst unbewußt zogen sich die Wolken um ihn zusammen; doch er bemerkte nicht ihren Schatten, er gewahrte nicht den umdüsterten Himmel. Auch er verließ sich auf seine eigene Kraft. Armer Sterblicher! so stark in Deiner Schwäche, so ohnmächtig in Deiner Stärke! Und so waren sie, der Versucher und die Versuchte!

* * *

12.

Wie tobt das Meer! Wie peitschen die steigenden Wogen das Ufer! Die grünlichen Wellen mit weißem Schaum bedeckt, „die Pulse des großen Oceans“ — sie steigen und fallen so rasch. Die Flügel der Seevögel schimmern weiß und geisterartig in der zunehmenden Dunkelheit, und das Geheul des Windes, der trübe Himmel, Alles verkündet den herankommenden Sturm. Und den ganzen Tag hat jene drückende Windstille stattgefunden, welche solche magnetische Kraft über das Herz des Menschen ausübt. Wie eigenthümlich ist nicht jene gänzliche Meeresstille, die allemal einem Sturme voraufgeht, sei es im Leben, sei es in der Natur — jene stille, regungslose Ruhe, die wie Gottes Stimme mit seinem Volke rechtet, ehe es von seinem Zorne getroffen wird! Und beachten wir nur jene Warnung, und gehen so dem kommendem Sturme entgegen, vielleicht daß er dann vorübergeht, oder daß wir seiner Wuth entgehen? Ach! wie jener Prophet des alten Bundes, suchen wir die Gottheit eher im Sturmwinde, im Erdbeben und im Feuer, als in „dem stillen, sanften Sausen“, welches so milde an unser Ohr tönt, wenn es fragt: „Was hast Du hier zu thun?“ *) Aber wir beachten es nicht, „Alles für die Gegenwart, Nichts für die Zukunft“; unsere Furcht wird in Schlaf gelullt, und wir sitzen unter unsern Weinbergen und Feigenbäumen in träger Ruhe, und ein eitles Träumen entnervt unsere Herzen. Und es bricht darauf der Sturm los, und unsere lieblichen Schattenlauben gewähren uns keinen Schutz und Schirm vor seiner Wuth, sondern gehen vor ihm zu Grunde; und zu spät rufen wir uns das warnende „stille sanfte Sausen“ zurück, welches wir vorhin verschmähten; aber es ist verklungen, wir können seinen Ton nicht mehr hören! Und so ist's in der Natur; denn dienen nicht die Elemente dem Menschen als Zeichen und Vorbilder? wollte er nur die Lehren annehmen, die

*) 1 Kön. 19, 11—13.

sie ihm nahe zu bringen suchen! Aber eigensinnig wendet er sich hinweg; mit offenen Augen will er nicht sehen, und mit offenen Ohren nicht hören; er pflegt die irdischen und materiellen Interessen, er hört auf, seinen Zusammenhang mit der äußeren Welt zu beachten und zu unterhalten: Windstille und Sturm folgen auf einander, wie Sonnenschein und Schatten; aber in unsers Herzens Stolz weigern wir uns, auf unsern Lehrer zu hören, wir verwerfen ihn, weil wir wie die unverständigen Kinder sind!

Wie braus't das Meer! Und wie entsinkt denen das Herz, die da wissen, daß ihre Theuren durch ihren Beruf auf den Ocean geführt werden! In jenem kleinen Seehafen müssen Alle der Nacht gedenken, und den kommenden Sturm fürchten. Nein; es giebt dort solche, die, bei dem Kampfe, der in ihrem eigenen Herzen tobt, des Streites der Elemente um sie her nicht achten; ein wilderer Krieg entbrennt in ihrem Innern. Kapitän Cunninghame — er ist, wie gewöhnlich, vom Hause entfernt; immer mehr wird seine Gattin vergessen. Die Gesellschaft eines weiblichen Gemüthes von feinem Gefühle ist ihm jetzt sehr drückend und lästig. Seine eigenen Gefährten — die Billardtafel — das Pferderennen — sind weit mehr nach seinem Sinn; Kathleen sieht nur wenig von ihm. Er ist heute Abend in Verzweiflung; da sitzt er, das Gesicht so wild, so furchtbar aufgeregt. Er hat hoch gewettet — er verliert ungeheuer — er scheint zur Raserei und Verzweiflung getrieben; immerhin, laß den Sturm nur forttoben; es ist passende Musik für sein Werk.

Und Kathleen. Was ist das für ein Brief, den sie so fest in ihren kleinen zitternden Händen hält? und warum bückt sie bei'm Lesen den Kopf so tief, während eine dunkle Röthe ihre Wangen, Hals und Stirn überzieht? und warum sitzt sie allein in jenem freudenlosen Zimmer? denkt auch sie noch nicht an die Nacht? — Und wo ist Douglas? Mr. Osmond befindet sich bei einer sehr verschiedenen Scene, in einer muntern Gesellschaft, nur wenige Thüren entfernt von der Stelle, wo Kathleen in ihrer Einsamkeit sitzt. Er scheint ruhig wie gewöhnlich; auf seiner Stirn ist keine Gemüthsbewegung zu lesen; es ist gar nichts zu sehen, was sein Herz aufregte; und doch ist der Brief, den Mrs. Cunninghame lies't, von seiner Handschrift, und sie hat ihn erst vor ganz Kurzem empfangen. Ist auch dieß die Windstille vor dem Sturme? — Endlich stand Kathleen auf; es schien vorher, als wäre sie festgekettet, gebannt, in Stein verwandelt. Sie trat an's Fenster, öffnete es, und stand nun auf dem Balkon; wild tobt die Windsbraut um sie her, und durch das Geheul des Sturmwindes hört sie das heftige Brausen der an's Ufer schlagenden Wogen. Siehst Du da nicht ein Vorbild Deines Schicksals vor Augen, Kathleen? Wollen da nicht Land und Meer sich im Kampfe messen, aber eine höhere Macht wehrt dem Kampfe? Da ist kein Trost für sie zu finden; das Herz „entsinkt

ihr vor Furcht"; sie wendet sich hinweg. Sie betrachtet wieder den Brief: ihre Seele weint bitterlich; doch von außen ist keine Spur zu sehen von dem inneren Gram; die süße Erleichterung der Thränen ist der armen Kathleen versagt. Von dem Tage an, wo sie in äußerster Verlassenheit so leidenschaftlich um den weinte, der ihr geraubt wurde, dem Tage nach ihrer schrecklichen Vision, hatte Kathleen keine Thränen vergossen; als sie in ihres Lebens Einöde ausgedörrt an die Quelle kam, siehe, da war sie versiegt. „Sie müssen entscheiden, Kathleen," — sagte der Brief — „ich kann es nicht länger aushalten." — Ach, Du armes Kind! Du überliefertest Dich in der That dem Bösen, als Du in Deinem kühnen Muthe seine Hilfe anriefst, da der Gegenstand, um den Du Alles aufopfertest, zu Deinem Versucher auserseben ist; — und die Zeit eilt dahin, und die Minuten werden zu Stunden, und die Stunde naht heran, wo ihre Antwort über ihre Zukunft entscheiden muß. „Um zwölf Uhr lassen Sie Ihre Antwort mich erwarten; aber merken Sie wohl, Ihre Worte müssen unwiderruflich seyn"; und die Zeiger der kleinen Uhr nähern sich der Stunde; sie setzt sich nieder, und, einen Augenblick schaudernd, wiewohl kein Mensch bei ihr ist, hat sie bereits eine Feder ergriffen; sie verzieht nicht länger. Kathleen!

* * *

18.

„Nicht dahin — still! oder Sie werden Mrs. Cunninghame erschrecken. Lassen Sie mich zu ihr gehen und es vorsichtig anbringen." Doch ehe noch der Redende sein Wort geendigt, haben ihre erregten Sinne den Ton vernommen; schon ist sie von ihrem Stuhl aufgesprungen, und hat die Thür geöffnet, um — ihren Mann vor sich zu erblicken, auf den Armen seiner Freunde getragen, und anscheinend eine entseelte Leiche. Aber es war nicht so, das Leben war noch nicht entwichen. Und als sie die ganze lange Nacht am Krankenbette wachte, und dem Heulen des Sturmwindes horchte (denn sie hört es jetzt), wie bitter waren da die Gedanken, die sich vor ihr zusammendrängten! Wie peinlich berührte sie da die Erinnerung an ihr eigenes Benehmen! Das Gedächtniß ihrer verstorbenen Eltern — der Gedanke an die Liebe, die sie für ihr jetzt reuiges Kind gehegt — die Gelübde, die sie einst ausgesprochen — sie traten wie vorwurfsvolle Geister vor ihre Seele. Und dann kam der Gedanke an Douglas, der mit seiner überwältigenden Leidenschaft alle anderen hinwegscheuchte; aber sie drängte ihn unerbittlich zurück; ihre Lebenspfade waren für immer getrennt; hier war nicht der Ort, an Douglas zu denken. Es war so entsetzlich, ihn hier so zu sehen, der sie noch so kurz vorher in voller Lebenskraft verlassen hatte; es war so furchtbar, mitten in seiner rasenden Thorheit abgerufen zu werden; und

so schweres Unrecht ihr auch der Sterbende zugefügt hatte, waren seine Fehler wohl den ihrigen gleichgekommen? Hatte er sie gleich vernachläßigt, so war er doch wahr gegen sie gewesen; und sie, wenn auch nicht sündigend in dem Briefe, trug sie nicht die Schuld schwerer Verirrungen im Geiste?

O, Du Unglückliche, so schrecklich der Anblick ist, den Du vor Dir hast, so furchtbar war das Mittel Deiner Rettung; knieend dort am Boden danke dem Himmel, daß er zu rechter Zeit gekommen, um Dich vor der Versuchung zu retten, die Dich umlagerte, um Dich vor Dir selbst zu retten. Und als noch später Cunninghame in klägliche Tönen sie um Vergebung bat für Alles was sie von ihm habe leiden müssen, für seine Härte, seine Vernachläßigung, da fühlte Kathleen das volle Maß ihrer Schuld, sie legte ihr Haupt an seine Seite, auf das Sterbebett ihres Gemahles, und begann wieder zu weinen. Und o der Wonne jener Thränen! ihres Herzens Härte, sein Stolz und seine Sündhaftigkeit schienen sie zu verlassen, als sie ihr über die Wangen rollten; und von bitterer Reue erfüllt, that Kathleen jetzt in der kurzen Zeit, die ihr noch übrig gelassen war, Alles, was in ihrer Macht stand, um vor dem sterbenden Manne, welcher vor ihr lag, das Vergangene wieder gut zu machen; denn sie wußte, daß zu seiner Genesung keine Hoffnung mehr sei, das hatte man ihr gesagt. Es war die alte Geschichte von eines Spielers Schicksal: den ganzen Abend hatte sich das Unglück gegen ihn verschworen; er hatte sein Haus nicht in der liebenswürdigsten Stimmung verlassen; sein Spiel wurde verzweifelt; er trank herzhaft dazu, aber nur um noch mehr zu verlieren: über die Maßen aufgeregt, forderte er die Glücksgöttin noch mehr in die Schranken; immer höher wurden die Summen, die er auf die Karten wagte, aber die unstäte Göttin ließ sich nicht im Sturme gewinnen; er verlor immer von Neuem; und bis zur Raserei durch sein Unglück aufgeregt, wagte Kapitän Cunninghame sogar noch eine größere Summe als zuvor, aber nur um abermals zu verlieren. Noch vor einem Augenblicke stand er vor ihnen, wild umherblickend, wie im Traum; gleich darauf stürzte er zu Boden, die Heftigkeit seiner Leidenschaft war sein Tod gewesen. Erschrocken hoben sie ihn auf, in der Meinung, das Leben sei bereits entflohen; er kam wieder zu sich, wie wir gesehen haben; aber der kräftige Mann wurde von der Hand des Todes ereilt: mit anbrechendem Morgen war Alles vorbei.

Etwa einen Monat nach Kapitän Cunninghame's Tod las Kathleen in den Zeitungen die Anzeige von Douglas Osmond's Vermählung. Während ihrer traurigen nächtlichen Wache an ihres Mannes Seite hatte sie einmal, und nur einmal, ihren Posten verlassen, und zwar, um den Brief zu nehmen — den Brief, über den sie vorhin so lange und so ernstlich nachgedacht hatte —, und um, ohne auch nur einen Hinblick und mit fester Hand denselben an Douglas

zu kouvertiren, ohne auch nur ein einziges freundliches Wort zur Begleitung hinzuzufügen. „Ich habe entschieden. K. C.“ war Alles was sie schrieb. Und jetzt gehörte auch er einer Anderen, und sie dankte dem Himmel, daß es so sei; sie konnte besser ihrem Schicksale entgegengehen, denn noch hatte sie den Glauben an ihre vorbildlich angedeutete Bestimmung bewahrt, noch lag er mit eisiger Kälte auf ihrem Herzen, und ruhelos harrte sie auf deren endliche Erfüllung. Endlich kam sie; und in ihrer dritten Ehe wurde Kathleen mit einem Manne verbunden, bei dessen sanftmüthigem und heiligem Sinne ihr feuriger Geist endlich Ruhe fand. Er war — wie in ihrer Vision — ernst und traurig; denn schon damals, als sie sich fanden, hatte das verderbliche Gift der Schwindsucht bereits Gerard Maitland's Körper ergriffen; und als er ihr seine Liebe gestand, da geschah es ohne Hoffnung, sie als die Seinige heimzuführen, denn er wußte, daß der Tod auf seinem Wege hielt. Und auch sie entdeckte ihm Alles, Alles, was sie noch Niemanden jemals anvertraut hatte, als ihrer Freundin Isabella — alle ihre Sünde und ihren Kummer, ihre Schicksalsbestimmung, den Schatten, welcher ihr junges Leben verdüstert habe. Und zärtlich lächelte er über das arme verirrte und verlassene Erdenkind, und legte ihr schmerzendes Haupt so liebevoll an sein warmes Herz; über ihrer zauberischen Schönheit vergaß er Alles, und so lange ihm das Leben vergönnt blieb, fühlte Kathleen unter seinem sanften Einflusse ihre eigene Natur gehoben, und doch bezwungen.

Aber als das Grab sein Eigenthum forderte, als sie noch einmal wieder allein stand, ihre Bestimmung vollendet, die Geistervision in Erfüllung gegangen war, da fühlte sie das tiefste Entsetzen. Vergebens suchte sie einen Ausweg aus dem Chaos von Licht und Finsterniß, welches sie umgab. Ihr starker Geist versagte ihr; sie hatte „gelebt durch das, was Vielen den Tod gebracht“; die Anstrengung war zu groß gewesen, die Spannung konnte nicht für immer anhalten. Sie hatte sich einem harten Zuchtmeister überliefert; noch wollte der böse Feind sein Opfer nicht loslassen. Der Friede war nur trügerisch — noch einmal die Windstille vor dem Sturme. So stand sie mitten unter den Trümmern der Vergangenheit. Ihr Schutzengel hatte sie verlassen; und als sie sich anschickte, den Pfad zu suchen, den sie an seiner Seite durchwandert hatte, da erblickte sie nur die flammenden Schwerter der Cherubim, die seinen Eingang bewachten. Die Sterbliche, die sich erkühnt hatte, die Zukunft zu durchdringen, erschrak vor ihrem eigenen Unternehmen, und sank machtlos zurück! Und von neuem gingen die grauenvollen Schrecknisse vor ihrer Seele vorüber, die Geistergestalten, das Klagegeschrei! Und als ihre eigene That sich zum Gericht gegen sie erhob, da stieg die Vernunft vom Thron, „der Geist hatte sein Gebiet verlassen!“ und ihre erschrockene Bedienung wich bestürzt von ihrer Seite zurück, als sie heftig phantasirte. Bald war sie von bösen Geistern

verfolgt, von ihnen umringt, in ihren Händen, gepeinigt, geängstigt, gefoltert! Bald stand sie am Brunnen, machte den geheimnißvollen Zauber durch, rief in ekstatischen Ausdrücken den Bösen an, daß er vor ihr erscheinen möge, und sagte dann, „er sei gekommen, es sei so entsetzlich, er wolle sie nicht verlassen." Und dann wieder rief sie Douglas an, „daß er komme, um sie zu retten; denn um seinetwillen, um seine Liebe habe sie Alles gewagt, habe sie ihr irdisches Glück, ihr ganzes Seelenheil daran gesetzt, und es sei ja so grausam, sie so zu verlassen." Wiederum änderte ihre Stimme die wilden, durchdringenden Töne, und sie redete ganz sanft und leise zu ihrem hingeschiedenen Manne; aber „er wollte", nach ihrer Versicherung, „nicht bei ihr bleiben; es komme ja der böse Feind — und sei mit ihr — sei wieder in ihrer Nähe — o, rettet mich! rettet mich!"

Und von neuem brach sie wieder in Angst und Wehklagen aus. Isabella eilte an der Dulderin Seite; Isabella, jetzt eine glückliche Gattin, und noch ihre fröhliche Munterkeit, ihre liebliche Heiterkeit der Seele bewahrend, und durch ihre außerordentliche Liebenswürdigkeit Alles gewinnend, kam, um den irrenden Geist zur Ruhe zu bringen, und dem Wahnsinn, welcher ihre arme geliebte Kathleen verzehrte, zu beschwichtigen. Und als sie nun an der Unglücklichen Seite wachte, und ihrem herzzerreißenden Geschrei um Hilfe und Erbarmen Gehör gab, als sie nun die, welche ihr noch als die leibhafte Fröhlichkeit erinnerlich war, in Qualen vergehen sah, o wie inbrünstig betete sie da, daß der armen Geängstigten doch auch noch hienieden ein wenig Ruhe zu Theil werden möge! Und ihr Gebet ward erhört — der böse Geist wich von ihr: sie hatte schwer gesündigt, sie hatte schwer gelitten — sie schlummert jetzt!

* * *

14.

Und Douglas Osmond? Die Welt ist nicht Schuld daran, wenn Osmond nicht glücklich ist. In seiner eigenen Nähe sieht man zu ihm auf, ja man achtet ihn; er führt dort ein für seine Mitmenschen nützliches Leben; schwerlich aber ist er beliebt, man fürchtet sich vor ihm. Doch es liegt nicht in Osmond's Natur, sich um Volksgunst zu kümmern, kalt und ruhig, wie immer, geht er seinen Weg, auf seine eigene strenge und unbeugsame Weise, sich nur auf sich selber stützend. Sein allmächtiges „Ich" ist schon genügend für ihn! Seine junge Frau liebte ihn, aber nicht mit der völligen Liebe, welche die Furcht entfernt. Auch seine Kinder lieben ihn; aber er hält sie in gehöriger Scheu: und wer sagt, daß Douglas nicht glücklich ist? Nagt ein Wurm an seinem Herzen, so geschieht es unbemerkt — er klagt nicht. Leidet er an einer un-

heilbaren Wunde, so gewahrt man keine äußerliche Spur, sie blutet inwendig. Seine Vergangenheit ist nur ihm selbst bekannt. Er steht in seinem menschlichen Daseyn wie ein weit traurigerer Gegenstand des Mitleids da, als die arme Kathleen in ihrem demuthsvollen Grabe — umgeben von häuslichen Banden, und doch ein einsam stehender Mann — ein von seiner Art ganz angesonderter Begriff; und es ist nicht gut für einen Mann, so zu stehen.

Und Kathleen ruht auf dem stillen Friedhofe — ihr „langes Tagewerk ist vollendet“ — sie schlummert friedlich im ruhigen Grabe; sie, die Geliebte und die Schöne, so reich von der Natur begabt, und doch mit eigener Hand so unbarmherzig die herrliche Schöpfung entstellend. Was nützt aller Kampf und Streit, alle Anstrengung und aller eiserne Wille? es gelang ihnen nicht, den Schicksalsspruch abzuwenden. Sie ist jetzt aller Angst und Unruhe ledig — die Müde hat die Ruhe gefunden, die sie vorhin so vergeblich suchte, aber nicht, wo sie dieselbe zu finden glaubte. Ihr Friede ist der Friede der seligen Todten!

Und dunkler fällt der Schatten auf den „Geisterbrunnen“, und noch hängt sich an den Fleck die geheimnißvolle Tradition; aber jetzt vermischt sich damit, träumerisch und verworren, die Geschichte von Kathleen's vernichteten Hoffnungen und frühzeitiger Schicksalsbestimmung. Und wenn zur Abendzeit der Wind durch den Hohlweg pfeift und heult, so fliehen die abergläubischen Bauern den Platz, oder gehen voll Entsetzen mit abgewandtem Gesicht vorüber, indem sie das Zeichen des heiligen Kreuzes machen; denn alsdann, sagen sie, kniet die Dame auf dem alten grauen Steine, taucht ihr Taschentuch in den Brunnen, und ruft den Bösen an; während sich drei Schattengestalten im Kreise um sie her bewegen, und mitten unter dem traurigen Geheul des Windes die hohnlachenden Stimmen der Dämonen des Platzes zu vernehmen sind.

Ja, in dem Park von Balinaslough steht noch heut zu Tage der „Geisterbrunnen“, unverändert unter der wechselvollen Welt um ihn her; sein stilles Wasser melancholisch, dunkel und kalt; der Eibenbaum breitet noch seine Zweige darüber, und macht die Scene nur noch düsterer und trauriger; und selbst der Fremde, noch unbekannt mit dem verhängnißvollen Geheimnisse, welches den Platz bedeckt, und nicht daran glaubend, selbst dieser wendet sich mit einem unwillkürlichen Gefühle der Erleichterung von dem traurigen Fleck hinweg; denn „mit einer Macht und einem Zeichen“ ist der schwere Fluch auf dem „Geisterbrunnen“ bezeichnet.

O! Ihr, die Ihr mit lüsternen Augen in die Zukunft hinaus blicket, und in Eurer Ungeduld gern in ihre verschleierten Geheimnisse eindringen möchtet, haltet ein, und bedenkt doch, ob es weise ist, des Lebens Aufgabe so mit einem Blicke übersehen zu wollen, statt sie geduldig zu lösen! Dünne nur ist die Schranke, welche die sichtbare Welt von der übersinnlichen trennt; doch heilig

und unentweiht soll sie bleiben, wie der Schleier, welcher im Alterthum den Vorhof des Tempels, wo die Verehrer weilten, von „der heiligen Stätte“ schied. Werdet nicht die blinden Werkzeuge Eures eigenen Verderbens; begehrt nicht den Vorhang der Zukunft zu lüften; wartet vielmehr, gleich jenen Verehrern, knieend und geduldig im Vorhofe, und zu seiner Zeit wird der Schleier zerreißen,

Dein Schutzgeist wird von lichten Höh'n
Auf's Klarste Alles kund Dir thun.

Der letzte Wunderhof in Paris.

Noch in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts unter der Regirung Ludwig's des Vierzehnten, als die glänzenden Erfolge zahlreicher Kriege den Ruhm der Französischen Waffen verbreiteten, als am Hofe dieses Königs der Geschmack für Kunst und Dichtung gepflegt wurde, die Tragödien Racine's und Corneille's, die Komödien Molière's entstanden und Lenôtre's Baukunst mächtige Paläste schuf, kurz, in einer Zeit, wo die Französische Bildung an der Spitze aller menschlichen Gesittung zu stehen schien, und wenigstens an allen Europäischen Höfen den entscheidenden Ton angab, steckte die Hauptstadt des Landes noch tief in Verwilderung und Barbarei. Vor 1667, wo das Amt eines Generallieutenants der Polizei geschaffen wurde, waren die Straßen von Paris des Nachts noch völlig ohne Beleuchtung. Gabriel Nicolas de la Reinie, der Erste, welcher jenes Amt bekleidete, ließ es eine seiner nächsten Aufgaben seyn, eine feste Aufstellung von Laternen zu veranstalten, welche Anfangs nur mit Talglichten versehen, und zu je dreien in jeder Straße, eine in deren Mitte, eine an jedem Ende derselben, angeordnet wurden, im Ganzen dreitausend Laternen.

In der Dunkelheit der Nächte und unter der Herrschaft einer erbärmlichen Polizeiverwaltung hatte sich das Laster schamlos entfaltet, und das Gewerbe der Diebe blühte in wucherischer Ueppigkeit. Dreihundert Spielhäuser allein, so wie die saubere Genossenschaft der Lakaien und Pagen, welche in unverschämter Sittenlosigkeit einen ganzen Stadttheil bei heller Tageszeit unsicher machte, schloß und zerstreute Reinie. Aber die genannte ehrenwerthe Genossenschaft hatte nicht selten Kuppelgeschäfte für Personen aus dem Adel, in deren Lohn sie stand, besorgt, auch wohl in höherem Auftrage ein menschliches Leben um einige Jahre verkürzt. Diese Herren murrten über das Verfahren des neuen Hauptes der Polizei. Da ließ Reinie einen Pagen der Herzogin von Chevreuse und einen Diener

des Herzogs von Roquelaure wegen Tödtung eines Studenten ohne Weiteres hängen, und — Niemand murrte mehr.

Die Spitzbuben und Bettler hatten damals eigenthümliche Zufluchtsörter, die man Wunderhöfe nannte, weil jeder Bettler dort bei seinem Eintritt die Bekleidung seiner draußen gespielten Rolle ablegte und die Fähigkeiten, die Haltung, das Benehmen wieder annahm, welche ihm natürlich waren. Dort wurden die Blinden sehend, die Hinkenden gingen gerade und die Krüppel empfingen den Gebrauch aller ihrer Glieder zurück. Diese Wunderhöfe waren zahlreich in Paris; sie trugen zum Theil noch einen besonderen Nammen, wie der „Hof des Königs Franz“, der „Hof der heiligen Katharina“, beide in der Straße Saint Denis, der „Hof am Markte des heiligen Honorius“ u. s. w. Aber der berüchtigste aller dieser Höfe trägt noch heute den Namen des „Wunderhofes“, und man gelangt zu ihm durch die Straße des heiligen Erlösers. Es war derjenige, welcher unter Ludwig dem Vierzehnten als der letzte und am meisten gefürchtete übrig blieb. In ihm starrte es von Schmutz, und nach Außen trug er Mord und Straßenplünderung bei Tag und Nacht, so daß Boileau's Ausspruch, im Vergleich mit Paris sei der gefährlichste und einsamste Wald ein Sicherheitsplatz, durch ihn bestätigt wurde. Diese Vereinigung von Bettlern und Dieben sprach, wie auch Victor Hugo es in seinem Roman „Notre-Dame de Paris“ schildert, eine eigene Umgangssprache und gehorchte einem Oberhaupte, der als Bettlerkönig unter dem selbgeschaffenen Titel „Coësre“ die gemeinsamen Angelegenheiten leitete. Es sind noch Zeichnungen des letzten Bettlerkönigs aus jener Zeit vorhanden.

Im Mittelpunkte der Altstadt belegen, war dieser Wunderhof stolz auf seine reiche Bevölkerung von Vagabunden, auf seine aus dem Mittelalter stammenden „Vorrechte“, welche dem Unverstand und Vorurtheil des Volkes ihren Ursprung verdankten, hauptsächlich aber geschützt durch den scheußlichen Pesthauch, der von ihm ausging und die Polizei lange aus seiner Nähe verscheuchte. Dreimal sandte Reinie Truppen zu Fuß und zu Roß unter beherzten Führern ab, um den Hof zu reinigen; sie wurden von den Bewohnern desselben zurückgeschlagen. Endlich begab er selbst sich an das Werk, fest entschlossen, dem unleidlichen Unwesen den Garaus zu machen. Mit dem Anbruch des Tages erschien er am Eingange des Hofes mit der Sappeur-Kompagnie eines Schweizer-Regiments, hundertundfunfzig Soldaten der Fußwache und einer halben Schwadron berittener Polizeimannschaft. Sobald sie der Truppen ansichtig wurde, erhob die ganze Masse der im Hofe eingepferchten Bevölkerung, Männer und Weiber, Greise, Jünglinge und Kinder, ein furchtbares Geschrei und Gekreisch. Auf ein befehlendes Wort des Bettlerkönigs ragten Waffen aller Art, scharfe Spieße, eisenbeschlagene Stöcke, alte Dolche und lange Messer, sogar Musketen, über den Köpfen des unheimlichen Menschenknäuels empor, und in den

von Elend und Laster ausgemergelten Gesichtern las man thierische Trunkenheit und wilde Wuth. Die Soldaten, durch den Anblick aufgeregt, griffen zum Gewehr; Reinie aber verbot ihnen zu feuern. Indem er dann dem drohenden Haufen näher trat, sagte er: „Ich könnte Euch Alle für Euern Aufruhr zur gerechten Strafe ziehen, Euch fangen und aufhängen oder in den Kerker und auf die Galeeren schicken. Doch will ich dießmal Gnade für Recht ergehen lassen, weil ich Euch im Ganzen für weniger schuldig als elend halte. Hört also meinen unwiderruflichen Entschluß und bezeugt mir durch Gehorsam Euern Dank. Ich werde in Eure Mauer drei Löcher machen lassen, durch welche zu entwischen Euch gestattet seyn soll. Das letzte Dutzend aber werde ich verhaften, es bleibt zurück, um für Alle insgesammt zu büßen. Sechs will ich hängen lassen und sechs auf zwanzig Jahren auf die Galeeren schicken.“

Allgemeine Bestürzung verbreitete sich unter dem Gesindel, die Gesichter verlängerten sich vor Schrecken und Angst. Auf ein Zeichen ihres Führers machten die Sappeurs sich an die Arbeit, und bald waren drei mehr als mannshohe Löcher in die Mauer geschlagen. „Nun vorwärts“, — rief Reinie — „der Himmel sei den zwölf Langsamsten von Euch Wichten gnädig!“ — Die gesammte Bevölkerung des Hofes wälzte sich in eiligem und wildem Gedränge durch die drei Oeffnungen, der Blinde war und blieb im vollen Besitze seines Augenlichts, der Lahme warf Stock und Krücke fort und rannte spornstreichs davon, bis die verhängnißvollen Löcher durchschritten waren. Bis auf den letzten Mann spieen die verpesteten Räume ihren menschlichen Inhalt aus, ehe zwanzig Minuten vergingen. Nachdem man sich überzeugt, daß nur noch die leeren Wände den abscheulichen Dunst zusammenhielten, trat einer der Officiere mit einiger Verlegenheit zu dem Generallieutenant und fragte, ob das entflohene Gesindel verfolgt werden solle; leider sei man der letzten Zwölf nicht habhaft geworden. Reinie jedoch erwiderte heiter: „Um so besser; laßt sie laufen! Damit sie aber auch die Lust, wiederzukommen, gar nicht mehr anwandele, schleift die Mauern und brennt die Hütten nieder!“ — Dieß war das Ende des letzten Wunderhofes zu Paris.

(Gubitz Volkskal. f. d. J. 1853.)

Miscelle.

Briefcouvertmaschinen. Im Jahre 1845 erfand Edwin Hill eine Brechmaschine für Couverts, welche jetzt in der ausgedehnten Couvertfabrik von Warren de la Rue in London in Gebrauch ist. Sie soll 42 Couverts in der Minute brechen, oder in 10 Ar-

beitsstunden 25,000. Die vorher geschnittenen Blankets werden mit der Hand auf einen Tisch gelegt, auf dem sich ein Messingrahmen befindet, dessen Inneres genau die Größe des zu fertigenden Couverts hat. Unmittelbar über diesem Rahmen befindet sich ein Stempel, der in den Rahmen paßt. Wird derselbe nun in den Rahmen hineingedrückt, wenn das Blanket über demselben liegt, so werden die vier Seiten gebrochen und die vier Klappen werden in die Höhe stehen. Ehe noch der Stempel ganz emporgegangen ist, schlagen zwei Messingblätter zwei Klappenflächen herunter, und zwei andere thun dasselbe mit den beiden übrigen Klappen, wenn der Stempel ganz emporgegangen ist. Das Hinwegziehen des nun fertig gewordenen Couverts geschieht durch zwei fingerartige Griffel von Kautschuck, welche eine starke Anhaftung am Papier haben. Zur Fertigung eines Couverts sind 22 Bewegungen nöthig, welche die Maschine mit Hülfe von excentrischen Scheiben an einer Welle ausführt.

Neuerdings ist nun von A. F. Remond in Birmingham eine noch vollkommenere Maschine erbaut worden. Das erste Brechen geschieht eben so wie in De la Rue's Maschine. Der Hauptunterschied ist aber, daß der untere Boden, worauf der Rahmen steht, durchlöchert ist, und dadurch ein Aussaugen von Luft ermöglicht wird, welches bewirkt, daß das Blanket im Rahmen liegen bleibt, wenn der Stempel zurückgeht. Ist dieses geschehen, so wird von allen vier Seiten mittelst einer Pumpe aus den Wandungen des Rahmens auf die vier aufrechtstehenden Klappen geblasen, so daß sie sich niederlegen. Wenn nun der Stempel wieder heruntergeht, so drückt er nacheinander erst die beiden Seitenlappen, und darauf den unteren Lappen herunter, wozu Drücker in der unteren hohlen Seite des Stempels angebracht sind. In dem Moment, wo das Blanket — ebenfalls durch zwei fingerartige Schieber, aus denen die Luft gesogen wird, damit sie das Papier an sich halten — über den Rahmen geschoben wird, von einem Stoß mit Blankets, der unter ihnen aufgeschichtet ist, kommen von unten zwei mit Kleister getränkte Schwämme in Thätigkeit und befeuchten den unteren Lappen an den betreffenden Stellen, vermöge eines Stempels, der von oben schnell darauf drückt, während zu gleicher Zeit der obere Lappen auf der anderen Seite eine Einpressung von Matrize und Stempel empfängt. Fast zu gleicher Zeit aber wird das Couvert von dem Stempel, der in den Rahmen niedergeht, gebrochen. Ist dieser zum zweiten Male zur Vollendung des Couverts niedergegangen, so öffnet sich der untere Boden, und das fertige Couvert schlüpft unten heraus. In dieser Weise geht das Spiel der Maschine fort, indem alle Bewegungen von einer Welle mit excentrischen Scheiben ausgehen. Mit dieser Maschine soll man 36,000 Couverts den Tag über fertigen können.

Hamburg. Gedruckt in J. W. Appel's Buchdruckerei.





